Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte
für
das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk
besorgt von
Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Achter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1872.

Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte
für
das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk
besorgt von
Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Achter Band.

Oberhausen und Leipzig.
Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.
1872.

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Geschichte des Mittelalters.

V. Uebergang zur Neuzeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

IV. Bildung und Litteratur der letzten Hälfte des 14. und der ersten des 15. Jahrhunderts.

A. Griechen in Beziehung auf die Blüthe der Wissenschaft und Kunst in Italien.

1. Personen.

Obgleich wir in Betreff der Litteratur und Bildung ebenso, wie in der politischen Geschichte der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zuerst von den Byzantinern und Türken, dann von der deutschen Nation und zuletzt von Italien handeln wollen, so muß doch in diesem nicht für Schulgelehrte bestimmten Werke die türkische Litteratur ganz übergangen und die byzantinische oder griechische nur mit Beschränkung erwähnt werden. Die letztere gehörte nämlich eigentlich einer ganz anderen Zeit und sogar zum Theil einem ganz anderen Volke, den alten, reinen Griechen, nicht dem Mischvolke der Byzantiner, an, und erstarb unter diesem, während sie im Abendlande ein neues und verändertes Leben erhielt. Wir beschränken uns deshalb darauf, diejenigen Byzantiner zu nennen, welche theils vor, theils nach der Eroberung von Constantinopel die Wissenschaft und Lebensbildung der alten Griechen, ihre theoretische und praktische Weisheit, ihre Poesie, Philosophie und Grammatik zu uns brachten. Auch dies geht uns nur in so fern an, als die Schulen und das Leben von der Zeit an, wo jene Männer in lateinischer Sprache, der allgemeinen Sprache von Europa bis zum 18. Jahrhundert, zu lehren begannen, zuerst in Italien und dann im ganzen übrigen Europa eine durchaus veränderte Gestalt erhielten.

Ueber die Griechen, welche im 14. und 15. Jahrhundert nach Italien kamen und diejenige Art des Unterrichts einführten, die jetzt der allgemeinen Bildung von ganz Europa zu Grunde liegt, gibt es eigene ausführliche Schriften; unter den älteren ist das 1742 in London erschienene Werk Hody's eines der genauesten. Außerdem haben

Heeren und andere deutsche Gelehrte die, durch die Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur bewirkte, Umwandlung der Bildung des Mittelalters in die Bildung der neueren Zeit in besonderen Werken dargestellt.*) Eine sorgfältige Darstellung dieses Ueberganges, die bis auf das 14. Jahrhundert zurückgeht, ist in einem neueren englischen Werke von Henry Hallam „Introduction to the Literature of Europe" enthalten, von welchem 1855 die fünfte Ausgabe erschienen ist. Zudem wird seit etwa zwei Jahrzehnten die Geschichte des sogenannten Humanismus von deutschen Gelehrten mit Vorliebe gepflegt; einzelne Beförderer der neuen Bildung sind in Biographien und besonderen Schriften mit Gründlichkeit behandelt worden; doch wählten sich die Verfasser dieser zum Theil höchst verdienstvollen Darstellungen ihren Stoff mehr aus dem Kreis der deutschen und italienischen Humanisten, als der berühmten Griechen, von welchen das neue Studium zuerst ausging. Wir können uns daher wohl hier kurz fassen; doch erscheint eine allgemeine Erwähnung und Andeutung einzelner Punkte sowohl in Betreff der Männer, welche im 15. Jahrhundert aus Griechenland nach Italien kamen, als auch in Betreff der Werke, welche damals einer ganz neuen Bildung zu Grunde gelegt wurden, theils als eine Pflicht der Dankbarkeit, theils ist sie deshalb wichtig, damit jeder Gebildete lerne, aus welchen Quellen und durch welche Männer das Wissen zu uns kam, das jetzt ein Gemeingut geworden ist und nicht mehr in gelehrten Schulen gelernt zu werden braucht. Zu diesem Zwecke ist es hinreichend, aus der großen Zahl jener Männer und Werke nur einige wenige anzuführen, die uns vor Anderen bedeutend scheinen. Ganz Neues zu berichten ist nicht unser Zweck, wohl aber werden wir durchweg nur der eigenen Ansicht und dem eigenen Urtheile folgen.

Als Dante und Petrarca ihre Landsleute mit Begeisterung für die alte griechische Sprache, Wissenschaft und Litteratur erfüllten und die Poesie des Mittelalters, sowie die Philosophie und Kunst des Christenthums mit dem Alterthum in eine ganz eigenthümliche Verbindung brachten, als sie germanische, celtische, nordische, orientalische und griechische Cultur in einander verschmolzen, waren die Mittel, die griechische Litteratur kennen zu lernen, sehr unvollkommen, weil es an tüchtigen Lehrern fehlte. Zwar erwarben sich Barlaam, Leontius Pilatus und Demetrius von Thessalonich dadurch unsterblichen Ruhm, daß sie die großen italienischen Schriftsteller, deren wir später gedenken werden, mit den dem Abendlande damals fast unbekannten

*) A. H. L. Heeren, Geschichte des Studiums der classischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, Göttingen 1797 — 1802.

Schätzen der griechischen Litteratur bekannt machten; allein diese Männer waren entweder, wie der Mönch Barlaam (vom Orden des heil. Basilius, in welchem griechische Liturgie üblich war), selbst nur unvollkommen gebildet, oder sie verstanden nicht Latein genug, um einen großen Einfluß auszuüben. Petrarca machte einen Versuch, das Griechische von Barlaam, einem geborenen Calabresen, zu erlernen; doch kam er nie so weit, den Homer lesen zu können; ja in einem Brief erklärt er, es gebe in ganz Italien nur etwa zehn Männer, welche dies vermöchten, darunter fünf in Florenz. Boccacio brachte es weiter, indem er unter Anleitung des Leontius Pilatus, ebenfalls eines Calabresen, die Ilias las. Aber erst Emanuel Chrysoloras, welcher zwischen den Jahren 1393 und 1396 nach Italien kam, konnte durch Rede und Beispiel begeisternd wirken. Er verband die griechische Gelehrsamkeit, die man an ihm bewunderte, mit der Feinheit des gebildeten Lebens und mit den Künsten der guten Gesellschaft. Chrysoloras kam wahrscheinlich zuerst als Gesandter des griechischen Kaisers nach Italien, um die Hülfe der Venetianer gegen die Türken zu erbitten. In seiner Gesellschaft befand sich Demetrius Cydonius und Beide reisten in Begleitung der ersten Florentiner, welche aus griechischer Quelle schöpfend in Florenz das Alterthum der Griechen priesen, des Robert Rosi und des Jakob d'Angiolo, nach Constantinopel zurück. Die Florentiner empfahlen nach ihrer Rückkehr ihren Mitbürgern, von welchen damals die Künste und die Weisheit des Lebens in Italien ausgingen, den Zustand des Unterrichts in Griechenland und insbesondere die Geschicklichkeit und Lehrfähigkeit des Chrysoloras so nachdrücklich, daß die florentinische Staatsregierung den Letzteren nicht nur officiell ersuchte, als Lehrer der griechischen Sprache und Wissenschaft nach Florenz zu kommen, sondern auch Jakob d'Angiolo aufforderte, sich zu bemühen, daß Chrysoloras den Antrag annehme. Chrysoloras folgte dem an ihn ergangenen Rufe und es ward 1395 mit ihm ein Contract abgeschlossen, durch welchen er sich für einen von der Regierung zu zahlenden jährlichen Gehalt verpflichtete, in Florenz öffentlich zu lehren. Bei dieser Errichtung eines griechischen Lehrstuhles in Florenz war Nicolo Nicoli, ein angesehener Florentiner, von dessen Bemühungen um die klassische Litteratur der neueren Zeit weiter unten noch mehrmals die Rede sein wird, besonders thätig gewesen. Er war mit Chrysoloras, welcher seine Vorträge im Jahre 1396 begann, anfangs sehr befreundet, zerfiel aber schon nach drei Jahren mit ihm und Chrysoloras begab sich hierauf von Florenz nach Mailand. Ob Chrysoloras dies that, um dem Nicolo Nicoli, dessen Einfluß in Florenz überwiegend war, auszuweichen, oder weil sein Kaiser auf der Reise nach Paris nach Mailand kam,

wissen wir nicht; denn die Unruhe, Unstetigkeit und Streitsucht der Griechen, denen wir unsere Kenntniß des Alterthums verdanken, sowie aller der großen Gelehrten, welche aus ihrer Schule hervorgingen und Apostel der neueren Schulwissenschaft wurden, war unbegrenzt. Auch in Mailand, sowie nachher in Pavia predigte Chrysoloras die Lehre von der griechischen Bildung. Jedoch that er dies an beiden Orten nur kurze Zeit, weil er zugleich beauftragt war, die Geschäfte des byzantinischen Hofes in Venedig zu besorgen. Dies führte ihn 1404 nach Venedig, wo er zugleich als Agent des griechischen Kaisers und als vielbesuchter öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur thätig war. Nachdem er dort mehrere Jahre gewirkt hatte, erhielt er Aufträge nach Rom, und nun war er hier mehrere Jahre hindurch in seiner doppelten Eigenschaft beschäftigt. Im Auftrag Johann's XXIII. besuchte er das Concilium von Constanz und starb hier 1415. Wie groß seine Bedeutung für die in Italien neu auflebende Bildung war, mögen einige Andeutungen zeigen. Schüler des Chrysoloras waren fast alle jene großen Italiener, welche sich schon vor der Zerstörung Constantinopels dadurch, daß sie den Stil und die Manieren der alten römischen Aristokratie zurückführten, berühmt machten, und welche, statt der Bücher der späteren römischen und christlichen Zeit, die republikanischen Werke der früheren heidnischen, aber freien Jahrhunderte wieder hervorsuchten, sowie den wesentlichen Inhalt der altgriechischen Werke in klassischem Latein bekannt machten. Jeder gebildete Staatsmann, jeder Minister oder Kanzler und jeder Verfasser von Staatsschriften in Italien mußte damals die Griechen kennen und mit dem klassischen römischen Stil vertraut sein. Alles drängte sich daher an Emanuel Chrysoloras und seine Schüler, um sich eine Bildung zu erwerben, welche mehr in dem Umgange mit diesen Männern, als durch einen schulmäßigen Unterricht derselben erlangt wurde. Schon in Constantinopel hatte der edle Guarino von Verona aus dem Umgange mit Chrysoloras den Eifer für die der Bildung des ganzen Mittelalters entgegengesetzte Civilisation und Litteratur der alten Griechen geschöpft, welche längst die der neueren Zeit geworden ist. In Italien selbst bildeten sich Leonardo Bruni, Poggio, Peter Paul Vergerio der Aeltere und Giannozzo Manetti durch des Chrysoloras Unterhaltung. Auch Palla degli Strozzi, der Hauptgegner der Mediceer, welche ihren Ruhm ebenfalls der Beschützung und Förderung der wieder erwachenden altgriechischen und altrömischen Civilisation verdankten, ward von Chrysoloras geweckt und nachher von einem anderen Griechen, welcher die in seinem Vaterlande untergegangene Freiheit und Civilisation den Italienern verkündigte, im eigentlichen Sinne des Wortes unterrichtet. Er wurde

nämlich aus Florenz verbannt und ließ sich in der Gegend von Pavia nieder, wo er die von Chrysoloras erhaltenen Rathschläge benutzte, die Alterthumswissenschaften, besonders aber die Philosophie der Alten, gründlich studirte und den Griechen Johann Argyropulus zu sich einlud; denn dieser kam nicht, wie Einige irrthümlich angeben, erst nach der Eroberung von Constantinopel nach Italien. In Verbindung mit Argyropulus übersetzte Strozzi viele griechische Schriften, besonders philosophische, ins Latein; denn die Kenntniß der griechischen Sprache blieb, weil sie ohne Wörterbücher schwer zu erwerben war, noch lange Zeit das Eigenthum einiger wenigen Männer, welche den Umgang oder den Unterricht der vornehmen Lehrer benutzen konnten, und ward deßhalb auch als ein aristokratisches Vorzugsrecht besonders von kleinen Dynasten, von den patricischen Familien und von allen denen, welche diesen gefällig zu werden oder sich emporzubringen suchten, eifrig erstrebt. Ein anderer Schüler des Chrysoloras oder vielmehr ein zweiter angesehener Italiener, welcher durch den Umgang desselben zu einem glühenden, bis zum Ende seines Lebens fortdauernden Eifer für die neuere Bildung geweckt wurde, war der General des Camaldulenser-Ordens, Ambrosius Traversari oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Ambrosius Camaldulensis.

Nächst Emanuel Chrysoloras sind der zuvor erwähnte Johann Argyropulus und Theodorus Gaza für die altklassische Umgestaltung des Unterrichts, sowie für die Form, welche Sprache und Litteratur der neueren Zeit von Italien aus erhielten, vor allen Anderen merkwürdig. Argyropulus kehrte noch einmal in sein unglückliches Vaterland zurück, begab sich dann wieder nach Italien und erfüllte von Florenz aus, wo er 15 Jahre lang lehrte und auch Lorenzo von Medici zum Schüler hatte, die Italiener, besonders aber die Florentiner, mit regem Eifer für die Platonische Philosophie, welche sich seitdem neben der herrschenden Aristotelisch-scholastischen Philosophie selbst in den Schulen geltend machte. Merkwürdig ist seine Geringschätzung des Cicero, namentlich als Philosophen; der einzige Punkt, in welchem er sich mit Angelus Politianus, der ebenfalls sein Schüler war, nicht vertrug. Theodorus Gaza war in der Stadt Thessalonich geboren, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts einer der Hauptsitze altgriechischer Bildung war und sehr ansehnliche Schulen und Gelehrte besaß, denen wir sehr bedeutende Werke über die klassischen Schriften und Schriftsteller der alten Griechen verdanken. Als Thessalonich von den Türken genommen worden war (1430), begab sich Theodorus Gaza nach Italien, wo er fast zu gleicher Zeit mit Johann Argyropulus eintraf. Hier wirkte und lehrte er dann an verschiedenen Orten als Verkündiger einer neuen, der finsteren Mönchs-

lehre entgegengesetzten Bildung. Da er jedoch bald einsah, daß er, ohne des klassischen Stils der alten Römer mächtig zu sein, das Griechenthum im Abendlande nicht werde zu Ansehen bringen können, so ging er nach Mantua, um den Unterricht des Victorinus von Feltre zu genießen, welcher damals Erzieher zweier Prinzen Gonzaga's war und welcher weit weniger nach großem schriftstellerischem Ruhme, als nach dem Verdienst eines ausgezeichneten Lehrers strebte. Theodorus Gaza blieb drei Jahre bei ihm und erlangte eine solche Fertigkeit in der lateinischen Sprache, daß man ihn zu einer Zeit, wo eine gute Latinität über Alles geschätzt wurde, den besten Latinisten beigezählt hat. Von Mantua verlegte er seinen Wohnsitz zuerst nach Ferrara und später nach Rom. Er wirkte zugleich durch Lehren und durch Uebersetzen für das Griechenthum, und da es an griechischen Grammatiken in lateinischer Sprache gänzlich mangelte, so schrieb er ein Buch über seine Muttersprache, welches den Titel Institutiones führte und überall, wo kein Grieche als Lehrer auftrat, gebraucht wurde. Dieses Buch ward am Ende des Jahrhunderts (1495) von dem berühmtesten und gelehrtesten Buchdrucker jener Zeit, Aldus Manutius in Venedig, dem Stifter eines Hauses, das sich um das erneuerte Studium der Alten unsterbliche Verdienste erworben hat, zum Druck befördert.

Einen zu seiner Zeit in Italien sehr berühmten und wie fast alle seine gelehrten Zeitgenossen durch heftige litterarische Streitigkeiten bekannten Griechen, Georgius Gemistus Pletho, erwähnen wir nur im Vorbeigehen, weil wir ihn nicht zu den Verkündigern einer neuen Civilisation rechnen mögen. Doch war er von Einfluß, indem er seine Begeisterung für Plato auch in Italien verkündigte und in persönlichem Umgange auf Kosmus von Medicis übertrug. Mehr geistige Bedeutung als er hatte der Kardinal Bessarion. Dieser war in Trapezunt geboren, machte seit dem Jahre 1395 seine Studien in Constantinopel und zeichnete sich durch den Umfang seiner Kenntnisse und durch seine Begeisterung für das Alterthum aus. Er begab sich von Constantinopel in den Peloponnes, wo Gemistus Pletho damals lebte, und dieser erfüllte ihn zuerst mit einer schwärmerischen Vorliebe für die Platonische Philosophie. Bessarion war Geistlicher, ward Erzbischof von Nicäa und schloß sich an die Partei des griechischen Kaisers an, als dieser durch die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche Constantinopel zu retten versuchte. Er arbeitete auf dem Concilium von Florenz so eifrig für die Kirchenvereinigung, daß er, als diese nicht zu Stande kam und seine Landsleute über Alle, welche für dieselbe gearbeitet hatten, heftig erbittert waren, sich ganz von ihnen trennte und in Italien zurückblieb, wo er 1439 Kardinal der römischen Kirche wurde. Unter Nikolaus V. war Bessarion als

Staatsmann, Beamter, Schriftsteller und päpstlicher Legat an der ersten und glänzendsten Universität (Bologna) für die Schöpfung einer neueren Litteratur und Civilisation unablässig thätig. Besonders machte er sich dadurch verdient, daß er die ganz gesunkene Universität Bologna wieder emporhob und das Dunkel derselben durch ein neues Licht erhellte, indem er über die dialektische Weisheitslehre des Mittelalters Platonische Poesie verbreitete. Er hat sehr viele Schriften geschrieben. Diese würden hier nur dann einzeln angeführt werden dürfen, wenn wir uns auf Schulgelehrsamkeit einlassen wollten. Doch können wir eine Streitschrift nicht unerwähnt lassen, die er gegen einen der aus ihrer Heimath ausgewanderten oder von den Türken verjagten Griechen, Georg von Trapezunt (geboren in Kandia, aber aus Trapezunt stammend), richtete. Dieser kam um 1420 nach Italien, um sich dort durch die Erklärung der alten Griechen Ruhm und Geld zu erwerben, weil Adelige und Reiche dahin gingen, wo ein Grieche als Lehrer auftrat. Er begab sich zuerst nach Padua, wo er von Guarino die lateinische Sprache erlernte, und ward nachher in Vicenza ebenso, wie Theodorus Gaza, von dem bescheidenen und als Lehrer unermüdeten Victorinus von Feltre zum lateinischen Stilisten gebildet. Als er 1428 Vicenza verlassen mußte, errichtete er, wie es scheint, seinen Lehrstuhl in Venedig; wenigstens finden wir, daß er 1433 sich dort aufhielt. Sein Ruf und seine Wirksamkeit für die aus dem griechischen Reiche zu den Lateinern flüchtende Civilisation und Bildung der alten Griechen waren so bedeutend, daß ihn seine Freunde später nach der Stadt Florenz, dem Mittelpunkte des neu erwachten geistigen Lebens, ziehen wollten; dies gelang jedoch nicht. Dagegen ward er durch Papst Nikolaus V., dessen große Verdienste um die Erweckung einer neuen freien Wissenschaft und Kunst weiter unten dargestellt werden sollen, nach Rom gerufen. Hier befand sich Georg von Trapezunt schon im Jahre 1442 und machte durch Uebersetzungen die griechische Litteratur denen zugänglich, welche kein Wörterbuch besaßen. Papst Nikolaus fand an diesen Arbeiten Georg's so viel Vergnügen, daß er selbst ihm noch mehrere Uebersetzungen auftrug und ihn für dieselben nicht nur reichlich belohnte, sondern auch zu seinem Geheimschreiber machte. Georg war aber ein unruhiger Kopf und ein furchtbarer gelehrter Zänker und Rechthaber, und gerieth mit Guarino, sowie mit Poggio, welcher ebenfalls Humanist und päpstlicher Geheimschreiber war, später aber Kardinal und florentinischer Staatssecretär wurde, in einen so heftigen Streit, daß es zuletzt zwischen ihnen sogar zum Handgemenge gekommen sein soll. Gelehrte Lateiner, die den Papst umgaben und sich nicht nur auf das Latein besser verstanden, als Georg, sondern auch im Griechischen

Manches besser zu erklären wußten, machten den Papst auf Fehler in Georg's Uebersetzungen und auf seine Keckheit, auch das, was er nicht verstand, übersetzen zu wollen, aufmerksam, und Nikolaus ließ ihm endlich bei Gelegenheit einer Uebersetzung des Ptolemäus andeuten, daß er Rom verlassen solle. Georg trieb sich nachher unter vielen Abenteuern in Neapel, in Venedig und in seinem Geburtslande herum und kam später wieder nach Rom zurück. Wir schweigen jedoch von seinen Schicksalen, weil seine Lebensbeschreibung nicht hierher gehört, sondern nur angedeutet werden sollte, was er als der Letzte der Griechen, welche schon vor der Eroberung von Constantinopel das Abendland belehrten, geleistet hat.

Als die Hauptstadt des griechischen Reiches gefallen war, strömten viele gelehrten Griechen nach Italien und suchten in diesem Lande, welches damals, wie in unserer Zeit England, das reichste Land von Europa war, den neu erwachten Enthusiasmus für die altgriechische Civilisation zu ihrem Fortkommen und zu ihrer Existenz in der Fremde zu benutzen. Unter diesen Griechen ist zunächst Andronikus Kallinikus anzuführen, welcher 1464 nach Bologna kam, hier aber, wie es scheint, seine Rechnung nicht fand und deshalb nach Rom ging, wo er sich an den Kardinal Bessarion wandte. Man hielt ihn, neben Theodorus Gaza, allgemein für denjenigen, der am besten fähig sei, den Lateinern den Sinn für die alten Griechen zu öffnen und diese richtig zu erklären; ihn drückte aber immer die Armuth. Er lebte auch eine Zeit lang in Florenz, wo er der Lehrer des Angelus Politianus war, ging später nach Frankreich und kehrte zuletzt wahrscheinlich nach Griechenland zurück; denn wir finden, daß 1476 Franz della Torre sechs Kisten Handschriften kaufte, welche dem Andronikus gehört hatten und in jener Zeit, wo die Werke der griechischen Schriftsteller noch nicht durch den Druck verbreitet waren, eine bedeutende Bibliothek bildeten. Außer Andronikus traten in Rom Sofianus, Georg Alexander und Demetrius von Kreta als Lehrer und als Verkündiger der griechischen Bildung auf. In Florenz aber erhielt Demetrius Chalkondylas, welcher dort 1471 an des Johann Argyropulus Stelle trat, große Bedeutung. Dieser Gelehrte trat als Professor zuerst in Perugia auf und war dann als Professor nach Padua berufen worden. Er entfernte sich bald wieder aus Padua, weil es ihm mißfiel, daß sich die dortigen Professoren alle Jahre neu wählen lassen mußten. Er begab sich damals nach Florenz, blieb aber nicht dort, vielleicht weil er sich durch Politianus verdunkelt sah, welcher von Theodorus Gaza griechisch gebildet worden war, eine bessere Latinität besaß und in Florenz Verwandte und großes Ansehen hatte. Chalkondylas ging von Florenz nach Mailand, wo unter Philipp

Maria Visconti und Franz Sforza die neue Bildung sehr blühte. Hier ward sein Unterricht ebenso, wie bereits vorher in Florenz von unseren beiden Landsleuten Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam benutzt, denen Deutschland die Verbesserung der Schulen, des Schulunterrichts und der Manier für Gelehrte zu schreiben vorzugsweise verdankt und welche für Melanchthon und Luther dasselbe leisteten, was Johannes der Täufer für Christus geleistet hat. Demetrius Chalkondylas ist daher für das deutsche Publikum wichtiger, als irgend ein anderer seiner geflüchteten Landsleute. Er starb 1511. Bedeutende gedruckte Werke kennen wir von ihm nicht; doch hat er 1488 zu Mailand den ersten Druck des Homer besorgt, der zugleich als ein typographisches Meisterstück merkwürdig ist.*) Die beiden Laskaris, Constantin und sein Neffe, welche ebenfalls in Italien als Lehrer auftraten, begnügen wir uns einfach zu nennen, denn wir glauben, abbrechen zu dürfen, um noch kurz anzugeben, auf welche Weise alle diese Männer wirkten.

2. Methode und Frucht des griechischen Unterrichts.

Das Hauptverdienst der aus Griechenland nach Italien geflüchteten und hier durch Lehre und Schrift wirkenden Gelehrten war unstreitig ein doppeltes. Sie halfen eine Lebensphilosophie statt einer Schulphilosophie einführen und mäßigten durch griechische Einfachheit die Flachheit und Declamation der Römer, die man bei Petrarca und seinen Zeitgenossen in ihren lateinischen Schriften antrifft, sowie den Schwulst, welcher in Dante's Briefen und anderen lateinisch geschriebenen rhetorischen Kunststücken nicht zu verkennen ist. Johann Argyropulus lehrte nicht blos Rhetorik, sondern neben derselben eine kräftige Philosophie. Diese Philosophie war die des Aristoteles, wie er in Wahrheit ist und war, nicht wie ihn die Scholastiker entstellt hatten. Um statt des Aristoteles der Araber und der barbarischen Lateiner, die man Scholastiker nennt, den echten und wahren Aristoteles ins Leben der Neueren einzuführen, übersetzte Argyropulus selbst einige Werke des Stagiriten und legte diese Uebersetzungen seinen Erklärungen zu Grunde. Argyropulus war es auch, der in Florenz die Schule für griechische Philosophie bildete, aus welcher nachher statt einer Aristotelischen Schule eine Platonische ward, als Lorenzo von Medicis, Politianus und andere durch lateinische und italienische Beredsamkeit und Poesie, sowie durch Begeisterung für die Griechen

*) Die erste gedruckte Ausgabe eines alten Autors wird editio princeps (französisch édition princesse) genannt; eine höchst werthvolle Sammlung solcher Ausgaben befindet sich in Florenz.

und ihre Litteratur ausgezeichnete Männer, von Gemistus Pletho und dem Kardinal Bessarion angeregt, von Aristoteles und seiner scharfen Dialektik zu Plato und seiner philosophischen Schwärmerei übergingen.

Zwischen den nach Italien ausgewanderten Griechen entstand bald ein überaus heftiger Federkrieg über Plato und Aristoteles, welcher für die Litteratur und das Leben der neueren Zeit von großer Bedeutung ist. Er erregte in Italien bei dem herrschend gewordenen Interesse für die Philosophie und für die an sie geknüpfte neue Bildung ebenso großes Aufsehen, als später in Deutschland der Kampf, welchen die Obscuranten und Ketzerrichter zu Köln gegen Reuchlin über das Studium der hebräischen Sprache und der rabbinischen Litteratur begannen. Dieser Streit der griechischen Gelehrten in Italien wurde hauptsächlich zwischen Theodorus Gaza und Georg von Trapezunt einerseits und Gemistus Pletho und Bessarion andererseits geführt. Die Anhänger der Aristotelischen Schule in Italien nahmen dabei für die Ersteren Partei, die begeisterte Jugend des florentinischen Adels dagegen schloß sich an die beiden Anderen an. Der Streit begann damit, daß zwischen Theodorus Gaza und dem Kardinal Bessarion einige Schriften gewechselt wurden, welche in anständigem Tone geschrieben waren. Nachher kam es aber zwischen Georg von Trapezunt und dem Kardinal Bessarion zu einem recht ärgerlichen und groben Schimpfen. Georg von Trapezunt gab nämlich um 1456 seine später (1523) in Venedig gedruckte „Vergleichung der Philosophen Aristoteles und Plato" heraus, in welcher dem Plato alle möglichen Verbrechen schuldgegeben und von seiner Lehre alle möglichen öffentlichen Calamitäten hergeleitet werden. Gegen dieses Buch richtete der Kardinal Bessarion eine nicht minder heftige Schrift, welche den Titel „Gegen den Verläumder des Plato" führte und, was wir gelegentlich bemerken, eins der ersten in Rom gedruckten Bücher war (sie erschien im Jahre 1469). Die griechischen Gelehrten setzten nachher den Streit unter sich fort; derselbe drehte sich zum Theil um die Frage, welche von den beiden Philosophien dem Christenthume förderlicher sei. Bessarion hegte übrigens vor Aristoteles weit mehr Ehrfurcht als seine Gegner vor Plato. Den weiteren Verlauf dieser Polemik darzustellen, würde sich mit dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht vereinigen lassen; wohl aber muß hier der Wirkung gedacht werden, welche dieser Kampf auf die Richtung der italienischen und also mittelbar auch der deutschen Litteratur und Bildung hatte.

Mit Freuden wird jeder Historiker bei Gelegenheit dieses Streites die Gelehrsamkeit und das Streben der Philosophen von Handwerk

betrachten; denn es zeigt sich hier einmal eine höchst erfreuliche Seite der Gelehrsamkeit und eine sehr wohlthätige Einwirkung der Philosophie auf das Leben und den Verkehr, so groß auch die Gehässigkeit, Eitelkeit, Ruhmsucht und Kampflust der ausgewanderten Griechen war, von welchen das neue Wissen ausging. Von diesen Gelehrten angeregt, vereinigten sich nämlich die angesehensten Männer des damals ganz republikanischen Italiens zu einem schwärmerischen Bunde, demjenigen ähnlich, welchen einst die Pythagoräer in Großgriechenland geschlossen haben sollen. Der Mittelpunkt dieses Bundes war Florenz. Die Mitglieder waren von der Begeisterung für eine Platonische Republik erfüllt, welche von den Besten, die zugleich die Reichsten und Vornehmsten wären, regiert werde, und fast alle machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Sittenverderbniß und der kecken und genialen Verachtung jedes Grundsatzes, die wir in jener Zeit bei der Aristokratie und bei den zahlreichen Dynasten, ja sogar beim höheren Klerus Italiens finden. Sie bewiesen, was bekanntlich zu jeder Zeit sehr selten ist, fast alle in ihrem Leben denselben Eifer für Wahrheit, Freiheit und Recht, den sie in ihren Schriften poetisch und schwärmend aussprachen. Schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts hatte in Florenz eine Vereinigung für philosophische Unterhaltung bestanden, deren Mitglieder angesehene Männer waren und sich regelmäßig im Locale der Augustiner-Mönche versammelten. Durch Kosmus von Medicis, welcher zuerst von Gemistus Pletho ganz für Plato gewonnen und begeistert worden war, ward diese Gesellschaft in eine Platonische umgewandelt und, wie einst in Athen Plato's Schule, Akademie genannt. Des Kosmus Enkel, Lorenzo, erweiterte dieselbe später; die Versammlungen wurden in seiner Zeit entweder zu Careggi, auf der Lieblingsvilla des Kosmus, unter dem Vorsitze des Francesco Bandini, oder in der Hauptstadt unter dem Vorsitze Lorenzo's gefeiert. Der Bund hatte den Hauptzweck, zu bewirken, daß in den Schulen nicht ferner die Philosophie des Aristoteles, sondern die Platonische vorgetragen werde. Erläuterungen zu den Schriften Plato's suchte man zum Theil bei seinen mystischen Nachfolgern; auch der edleren französischen und deutschen Mystik stand die Denkweise der Mitglieder in einigen Punkten nahe. Gott war ihnen das höchste Gut, das wechsellos Gleiche; von ihm strahlt die Liebe aus, welche in der Körperwelt als Schönheit und Anmuth auf unsere Seele wirkt, um von dieser aus zu ihrem Ursprung zurückzukehren. Ueber die Geschichte dieser Akademie besitzen wir ausführliche Werke*); hierher scheint sie uns aber nur soweit zu gehören,

*) Sieveking in „Geschichte der platonischen Akademie zu Florenz" betrachtet dieselbe geradezu als Gemeinde zur Einführung einer neuen Religion.

als sie mit der Einwirkung der ausgewanderten Griechen zusammenhängt und als durch Kosmus und Lorenzo die Platonische Philosophie ganz in die lateinische Form und Bildung überging. In der letzteren Beziehung ist unter den Mitgliedern der Akademie vorzugsweise ein Mann wichtig, der sein ganzes Leben und jeden Augenblick seiner Zeit dem Studium, der Erklärung und der Verbreitung des Platonismus aufopfernd widmete, weil er den Plato gewissermaaßen als eine Erscheinung der Gottheit oder als einen philosophischen Heiland betrachtete. Dieser Mann, dessen Geburt Kosmus von Medicis selbst für eine besondere Gunst der göttlichen Vorsehung erklärte, war Marsilius Ficinus, der Sohn von Kosmus' Arzte. Er war 1433 geboren und von seinem Vater zum Arzte bestimmt worden. Zu diesem Zwecke ward er nach Bologna geschickt; anstatt aber dort Medicin zu studiren, beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Studium des Cicero und des Plato. Da er aus Unkenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nur die wenigen Schriften Plato's, welche damals übersetzt waren, lesen und benutzen konnte, so machte er, um den ganzen Plato übersetzen und erklären zu können, das Studium der griechischen Sprache zur Hauptaufgabe seines Lebens. Als er einst von Bologna aus Florenz besuchte, stellte ihn sein Vater dem Kosmus vor; dieser erkannte, wie des Ficinus Biograph in seiner poetisch geschmückten Erzählung berichtet, sogleich die philosophischen Anlagen des jungen Mannes und rief dem Vater desselben zu: „Dieser, dein Sohn, ist nicht bestimmt, die Körper zu heilen, sondern Arzt der Seelen zu werden." In der That schrieb Marsilius Ficinus schon in seinem 23sten Jahre seine vier Bücher Platonischer Lehre (Institutionum Platonicarum); weil er aber damals noch nicht Griechisch verstand, so riethen ihm seine Freunde, das Buch nicht herauszugeben. Nachher ward er durch Kosmus' Unterstützung des Griechischen ganz mächtig, und die Freigebigkeit der Medicis setzte ihn in den Stand, Handschriften und Commentare zu benutzen, welche jetzt zum Theil nicht mehr vorhanden sind und auf deren griechischen Text wir aus des Ficinus Uebersetzung schließen müssen, wenn wir den Text des Plato von Fehlern der Abschreiber reinigen oder vieles ganz Dunkle erklären wollen. Die „platonische Theologie" des Ficinus wurde um 1482 vollendet; seine Uebersetzung der sämmtlichen Werke Plato's, die großen Einfluß übte und aus der die edelsten Männer und Frauen Italiens eine hohe, schwungvolle Gesinnung schöpften, erschien 1490 im Druck.

B. Deutsche Litteratur im 15. Jahrhundert.

1. Ursprünglich deutsches Element derselben, welches mit dem Wiederaufleben der alten klassischen Litteratur nicht zusammenhängt.

Die Ritterschaft und ihre Bildung sanken im 15. Jahrhundert, nachdem sie in den beiden vorhergehenden ihre höchste Blüthe gehabt hatten; dagegen erhob sich der Bürgerstand und genoß einer Wohlhabenheit, die eine ganz eigenthümliche, mehr materielle als ideelle Bildung herbeiführte. Der Minnegesang oder das Lied der Begeisterung ward zum Meistergesang, das heißt zum Handwerk, zum Spiel, zur Künstelei. Ueber diese neu entstandene Art von Poesie haben Gelehrte, welche in den zum Theil nur handschriftlich aufbewahrten Gedichten und prosaischen Arbeiten des 15. Jahrhunderts belesen sind, so ausführliche Kritiken und Analysen gegeben, daß wir, auch wenn es unser Zweck erlaubte, nicht wagen würden, eine ganz erschöpfte Materie noch einmal zu behandeln. Es genügt für dieses Werk, über die Meistersängerei, die Romane oder Sagen und die moralische Litteratur des 15. Jahrhunderts die nöthigen Notizen mitzutheilen. Dann werden wir (im folgenden Paragraphen) zu der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland gebrachten griechischen und lateinischen Bildung übergehen, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts von der größten Bedeutung ist und die Reformation der Kirche ermöglichte.

Schon früher ist berichtet worden, daß und wie die Poesie der Ritterschaft, welche aus burgundischen und schwäbischen Landen die Begeisterung des Südens von Europa in den Norden brachte, allmählich zu einer Art von Handwerk ward. Deutschlands Bürgerschaften, welche mit den vielen freien Städten Italiens in innigem Zusammenhange standen, fühlten sich im 15. Jahrhundert stark, frei und reich; die Ritterschaft dagegen verarmte nach und nach und verwilderte zugleich, der Minnegesang bei Festen und Mahlen auf den Burgen fand keine Ermunterung mehr, er flüchtete sich daher in die Städte und ward Meistergesang. Die Bürger jener Zeit waren tüchtig, bieder, fleißig, wohlhabend, sparsam, sittlich und fromm; es lebte unter ihnen ein Frohsinn und ein gemüthlicher Witz, dessen Verlust auch in England oft vermißt wird (man klagt, old merry England sei nicht mehr); dabei mußte aber das Ideale dem Reellen nachstehen, und obgleich die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Dichter lustig waren und manchen guten Einfall hatten, so waren sie doch nicht eigentlich witzig. Die poetischen Erzeugnisse jener Zeit sind

daher meist unbedeutend und matt. Dagegen ist die geistliche Beredsamkeit und alles das, was mit dem Stillleben und der moralischen Contemplation zusammenhängt, trefflich und originell. Wohlmeinende Gelehrte des 19. Jahrhunderts haben deshalb auch manche Werke der letzteren Art, wie die Schriften eines Tauler und anderer christlichen Denker des 15. Jahrhunderts, neu drucken lassen. Sie glaubten dadurch den frommen Sinn der wohlhabenden, häuslichen und demüthigen Bürger des 15. Jahrhunderts in unserer Zeit, welche hinter der Kraft und tiefen Gemüthlichkeit dieser Bürger weit zurücksteht, wieder erwecken zu können; sie übersahen aber, daß Inhalt und Manier jener Schriften mit allen bürgerlichen Verhältnissen des 15. Jahrhunderts enge zusammenhängen, so daß deßhalb zwar ein Gelehrter oder eine ganz besondere Natur sich in dieselben hineindenken, die große Menge aber durch Schriften, welche zu ihrem Leben nicht passen, nicht mehr erbaut werden kann. Dagegen ist die Wirkung dieser Schriften auf die kirchliche Reformation des 16. Jahrhunderts sehr groß gewesen; hierüber können wir aber in dem vorliegenden Buche nicht handeln.

Die bürgerliche, demokratische Denkweise mit ihrem Selbstgefühl und ihrer reellen, wenn auch oft schwunglosen Richtung gab sich in dem Stoff wie in den Formen der deutschen Poesie und Volkslitteratur zu erkennen. Wir besitzen aus dem 14. und 15. Jahrhundert eine Reihe historischer Volkslieder,*) von denen gerade die vorzüglichsten im Sinne der aufstrebenden Stände gedichtet sind. Zu den ältesten gehört das Lied vom Streite von Sempach, als dessen Verfasser sich ein Luzerner, Halbsuter (nach Anderen Kalbsuter) nennt; dasselbe ist in seinen Haupttheilen voll Energie und Frische; es erhebt sich sogar zu dramatischer Lebendigkeit, wie wenn am Schlusse der eidgenössische Stier dem österreichischen Löwen (Leopold) zuruft: „Ich sag' dir, rauher Löwe, mein' Weid mußt du mir lan!" Unter den späteren Liedern von gleicher Art nennen wir dasjenige, worin Veit Weber, wahrscheinlich gebürtig aus Freiburg im Breisgau, die Schlacht bei Murten (1477) besingt, der er selbst beigewohnt hat: „Vit Weber hat dis lied gemacht, er ist selbs gewesen an der Schlacht." Er bezeichnet sich ausdrücklich als einen Dichter von Gewerb, den mehrere Städte mit „Schilden" beglaubigt haben, so daß er mit Ehren vor Fürsten und Herren erscheinen könne. In ähnlicher Weise

---

*) Die älteren Sammlungen derartiger Lieder, die für Geschichte und Sprachkunde von großer Bedeutung sind, die Werke von Wolff, Soltau und Anderen treten in den Hintergrund, seit das mustergiltige, nahezu erschöpfende Buch von R. von Liliencron (die historischen Volkslieder der Deutschen, Leipzig 1865—67) erschienen ist.

standen die sogenannten Spruchsprecher, welche Schützenfeste und städtische Ehrentage in ziemlich kunstlosen Reimen verherrlichten, wenigstens zeitweise im Dienste der Bürgerschaften. Mehr zum Adel und zu den Fürstenhöfen hielten sich die Wappendichter, welche die Kenntniß der Turnierbräuche und heraldischen Embleme zu einer Art von Wissenschaft ausgebildet hatten. Aus ihrem Kreis rührt manches Lied her, welches die Kämpfe der beiden demokratisch aufgeregten Jahrhunderte in einem den Städten feindseligen Ton darstellt; so Einiges von Peter Suchenwirt, der wie sein berühmterer Freund Heinrich Teichner vorzugsweise in Oestreich seine Kunst übte; der Name deutet wahrscheinlich auf sein Wanderleben, auf welchem er „den Wirth sucht". Obwohl sein Ausdruck sonst nicht unwürdig ist, bringt er doch über die Sempacher Schlacht nur eine weinerliche Litanei zu Wege.*) Auch in anderen Liedern fehlt es nicht an Klagen über den Hochmuth der Städter, deren Weiber sich in Pelze kleiden und die sich bei Festen der Trompeten und Pfeifen bedienen; König Sigismund, als er ihnen dies gestattet habe, sei der Sinne beraubt gewesen. Besonders über das Wuchern der Ketzerei wird vielfach Beschwerde geführt; so heißt es von den Augsburgern: „Si hand gemachet ain singschuol Und setzen oben auf den stuol, Wer übel redt von Pfaffen"; eine Stelle, die für den reformatorischen Geist bezeichnend ist, welcher sich bald im Meistergesang regte. Einer der besseren Dichter des 15. Jahrhunderts, Muscatblüt, richtet um 1427 eine in sehr gekünsteltem Versmaaß (dem „langen Ton") gehaltene Invective gegen die Greuel und die falschen Meinungen der Hussiten und gegen den Urheber ihrer Ketzerei, Wycliffe, den er übrigens nach Paris versetzt (Wiklef er hies, Der in Paris Den Urhab nahm).

Die weitgedehnten Epopöen des 13. Jahrhunderts mit ihrem oft geschraubten Tiefsinn und ihrer gezierten Verfeinerung paßten nicht für das praktische, kernhafte, dem Grübeln abgeneigte Bürgergeschlecht, welches ohnedies nur seine Erholungsstunden der Poesie widmen konnte. Handgreifliche Lehre, klare Hindeutung auf wirkliche Lebensverhältnisse, eine gesunde, derbe Sittenlehre mußte in den Dichtungen zu finden sein, die er sich aneignen sollte. Die langen Erzählungen wurden theils in ein bänkelsängerisches Gewand gekleidet, theils in ihre Elemente aufgelöst. Am beliebtesten waren lehrhafte Darstellungen von geringem Umfang, Fabel, Allegorie, Schwank, Pa-

*) Schluß: Das sechs und achtz'ger Jahr (1386) regniert
Mit mancherhande Schmerzen;
Deß klag' ich Peter Suchenwirt
Mit Trewen in dem Herzen.

Fabel und Anekdote, aus den verschiedensten neu eröffneten Bildungskreisen, aus dem Alterthum, dem Morgenland oder auch aus dem Leben entnommen; die Bezeichnung Beispiel (bispel, d. i. zur Belehrung und Verdeutlichung angeführte Rede oder Sage, etwa wie paroemia im Griechischen) galt für alle diese Gattungen. Hervorzuheben ist eines der ältesten Sammelwerke, welches meist Fabeln im engeren Sinn, zum Theil neu eingekleidete aus lateinischen Werken enthält, nämlich der Edelstein von Ulrich Boner, einem Predigermönch, der 1349 in Bern lebte. Diese Fabelsammlung verdiente ihre volksthümliche Verbreitung durch klaren und naiven Ausdruck, lebhafte Darstellung und ungezwungenen Zusammenhang der Erzählung mit der Lehre; sie war das erste Buch in deutscher Sprache, das, mit Holzschnitten geschmückt, im Druck erschien (Bamberg 1461) und Lessing widmete ihr emsige Vorliebe zu einer Zeit, als die deutschen Dichtungen des Mittelalters noch wenig bekannt waren.

Auch im Stoff und in der sittlichen Auffassung macht sich vom 14. Jahrhundert an ein merkwürdiger Umschwung geltend. Vor allem tritt der ideale Frauencultus, sammt der blumenhaften Zartheit in der Behandlung der Liebe zurück, und allmählich nimmt gerade die entgegengesetzte Stimmung, der Spott über böse, eitle, putzsüchtige Weiber seine Stelle ein; der Ehstandswitz, im deutschen Bürgerthum bis auf unsere Tage willkommen und einheimisch, wird in Schwänken und Beispielen vorzugsweise gepflegt. Dies hängt mit demjenigen Grundzuge zusammen, der neben der Lehrhaftigkeit am entschiedensten zur Herrschaft kommt: mit dem Humor. In ihm erhebt sich der gesunde Menschenverstand und die gerade, frische Weltanschauung des Bürgers gegen die überspannte Ritterlichkeit wie gegen die spitzfindige Scholastik und Ascetik. Diesem Grundzuge verdanken wie die vorzüglichsten Leistungen des späteren Mittelalters, mitunter derb und sogar ungeschlacht, oft aber originell und wahrhaft erfreulich. Es fehlt diesem Humor nicht an einem Gegensatze des Ernstes; wie denn der Carneval sich am lebhaftesten neben den Fronleichnamszügen entwickelte und wie er selbst den Aschermittwoch im Hintergrunde zeigt. Der Hinblick auf so manches öffentliche Unglück, vor Allem auf die mörderischen Ausbrüche der Pest, brachte bei dem sinnlichen und lebenslustigen Geschlechte den Gegensatz noch mehr zum Ausdruck. Neben den ernsten Mysterien*) kam das Fastnachtspiel auf. Ganze Reihen von Erzählungen beruhen auf dem Motiv, den Vorzug der

*) Nach Einigen Misterien zu schreiben, als Abkürzung von Ministerium, d. h. geistliches Amt in dramatischer Form; in Deutschland gebrauchten die Zeitgenossen meist den einfachen Ausdruck Spiele.

schlichten Einfalt vor der anspruchsvollen Grübelei kundzuthun; der Müller oder Hirtenjunge löst Fragen, die den Gelehrten zur Verzweiflung bringen, ja närrische Weisheit behauptet sich siegreich gegen gelehrte Thorheit, und Verkehrung des Sinnes wird hierbei die beliebteste Wendung. Auf solchem Boden erwachsen die volksbeliebten Bücher vom Eulenspiegel, den Schildbürgern und ähnliche, deren Ursprung und Entwickelung neuere Forscher mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersucht haben. Ein Bauer Eulenspiegel ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts als wirkliche Person nachgewiesen worden und soll zu Mölln im Lauenburgischen begraben liegen; doch faßt schon Fischart den Namen dahin auf, daß jener Schalk den Thoren ihre Häßlichkeit zeigte; Neuere leiten ihn von „Ule (putze, reinige) den Spiegel" ab. Recht bezeichnend ist es ferner, daß nicht jede Thorheit eine Schildbürgerei ist, sondern nur diejenige, die aus dem Bestreben, etwas recht Gescheidtes zu thun, hervorgeht. Eine besondere Beziehung auf das barocke und verkehrte Treiben in den kleineren deutschen Reichsstädten Südschwabens hat die Schildbürger Sage wohl erst später erhalten.

Dabei dürfen wir eines der wesentlichsten Verhältnisse nicht übersehen, das zur richtigen Auffassung der deutschen Dichtung in diesen Jahrhunderten nicht genug erwogen werden kann. Es ist dies die bunte, bewegte Oeffentlichkeit in den Reichsstädten des Mittelalters. War schon im gewöhnlichen Leben die äußere Erscheinung der Einwohner malerisch und charakteristisch, so daß man den Stand des Einzelnen, mochte er Doctor oder Geistlicher, Handwerker oder Kaufherr sein, an seiner Tracht und seinem Gebahren erkannte, — während in unserer Zeit ein ausgleichendes Einerlei vorherrscht, — so rief jede besondere Gelegenheit eine erhöhte Lust an farbenreichem Schaugepränge hervor. Processionen und weltliche Festzüge, zu welchen die Straßen und Märkte mit ihren Ausbauten, Thürmen und Erkern den besten Rahmen hergaben, waren recht eigentlich die Glanzpunkte des Bürgerthums. Der Sinn für das Anschauliche und symbolisch Bedeutende war durch alle Stände verbreitet und das Auge faßte manche Bezüge auf, die gegenwärtig bei größerer Bildung durch das bloße Lesen nicht mitzutheilen sind. Die Reihen und Gruppen von gemeißeltem Bildwerk an den Portalen der Dome stehen mit diesem Sinn in Zusammenhang. Was bei solchen Veranlassungen geschrieben und gesprochen wurde, dient oft nur zur Ergänzung dessen, was man vor sich sah. Nimmt man die Vorliebe für aneinander gereihte Einzelheiten hinzu und erwägt man, welchen Vorschub diese Richtung durch die Holzschneidekunst (etwa seit 1420) erhielt, so begreift sich leicht, wie eng Bild und Text mit einander

zusammenhingen, wie manches Gedicht erst durch das, was man sah oder zu sehen gewohnt war, seinen Werth erhielt. Die Todtentänze mit den beigedruckten Versen, das Narrenschiff, welches der Verfasser mit Zeichnungen versah, geben nach verschiedenen Seiten hin Zeugniß davon.

In ähnlicher Weise wird uns der bürgerliche Meistergesang aus den vorliegenden Liedertexten allein nicht verständlich; wir haben den Singvortrag mit in Betracht zu ziehen. Sind auch die Texte geistlos und verkünstelt, einförmig und trocken, so verdient doch die Emsigkeit und die treue Liebe zur Sache, mit welcher die Handwerker ihre Kunst betrieben, alles Lob. Man hat umfassende Sammlungen von Meisterliedern angelegt, die bedeutendste zu Mainz; dieselbe kam im Jahr 1546 nach Colmar. Der Name Meister bezeichnete nicht mehr die bloße Vortrefflichkeit, sondern die erworbene schul- und zunftmäßige Stellung. Der Inbegriff der in der Dichtung zu befolgenden Regeln war in den sogenannten Tabulaturen aufgestellt, von welchen die zu Nürnberg am meisten Ansehen genoß. Es hatte sich übrigens ein Mythus gebildet, nach welchem die Schule ihren Ursprung ins 10. Jahrhundert zurück verlegte; zwölf Meister sollten von Otto dem Großen im Jahr 962 (dem Jahr seiner Kaiserkrönung) das erste Privilegium erhalten haben; sogar die Namen werden genannt; dieselben gehören jedoch meist, zum Theil in arger Verdrehung, den berühmten Dichtern des 13. Jahrhunderts an. Genauere Nachrichten verdanken wir dem Schuhmacher Puschmann von Görlitz, einem Schüler des Hans Sachs, in seinem „gründlichen Bericht des deutschen Meistergesangs", der 1573 zu Görlitz und später wesentlich erweitert zu Frankfurt an der Oder gedruckt wurde; ferner dem Professor an der Nürnberger Universität Altorf, Wagenseil, der seine Nachrichten „von der Meistersinger holdseligen Kunst, ihrem Anfang, Fortsetzung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen" (1697) einem Werke über die Stadt Nürnberg (de civitate Norinbergensi) beifügte. Man wird schon aus den wenigen Angaben, welche wir dem letzteren Werk entnehmen, ersehen, daß ein genialer Mann fast unmöglich die Probe der Meisterschaft bestehen und daß bei solchen Regeln kein Fortschritt im Dichten gemacht werden konnte, sondern vielmehr das Gegentheil erfolgen mußte. In der That hat Hans Sachs auf seine zahlreichen Schulgesänge schwerlich großen Werth gelegt, da er sie fast sämmtlich ungedruckt ließ. Die Lyrik ward durch die für den Meistergesang bestehenden Vorschriften in Formen eingeschnürt. Bestimmte Regeln setzten fest, welches Maaß von Reimen und Sylben das Bar eines jeden Meistergesangs haben mußte. Ein solches Bar ist aus mehreren Strophen zusammengesetzt;

jede Strophe oder, wie es in der Kunstsprache heißt, jedes Gesatz besteht, wie schon meist bei den Minnesingern, aus zwei Stollen und einem Abgesang; doch darf das Ganze mit noch einem Stollen geschlossen werden, welcher den beiden vorangehenden gleich ist. Was die Reime betrifft, so heißt bei den Meistersängern das, was wir einen männlichen Reim nennen, ein stumpfer, der weibliche aber ein klingender Reim. Verse, denen kein anderer reimend entspricht, werden Waise genannt. Pausen heißen die einsilbigen Wörter, welche am Ende, im Anfang oder in der Mitte abgesondert erscheinen. In einem Reime dürfen nicht mehr als 13 Sylben vorkommen, und zwar aus dem sonderbar lautenden Grunde, weil man es nicht wohl am Athem haben könne, mehr auf einmal auszusingen. Außerdem gab es noch eine Menge kleinlicher Vorschriften über die Sprache, den Stil und das Absingen (denn auch dieses lag dem Dichter ob), sowie gewisse Kunstgriffe des Handwerkssängers, welche gleich den Kunstgriffen der Handwerksarbeiter geheim gehalten wurden. Verstöße gegen die Regeln des Meistergesanges, wie Klebsylben (z. B. kei'm statt keinem), Anhänge (etwa M o n d e statt Mond) brachten den, der sie beging, um den Preis, und wurden sonst auch mit dem Verluste des Meistergrades bestraft. Das Wettsingen ward bei gewissen Festlichkeiten angestellt und bei dieser Gelegenheit, sowie beim Singen und Dichten um den Meistergrad hatten die sogenannten M e r k e r auf die Fehler zu achten und sie zu bestrafen; sie waren also dasselbe, was bei der Verfertigung des Handwerk-Meisterstückes die Schaumeister waren und hie und da noch sind. Unter den Preisen war der höchste eine Kette mit dem Bilde des Königs David, des Dichters der Psalmen. Für die Unkosten der Feierlichkeiten und der fröhlichen Feste gab es gemeinschaftliche Kassen. Die Meistersänger bildeten, wie jede Verbindung in jenen Zeiten, eine Corporation oder geschlossene Gesellschaft. Doch kannte diese Dichterzunft, was sonst im Mittelalter unerhört ist, ebenso wie die aus der Bau- und Schnitzkünstler-Verbindung entstandene Freimaurerei, den Unterschied der Stände insofern nicht, als wir neben den damals sehr ehrbaren, auf Sittlichkeit und eheliche Geburt streng haltenden Handwerkern jeder Art auch Fürsten, Doctoren der Theologie und Herren vom Reichsadel unter den Gesellschaftern verzeichnet finden.*) Der Hauptmittelpunkt des Meistergesanges war und blieb Nürnberg. Hier pflegten

*) Wagenseil berichtet: „Der die Tabulatur noch nicht recht versteht, wird ein S c h ü l e r; der alles in derselben weiß, ein S c h u l f r e u n d; der etliche Thön, etwann 5 oder 6 fürsingt, ein S i n g e r; der nach andren Thönen Lieder macht, ein D i c h t e r; der einen Thon erfindet, ein M e i s t e r; alle aber, so in der Gesellschaft eingeschrieben seyn, werden G e s e l l s c h a f t e r genennet."

die Meistersänger auch ihre Versammlungen in einer Kirche zu halten, während sie an anderen Orten in Privatwohnungen oder in Gasthäusern zusammenkamen.

In Nürnberg und Augsburg, welche beiden Städte durch ihre Verbindung mit den italienischen Handelsplätzen den Verkehr zwischen dem Norden, Süden und Osten von Europa vermittelten und Geld-, Wechsel- und Waaren-Handel im Großen betrieben, ward von den Handwerkern auch die Schauspielkunst geübt, die sonst den Schulen und den geistlichen Orden überlassen blieb. Es waren unter Anderen Tüncher, Bürstenbinder und Dachdecker, welche sich damit abgaben. Sie thaten dies in der Fastenzeit. Oft hatte der Einzelne eine bestimmte Rolle, die sein Eigenthum blieb, wie z. B. die des Bürgerkapitäns, des Fähndrichs u. s. w. Außer der Zeit, in welcher diese Schauspieler ihre Mitbürger durch dramatische Vorstellungen erheiterten, trieben sie ihr Gewerbe gleich anderen Handwerkern. Die von ihnen aufgeführten Stücke hatten oft satirische Beziehungen. Auch wurden nicht selten, wie in den alten griechischen Dramen, wirkliche Personen, wiewohl unter anderen Namen, auf die Bühne gebracht, und es finden sich in den Stücken dieser Handwerker politische Anspielungen; doch bemerkt man in Hinsicht auf das Letztere Vorsicht und Behutsamkeit, weil Dichter und Schauspieler auf den regierenden Theil der Bürgerschaft große Rücksichten nehmen mußten. Der Ton der aufgeführten Dramen war gleich ihren Verfassern und Darstellern derb, und man darf Feinheit und Geschmack ebensowenig in diesen Arbeiten der Handwerker suchen, als in den theatralischen Vorstellungen der Geistlichen und ihrer Schüler. Von den dramatischen Arbeiten selbst hat Adalbert von Keller eine höchst schätzbare Sammlung veranstaltet, die über 120 Stücke enthält und vom Litterarischen Verein zu Stuttgart in drei Bänden veröffentlicht wurde (1851—58); man kann aber in unseren Tagen aus dem gedruckten Texte nicht immer über diese Werke urtheilen, weil es bei der Aufführung derselben ebenso, wie beim Spiele des Polichinello und beim Marionetten-Theater, auch auf den Witz der Spieler selbst ankam. Uebrigens werden unter den dramatischen Dichtern vor allen Anderen *Hans Rosenplüt* und *Hans Folz* genannt: denn Hans Sachs, der bekannteste unter den Meistersängern, gehört dem 16. Jahrhundert an, da er erst 1494 geboren ward. Hans Rosenplüt, der von 1430 bis 1460 dichtete, zeigt in seinen 18 Trinksprüchen ein reiches und liebenswürdiges lyrisches Talent; er nennt dieselben Weingrüße, wenn sie *vor*, und Weinsegen, wenn sie *nach* dem Trinken gesprochen werden. Er führte den Beinamen des *Schnepperers*, auf welchen er selbst stolz war,

der aber sehr verschieden erklärt wird.*) Rosenplüt machte sich seinen Zeitgenossen auch durch ein historisches Gedicht voll Biederkeit, Rechtlichkeit, Laune und ächten Patriotismus bekannt. Für unsere Zeit ist er freilich ebensowenig geeignet, als uns der satirische Einfall, um welchen sein im Ganzen launiges historisches Gedicht sich dreht, genial oder witzig scheint. Dieses Gedicht besingt nämlich den Sieg, welchen die Nürnberger mit Hülfe einiger tausend Schweizer im Jahre 1450 über die gegen die freien Bürger der Städte verbündeten 22 Fürsten und Burgherren bei Hempach erfochten hatten, und da wird denn Nürnberg als ein Stall voll Schafe vorgestellt, um welchen die Fürsten und Herren gleich Wölfen stets lauerten und in den sie auch von Zeit zu Zeit einbrechen möchten, der aber, wie sich durch den Sieg bei Hempach gezeigt habe, von guten Hunden bewacht sei.

Die Romane oder vielmehr die Erzählungs-Sammlungen des 15. Jahrhunderts sind insofern sehr wichtig, als sie dem deutschen Volk einen Schatz von Unterhaltungsstoff, der dem Orient, den Anekdoten der Griechen und Römer oder den italienischen Novellen entnommen war, zuführten. Es befinden sich darunter uralte Geschichten, die selbst von Indien aus durch die Araber zu den südeuropäischen oder durch die Mongolen zu den slawischen Völkern gebracht wurden; aus ihnen schöpften selbst die größten Dichter des Abendlandes. Zuweilen sind die einzelnen Erzählungen einfach aneinander gereiht und mit moralischen Nachreden versehen, zuweilen aber, wie die 1001 Nacht, in eine zusammenfassende Erzählung eingeschoben. Zu den ersteren gehören die sogenannten Gesta Romanorum, d. i. Thaten der Römer; unter diesem Buch, das in vielen Sprachen verbreitet war, hat man sich keine römischen Geschichten zu denken, sondern eine Reihe von Abenteuern, die an irgend einen römischen Kaiser geknüpft sind, meist nur durch die Angabe, daß die Begebenheit unter seiner Regierung sich zugetragen habe. In den Gesta Romanorum findet man z. B. die Erzählung von den drei Kästchen, die aus dem „Kaufmann von Venedig" bekannt ist, wie manche andere, die Shakspeare benutzt hat. Unter den Geschichten, die in einer zusammenfassenden Haupt-Erzählung ihren Rahmen finden, haben wir schon früher (Bd. VI, S. 112) das Buch von den sieben weisen Meistern erwähnt, das auch der Gesta Romanorum beigefügt wurde. Diese Werke sind litterarisch vom höchsten Interesse, daher unsere Gelehrten ihre Entwicklung bis

*) Als Bader, als Armbrustschütze, als Schwätzer oder Improvisator; Schnepperer könnte man auch einen Dichter bezeichnen, der Sprüche oder Priameln verfaßt, d. h. solche Epigramme, die eine Reihe von Beispielen mit einer Nutzanwendung abschließen und selbst Schnepperer genannt werden; schnäppen heißt: eine Anzahl Vögel im Fallkäfig durch das Zuschnappen der Thüre fangen.

zu den ältesten Quellen zurück verfolgen. Uns gehen jedoch zwei historische Werke jenes Jahrhunderts näher an, weil sie nicht blos als die ersten originellen deutschen Historien und Denkwürdigkeiten, sondern auch als Denkmale zweier Dialekte unserer Sprache, in welchen damals geschrieben wurde, eine besondere Bedeutung haben. Es sind: die Elsässische Chronik Twinger's von Königshofen und das von Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Sigismund (s. Bd. VI, S. 439). Die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen gehört zum größeren Theil noch dem 14. Jahrhundert an, da der Verfasser derselben 1420 gestorben ist. Es liegt ihr die Absicht unter, den trockenen chronologischen Aufzählungen der Thatsachen eine unterhaltende Erzählung für das Volk, sowie den lateinischen Mönchsarbeiten ein verständiges deutsches Buch entgegen zu setzen. Dies hat der Verfasser theils durch sein von ihm oft wiederholtes Motto aus dem Horaz (omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, d. h. am meisten wirkt, wer das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt), theils durch die Worte, in denen er den Plan seines Werkes darlegt, ausgesprochen. Nachdem er nämlich gesagt hat, es seien viele lateinisch geschriebene Geschichten vorhanden, fährt er so fort: „Aber zu tütsche ist lützel solcher Bücher, wie doch das die klugen leyen also gerne lesent von semlichen Dingen, als gelerte Pfaffen. Ouch hant die Menschen ein lustes zu lesen von nuwen Dingen denne von alten, und ist doch von stryten, reisen und anderen neuhaftigen Dingen, die bey nuwen Ziten geschehen, allerminnest geschriben. Herumb will ich Jakob Königeshofen ein priester zu Strasburg durch (um) der leyen willen us den Croniken, die Eusebius, Martinus (nämlich Polonus) und Vincentius (nämlich Vincenz von Beauvais, der Verfasser der Spiegel; s. Bd. VI, S. 460) gemacht hant, und us andern Büchern zu tütsche schriben etliche Ding, die mich allerfürnehmst und lustlich dunkent, und sunderlich von etlichen nenneheftigen Dingen, die zu Strasburg und zu Eilsaß oder in den Landen nahe do bi geschehen sint, und will öch zu jedem Dinge setzen die Zale der Jore von Gottes Geburte, das man gerechnen müge, wie lange es si, das es geschah, oder aber bi welles kaisers oder königes ziten es geschehen si." Königshofen folgt im Ganzen nicht etwa steif der Chronologie, sondern er hebt irgend eine merkwürdige Sache, That oder Begebenheit heraus und erzählt diese, bald länger bald kürzer, ganz vollständig. Am längsten verweilt er bei der inneren Geschichte von Straßburg, und wir erhalten in seiner Chronik einen anschaulichen Begriff von den Verhältnissen der verschiedenen Bürgerklassen in Oberdeutschland. Straßburg war nämlich, wie Augsburg, eine der ansehnlichsten Städte von Oberdeutschland, und die Geschichte derselben dreht sich bei Königs-

hofen um den Streit, welchen die adeligen Patricier mit den größeren Handelsleuten oder, wie Königshofen sie nennt, den Burgeren, sowie diese mit den Handwerkern, um den Hauptantheil an der Regierung führten. Auch über die Kämpfe der Schweizer und über den Krieg der Fürsten und Herren mit den freien Städten gibt die ganz eigentlich auf ernste Unterhaltung berechnete Chronik Königshofens gute Auskunft. Uebrigens hat er selbst von dieser Chronik einen Auszug abgefaßt, welchen Johann Schilter im Jahre 1698 herausgab. Aus den von ihm beigefügten Anmerkungen kann man gelegentlich lernen, wie weit das Deutsche des 17. Jahrhunderts hinter dem des 15. zurücksteht. — Das zweite angeführte Werk, das von dem Ritter Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Sigismund, ist im härtesten und steifsten Deutsch geschrieben, und wenn man dasselbe mit irgend einem im besten klassischen Latein geschriebenen Werke über deutsche Sitten und Geschichten vergleicht, so zeigt sich erst recht deutlich, wie schlimm es war, daß unter den Deutschen die vaterländische Geschichte bis in das 18. Jahrhundert hinein in ein fremdes elegantes Gewand gehüllt und so ganz unerkennbar gemacht wurde. Man könnte geneigt sein, diese historische Denkschrift den Dictaten Villehardouin's über seinen Feldzug nach Constantinopel (s. Bd. VI, S. 196 f.) an die Seite zu setzen; sie steht aber, so wichtig, brauchbar und nützlich sie auch ist, in Form, Ton, Sprache und Manier so weit hinter Villehardouin's Werk zurück, daß man an eine Vergleichung mit demselben durchaus nicht denken darf. Wir halten nämlich dafür, daß des Ritters Eberhard Biographie des Kaisers Sigismund eigentlich Denkwürdigkeiten des Ritters selbst sind. Dieser sagt freilich in der Vorrede, er sei nicht der Verfasser des Buches, sondern habe es durch seinen Diener Heinrich von Nürnberg schreiben lassen; das ist aber doch wohl nur so zu verstehen, daß Eberhard es demselben dictirt habe. Das Buch hat 223 Kapitel und ist sehr trocken, erhält aber dadurch einigermaaßen Leben und Bewegung, daß der Ritter nur dasjenige beschreibt, was er selbst gethan und gesehen hat. Man findet in demselben sehr schätzbare Nachrichten über die häuslichen und finanziellen Zustände jener Zeit, über die deutschen Rechtsgebräuche und über das, was vom kaiserlichen Ansehen damals noch übrig war, besonders über das Recht der Gerichtsbarkeit, welches dem Kaiser noch über die Fürsten zustand. Vor jedem Kapitel steht in der Handschrift ein Bild mit einer Beischrift, welche die Inhaltsanzeige des Kapitels enthält. So ist z. B. das 60. Kapitel überschrieben: „Hie sitzet König Siegmund zu Gerichte und wer klagen will, dem will man richten über Herzog Ludwig zu Ingolstadt." Für die Sittengeschichte der Zeit ist besonders das 52. Kapitel von den zu Brügge versetzten und

nachher wieder eingelösten Kleinodien Sigismund's anziehend, weil Eberhard die Commissionen des Kaisers zu besorgen hatte und dies als ein nicht sehr ernster oder gewissenhafter Mann gern that. Die Naivetät des Buches gehört nicht dem Verfasser, sondern der Zeit desselben an; seine Erzählung und Auffassung der hussitischen Geschichten zeigt ihn aber als Historiker von einer sehr unvortheilhaften Seite. — Neben den Schriften Twinger's von Königshofen und Eberhard's von Windeck ist auch die mit Zeichnungen geschmückte (picturatum) Braunschweiger Chronik von Konrad Botho zu nennen. Sie ist in plattdeutscher Sprache geschrieben und weniger historisch wichtig, als wegen der originellen Art des naiven Vortrags in einem Dialekte, welcher später wenig cultivirt ward.

Die beste Seite der deutschen Litteratur des 15. Jahrhunderts war die moralisch-religiöse; wir können sie aber nur kurz berühren, weil wir auch noch berichten müssen, auf welche Weise die Studien des klassischen Alterthums damals aus Italien nach Deutschland gebracht wurden und noch in jenem Jahrhundert einen Einfluß auf die deutsche Bildung ausübten. Eine Anzahl Männer, welche durch Beredsamkeit oder großes Talent wirkten, suchten im 15. Jahrhundert die freien Bürgerschaften der Städte in der Muttersprache zu belehren und von der Kanzel herab oder in Büchern, sei es nun durch eigentliche Reden oder durch fromme Geschichten oder durch mystische Betrachtungen, zur Häuslichkeit und Sittlichkeit zu ermuntern. Unter diesen ist keiner ausgezeichneter, als Tauler, ein Dominikaner-Mönch, welcher in Straßburg lebte, aber auch in Köln und anderen Städten predigte und deshalb, wie wir vermuthen, des niederdeutschen Dialekts sich ebenso gut zu bedienen verstand, als des oberdeutschen; er starb zu Straßburg 1361. Der beste Zeuge für Tauler's Bedeutung in Betreff der Benutzung deutscher Gemüthlichkeit zur religiösen und sittlichen Bildung ist der große Repräsentant deutscher Eigenthümlichkeit, Doctor Martin Luther. Dieser sagt von Tauler, den er einen Gott-erleuchteten Theologen nennt: „Ich habe weder in deutscher, noch in lateinischer Sprache eine heilsamere Gottesgelahrtheit, die mehr mit dem Evangelio übereinkäme, gefunden.“ Wie sehr Tauler eine echt deutsche Natur war und wie schwer ein Nicht-Deutscher, möge er nun Franzose oder Engländer sein, das geistige Bedürfniß derjenigen Klasse von Deutschen, welche nur deutsche Bildung erhalten hat und von französischer Rhetorik wie von dem Leben in der großen Welt fern geblieben ist, zu beurtheilen vermag, wird man am besten daraus sehen, daß, sobald vor 30 Jahren ebenso das Deutschsein, wie jetzt das Kaiserthum, unter uns Mode geworden war, auch Tauler wieder zu Ehren kam, obgleich seine Mystik und seine Sprache eben-

sowenig als Friedrich Barbarossa's Regierungssystem in das 19. Jahrhundert passen. Auch wenn man Luther's Lobrede auf Tauler mit dem vergleicht, was Calvin's Gehülfe und Nachfolger, Beza, von demselben Gott-erleuchteten Mann sagt, sieht man klar und deutlich, wie schwer ein Fremder diese deutsche Gemüthlichkeit, Mystik und edle, oft aber irre geleitete und mißbrauchte Schwärmerei begreift. Wir wollen Beza's Worte nicht weitläufig anführen, weil derselbe aus vielen Ursachen den deutschen Prediger nicht beurtheilen konnte; es mag die Bemerkung genügen, daß Beza, welcher französische Declamation und Rhetorik, sowie eine klare, verständige Belehrung, nicht aber Gemüthlichkeit und Tiefe zu schätzen weiß, ganz verachtend und wegwerfend von Tauler redet. Wer die Beredsamkeit und Philosophie der Tauler'schen Predigten anders beurtheilen will, als Beza gethan hat oder ein Massillon und Bossuet hätten thun können, der muß ein dem inneren Leben zugeneigtes Gemüth haben und sich außerdem einigermaaßen in Tauler hinein lesen; nur unter dieser Voraussetzung kann er erkennen, auf welche Weise bei Tauler Tiefe und Innigkeit des Gefühls mit Kraft und Würde der Sprache verbunden sind. Wie national dieser Prediger zwei Jahrhunderte lang gewesen ist, würde sich durch eine Aufzählung der vielen Ausgaben, welche von seinen Werken im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts gemacht worden sind, und durch Hinweisung auf die Erneuerung derselben im 19. leicht ganz populär beweisen lassen. Tauler's Schriften wurden nämlich gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durch unzählige Ausgaben unter alle Klassen des Volkes in Ober- und Niederdeutschland, sowie durch die von Lorenz Sure (Surius) gemachte lateinische Uebersetzung in ganz Europa verbreitet, und im 19. Jahrhundert hat man die nämlichen Schriften mit kritischer Sorgfalt wieder neu drucken lassen, nachdem im 17. Jahrhundert die frommen Männer Arnd und Spener die Sprache und Form derselben, welche schon vorher geändert worden war, noch weiter verändert hatten. Uebrigens geben nur die Ausgaben in plattdeutscher, hochdeutscher und niederländischer Sprache zu erkennen, auf welche Weise Tauler in seiner ganz eigenen Manier das deutsche Gemüth einer einfachen Zeit von dem Cultus des Mittelalters zu einer Religion des Herzens und des frommen Wandels herüber führte; aus der lateinischen Uebersetzung dagegen oder aus den nach ihr verbesserten deutschen Ausgaben lernt man nur den frommen Karthäuser-Mönch Lorenz Sure kennen. Dieser Mann, welcher als Verfasser oder Sammler von Biographieen der Heiligen bekannt ist, hat gerade viele der charakteristischen Stellen Tauler's verändert, weil seine Kirche jede Art von Schwärmerei und von blos innerlicher Religiösität als Anfang der Ketzerei betrachtet.

Diese kirchliche Sorge des Karthäusers ist in der wichtigsten Schrift Tauler's, welche anfangs allein in Sure's lateinischer Umarbeitung bekannt war, nämlich in Tauler's Selbstbekenntnissen, am meisten zu spüren, da gerade aus dem Original derselben jeder denkende Mann sehen wird, daß der sogenannte Pietismus oder Mysticismus, welcher bis auf den heutigen Tag in der deutschen Geschichte schon so oft eine Bedeutung erhalten hat, dem deutschen Gemüthe eigen ist. Tauler's Selbstbekenntnisse (confessions) führen in den 1521 und 1522 erschienenen Baseler Ausgaben seiner Predigten den Titel: „Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctoris Joh. Tauleri, die auch in ihr begreiffet gar viel guter Lehren und Predigten, wie und was Ursachen er kommen sei zu solchem hochgeistlichen und erleuchteten Stand, durch den und in dem er so viel Nutzens und Frucht des göttlichen Worts mit der Hülf Gottes zu Wege gebracht, daß er nit unbillichen etlichen der fürnehmsten Lehrern und Predigern der christlichen Kirchen kann vergleicht werden.“ Tauler berichtet in diesen Bekenntnissen: er habe sich, nachdem er in geistlichen Schulen nach hergebrachter Weise gebildet worden sei, für einen starken Theologen und Prediger gehalten, durch einen Laien aber (nämlich Nicolaus von Basel, den die Gottesfreunde als ihren Führer verehrten) sei er belehrt worden, daß seinen Predigten die innere Wärme fehle; dadurch sei er aufmerksam auf sich selbst gemacht worden, und er habe sich hierauf zwei Jahre in seine Zelle eingeschlossen und darüber nachgedacht, wie die Seele sich über die Welt der Erscheinungen erheben könne, bis er endlich gefunden habe, daß die Seele durch die Erdrückung der Leidenschaften und verkehrten Neigungen, durch die Ausübung der Tugenden, durch die Losmachung vom Irdischen, durch Selbstverläugnung und durch die Aufopferung ihrer Wünsche, ihrer Eigenliebe u. s. w. zu ihrem Urwesen zurückkehren könne und dann in sich den dem Erdenkloß Adam eingehauchten Athem Gottes finde. Dabei warnt er nachdrücklich vor blinden Ascetikern und gehört im Entferntesten nicht Jenen an, welche die christliche Contemplation und Selbstpeinigung bis zur Tollheit der Hindu's und zur Thorheit der Fakir's oder der Mönche von la Trappe treiben. Er protestirt nämlich nicht nur gleich seinem Zeitgenossen und Geistesverwandten Ruysbroek gegen den Satz, daß diejenigen, welche wahrhaftig arm am Geiste seien, in Gott versänken, oder mit anderen Worten, daß das Menschliche im Göttlichen aufgelöst werden könne, sondern er schreibt auch den Gedanken der Selbstpeinigung oder der gänzlichen Vernichtung des Sinnlichen im Leben geradehin dem Teufel zu. In Bezug auf das Letztere theilt er seine inneren Erfahrungen darüber in einer sehr schönen Stelle mit, welche mit den Worten beginnt: „Der Teufel

reisset oft den Menschen zu gestrenger Uebung, und er meinet, der Mensch solle krank oder gebrechlich davon werden oder thöricht an seinem Haupte, oder sunsten andere Gebrechen davon erkriegen. Ich will euch sagen von mir selber, wie mir geschah im Anfange." — Von den Schriften Tauler's ist ein Büchlein über die Nachfolgung des armen Lebens Christi außer dem Inhalte noch dadurch merkwürdig, daß die Sprache desselben mehr, als die irgend eines anderen seiner Werke, von Veränderungen und Einschiebseln frei geblieben ist. Lange Zeit hat man ihm auch die berühmte, sowohl von Luther, als von Arnd und Spener mit Recht gepriesene Schrift „Eyn deutsch Theologia" (der Titel rührt von Luther her) zugeschrieben; es ist aber jetzt ganz außer Zweifel gesetzt, daß dieselbe, obgleich einzelne Stellen aus Tauler's Werken entlehnt sind, nicht von ihm verfaßt worden ist, sondern von einem Priester und Custos des deutschen Ordenshauses zu Sachsenhausen bei Frankfurt.

Die übrigen Schriftsteller, welche die Lehre des Stilllebens und der Selbstbeschauung in ihren Schriften predigten und theils in niederländischer, theils in plattdeutscher, theils auch in hochdeutscher Sprache schrieben, können hier nicht näher besprochen werden, weil ihre Schriftstellerei sich gar nicht auf das äußere Leben bezog; doch müssen ihre Namen genannt werden, damit man aus der Anführung der Männer, deren Arbeiten bis auf unsere Zeit vielmals aufgelegt wurden und allgemein geschätzt sind, ersehe, wie in Niederdeutschland die unter den Böhmen entstandene Lehre der Taboriten und Jakobellen im kirchlichen Gewande vorgetragen, besonders aber wie Luther's Unternehmen vorbereitet ward. Der dunkelste unter diesen Schriftstellern ist Ruysbroek, welcher schon 1381 starb und also noch dem 14. Jahrhundert angehörte. Ruysbroek war Prior des unweit Waterloo bei Brüssel gelegenen Klosters Groendal, und hier hat man nach seinem Tode die Papiere gefunden, welche nachher von anderen Männern benutzt worden sind. Er schrieb in einer Art Begeisterung oder Paroxysmus (daher er auch Doctor ecstaticus, d. i. der verzückte Lehrer genannt wird) an einsamen Stellen des Waldes abgerissene Sätze oder sibyllinische Sprüche, welche er nachher ordnete. Diese waren in niederländischer Sprache geschrieben und man kann ihn daher den Jakob Böhme der Niederländer nennen. Weil seine Schriften dunkel wie ein Orakel sind, so haben Gerhard Grote, Wilhelm Jordan und Lorenz Sure dieselben überarbeitet, und in dieser lateinischen Bearbeitung sind sie am bekanntesten. Im Anfange des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts, als man der steifen Dogmatik und starren Polemik den sogenannten Pietismus entgegen setzte, sind drei kleinere Schriften Ruysbroek's vor andern gelesen und ge-

druckt worden, nämlich der Spiegel der ewigen Seligkeit, die sieben Grade der Liebe und die geistliche Hochzeit. Was übrigens Ruysbroek wollte und wie er es vermied, bei seiner Art von Frömmigkeit an der Klippe der Pietisterei zu scheitern, kann man am besten aus der von Gottfried Arnold 1704 herausgegebenen Uebersetzung oder Ueberarbeitung seiner Werke sehen.

Ruysbroek ward nur in sehr engen Kreisen gelesen, weil ihm das Sanfte und Milde fehlte, wodurch sich das Buch des Thomas a Kempis den frommen Gemüthern aller Nationen empfohlen hat. Ebendasselbe war bei den anderen Religionsphilosophen seiner Zeit der Fall. Wir brauchen daher auch von diesen nur einige wenige dem Namen nach anzuführen. Heinrich Suso stammte aus dem Geschlechte der Herren vom Berg im Hegau und legte sich den Namen seiner Mutter, einer geborenen Seuse, in latinisirter Form bei. Sein Hauptwerk, das „Büchlein von der ewigen Weisheit", ist in Gesprächsform abgefaßt und wurde in viele Sprachen übersetzt. Es gibt sich darin eine zarte, fromme, mystische Denkweise in phantasievollem Ausdrucke kund. Er war den von hoher christlicher Schwärmerei erfüllten Gemüthern zu allen Zeiten werth; seine Freundin Elisabeth Stäglin (im Kloster Töß zu Winterthur) stellte nach seinen eigenen Mittheilungen ein Lebensbild Suso's zusammen, das er selbst nachher durchsah und ergänzte. Er starb 1365 als Dominicaner in Ulm, wo man noch bis in die neueste Zeit seine Zelle und sein Grab im Klosterhof zeigte. Berühmter als Tauler, Ruysbroek und Suso ist Thomas Hammerken oder, nach der damals herrschenden Sitte die Namen zu latinisiren, Malleolus, der aber gewöhnlich nach seinem Geburtsorte (Kempen oder Kampen) Thomas a Kempis genannt wird und von 1380 bis 1471 lebte. Er war Prior auf dem Agnetenberge bei Zwoll, und man hat ihm das lateinische, in alle Sprachen der Welt, selbst in die arabische, übersetzte, von dem berühmten Corneille sogar in Verse gebrachte und fast eben so oft als die Bibel gedruckte Buch von der Verachtung der Welt (de contemtu mundi) oder, wie es nach der Ueberschrift des ersten Buches gewöhnlich betitelt wird, von der Nachahmung Christi (de imitatione Christi) zugeschrieben. Ob er wirklich der Verfasser dieses Buches sei oder ob dasselbe einem anderen Gliede der in den Niederlanden und in Norddeutschland so zahlreichen Prediger des betrachtenden Lebens angehörte, darüber ist viel gestritten worden; denn allen diesen Männern waren dieselben Ideen, dieselbe Sinnes- und Denkart so sehr gemeinschaftlich, daß auch ihre Ausdrucksweise gleichförmig ist. Aus demselben Grunde findet sich auch des Gerhard von Zütphen Schrift über die Mittel zur Genesung der Seele (de reformatione animae) unter

Thomas a Kempis' Schriften.*) Zu der nämlichen Schule gehörten Gerhard Grote aus Deventer nebst seinem Schüler Florens, Pfarrer von Deventer, sowie die Schüler des Letzteren und Freunde des Thomas a Kempis, Johann Gronde, Johann Brickerink, Lübbers Berner, Heinrich Brune, Ammel Bürens, Jakob von Viana, Ledwine, Johann Ketel und Arnold Schoonhove. Auch Heinrich und Hugo von Balma, von welchen wir weniger wissen, gehören einer ähnlichen Schule an.

Von ganz anderer Art, als der Stil, die Beredsamkeit und sogar die Sprache der genannten Männer ist das Werk eines anderen im 15. Jahrhundert lebenden geistlichen Redners und Volksschriftstellers, dessen wir hier zuletzt erwähnen, weil er den besten Uebergang zu derjenigen Klasse von Schriftstellern bildet, welche, mit dem Studium der Alten und mit den Italienern bekannt, den Reformatoren der Kirche, der Schule und der ganzen Art, Staat und Menschen zu beurtheilen, den Weg bahnten. Wir meinen Geiler von Kaisersberg. Da jedoch dieser Mann ebenso wie Luther sich nicht scheute, zur Posse seine Zuflucht zu nehmen und sogar seine Predigt-Texte aus einem lustigen Volksbuche statt aus der Bibel zu nehmen, um dem Volke, welches launig und lustig war, seine Lehre handgreiflicher zu machen: so müssen wir vorher dreier größeren Gedichte gedenken, welche, meist satirischen Inhalts, theils im 14. Jahrhundert, theils am Schlusse des 15. von den Bürgern der Städte eben so fleißig gelesen wurden, als die Bibel im 16. Diese Bücher waren der Renner, der Reineke Fuchs und das Narrenschiff. Der Renner ward am Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt, und zwar von Hugo von Trimberg (s. Bd. VI, S. 137), von welchem wir nicht viel mehr wissen, als daß er selbst in seinen Knittelreimen sagt, er habe vor dem Renner schon Bücher in deutscher und in lateinischer Sprache geschrieben:

Vor hatte ich sieben Büchelein
In Teutsche gemacht und in Latein
Fünftehalb, das ist wahr.

Außerdem berichtet der Verfasser, er habe 40 Jahre lang die Schule zu Theuerstadt vor Bamberg geleitet und sein Buch, den Renner, im Jahre 1300 abgeschlossen. In seiner gesprächigen Weise theilt er ferner mit, er besitze 200 Bücher, was für jene Zeit eine sehr stattliche Sammlung war. Den Titel „Renner" erklärt er selbst zweimal auf verschiedene Weise, am deutlichsten dahin, daß es „durch die Lande rennen" solle. Der Leser ist aber eher geneigt, den Namen auf das

*) In Frankreich wurde lange Zeit, doch irrthümlich, die Ansicht verfochten, daß der berühmte Gerson der Verfasser sei.

bequeme Hin- und Herreden zu beziehen, dem er sich nach seiner eigenen Aussage überläßt, wie ein Reiter, der seinem Rosse nachgibt; denn er mischt „Beispiele" jeder Art ein, die zwar eine künstlerische Einheit nicht aufkommen lassen, aber den Zeitgenossen sehr erfreulich und werth waren. In der Mitte des 16. Jahrhunderts ließ Cyriakus Jakobus zum Bock eine ihm von Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz anvertraute Handschrift des Renners zu Frankfurt am Main drucken. Dieser erste Herausgeber sagt: der Zweck des Dichters sei gewesen, zu zeigen, wie die Geistlichen böse Beispiele geben und dadurch die Anderen auf Irrwege leiten; nebenbei habe der Dichter aber auch den anderen Ständen ihre besondere Lection geben wollen. Das Gedicht hat den Charakter eines Meistergesanges für Handwerker und Krämer, frohes Behagen und gute Laune, sowie mitunter zwar gute, aber auch derbe Späße. Seine durchaus bürgerliche Sittenlehre wendet sich vorzugsweise gegen Hoffarth, Geiz und Unkeuschheit, gegen die Erpressungen der Pfaffen wie der weltlichen Beamten, auch gegen schlechte Erziehung, wobei er ebenso die Unwissenheit wie die frühzeitige Verbildung tadelt („Mich dauert, wenn die kleinen Kind Schon voller weisen Worte sind"). In herzlichen Worten bedauert er den Verfall der edlen und sinnigen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts, wobei er ein litterarisch interessantes Verzeichniß der vorzüglichsten Meister gibt; besonderes Lob erhalten der Marner und „Herr Walther von der Vogelweide; wer deß vergäße, thäte mir leide."

Ueber die Beziehungen der Thiersage zum uralten deutschen Volksleben haben wir früher (Bd. V, S. 66) gesprochen und angegeben, wie dieselbe, anfangs naiv episch, der Satire eine treffliche Grundlage bot. Sie wurde in Frankreich viel gepflegt; den bedeutendsten Aufschwung aber nahm sie in den Niederlanden, wo das Bürgerthum früh ausgebildet und die Vorliebe für drolligen und kecken Spott sehr lebhaft war. Hier dichtete Willam, dem einige den Beinamen Madoc zusprechen, mit Benutzung französischer Quellen einen Reinaert, in welchem bei trefflicher Composition und großer Frische der Darstellung die Beziehungen auf Kirche und Staat schon völlig entwickelt, auch die Charaktere der Thiere meisterlich ausgeprägt sind; eine spätere Fortsetzung, ebenfalls niederländischen Ursprungs, ist von geringerem Werth. Im Jahre 1498 nun erschien zu Lübeck eine vorzüglich gerathene niederdeutsche Bearbeitung beider Theile; ob der Verfasser ein Hermann Barkhausen oder der herzoglich lothringische Hofmeister Heinrich von Alkmar oder der 1526 zu Rostock verstorbene Nikolaus Baumann gewesen, ist noch nicht festgestellt. Dieses letztere Buch hat den Gang und die Gestaltung des Thier-Epos für Deutschland abgeschlossen. Reich und geistvoll in der

Ausmalung, konnte es die schlichten und harten Umrisse der älteren Gedichte nicht beibehalten; und die Bearbeitung Willam's und seines Fortsetzers verdrängte es schon durch die weiter gehende Herrschaft der niederdeutschen Sprache. An die Stelle des Bären, der in altdeutscher Zeit König der Thiere war, ist der Löwe getreten, der, prachtvoll und würdig im Auftreten, doch auch den Eindruck der gravitätischen Langsamkeit macht und an den deutschen Kaiser erinnert. Reineke (niederdeutsche Verkleinerungsform von Reginhart oder Reinhart, d. i. klug im Rathe) mochte den Leser an schlaue Kanzler, Juristen und Staatsmänner erinnern, während der bornirte, täppische, prahlende Wolf, der früher manche Züge des Mönches trug, nun die entartete Ritterschaft vorstellen konnte. Schon früher hat man diese köstliche Dichtung als einen Spiegel des Hoflebens betrachtet und allerdings hält sie der damals eindringenden welschen Praktik oder derjenigen Politik, die man bald nach Macchiavelli benannte, einen Spiegel vor; Goethe gibt ihr noch eine weitere Beziehung, indem er den Reineke eine „unheilige Weltbibel" nennt. Als Mittelpunkt der Satire, die sich übrigens noch mehr als im Reinaert gegen das Kirchenthum wendet, bezeichnen Viele die Beichte des Fuchses; aus dieser möchten wir dann als Kern der Sache den Spruch hervorheben:

„Ich möchte nicht, daß mir dat sulve (dasselbe)
Geschähe, das ich gethan dem Wulve";

denn hierin wird mit aller Dreistigkeit die Grundlehre der Moral ironisirt und die Philosophie des Egoismus offen bekannt.

Das Narrenschiff ist über 60 Jahre früher gedruckt worden, als der Renner; denn schon 1488 kommt eine lateinische Uebersetzung desselben vor, so daß also die Baseler Ausgabe von 1494, die man gewöhnlich für die erste hält, dies schwerlich sein kann. Nach dem Jahre 1494 ist bis tief in das 16. Jahrhundert hinein fast kein Jahr vergangen, in welchem nicht eine oder mehrere Ausgaben des Narrenschiffes erschienen wären, das zudem in fünf neuere Sprachen, sowie ins Lateinische übersetzt wurde.*) Brant starb im Jahre 1521, verstimmt durch die unruhevolle Zeit. Der leitende Gedanke seines Hauptwerkes ist der, daß der Verfasser die Welt seiner Zeit als ein Schiff voll Narren darstellt und dabei auch sich selbst nicht ausnimmt; wenigstens nimmt man gern an, daß er in dem ersten Bilde, das den Büchernarren darstellt, auf eine gutmüthige Weise seine eigene Person zum Besten gibt. Er entwirft also, ohne

*) In Bezug auf das Litterarische verweisen wir den Leser auf die mustergiltige Ausgabe von F. Zarncke (Leipzig 1854).

ein Genie oder ein bedeutender Dichter zu sein, ein dem ganzen Volke zugängliches und folglich mitunter etwas plattes Bild der letzten Zeit des 15. Jahrhunderts, welches aber getreu und dadurch am anziehendsten ist, daß es alle Stände und Geschäfte, sowie alle Thorheiten des Lebens berührt. Um den Ruhm Sebastian Brant's und seines künstlerisch nicht hochstehenden Gedichtes zu begreifen, muß man in Betracht ziehen, nicht nur daß es einen reichen Schatz guter Lehren und Anspielungen im Sinne der Zeit enthält, sondern daß hier zum ersten Mal ein ernster Mann, der sich die neue, auf Kenntniß des klassischen Alterthums gegründete Bildung erworben hat, sich einer durchaus volksthümlichen Form bemächtigt. Die klaren, gesunden Regeln der Weltweisheit, die Brant aus den Griechen und Römern entnimmt, waren dem Bürgerthum des späteren Mittelalters willkommen und im hohen Grade sympathisch. Deshalb hat denn auch Geiler von Kaisersberg in einer Zeit, wo Luther's deutsche Bibel noch nicht vorhanden und Volksbuch geworden war, die Texte zu seinen 1498 in Straßburg gehaltenen Predigten aus dem Narrenschiff genommen.

Johann Geiler, der zu Schaffhausen geboren war, aber seine Kinderzeit zu Kaisersberg im Elsaß verlebte, war 31 Jahre lang (bis 1510) Prediger in Straßburg und machte als Kanzelredner einen Dialekt der deutschen Sprache geltend, welcher später wieder ganz vernachlässigt ward, bis in unseren Tagen Hebel ihn aufs neue in Ansehen brachte. Ebendasselbe that damals Albrecht von Eyb, Domherr zu Bamberg, in Betreff des fränkischen Dialekts. Luther folgte nachher den Spuren beider Männer; doch nahm er in seiner Bibelübersetzung nicht einen bestimmten Dialekt an, sondern richtete sich, wie er selbst sagt, nach der Sprache der sächsischen Kanzlei, die für die reinste galt. Geiler von Kaisersberg hat mit Luther ein anderes gemein, nämlich daß er in seinen Predigten herzlich, bieder und kräftig, verständlich und zugänglich bleibt und nicht in die Tiefe orakelnder Weisheit versinkt. Zwar gebraucht auch er, gleich den früher genannten contemplativen Rednern und Asceten, Allegorie und Mystik; er geht aber in die Letztere nie so tief ein, daß er aufhört, ein Volksredner und allgemein verständlich zu sein. Uebrigens sind die in deutscher Sprache gehaltenen Predigten Geiler's von seinem sie nachschreibenden Schüler Other ins Lateinische übersetzt worden und der vorhandene deutsche Text ist eine Uebertragung aus diesem. Es sind im Ganzen 110 Predigten, welche nach der Ordnung der Abtheilungen des Narrenschiffes fortlaufen, ohne daß jedoch dieses Buches selbst ausdrücklich gedacht würde. Ueber jeder Predigt steht in lateinischer Sprache der Satz: „Der Narren Zahl ist unzählbar (Stultorum est infinitus numerus)“. Wie Geiler verfährt, kann man

am besten aus der 27. Predigt sehen, welche „Studier-Narr" überschrieben ist, in der aber auch von den Gelehrten überhaupt gesprochen wird. Es handle sich in derselben, meint der Uebersetzer der von Other lateinisch nachgeschriebenen Predigten, von dem Geschwarm der Gelehrten oder gehaubten Narren, Häublein-Narren, Barettlein-Narren; das Kennzeichen ihrer Narrheit sei, daß die meisten der Herren Doctores in ihren hohen sammetnen Baretten einherträten und doch nicht drei Worte Latein verständen. Der Uebersetzer theilt den Gegenstand oder die Predigt in sieben Schellen. Die erste Schelle ist, wenn einer viel köstlicher Bücher zusammen stellt, um in denselben ebenso, wie in anderem Hausgeräthe, seinen Ruhm zu suchen. Die zweite ist, wenn er glaubt, er könne durch eine Menge Bücher klug werden. Die dritte, wenn man von Allem etwas lernt und vom Ganzen nichts. Die vierte, wenn man seine Augenlust an Gemälden, an Büchern, an goldenen nnd silbernen Buchstaben hat. Die fünfte, wenn man sich des prächtigen sammetnen oder seidenen Einbandes freut. Die sechste, wenn einer Bücher schreibt oder drucken läßt ohne Verstand. Die siebente endlich, wenn man Bücher und die in ihnen enthaltene Weisheit gänzlich verachtet. — Geiler wurde im Straßburger Münster bestattet, unter der prachtvollen Kanzel, die nach Einigen ihm zu Ehren erbaut wurde.

2. Erste Schritte der Deutschen auf dem von den Italienern betretenen Wege zu einer neuen nationalen Litteratur und Bildung.

a) Neue Lehranstalten.

Da wir bei der gelehrten Bildung nur in sofern verweilen dürfen, als sie zur Volksbildung führte, so müssen wir uns darauf beschränken, summarisch zu berichten, auf welche Weise in Deutschland während des 15. Jahrhunderts statt der bisherigen blos theologisch-philosophischen Lehranstalten Universitäten nach italienischer Art gegründet wurden. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war durch Kaiser Karl IV. die Universität zu Prag gestiftet worden (1348), sowie durch die Herzoge Rudolf IV., Albrecht III. und Leopold III. von Oestreich die zu Wien (1365), welche freilich lange kränkelte. Unter den Nachkommen der genannten Herzoge kümmerte sich Kaiser Friedrich III. weniger um das Reich, als um Pflanzenkunde, Scheidekunst und Astronomie, deren Studium er in Linz trieb. Noch in demselben Jahrhundert, in welchem die Prager und Wiener Universitäten entstanden waren, wurden Heidelberg (1386), Köln (1388) und Erfurt (1392) gegründet. Würzburg hätte schon 1410 eine

Universität erhalten, wenn nicht die Geistlichkeit und die Bürgerschaft darüber mit einander in Streit gerathen wären; erst 1589 kam dort alles das, was zu einer solchen Anstalt erfordert wird, zu Stande. Im Jahre 1409 ward, wie bereits oben berichtet worden ist, der schon früher gefaßte Plan, in Leipzig eine Universität zu gründen, ausgeführt, indem sich damals bei der Vertreibung der Deutschen aus Prag Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. von Meißen zu diesem Zwecke vereinigten. Ebenso wurde zehn Jahre später (1419) durch die Verbindung der Herzoge Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der Stadt Rostock die Errichtung der Universität Rostock zu Stande gebracht. Im Jahre 1456 ward in dem benachbarten Greifswalde ebenfalls eine Universität gestiftet, vorzugsweise durch die Thätigkeit des Bürgermeisters Rubenow; die Rostocker hatten sich die größte Mühe gegeben, den pommerischen Herzog Wratislaw von der Errichtung derselben abzuhalten. Zwei Jahre vorher war durch den Kurfürsten Jakob zu Trier und schon 1426 durch den Herzog Johann IV. von Brabant zu Löwen eine Universität gegründet worden; schon früh gewann die streng kirchliche theologische Facultät an derselben einen ungewöhnlichen Einfluß. Die Universitäten Basel und Freiburg im Breisgau wurden fast gleichzeitig (1457—59) eröffnet; Basel erhielt die päpstliche Bestätigung, deren damals jede Universität bedurfte, von Pius II. (Aeneas Sylvius), der die Stadt noch vom Concilium her in gutem Andenken hatte. Eberhard von Württemberg, genannt Eberhard im Barte, der in der Liebe zur neuen Wissenschaft durch seine Gemahlin, die Prinzessin Barbara von Mantua, bestärkt wurde, stiftete 1477 die Universität in Tübingen, und kurz darauf Kurfürst Diether die zu Mainz. Auf diese Weise entstanden also in einem Zeitraum von 130 Jahren 15 höhere Lehranstalten, welche zwar immer noch keine eigentlichen Bildungsschulen für das Volk genannt werden konnten, aber doch eine Wirkung des in Italien erwachten Bedürfnisses einer neuen Civilisation waren.

b) Herolde der bei den Italienern herrschenden Bildung in Deutschland.

Von den Männern, welche im 15. Jahrhundert die Aufklärung aus klassischen Quellen von Italien nach Deutschland brachten, führen wir den bei Gelegenheit des Baseler Conciliums näher besprochenen Nikolaus Cusanus um so mehr zuerst an, als derselbe gerade im Anfange des 15. Jahrhunderts (1401) geboren ward. Er hieß eigentlich Krebs und hat den Namen Cusanus von dem Dorfe Kues im Trierischen, wo er von armen Eltern geboren war, erhalten Er

war in Italien mit dem echten Aristoteles bekannt geworden, während man in Deutschland noch blos den arabisch-lateinischen kannte. Dort hatte er auch Petrarca's Schriften vorzugsweise studirt und sich eine richtige Ansicht der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit verschafft. Er war außerdem ein guter Kenner des römischen Rechts und als kritischer Forscher einer der ersten Deutschen, welche wissenschaftlich die Erdichtungen prüften, die man dem leichtgläubigen Mittelalter mit unverschämter Lügenhaftigkeit als Geschichte, als urkundliches Recht und als reine Ueberlieferung aufgedrungen hatte. Auch das Studium der Mathematik und Geographie ward von Cusanus zuerst auf eine ganz andere Weise getrieben, als man es in den Klöstern hatte treiben können. Wegen seiner historischen und theologischen kritischen Gelehrsamkeit ward er auf dem Baseler Concilium höher geehrt, als die großen Pariser Theologen, die doch gegen die päpstlichen Ursurpationen mit solchem Glücke kämpften, daß sie der weltlichen Obrigkeit ihres Vaterlandes und der gallikanischen Kirche vermöge der pragmatischen Sanction Rechte verschafften und sicherten, welche der deutsche Kaiser und die deutsche Kirche nie erlangt haben. Cusanus griff auf dem Baseler Concilium mit seinen kritischen Waffen nicht blos die Fabel an, daß Constantin der Große dem römischen Bischof fürstliche Rechte über Land und Leute und über Gott weiß welche Besitzungen geschenkt habe, sondern er entlarvte auch zuerst den Verfasser der Pseudoisidorischen Decretalen, oder mit anderen Worten: er bewies, daß die dem Isidorus von Sevilla zugeschriebene Sammlung päpstlicher Verordnungen, die man schon seit dem 10. Jahrhundert als kirchliches Gesetzbuch gelten ließ (Bd. IV, S. 442), ein absichtlich erdichtetes Machwerk sei. Leider müssen wir jedoch hinzufügen, daß Cusanus gleich dem ebenfalls gelehrten, kritischen und aufgeklärten Aeneas Sylvius, welcher anfangs nicht minder ein Orakel der zur Kirchen-Reform versammelten Väter war, seinen vorigen Ueberzeugungen untreu ward, seitdem der Papst ihn zum Bischof von Brixen und nachher (1448) zum Kardinal gemacht hatte. Von seinen Werken, welche 1565 in drei starken Folianten herausgegeben worden sind, möchten wohl seine sieben Briefe über die Zeitgeschichte, die Concilien, die Streitigkeiten mit der böhmischen Nation und die Ketzereien derselben das historisch wichtigste sein. Von seinen übrigen Schriften, welche größtentheils theologischen oder juristischen Inhalts sind, wollen wir nur einige wenige anführen, die sich auf sein Verhältniß zu seiner Zeit beziehen und den Beweis liefern, daß Nikolaus zu den Vorboten der Aufklärung des 16. Jahrhunderts gehörte. Die erste dieser Schriften ist seine genaue Prüfung der Lehre Mohammed's (Cribratio Alcorani), weil sie eine der verstän-

digsten Schriften ist, welche bei dem damaligen Vordringen der osmanischen Türken und ihrer fanatischen Proselytenmacherei vermittelst des Säbels gegen die Lehre des Korans geschrieben wurden. Die zweite führt den Titel Conjectura de novissimis temporibus und ist auf eine ganz verschiedene Weise von den Pietisten des 18. Jahrhunderts, von den Jesuiten und von dem Skeptiker Bayle für ihre Zwecke als Orakel benutzt worden. In diesem Büchlein prophezeit Cusanus, betroffen von dem Zustande der Kirche, die in ihrem Inneren so sehr zerrüttet war und von außen die sich immer weiter verbreitende Ketzerei der Hussiten gegen sich hatte, den völligen Untergang der Kirche und ihre Erneuerung durch heilige Männer. Seine mathematischen und geographischen Schriften, in welchen keine theologische oder kirchliche Bedenklichkeit seinem denkenden Geiste Schranken setzte, waren ganz im Sinne der neueren, auf ein gründliches Studium der Alten gebauten, dem praktischen Leben und dessen Bedürfnissen vortheilhaften Wissenschaft abgefaßt. Was seine mathematischen Arbeiten betrifft, so hat erstens der große Mathematiker Wallisius auf des Cusanus Schrift von der Quadratur des Kreises die größte Bedeutung gelegt. Ferner hat Cusanus die nothwendige Verbesserung des Kalenders, welche erst Papst Gregor XIII. lange Jahre nach ihm durchführen konnte, schon in einem eigenen Büchlein (Reparatio calendarii) gelehrt und die Einführung derselben vorgeschlagen. Endlich hat er in Betreff der Alphonsinischen Tafeln (Bd. VI, S. 440) den Verbesserungen eines Kepler und Tycho de Brahe den Weg gebahnt; die 20 Folioseiten seiner Werke, welche die von ihm verbesserten Tafeln enthalten, haben der Astronomie wesentlich genützt. In Hinsicht auf die Geographie hat er nicht nur eine geographische Skizze des späteren Alterthums, welche Vossius erst im 17. Jahrhundert drucken ließ (das Itinerarium Antonini) sehr wesentlich verbessert, sondern auch die Beschreibung von Deutschland und von allen anderen Ländern bis nach Constantinopel hin, welche Schardius unter Sebastian Münster's Namen in seine Sammlung deutscher Geschichtschreiber aufgenommen hat, ist im Wesentlichen des Cusanus Arbeit, der sie Tabula oder Länderregister genannt hatte.

Das Studium der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, welches Nikolaus Cusanus als Nebengeschäft getrieben hatte, war nachher des **Georg Purbach** oder **Peurbach** Hauptgeschäft. Dieser war in dem östreichischen Städtchen, von welchem er den Namen führt, 1423 geboren und starb schon 1461. Er lehrte zu Wien und weckte, während er auch als Schriftsteller thätig war, noch mehr durch seinen Eifer, sein Talent und seinen Fleiß unter der Begünstigung des Kaisers Friedrich III. in Deutschland jenen Eifer für

die exacten oder realen Wissenschaften, dessen Früchte die Arbeiten eines Copernikus und Kepler waren. Wäre Peurbach nicht schon so früh gestorben, so würde er der Erste unter den Verkündigern der ganz neuen Lehre und Wissenschaft geworden sein; denn der Kardinal Bessarion, welcher während seines Aufenthalts in Deutschland die großen Anlagen des jungen Mannes erkannte, hatte ihn mit nach Italien nehmen wollen, um ihn in der griechischen Sprache und Litteratur unterrichten zu lassen. Statt Peurbach's ging einer seiner Schüler, Johann Müller oder, wie er nach seiner Vaterstadt Königsberg (in Franken, unweit Würzburg) gewöhnlich genannt wird, Regiomontanus mit Bessarion nach Italien (1461), und war nachher einer der Ersten, welche in Deutschland das Studium der alten Sprachen und ihrer Litteratur zugleich mit dem der realen und praktischen Wissenschaften verbreiteten und den Ptolemäus nebst anderen alten Astronomen von dem Schutte des Mittelalters und von den Grillen der Araber frei machten. Regiomontanus glich den griechischen und italienischen Aposteln der neuen Civilisation auch darin, daß er, bald hier, bald dort auftretend, Jung und Alt für die in Italien betriebenen und damals sogar von der Kirche begünstigten Studien gewann und zu wissenschaftlichem Eifer ermunterte. Als die Universität Wien, an welcher er lehrte, durch Friedrich's III. Schuld gar zu sehr herunter kam und dagegen in Ungarn durch Matthias Corvinus die neue Wissenschaft begünstigt wurde, begab sich Regiomontanus zu diesem; später trat er in Nürnberg auf, wo bereits die mechanischen Künste, die praktischen Wissenschaften und die Meistersängerei blühten, und machte diese Stadt durch seine Lehre und sein Beispiel zu einem Sitz der astronomischen Arbeiten; zuletzt kehrte er aber nach Rom zurück, wo er 1476 starb. Gassendi und alle späteren Astronomen und Mathematiker sind darüber einig, daß dem Regiomontanus sowohl unter den beobachtenden als unter den rechnenden Astronomen einer der besten Plätze gebühre. Er hat, sagen sie, nicht blos richtig observirt und die vorhandenen astronomischen Tafeln verbessert, sondern auch selbst Instrumente gemacht und die gerade in Nürnberg damals sehr zahlreichen Künstler gelehrt, wie sie brauchbare Instrumente verfertigen müßten. Er hat außerdem Sinus-Tafeln berechnet, die von Peurbach begonnene Berechnung der Planeten-Bahnen vollendet und herausgegeben, die Grillen der Araber in der Astronomie gründlich widerlegt und des Euklides sowie des Archimedes Schriften erläutert.

Von ganz anderer Art war die Wirksamkeit der Männer, welche durch die Predigt einer Religion des Herzens unser gemüthliches und häusliches Volk mit seinem beschränkten und jedes äußeren Glanzes

entbehrenden bürgerlichen Lebens zufrieden machten und es lehrten, in stiller geistiger Beschäftigung den Frieden zu suchen, den das unruhige Streben nach außen, das Wühlen und Treiben im politischen Leben nicht verleihen können. Hier sind zuerst die „Brüder vom guten Willen", auch Hieronymianer genannt, zu erwähnen, deren erste Genossenschaft um 1384 zu Deventer in Holland von Gerhard Groote und Florentius Radewin gestiftet wurde. Sie empfahlen das Lesen der Bibel in der Muttersprache; dieses Bestreben war es hauptsächlich, was schon vor der Reformation viele fromme Männer dazu trieb, auf den Volksunterricht hinzuwirken. Dem Bruderhaus in Deventer schlossen sich andere an, die bis zur französischen Grenze und bis nach Preußen hin zerstreut waren. Manche hatten durchaus klösterliche Einrichtung; so das auf dem Agnesberg bei Zwolle, in welchem Thomas von Kempis nicht weniger als 70 Jahre verlebte. Von den Dominikanern bei Papst Martin V. angeklagt (1418), fanden sie an dem berühmten Gerson einen siegreichen Vertheidiger. Die Italiener bekämpften die Scholastik wegen ihres geschmacklosen Ausdrucks; jene Deutschen und Niederländer aber sahen in ihrer unfruchtbaren Spitzfindigkeit eine Gefahr für das Seelenheil. In Zwolle erhielt Johann Wessel, ein Bäckersohn, geboren 1419 zu Gröningen, längere Zeit Unterricht. Wir erkennen sein Verdienst besonders darin, daß er als ein angesehener Mann an vielen ganz verschiedenen Orten den Eifer der Deutschen für die neue religiös-moralische und für die klassische Bildung anregte. Luther spricht sich über ihn also aus: „Wenn ich den Wesselum zuvor gelesen hätte, so ließen meine Widersacher sich dünken, Lutherus habe es vom Wesselo gesogen, so sehr stimmt unser beider Geist zusammen." Wessel lehrte in Paris, in Köln, in Heidelberg, in Rom, in Basel und zuletzt in seiner Vaterstadt. Neben ihm ist Alexander Hegius (aus Heek in Westphalen) zu nennen, der längere Zeit hindurch die Schule von Deventer leitete und besonders das Studium des Griechischen förderte; er starb 1498, neun Jahre später als Wessel.*) Ihre Freunde waren auch die Freunde Johann's von Dalberg, welcher gleich den florentinischen Patriciern die neuen Studien förderte und besonders die Universität Heidelberg zu heben suchte. Johann von Dalberg, welcher 1445 geboren war, hatte seine Bildung in Erfurt erhalten und erwarb sich als Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, sowie nachher (seit 1482) als Bischof von Worms sehr bedeutende Verdienste um Deutschland. Er zog Johann Wessel und andere ausgezeichnete Männer nach Heidelberg und stiftete, nach dem Muster der freien

*) Vergl. Ullmann: „Johann Wessel", Hamburg 1842.

italienischen Akademieen, von Worms aus die sogenannte rheinische Gesellschaft (Societas literaria Rhenana); denn da die fortdauernden Streitigkeiten der Wormser mit ihren Bischöfen ihn nöthigten, sich mit seinem Dom-Kapitel meistens in der pfälzischen Stadt Ladenburg aufzuhalten (besonders seit 1499), so konnte er zugleich dort und in Heidelberg seine Freunde um sich vereinigen. Die rheinische Gesellschaft war ein wissenschaftlicher Verein für deutsche und für klassische Litteratur; man braucht nur die Namen einiger Mitglieder derselben anzuführen, um zu erkennen, daß Dalberg mit vollem Recht der Mäcenas unseres Vaterlandes genannt wird, welches leider! nie einen Augustus hatte. Diesem Vereine gehörten unter Andern der vertraute Rath des Kurfürsten von der Pfalz, Dietrich von Plenningen, der Abt Tritheim, Johann Reuchlin, Wilibald Pirkhaimer, Eitelwolf von Stein, Martin Pollich an.

Unter den Männern, die sich an Johann von Dalberg anschlossen, muß namentlich Rudolf Agricola, geb. 1443, erwähnt werden. Er war in seiner Vaterstadt Gröningen angesehen und vermögend, und glich den italienischen Patriciern auch darin, daß er die klassischen Studien nicht zu irgend einem äußeren Zwecke, sondern um ihrer selbst willen trieb. Er suchte sein ganzes Leben hindurch der neuen Bildung theilhaftig zu werden und sie unter seine Zeitgenossen zu verbreiten. Er hatte in Löwen studirt, reiste nachher nach Frankreich und begab sich dann nach Italien, wo er den Unterricht des Hermolaus Barbarus, des Theodorus Gaza und Anderer genoß und mit Johann von Dalberg und Dietrich von Plenningen, welche damals ebenfalls dort verweilten, befreundet ward. In Ferrara, wo er sich einige Zeit aufhielt, um zu lehren und zu lernen, sammelte er kostbare Handschriften, welche später der Heidelberger Bibliothek einverleibt und von den Gelehrten aller Nationen benutzt wurden. Er hatte besonders Methode und Erziehungskunst studirt und galt im 16. Jahrhundert für den Mann, welcher neben einem Erasmus von Rotterdam und einem Philipp Melanchthon für die Reformation der Schulen und des nach Luther's Zeit durch die Protestanten verbreiteten Studiums der Humanitäts-Wissenschaften das Meiste geleistet habe. Selbst eine Schule zu leiten, lehnte er ab, da er es für ein verdrießliches Geschäft hielt; in einer Schule, meinte er, herrschen Klagen, Thränen und Schläge. Agricola legte sein Stadt-Syndicat in Gröningen nieder, als sein Freund Dalberg Bischof von Worms geworden war und ihn einlud, nach Heidelberg zu kommen; auch begleitete er denselben nach Rom, wo Dalberg den neuen Papst Innocenz VIII. im Namen des Kurfürsten von der Pfalz beglückwünschen sollte. Nach Heidelberg zurückgekehrt, starb er leider schon 1488. Er übertraf

seine deutschen Zeitgenossen fast sämmtlich an Geschmack und feiner klassischer Bildung. Seine Handschriften-Sammlung bildete den Grund und den kostbarsten Kern der bis zur Eroberung von Heidelberg durch Tilly weltberühmten Bibliothek dieser Stadt. — Unter den Schulen in Oberdeutschland, wo klassische Studien in verbesserter Weise betrieben wurden, ist die von Schlettstadt im Unterelsaß hervorzuheben; der Rath dieser durch Weinhandel vermögenden Stadt berief schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts einen Zögling von Deventer, Ludwig Dringenberg, zur Gründung derselben. Unter seinen Schülern ist der treffliche Jakob Wimpheling, geboren 1450 in Schlettstadt, hervorzuheben; seine Streitigkeiten mit den Mönchen erinnern bereits an die Kämpfe Reuchlin's.

Von den Männern, welche Johann von Dalberg begünstigte, verdienen neben Agricola noch zwei Andere vorzugsweise einer Erwähnung. Der Eine, **Konrad Celtes**, ist wegen seiner Beweglichkeit und wegen der Mannichfaltigkeit der von ihm in den verschiedensten Gegenden von Deutschland angeregten neuen geistigen Bestrebungen, der Andere, **Johann Reuchlin**, als Reformator des Unterrichtswesens merkwürdig. Die Verdienste, die sich der Letztere um seine Zeit und um die Nachwelt erwarb, waren dauerhafter, als die des Ersteren; sie gehören aber mehr dem 16. als dem 15. Jahrhundert an und wir werden ihrer deshalb erst dann ausführlich gedenken, wenn von der Litteratur der nächsten Periode die Rede sein wird. Konrad Celtes, der nach seinem deutschen Familiennamen entweder Pickel oder Meißel hieß, war 1459 zu Wipfelde bei Würzburg geboren. Er fand zuerst in Köln Unterstützung und Unterricht, empfahl sich dann in Heidelberg durch seine Leichtigkeit im Versemachen dem Johann von Dalberg, dem Rudolf Agricola und Anderen und erhielt durch diese Männer die Mittel, nach Italien zu reisen, von welchem Lande damals Bildung, Wissenschaft und Kunst über die Alpen herbeigebracht wurden. Er hielt sich zwei Jahre in Italien auf und schöpfte die Kenntnisse, die er nachher als Mitglied der rheinischen Gesellschaft in Deutschland verbreitete, aus dem Umgang und Unterricht des Marsilius Ficinus, Johann Calphurnius, Guarino, Beroaldus, Sabellicus, Pomponius Lätus und anderer Begründer des erneuerten Studiums der Alten. In Italien verweilte er 1488 und 1489. Dann lehrte er zuerst bis 1490 in Krakau, wo er zugleich von Albert Brutlew die Astronomie erlernte, und nachher wirkte er fast auf jeder Universität, welche damals in Deutschland bestand, kürzere oder längere Zeit. Wir brauchen dies nur anzuführen und die Art seiner Wirksamkeit ganz kurz anzudeuten, um die Behauptung zu begründen, daß die Thätigkeit dieses unruhigen Mannes mit der

Wirksamkeit der Griechen in Italien verglichen werden kann. Seine erste, 1486 erschienene Schrift lehrte das Versemachen, worüber wir nichts zu sagen haben. Hierauf gab er einige Schriften Seneca's heraus und lehrte zu Leipzig ebenso, wie nachher auf anderen Universitäten, in einer der bisherigen scholastischen entgegengesetzten Manier. Er entwarf sein Gedicht über das deutsche Land und seine Sitten (Situs et mores Germaniae), welches als eine Art Reisebeschreibung für den Forscher der deutschen Zustände im 15. Jahrhundert sehr wichtig ist. In Ingolstadt, wo er seine öffentlichen Anschläge in Verse einkleidete, hielt er Vorlesungen über den Horaz und trieb allerlei Genialität. Im Jahre 1493 war er in Wien und gleich nachher in Mainz, 1494 aber wieder in Ingolstadt. Der Pest wegen floh er 1496 nach Heidelberg, wo er sich für die Zwecke der rheinischen Gesellschaft sehr thätig bewies. Vom Jahre 1501 an bis zu seinem Tode (1508) war er Bibliothekar in Wien; von 1497 an hatte er zwar seinen Wohnsitz in Wien, wo ihn Kaiser Maximilian zum Lehrer der Dichtkunst und Beredsamkeit ernannte, auch zum Vorsteher eines Vereines für bildende Wissenschaften (collegium poëtarum) erhob; doch machte er fortwährend größere Reisen, auf welchen ihm besonders in Klosterbibliotheken mancher wichtige Fund gelang. So entdeckte er zu Tegernsee eine sehr merkwürdige römische Militärkarte, die er dem gelehrten Stadtschreiber **Konrad Peutinger** von Augsburg zur Bearbeitung übergab; diese „Peutingerische Tafel" befindet sich jetzt in Wien. Ueberhaupt war der Verkehr der gelehrten Männer mit den gebildeten Rathsherren deutscher Städte von gutem Erfolg; die Briefe, welche unter den Humanisten gewechselt wurden, hatten litterarische Bedeutung und vertraten in gewissem Sinne die Stelle wissenschaftlicher Zeitschriften. Celtes ist auch dadurch bemerkenswerth, daß er die Sprachstudien besonders zur Erweiterung realer Kenntnisse, wie der Geschichte und Länderkunde, angewandt wissen wollte. Seine Werke verdienen übrigens, so groß auch ihre Wirkung auf die Deutschen des 15. Jahrhunderts gewesen ist, für unsere Zeit keine Erwähnung. Von den beiden, ihrem Inhalte nach ganz verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte enthält die 1613 zu Straßburg erschienene nur anständige Oden und Epigramme; in der anderen dagegen, welche 1502 in Nürnberg gedruckt ward, finden sich namentlich vier Bücher schmutziger Elegieen oder mit anderen Worten ein in die Form einer poetischen Reisebeschreibung gefaßtes nacktes Sittengemälde, wie es ein Peter Aretin und der unter uns so sehr gepriesene Ulrich von Hutten zu geben die Dreistigkeit gehabt haben. Es werden nämlich in den ungezogensten und schamlosesten Ausdrücken die frechen Sitten und grenzenlosen

italienischen Ausschweifungen geschildert, deren sich Celtes ebenso wenig wie Hutten enthielt. Die Manier ist dieselbe, wie in Lord Byron's Werken und in allem dem, was Göthe in Rom und Venedig meisterhaft gedichtet hat; jenes Werk von Celtes liefert daher den Beweis, daß die aus Italien zu unserem Volke gebrachte Aufklärung und kühne Genialität des Denkens und Dichtens damals ebenso, wie heut' zu Tage, der alten deutschen Sittsamkeit und Häuslichkeit gefährlich wurde.

C. Bildung und Litteratur Italiens von Dante's Tode bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

---

1. Uebergang vom 14. zum 15. Jahrhundert.

Neben Dante nennt man gewöhnlich und mit allem Recht Boccaccio und Petrarca als Schöpfer der neueren italienischen Poesie, als Urheber des Studiums der alten Klassiker und als die Männer, welche die Anwendung dieses Studiums auf Bildung und Schriftstellerei lehrten. Ihre Poesie in der Nationalsprache glauben wir hier, wo blos von allgemeiner Bildung die Rede ist, übergehen zu können, weil Petrarca's Lyrik ganz ideal und überschwenglich, Boccaccio's unterhaltende und das Ohr des Italieners durch den Rythmus der prosaischen Rede bezaubernde Erzählung zu materiell ist, als daß wir uns auf ihre Empfehlung oder Würdigung einlassen möchten. In anderer Beziehung wirkten dagegen Beide mehr, als Dante.

Petrarca stammte zwar wie Dante aus Florenz, war aber nicht in dieser Stadt, sondern (1304) zu Arezzo geboren, da sein Vater bald nach Dante aus Florenz vertrieben war. In seinem achten Jahre kam er nach Avignon und erhielt später seinen Unterricht zu Carpentras, bis er zum Behuf juristischer Studien nach Montpellier und sodann nach Bologna geschickt wurde. Das Griechische, das er in der Kinderzeit von dem in Calabrien geborenen Mönch Barlaam gelernt haben soll, kann von keiner Bedeutung gewesen sein; später, als er mit Barlaam in Avignon zusammentraf (1342), begann er zwar wieder das Griechische zu betreiben, doch gelangte er nie dazu, den Homer in der Ursprache zu verstehen. Im Jahre 1326 kehrte er von Bologna, wo er sich, statt mit dem römischen Recht, mit Cicero und Virgil beschäftigt hatte, nach Avignon zurück. Im folgenden Jahre soll er die Laura, welche der Gegenstand seiner lyrischen Dichtungen (der sonnetti, canzone, rime und trionfi) ist, gesehen haben. Wir wollen zwar die Existenz dieser Laura und auch Petrarca's Liebe zu ihr nicht bestreiten; allein die hochfliegende, oft mystische, oft contem-

plative lyrische Poesie des Dichters ist durchaus ideal und ohne Materialität; ihr Gegenstand scheint daher ebenfalls eher ganz ideal, sowie die Liebe zu ihm eine Platonische Fiction zu sein, als daß sie einen körperlichen Gegenstand gehabt oder der vielen historischen Erklärungen bedurft hätte, mit denen man Petrarca's Gedichte versehen hat und um derentwillen Vauclüse bei Avignon mit seinem Felsenthal und dem Flusse Sorgue so oft topographisch beleuchtet worden ist. Die Bewunderung, welche ganz Europa dem Dichter zu seiner Zeit geschenkt hat, verdankte er nicht den lyrischen Gedichten, die jetzt überall als sein Hauptverdienst betrachtet werden und dagegen damals nur in Italien und im südlichen Frankreich bekannt waren, sondern vorzugsweise seinen lateinisch geschriebenen Büchern und seinem Verdienst um Erneuerung des klassischen Alterthums. Er verfaßte in lateinischer Sprache sowohl Gedichte, welche zu seiner Zeit den Werken Virgil's, seines Vorbildes, zur Seite gesetzt wurden, als auch prosaische Bücher von ganz verschiedener Art; der Abt Tritheim, ein Mitglied von Dalberg's rheinischer Gesellschaft, sagt daher von Petrarca, dessen lateinischer Styl übrigens noch mehrentheils sehr schwülstig und poetisirend, oft auch incorrect ist: er habe das bildende Wissen des Alterthums (humaniores literas), welches lange ganz verschwunden und todt gewesen sei (post longa silentia mortuas), wieder vom Tode in das Leben zurückgerufen (ab inferis revocavit ad superos). Petrarca selbst scheint gefühlt zu haben, daß er zum epischen Dichter nicht geboren sei; dennoch ward er wegen seines erzählenden Gedichtes Africa in neun Gesängen, welches den älteren Scipio Africanus zum Helden hat und wegen seiner Idyllen (Bucolica) zu einer und derselben Zeit von Paris und von Rom aus eingeladen, sich unter vielen Feierlichkeiten, Aufzügen und Reden als Dichter krönen zu lassen. Er wählte die Krönung zu Rom, ließ sich aber vorher in Neapel öffentlich und feierlich prüfen. Nachdem er hier in Gegenwart des Königs Robert und seines Hofes Beweise der Dichterfähigkeit und des Wissens gegeben hatte und mit jeder Art von Ehrenbezeugungen überhäuft worden war, begab er sich nach Rom, wo er dann (1341) auf dem Capitol gekrönt und im Triumph verherrlicht ward (s. Bd. VI, S. 415). Beide Feste, das zu Neapel und das zu Rom, waren große Nationalfeste zur Feier des wiedererweckten alten Lebens im Staat und in der Litteratur, bei welchen Petrarca die Hauptperson gewesen war. Seit dieser Zeit suchten daher auch alle Gelehrten die Bekanntschaft und Gunst Petrarca's. Städte, Fürsten, Kardinäle, ja selbst der Papst und der Kaiser nahmen ihn zum Rathgeber. Die italienischen Staaten thaten auf sein Betreiben sehr viel für die alte Litteratur; er ward von Kaiser Karl IV. bei der Stiftung der Prager

Universität zu Rathe gezogen und es lag nicht an Petrarca, daß Karl nicht den alten Glanz des römischen Kaiserthums und die Einheit der italienischen Nationalität wieder hergestellt hat. Petrarca war auch bei Karl's zweitem Römerzuge (1368) in Italien, kam 1370 wieder dahin und starb zu Arqua bei Padua im Jahre 1374.

Von den 29 Büchern, die er dem Fabricius zufolge geschrieben hat, wollen wir nur einige wenige anführen, welche Beziehung darauf haben, daß seit Petrarca's Zeit auch den Gelehrten ganz andere Bücher in die Hände gegeben wurden, als die im Anfange des 14. Jahrhunderts gebrauchten. Wir nennen billig zuerst seinen Trostspiegel in Glück und Unglück (Remidium utriusque fortunae), welches Buch eine so große Verbreitung erhalten und so viele Auflagen erlangt hat, daß es in dieser Beziehung (als allgemein gelesenes Buch) nur mit des Boëthius Schrift über den Trost der Philosophie verglichen werden kann. Dieses Buch besteht aus 254 Dialogen und zwei Hauptabschnitten; im ersten unterreden sich die Freude und die Hoffnung, im zweiten der Schmerz und die Furcht als allegorische Personen. Eine andere Schrift Petrarca's, die er sein geheimes Tagebuch nennt (De contemptu mundi colloquiorum liber, quem secretum suum inscripsit), steht ganz im Einklang mit seiner überschwenglichen Lyrik, mit der Contemplation und dem Neuplatonismus seiner Gedichte. In dieser Schrift unterhält er sich mit Augustinus über Welt und Weltlichkeit im Geiste des Jahrhunderts, für welches er und Dante dichteten. Für unsere Zeit ist es sehr anziehend, mit dem Buche selbst dasjenige zu vergleichen, was Ginguené in der Litteraturgeschichte von Italien über dasselbe sagt, weil man sich alsdann ein vollständiges Urtheil über den Gehalt der französischen Bildung des 18. Jahrhunderts im Vergleich mit der italienischen des 14. bilden kann. Unter den vielen, mehrentheils declamatorischen Briefen Petrarca's sind die 128, welche den Titel Senilia führen und in denen Petrarca als Rathgeber, Lenker und Prophet seiner Zeit erscheint, für die Geschichte der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts und ihrer Cultur besonders merkwürdig. Sie sind zugleich mit einem, 58 Briefe an Andreas Dandolo enthaltenden Buche und mit den Episteln oder erdichteten Sendschreiben, welche Petrarca sonderbar genug an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums, einen Cicero, Livius, Varro und Seneca richtete, als eigenes Werk abgedruckt. Durch die genannten Schriften wirkte Petrarca auf seine Landsleute von der einen Seite ihres Nationalcharakters her und weckte in ihnen theils das Wohlgefallen am Pomp der Rede und an wohlklingenden, aber oft ganz leeren Perioden und Phrasen, theils die Liebe zu der neuen Bildung der klassischen Litteratur; denn sie nährten die Neigung zum Schwär-

men und zur Contemplation. Andere Schriften Petrarca's gewannen das italienische Volk vermöge der Neigung desselben zur unterhaltenden Erzählung, durch Histörchen und verschönerte Geschichte. Man muß nämlich diejenige Art von Geschichte, welche Petrarca der ernsten Geschichte vorgezogen hat, als Mittel, seine Nation anzuregen, betrachten. Er schrieb in seinem gefälligen Stil eine Sammlung von historischen Erzählungen (Rerum memorabilium libri IV), um das Interesse an einer aufs Leben angewandten Geschichte zu wecken. Wie er in diesem Buche die Geschichte nach Art des Valerius Maximus (s. Bd. III, S. 469) mit der Moral zu verbinden und durch Anwendung nützlich und anziehend zu machen versucht hat, läßt sich aus der Angabe des Inhalts leicht beurtheilen. Das erste Buch enthält Geschichten über Muße und Beschäftigung gelehrter Männer, das zweite über Tugenden, über Klugheit, Gedächtniß, Verstand, Witz, Spott, Scherz und Beredsamkeit, das dritte über Betriebsamkeit, Schlauheit und Einsicht in Wort und That, das vierte endlich über Vermuthungen, d. h. über Träume, Ahnungen und Wahrsagungen. Eine andere Schrift, die 14 Lebensbeschreibungen römischer Staatsmänner und Heerführer von Romulus an bis auf Curius Dentatus und Fabricius, ist aus jenem begeisterten römischen Patriotismus hervorgegangen, welcher Petrarca auch mit Cola Rienzi in enge Verbindung brachte. Alles, was in diesem Büchlein berichtet wird, ist auch bei Livius in den Nebel der Sage und Mythe eingehüllt und hat bei ihm in der nämlichen rhetorischen Form schon die alten Römer begeistert und zu großen Thaten angespornt; Lorbard de Sircho hat daher Petrarca's Zweck völlig verkannt, indem er in derselben Manier noch 21 andere Lebensbeschreibungen hinzufügte, durch welche die heroische Geschichte aus dem mythischen Zeitalter heraus in das historische bis auf Trajan geführt ward.

In ganz anderer Manier und nicht breit, wie Petrarca, sondern mit Dante's Griffel kurz, gedrängt, ernst und streng schrieb der Florentiner Dino Compagni († 1323) in italienischer Sprache die Geschichte seiner Vaterstadt von 1280 bis 1312. Er erzählte, wie die großen Alten, denen wir ohne Bedenken ihn zugesellen, das, was er selbst gesehen und woran er als Gonfaloniere der Stadt großen Antheil gehabt hatte. Er baut nicht Perioden, wie Macchiavelli, und strebt nicht, wie ein anderer seiner Landsleute, Villani, nach liebenswürdiger Breite und unterhaltenden Anekdoten; er ist wahr, ernst und tief wie Thucydides und seine Geschichte ist strenge wie das Weltgericht. Dies haben ihm die versüßten und erschlafften Italiener lange bitter vorgeworfen, sie haben ihn sogar lange Zeit fast ganz vergessen liegen lassen, bis ihm Muratori durch den Abdruck im neun-

ten Theile seiner Sammlung italienischer Geschichtsquellen zu der gebührenden Ehre geholfen hat. Obgleich wir durch das Studium Dante's gelernt haben, wie weit die geglättete Sprache der Italiener des 16. Jahrhunderts (cinquecentisti) hinter der natürlichen Kraft und originellen Eleganz eines Dante und Dino Compagni zurückbleibt, so würden wir doch, weil dazu ein italienisches Ohr erfordert wird, über Dino's Stil und Sprache nicht urtheilen, wenn nicht alle Italiener von Geschmack in ihrem Urtheile übereinstimmten. Alle können die Eleganz des naiven Ausdrucks, die Kraft der Sprache, die Feinheit des ungeschmückten, einfachen, dem Inhalte durchaus angemessenen Stils nicht genug bewundern. Was aber den Vorwurf übertriebener Schärfe des Tadels, welchen man dem Dino Compagni zu machen pflegt, betrifft, so ist derselbe höchst ungerecht, wenn nämlich auch nur ein ganz geringer Theil von dem wahr ist, was Dante seinen florentinischen Landsleuten vorgeworfen hat. Dino zeigt sich vielmehr gerade durch diesen Tadel seiner Zeit als einen über dieselbe erhabenen, gleich Dante festen und strengen Mann und einen echten Republikaner, der in dem Abweichen von Gesetz, Religion und Sitte den Untergang jeder Freiheit sieht.

Der nächste bedeutende florentinische Geschichtschreiber, Johann Villani, den man, weil Dino Campagni lange vernachlässigt war, gewöhnlich den frühesten klassischen Geschichtschreiber in italienischer Sprache nennt, verhält sich zu Petrarca gerade so, wie Dino Compagni zu Dante. Die beiden zuletzt genannten Männer sind der Ausdruck einer kräftigen, religiösen, gebildeten und bewegten Zeit, sie repräsentiren den Geist einer echten und gesonderten Nationalität, sie suchen nichts, sondern Rede und Gedanke strömen bei ihnen aus einer vollen Seele; Villani und Petrarca dagegen wollen und suchen die Klassicität und Erneuerung des Geistes der alten Römerzeit. Dies sagt Villani ausdrücklich. Er berichtet uns nämlich: als er 1300 in Rom gewesen sei, habe ihn der Anblick der kolossalen Reste des Alterthums auf den Gedanken gebracht, daß der alte Glanz Italiens mit der Geschichte der Thaten des altrömischen Volkes innig zusammenhänge und daß derselbe verschwunden sei, seitdem Mönchs-Chroniken und dürre Register des Geschehenen an die Stelle des nationalen epischen Gesanges und der mit Beredsamkeit vorgetragenen Geschichte getreten wären; er habe damals an Virgilius, Sallustius, Lucanus, Titus Livius, Valerius Maximus und Paulus Orosius gedacht und sich vorgenommen, die Geschichte seiner Vaterstadt in einer großartigen Manier zu behandeln, um die Italiener zu Thaten anzuspornen, die ihrer Altvordern würdig seien. Villani war durch seine Stellung ge-

eignet, der aus Büchern gezogenen Geschichte diejenige beizufügen, die er erlebt hatte und für welche er also Quelle und Geschichtschreiber zugleich war. Er ward nämlich in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt gebraucht und leitete die auswärtigen Angelegenheiten derselben eine Zeit lang fast allein. Er konnte folglich seinen Zweck, das allmähliche Wachsthum eines kleinen, gleich dem alten Rom rasch emporsteigenden Staates darzustellen, vollkommen erreichen. Villani wollte für das Volk ein Nationalwerk in der Sprache der Nation liefern; das hat er auch so vollständig gethan, daß Macchiavelli in seiner Geschichte von Florenz die Bekanntschaft mit ihm voraussetzt und nur das, was Villani als Volksschriftsteller nicht berührt hat, ergänzt. Da Villani für das Volk schrieb, so beginnt er wie Livius mit gut vorgetragenen Sagen, Legenden oder Märchen und macht dem Florentiner, wie Livius dem Römer, jedes Dorf, jede Ortschaft und jede Gegend in der Nähe seiner Vaterstadt durch eine Anekdote, einen Umstand, eine Schlacht, ein Geschichtchen oder Märchen wichtig. In unserer Zeit würde man ihm freilich einen Vorwurf daraus machen, daß er Stellen seines Vorgängers Ricordano Malespini wörtlich in sein Buch einrückt, ohne denselben zu nennen; dies ist aber bekanntlich in allen Chroniken des Mittelalters geschehen. Für die Geschichte seiner Zeit (bis 1337) ist Villani, der im Jahre 1348 starb, Hauptquelle, und zwar auf dieselbe Weise, wie Livius Quelle ist, das heißt er ist ausgezeichnet durch Manier, Darstellung, Lebendigkeit und originellen Stil. Die Einfalt, Kraft und Lebendigkeit waren der Zeit Villani's eigen, aber die Kunst, in das Einfache Mannichfaltigkeit zu bringen, gehört ihm allein an. Die besten und gründlichsten unter den oft sehr flachen und breiten neueren Italienern gestehen, daß sie ihn in Rücksicht der bloßen Form als Muster und Quelle des echten alten Stils studiren. Wie bei jedem wahren Geschichtschreiber, der nicht aufhören will, Mensch im edeln Sinne des Wortes zu sein, um berühmter Redekünstler zu heißen, so darf man auch bei Villani die Partei im Staate, der er angehörte, nicht vergessen. Er war eifriger Demokrat und Guelfe, daher er auch über Dante nicht eben günstig urtheilt; man muß, wenn bei ihm vom Kampfe der Parteien die Rede ist, nicht außer Acht lassen, auf welcher Seite er stand.

Villani's Brüder, Matthäus und Philipp Villani, von welchen jener die Geschichte bis 1363, dieser noch ein Jahr weiter fortsetzte, dürfen wir nicht erwähnen, weil wir nicht eine Litteratur der Geschichte schreiben Ebenso verhält es sich mit des Andreas Dandolo lateinisch geschriebener Chronik von Venedig, so wichtig dieselbe auch dem eigentlichen Historiker sein mag, mit Albertinus Mussatus und

mit anderen Geschichtschreibern. Dagegen dürfen wir den bereits genannten Florentiner Boccaccio (1313—1374) schon aus dem einzigen Grunde nicht übergehen, weil er mit Recht neben Petrarca als einer der thätigsten Gründer der bis auf unsere Tage in ganz Europa eifrig betriebenen altklassischen Studien angesehen wird. Die in italienischer Sprache geschriebenen Werke Boccaccio's, welche noch immer gelesen werden und seinen Namen unsterblich gemacht haben, dürfen wir hier weder würdigen, noch auch ihrem Inhalte nach genau angeben, weil sie einer Gattung von Litteratur angehören, die wir von unserem Werke ausschließen. Wir begnügen uns damit, das berühmte Decamerone zu erwähnen, weil dieses Buch nicht blos in der italienischen Kunstprosa Epoche macht, sondern für die Erzählungslitteratur des gesammten Abendlandes von Einfluß war. Es ist die vorzüglichste unter jenen Novellensammlungen, welche eine größere Anzahl von Geschichten nach Art des Morgenlandes in einen gemeinschaftlichen Rahmen sammeln. Während der schwarze Tod in Florenz wüthet, verweilen zehn Personen, die der höheren Gesellschaft angehören, Damen und Herren, auf einem Landgut und erheitern sich mit Erzählungen in der Weise, daß zehn Tage lang jeder täglich einmal zum Vortrag kommt; daher der Name des Buches (das zehntheilige). Der Dichter schickt eine zum Erschrecken anschauliche Beschreibung der Pest voraus, die man jener anderen zur Seite gestellt hat, welche Thucydides von der Pest zu Athen (430—28 vor Chr.) gegeben hat. Auf diesem Hintergrunde sollte wohl das Leichtfertige, ja völlig Sittenlose der Erzählungen erklärt oder entschuldigt werden; denn in solchen Zeitläuften schien es verdienstlich genug, seine Mitmenschen zum Lachen anzuregen. Boccaccio selbst erklärte jedoch später, seine Jugend sei keineswegs eine Rechtfertigung für das Aergerliche dieses Werkes, das seinen Spott am liebsten gegen die Sitten der Geistlichkeit richtet. Indessen enthält dasselbe keineswegs blos lascive Abenteuer, sondern auch einige Geschichten von ernstem, sinnvollem Inhalt, wie jene von dem Juden Melchisedek und den drei Ringen, die Lessing für seinen Nathan benutzt hat.

Hier jedoch haben wir zunächst nur der Arbeiten zu gedenken, welche am Ende des 15., sowie im 16. Jahrhunderte dem gebildeten Europa den Weg zur Kenntniß der antiken Civilisation bahnten und ein neues Feld der Bildung und der Litteratur eröffneten. Unter Boccaccio's italienischen Werken hat neben dem Decamerone die Fiametta und der Labirinto d'amore oder Corbaccio den ersten Rang, der Filicopo, der Amelo oder die Comedie delle Ninfe Fiorentine den zweiten. Die zwölf Bücher der Thebaïde in ottave rime, einem

Versmaaße, dessen Erfindung häufig dem Boccaccio zugeschrieben wird, die Amorosa visione in 5 trionfi, den Filostrato und den Ninfalo Fiesolano soll er selbst ins Feuer geworfen haben, als er Petrarca's Gedichte gelesen hatte; wir bezweifeln dies aber, weil sich die genannten Stücke in den Handschriften seiner Werke, wie auch in vielen gedruckten Ausgaben derselben finden. Von der Seite, von welcher her wir den Boccacio hier zu betrachten haben, ist er bedeutend als der erste Gelehrte im Abendlande, der den Homer im Original las; denn Petrarca besaß zwar Homer's Gedichte, konnte sie aber nicht lesen. Der Calabrese Leontius Pilatus, welcher 1360 nach Florenz kam und drei Jahre daselbst verweilte, unterrichtete den Boccaccio im Griechischen, das er wie seine Muttersprache verstand, und erleichterte ihm, da es an Wörterbüchern fehlte, das Verständniß des Homer durch wörtliche Uebertragung. Er übersetzte die ganze Iliade und den größten Theil der Odyssee, sowie 16 Dialoge Plato's. Boccaccio schrieb vielleicht nicht so gut Latein, als Petrarca, er suchte aber auf mancherlei Weise seine Zeitgenossen mit dem Inneren des Alterthums und mit den im Leben brauchbarsten Theilen der Litteratur desselben bekannt zu machen. Eine Bedeutung an und für sich möchten wir zwar den Compilationen, die ihm Ruf und ein großes Publikum verschafften, nicht zuschreiben; sie hatten aber für die ersten Zeiten der Wiederherstellung des Studiums der Alten eine sehr große Wichtigkeit, weil sie dem Geschmack der Zeit angepaßt und unterhaltend waren. Zwei dieser Bücher, die Mythologie der Alten und die Schrift über die Namen der Wälder, Berge, Flüsse, Quellen, Seeen u. s. w., gehören eigentlich dem Boccaccio nicht an, sondern sind nur von ihm bearbeitet und stilisirt worden. Das erstere (Genealogiae deorum libri X) war von Paul Perusinus verfaßt, Boccaccio fügte aber mit Hülfe des Mönchs Barlaam dasjenige bei, was er in griechischen und lateinischen Schriften sammeln konnte. In diesem Buche führt Boccaccio, wie das auch neuerdings unter uns oft geschehen ist und zuweilen großen Lärm gemacht hat, alle mythischen Dichtungen und Ueberlieferungen der Alten deutend und ableitend auf ein System, einen Typus zurück, und wer ein Freund von dergleichen Deutungen und Systemen ist, wird bei ihm ebenso gut seine Rechnung finden, als bei Natalis Comes, bei Kanne oder bei Creuzer. Das zweite angeführte Werk (über die Benennungen der Wälder, Berge, Flüsse u. s. w.) ist eine von Vibius Sequester im fünften oder sechsten Jahrhundert gemachte Sammlung, in welcher Boccaccio theils das Material vermehrte und besser ordnete, theils den Stil verbesserte. Ein drittes Werk Boccaccio's, welches zur Verbreitung der Kenntniß des Alter-

thums geschrieben wurde, ist das Buch über berühmte Weiber (de claris mulieribus). Diese Schrift beweist, daß Boccaccio ebenso in lateinischer wie in italienischer Sprache ein unterhaltender Erzähler war; denn er machte in derselben von allen möglichen wahren oder erdichteten Geschichten einen vortrefflichen Gebrauch. Um zu sehen, wie er mit seinen Stoffen umgeht und was er im Auge hat, darf man nur die bekannte Geschichte von der Päpstin Johanna lesen. Dieses Buch erhielt daher auch gleich nach seiner Erscheinung denselben Ruf in ganz Europa, dessen der Decamerone in Italien genoß und ward alsbald ins Spanische, Französische, Italienische und Deutsche übersetzt; letzteres noch um 1470 durch Heinrich Steinhöwel in Ulm „von den erlauchten Frauen". Dasselbe war mit den zehn Büchern von den Schicksalen berühmter Männer und Weiber (de casibus virorum et feminarum illustrium) der Fall; denn auch dieses Buch ward in alle Sprachen übersetzt und es findet sich auf der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford sogar eine alte Uebersetzung in englischen Versen.

2. Mediceische Periode oder Blüthezeit der Künste und der Litteratur im 15. Jahrhundert.

a) Verhältniß der italienischen Regierungen zu der litterarischen Bildung und ihren Fortschritten.

Sowohl die furchtbaren Tyrannen, welche in den verschiedenen Städten und Staaten Italiens das Andenken der grausamen Unterdrücker der Freiheit im alten Griechenland erneuten, als die gesetzmäßigen und besseren Regierungen nahmen an dem raschen Fortschritte der Bildung und Wissenschaft Italiens im 15. Jahrhundert einen thätigen Antheil. Wir beginnen, um dies anschaulich zu machen, mit Mailand und Florenz. In Mailand scheinen die ersten Visconti, welche diese Stadt und ihr Gebiet tyrannisirten, sich des neuen geistigen Lebens von Italien weniger angenommen zu haben, als andere Dynasten ihrer Zeit; nichtsdestoweniger wurde auch in Mailand schon frühe das Studium der Alten lebhaft getrieben. Der aus demselben hervorgegangene Enthusiasmus für die Freiheit ward dem vorletzten Herrscher aus dem Hause Visconti, Johann Maria, verderblich; denn dieser wurde 1412 von Jünglingen aus den ersten Familien nicht etwa seiner Grausamkeit wegen gemordet, sondern weil der Lehrer jener jungen Leute in den Reden, die er jedes Mal, wenn er seine Erklärung der Alten begann, an sie zu halten pflegte, sie für die Wiederherstellung der Republik zu begeistern verstand (s. oben). Da kein Plan der That zu Grunde lag und die Condottieri für Geld, nicht

für Ideen oder Systeme zu kämpfen gewohnt waren, so stürzten sich freilich die Begeisterten ins Verderben und der schwache, unzuverlässige Philipp Maria herrschte gleich nachher eben so willkürlich, als vorher sein Bruder; aber die Geschichte der Erziehung dieses Mannes und seiner Beschäftigungen beweist, daß man dafür hielt, ein italienischer Regent könne der nationalen und humanistischen Bildung nicht entbehren. Einer der berühmten Humanisten und Latinisten des 15. Jahrhunderts, Candidus December, hat ein Leben Philipp Maria's geschrieben, in welchem er die Bildung und die Studien seines Helden darstellt; aus diesem Berichte sehen wir, wie sehr man bemüht war, das Studium der Alten für das Leben und dessen Geschäfte nützlich zu machen. Man las mit dem jungen Visconti zuerst den Petrarca und ließ sich von ihm die Stellen bezeichnen, die ihm besonders wohl gefielen. Dann erklärte ihm Martianus von Tortona den Dante. Daneben ward der Livius mit ihm gelesen und man benutzte die Erklärung desselben, um ihm die Grundsätze der Staatsklugheit durch die Historie einzuprägen. Hierauf las man mit ihm Lebensbeschreibungen berühmter Männer in französischer Sprache, womit doch wohl nur Ritterromane oder die bekannten fabelhaften Geschichten der Troubadours gemeint sein können. Als die Familie Sforza den Visconti in der Herrschaft folgte, zeigte sich erst recht, wie innig und nothwendig das litterarische Leben mit dem politischen und bürgerlichen verbunden war. Franz Sforza, der Erste aus diesem Hause, war zwar freilich zu sehr mit Staats- und Kriegsangelegenheiten beschäftigt, als daß er sich um die wieder auflebenden Studien des Alterthums hätte bekümmern können; allein unter ihm und seinem Sohne leitete der schlaue Francesco Simonetta, gewönlich C i e c c o genannt, alle Angelegenheiten des mailändischen Kabinets, und dieser wird allgemein unter die vorzüglichsten Schützer und Förderer der neuen Civilisation gerechnet. Ciecco nahm gleich den damaligen Fürsten Italiens die flüchtigen gelehrten Griechen gastlich auf, suchte dieselben an Stellen im Staat zu bringen und verschaffte auch vielen Italienern, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, eine Versorgung; Franz Filelfus, einer der thätigsten Reformatoren mittelalterlicher Studien, war von dem Alles vermögenden Minister ganz unzertrennlich. Franz Sforza's Nachkommen waren weder von Seiten ihrer moralischen und kriegerischen Eigenschaften, noch auch in Betreff ihrer Regentenfähigkeiten zu rühmen; aber alle ohne Ausnahme zeigten großen Enthusiasmus für die neue Litteratur. Selbst der weibliche Theil der Familie Sforza war mit der römischen und griechischen Litteratur innig vertraut; so hatte unter Andern Franz Sforza's Tochter Hippolyta

den berühmten Laskaris, dessen griechische Grammatik lange Zeit dem Jugendunterrichte zu Grunde gelegt ward, zum Lehrer. Franz Sforza's jüngerer Sohn, Ludwig Moro, den wir als Usurpator und Tyrannen, sowie als Kerkermeister und Meuchelmörder seines Neffen kennen lernen werden, war einer der Hauptbeförderer der griechischen Studien neuerer Zeit. Er berief nicht allein den Demetrius Chalkondylas, den Georg Merula und den Alexander Minutianus, um die klassischen Alten zu erklären, sondern Philipp Beroaldus erzählt uns auch, daß Ludwig keinen Tag vorbeigehen ließ, ohne sich aus irgend einem alten Schriftsteller etwas vorlesen zu lassen. Leider müssen wir hinzufügen, daß die Gelehrten damals eben so eitel und habgierig waren, als in unserer Zeit; wir würden nämlich den schändlichen Tyrannen für den edelsten und gebildetsten Schützer alles Großen und Guten halten müssen, wenn wir ihn blos aus den Vorreden und Zueignungen der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit kennten.

In Florenz war es das Haus Medicis, welchem Wissenschaft und Kunst ihre höchste Blüthe verdankten. Diese Familie war schon im 15. Jahrhundert zu königlichem Reichthum und Ansehen gelangt; denn wenn auch Sismondi durch Zahlen nachweist, daß die Summe ihrer Gesammteinnahme, verglichen mit den vielen Millionen einzelner reichen Familien unserer Zeit, ganz unbedeutend war, so sagen doch Zahlen in solchen Dingen gar nichts, weil dabei noch manches Andere, was sich nicht so bequem in Anschlag bringen läßt, berücksichtigt werden muß. Uebrigens fällt die größte, mehr als königliche oder kaiserliche Verschwendung der Mediceer für die Kunst erst in das folgende Jahrhundert, in welchem dieses Haus großherzoglich wurde und zwei Päpste, Leo X. und Clemens VII., aus demselben hervorgingen. Wenn man sich von dem, was in Italien für Kunst und Wissenschaft geschah, einen Begriff machen will, so muß man vorzugsweise die großartigen Bemühungen der Mediceer für beide betrachten. Der Engländer Roscoe hat daher auch, um nachzuweisen, daß die Zeit der Mediceer für das neuere Europa dasselbe war, was die Zeit des Perikles für das ganze Alterthum gewesen ist, das Leben Lorenzo's des Prächtigen und des Papstes Leo X. ausführlich beschrieben. Wir reden hier nur von den ersten Sprößlingen des ältesten Zweiges der Familie, dem die nachherigen Großherzoge nicht angehörten; diese stammten von einem Bruder des von uns bereits ausführlicher erwähnten Kosmus von Medicis. Zur besseren Uebersicht geben wir eine Stammtafel der wichtigsten Mitglieder des Hauses Medicis von diesem Kosmus an:

- **Kosmus** (st. 1464).
  - **Peter** (st. 1469).
    - **Lorenzo, der Prächtige** (st. 1492).
      - **Peter**, (ertrinkt 1504).
        - **Lorenzo**, Herzog v. Urbino, dann (1513) Herr v. Florenz (st. 1518).
          - **Katharina v. Medicis**, Gemahlin Heinrich's II. v. Frankreich u. Mutter Karl's IX.
          - **Alexander**, erster Herzog v. Florenz, (ermordet 1537).
      - **Johann**,*) der sogen. Kardinal v. Medicis u. nachheriger Papst Leo X.
    - **Julian** (erm. 1478).
      - **Julius**, Papst Clemens VII.
- **Lorenzo**, des Kosmus Bruder (st. 1440).
  - **Peter Franz.**
    - **Lorenzo.**
      - **Peter Franz.**
        - **Lorenzino**, Mörder des Herzogs Alexander.
    - **Johann.**
      - **Johann.**
        - **Kosmus I.**, erster Großherzog (st. 1574).

Was des **Kosmus** Bemühungen für die Künste betrifft, so ist besonders hervorzuheben, daß er die größten Baumeister der neueren Zeit, Brunelleschi und Micheleschi, in den Stand setzte, die Denkmale zu errichten, welche ganz Europa in Florenz bewundert. Namentlich baute damals Brunelleschi die prächtige doppelte Kuppel von Santa Maria del Fiore. Kosmus gab ferner große Summen her, damit Lorenzo Ghiberti die berühmten bronzenen Thore der Taufkapelle neben dem Dome vollenden könne, von welchen Michel Angelo sagte, daß sie würdig wären, die Thore des Paradieses zu sein.**) Ferner glänzten zu Kosmus' Zeiten Donatello als Bildhauer, Masaccio (eigentlich Tommaso Guidi, † 1443) und Filippo Lippi, sowie der fromme, seelenvolle Fiesole als Maler; letzterer verbrachte seine letzten Lebensjahre in Rom. In Bezug auf Litteratur stand dem Kos-

*) Ein dritter Sohn Lorenzo's des Prächtigen, also Bruder Leo's X., starb 1516 zu Fiesole; er hieß, wie sein Oheim, Julian. Er ist es, den jene unvergleichliche Grabstatue Michel Angelo's in der Todtenkapelle der Lorenzokirche zu Florenz darstellt, welche man wegen ihrer sinnenden Stellung il Pensiero (den Gedanken Michel Angelo's) nennt. Sein Sohn, Kardinal Hippolyt, hielt zu Bologna einen glänzenden Hof.

**) Von diesen Thüren wurde die eine, nach der Ostseite hin, in den 21 Jahren von 1402 bis 1423, also eigentlich vor Kosmus' Zeit, ausgeführt; eine zweite jedoch, an welcher Ghiberti fast ebenso lange arbeitete, unternahm er nachher auf den Wunsch der Prioren. Von der erstgenannten ist ein vollständiger Abguß in der Städel'schen Gallerie zu Frankfurt aufgestellt.

mus, dessen Verdienste um die neue Bildung zum Theil schon erwähnt sind, Niccolo Niccoli zur Seite; Kosmus lieh demselben seinen Einfluß. Er unterstützte die von Niccoli oder auf dessen Rath berufenen Gelehrten aus seinem Vermögen, und auf Niccoli's Betrieb wurden damals Emanuel Chrysoloras, Guarino von Verona, Johann Aurispa und Franz Filelfus als öffentliche Lehrer nach Florenz gezogen. Selbst während seiner Verbannung that Kosmus in Venedig, wo er sich damals aufhielt, viel für die Wissenschaften. Er gab bedeutende Summen zum Ankaufe und zur Vervielfältigung von Handschriften und schenkte den Mönchen von St. Georg eine nicht unbedeutende Bibliothek. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, stiftete er zuerst zwei ansehnliche, damals sogar sehr kostbare Büchersammlungen nahe bei der Stadt in San Francesco del Bosco und in San Bartolomeo bei Fiesole; dann baute er mit einem Aufwande von 36,000 Dukaten das Kloster der Predigermönche von St. Marcus auf eine solche Weise aus, daß in demselben eine große öffentliche Bibliothek eingerichtet werden könne, und endlich bezahlte er nach Niccolo Niccoli's Tode dessen Schulden, damit Niccoli's letzter Wille, daß seine mit großen Kosten gesammelte Bibliothek dem Publikum zur Benutzung offen stehe, erfüllt werden könne. Den Grund dieser Sammlung bildeten 400 besonders kostbare Handschriften römischer und griechischer Autoren, deren Geldwerth man am besten wird beurtheilen können, wenn man erfährt, daß Kosmus, als er nachher die Sammlung vermehren wollte und in Siena und Lucca, sowie auch in Griechenland Bücher einkaufen ließ, einzelne Handschriften mit 250, sogar mit 400 Dukaten bezahlte. Ueber des Kosmus Enkel, Lorenzo den Prächtigen, und seine Verdienste um die Bildung gibt sein Biograph Roscoe vollständige Auskunft; wir bemerken hier nur das Einzige, daß er Laskaris ausdrücklich darum mit Aufträgen an Sultan Bajesid II. schickte, damit derselbe bei dieser Gelegenheit in Griechenland umherreise und Bücher einkaufe. Laskaris ward nachher von ihm noch einmal dahin geschickt und brachte von dieser zweiten Reise 80 bisher unbekannte Handschriften nach Italien.

Das Haus Este in Ferrara erwähnen wir nicht, weil die Fürsten aus demselben im 15. Jahrhundert weniger für Bildung thaten, als vorher im 14. und nachher im 16.; doch waren zwei Este's jener Zeit, Leonello und Borso, wenigstens eifrige Büchersammler. Auch Neapel wollen wir übergehen, obgleich Alfons der Weise die letzten Jahre seiner Regierung ganz den Wissenschaften widmete und auch sein natürlicher Sohn Ferdinand und dessen Nachfolger, welche niemand ihrer Moralität wegen rühmen wird, sich um Wissenschaft und Bildung Verdienste erwarben. Uebrigens ward das, was in dieser

Hinsicht in Neapel geschah, meist durch Laurentius Valla und Campanus geleitet.

Die Verdienste der Päpste um die Fortschritte der neuen Bildung und um die Reformation des gesammten Unterrichts und der Studien müssen wir um so eher erwähnen, als die Päpste schon in der Mitte des folgenden Jahrhunderts das, was in dieser Hinsicht früher von Rom aus geschehen war, bereuten und zurücknahmen. Wir rechnen zu ihren Verdiensten nicht, daß Martin V. 1417 die päpstliche Bibliothek wieder von Avignon nach Rom zurückbringen ließ, da der bereits oben erwähnte General der Camaldulenser und Kardinal Ambrosius Traversari noch im Jahre 1432 behauptet, daß in keiner der beiden päpstlichen Bibliotheken noch irgend etwas für die neuen Studien zu finden sei. Erst Papst Nikolaus V. gründete die klassische vatikanische Bibliothek. Er schaffte 5000 Handschriften einer ganz anderen Art von Büchern an, als die von seinen Vorgängern gesammelten gewesen waren, und vermehrte nachher diese Sammlung noch dadurch, daß er Leute nach Deutschland, nach Frankreich, ja sogar nach England und Griechenland schickte, um verlorene Bücher aufzutreiben. Sixtus IV., welcher 1471 Papst wurde, vermehrte die vatikanische Bibliothek ebenfalls in bedeutendem Grade, wies für dieselbe ein schönes Local an und öffnete sie dem Publikum.*) Wie durch das Sammeln von Büchern, so wetteiferten die Päpste auch durch die Aufnahme und Unterstützung der Männer, welche das Licht des klassischen Alterthums brachten, mit den italienischen Fürsten, Dynasten und Tyrannen ihrer Zeit. Einer von ihnen gab dem Griechen Bessarion besonders wegen seiner reformatorischen Wirksamkeit den Kardinals-Hut. Nikolaus V. führte als Privatmann wie nachher als Papst eine ununterbrochene Correspondenz mit allen berühmten Reformatoren seiner Zeit. Unter den Männern, welche er unterstützte und ermunterte, nennt man Poggio, Georg von Trapezunt, Blondus Flavius, Leonardo Bruni, Antonio Leschi, Bartolomeo de Monte Pulciano, Cencio, Johann Tortelli, Giannozzo Manetti, Nicolo Perotti, Franz Filelfus, Laurentius Valla, Candidus December, Theodorus Gaza und Johann Aurispa. Auch sorgte Nikolaus für Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, d. h. er gab, weil kein Honorar von Buchhändlern zu erwarten war, Geldbelohnungen an die Männer, welche im Stande waren, die Schriften der Griechen zu übertragen; denn es kam darauf an, nicht blos das Studium der alten Sprachen, die Kritik des Textes und das, was die

---

*) Sixtus IV. war es auch, der 1473 die später durch Michel Angelo so großartig ausgeschmückte sixtinische Kapelle erbauen ließ.

Gelehrten Philologie und Alterthumskunde nennen, zu fördern, sondern den Geist der Alten, den Inhalt ihrer Schriften in das Publikum zu bringen und dadurch eine neue Civilisation zu gründen. Auf diese Weise ward das Abendland durch die Fürsorge des Papstes Nikolaus mit Xenophon's Cyropädie, mit Thucydides und Herodot (durch Laurentius Valla), Polybius, mit Appian, Ptolemäus, Plato und Theophrast, sowie mit der Iliade, mit Strabo's Geographie und mit dem echten, weder durch Araber noch durch Mönche verfälschten Original des Aristoteles bekannt. Daß Nikolaus auch die Uebersetzung vieler griechischen Kirchenväter belohnte, war ein Verdienst anderer Art und gehört nicht in unseren Bericht vom Fortschreiten der neuen Bildung. Wie freigebig dieser Papst sich gegen die Uebersetzer bewies, kann man aus folgenden Notizen ersehen. Poggio ward, wie er selbst sich ausdrückt, durch die Belohnung, welche Nikolaus ihm für die Uebersetzung des Diodor gab, mit dem Schicksal gewissermaaßen wieder ausgesöhnt; Laurentius Valla erhielt 500 Gold-Scudi für die Uebersetzung des Thucydides, Guarino 1500 Gold-Scudi für den Strabo, Perotti zweimal 500 Dukaten für den Polybius; Filelfus, ein schmutziger und gemeiner Gelehrter, der jedoch für die klassischen Studien am meisten thätig war, hatte die Unverschämtheit, sich von Nikolaus für eine Uebersetzung der Iliade und der Odyssee in lateinischen Versen 10,000 Gold-Scudi versprechen zu lassen, lieferte aber, als Nikolaus bald nachher starb, dieselbe nicht. Wie hoch diese Verbreiter einer neuen Bildung geehrt wurden, zeigt, selbst wenn man starke Uebertreibung voraussetzt, ein Brief des Filelfus aus Florenz, worin er meldet: „Mein Name ist in Aller Munde; die angesehensten Bürger, die edelsten Frauen erweisen mir solche Ehrenbezeugungen, daß es mich beschämt; täglich habe ich 400 oder mehr Zuhörer." Und dieselben durch ihren Geist hochstehenden Männer feinden einander aus Neid und Hochmuth in einer unglaublich niedrigen Weise an; Poggius nennt den Philelphus den schmutzigsten (spurcissimum) unter allen lebenden Menschen, ja ein abgeschmacktes Vieh (tibi insulsae pecudi), Laurentius Valla ist ihm ein wahnsinniger Beller (latrator furibundus). Von des Nikolaus zweitem Nachfolger, Pius II. (dem gelehrten Aeneas Sylvius Piccolomini), hatte der gierige Filelfus viel erwartet; Pius wollte aber das Geld der Christenheit lieber auf den Türkenkrieg wenden, als eiteln und gierigen Gelehrten schenken, und Filelfus ist deshalb sehr übel auf ihn zu sprechen. Sixtus IV. war in jeder anderen Rücksicht ein schlechter Papst, für den Fortschritt der Bildung war er aber thätig; denn er unterstützte die Gelehrten freigebig und öffnete die vatikanische Bibliothek dem Publikum.

In Mantua unterstützte die Familie Gonzaga den von reinem Eifer beseelten Victorinus von Feltre auf eine solche Weise, daß derselbe ebenso dort, wie Johann von Dalberg in der Pfalz, eine gelehrte Gesellschaft (Akademie) stiften konnte. Dieselbe Dynasten-Familie gewährte auch fremden Gelehrten Unterstützung, wie wir von Filelfus, welcher überall anklopfte, wo etwas zu haben war, bestimmt wissen. — In Venedig hatte schon Petrarca der Republik seine Büchersammlung zu einer öffentlichen Bibliothek geschenkt, von welcher indessen den Venetianern nur ein kleiner Theil blieb. Da aber die Republik sehr viel für die flüchtigen Griechen that, so schenkte ihr der Kardinal Bessarion seine kostbare Büchersammlung, auf deren Anschaffung er 30,000 Gold-Scudi verwendet hatte. Die Marcus-Bibliothek ward übrigens erst im folgenden Jahrhundert eingerichtet. Auch einzelne Glieder der regierenden Familien Venedigs förderten durch Geldunterstützung und durch eigene Thätigkeit die Bewegung der wieder erwachten alten Civilisation. Der als Gesandter an vielen Höfen, als Statthalter und als Geschäftsmann ausgezeichnete Franciscus Barbarus war der vertraute Freund der berühmtesten Wiederhersteller des alten Geschmacks; auch sind sogar seine Geschäftsarbeiten im klassischen Stile der Alten verfaßt. Er selbst übersetzte Vieles und verwendete seinen Einfluß und sein Vermögen auf die Sammlung und Erhaltung der Reste des Alterthums. Ein ganz vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die streitsüchtigen, gemeinen, schimpfenden und schmähenden Gelehrten auf Anstand und Schicklichkeit aufmerksam machte und sie zum Frieden ermahnte. Auch die Patricier Karl und Jakob Zeno machten sich durch das reine und zierliche Latein ihrer Reden und Aufsätze bis nach Frankreich und England hin berühmt. — Von den übrigen Herren und Städten dürfen wir nicht reden, weil wir nicht für Gelehrte vom Fach schreiben. An Notizen und Quellen würde es uns dabei nicht fehlen. Wir bemerken blos, daß auch die Markgrafen von Montferrat und die Herzoge von Savoyen von der allgemeinen Bewegung Italiens zu Gunsten einer Reformation der Studien ergriffen wurden und viel für dieselbe thaten.

Unter den Männern, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts griechische Handschriften in das Ausland brachten, oder auch lateinische aus Moder und Staub hervorsuchten, sind Filelfus und Aurispa wegen ihrer Reisen nach Constantinopel, Poggio wegen seiner Auffindung verlorener lateinischer Schriften unsterblich verdient geworden. Der Letztere entdeckte z. B. auf einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise in Deutschland und Frankreich 15 ganze Werke oder einzelne Stücke von lateinischen Schriftstellern (darunter

acht Reden Cicero's), welche, wenn man sie nicht damals in Italien durch Abschriften vervielfältigt hätte, wahrscheinlich ganz untergegangen wären. Auch die Vervielfältigung durch den Druck ward in Italien besonders eifrig betrieben, weil die Deutschen, welche die von ihrer Nation erfundene Buchdruckerkunst dort verbreiteten und ausübten, vorzugsweise die alten Schriftsteller abdruckten. Die beiden Deutschen Schweinheim und Pannarz, die sich in Rom niederließen und deren barbarische Namen den Italienern Stoff zum Lachen gaben, konnten schon 1475 von sich rühmen, daß sie 12,475 Abdrücke verschiedener Schriften geliefert hätten. Neben ihnen hatte auch Hahn eine Druckerei in Rom. In Mailand und Venedig, wie in fast allen übrigen Städten Italiens wurden von Deutschen oder von Italienern Druckereien errichtet. Unter allen Buchdruckern jener Zeit steht der ältere Aldus Manutius oben an. Keiner hat sich durch den gelehrten Fleiß, welchen er den Werken der Schriftsteller widmete, durch die großen Kosten, die er zum Druck derselben verwendete, durch die Ausstattung der Ausgaben vermittelst der Lettern, des Pergaments und des Papiers, durch die ängstliche und gelehrte Sorgfalt für die Richtigkeit des Textes, welche seinen Ausgaben den Werth kostbarer Handschriften verliehen hat, größeres Verdienst erworben und seinen Ausgaben größeren Werth verschafft, als dieser Mann. Er verlor darüber sogar sein ganzes Vermögen, obgleich die fürstliche Familie Pico oder Picus, welche damals noch im Besitz von Mirandola war, ihn mit großen Summen unterstützte.

b) Einzelne Italiener, welche den Kern der antiken Bildung für die neuere Zeit zugänglich gemacht und nicht blos für die Bibliotheken, sondern auch für das Leben in eine neue Form gebracht haben.

Wenn wir hier der Philologen erwähnen, so geschieht dies nur beiläufig und zufällig; unsere Absicht ist nicht, Dinge zu behandeln, die der Schule vorbehalten sind, sondern nur anzudeuten, auf welche Weise im 15. und 16. Jahrhundert aus dem Studium der Alten eine ganz neue Schulwissenschaft, eine neue christliche Poesie, Philosophie und Theologie hervorging, die von dem Abschreckenden des Mittelalters nichts an sich hatte. Wir müssen daher anschaulich zu machen suchen, wie Florenz nicht blos für Italien, sondern für ganz Europa das wurde, was Athen für die alte Welt gewesen ist, und dies nöthigt uns, zunächst auf die Männer zurückzukommen, welche durch Kosmus von Medicis und seinen Enkel, Lorenzo den Prächtigen, zu der sogenannten Platonischen Akademie vereinigt wurden, oder mit anderen Worten, welche zu einem Streben und einer Thätigkeit für Welt-

weisheit im engeren Sinne einen heiligen Bund schlossen, der dem der Pythagoräer des alten Großgriechenlands glich. Mitglieder dieses Bundes waren, außer Kosmus und Lorenzo, Pico von Mirandola, ferner der durch seinen philosophischen Commentar über Dante's Gedicht und über Virgil bekannte Christoph Landino, ferner ein Johann Cavalcanti, ein Philipp Valori, ein Bandini u. A. Schon oben ist berichtet worden, daß man den strengen Aristoteles durch den milden Plato aus dem Leben zu verdrängen suchte und daß Marsilius Ficinus erwählt ward, um jenem edeln Kreise, dessen Glieder nicht alle auf gleiche Weise griechisch gelehrt waren, den Plato durch lateinische Uebersetzung und durch Erklärung zugänglich zu machen. Ficinus las den versammelten philosophischen Freunden seine Uebersetzung stückweise vor. Eine Tradition oder besser eine Fabel sagte, daß Plato am 13. (nach Anderen am 6. oder 7.) November geboren und gestorben sei; dies war nach der Mystik jenes schönen Kreises von einer großen Bedeutung, deren Erklärung uns zu weit führen würde, und jener Tag ward deshalb auf Lorenzo's Kosten und nach seiner Angabe jährlich mit einer ganz besonderen Festlichkeit gefeiert. Uebrigens wurden auch an anderen Tagen Platonische Feste der verbrüderten Edlen Italiens auf eigenthümliche Weise begangen. Eine Feier jenes Novembertages hat Ficinus in seinem Prologium zum Gastmahl des Plato, eine andere, die auf dem Landhause Careggi gehalten wurde, in einer Zuschrift an Bracciolini beschrieben, in welcher er auch über ein von Franz Bandini auf ähnliche Weise wie von den Mediceern veranstaltetes Fest in Florenz spricht. An einer solchen Feier nahmen nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Platonischen Gesellschaft Theil, sondern es wurden auch aus den entferntesten Gegenden alle diejenigen eingeladen, die man als Geistesverwandte kannte. Man vertheilte unter die Versammelten gewisse Schriften Plato's durchs Loos, um sie philosophisch und rhetorisch zu erklären und zu behandeln. Auch als Lorenzo starb, erlitt der Verein dadurch keinen Stoß; denn Bernardo Ruccelai, das Haupt einer anderen reichen und angesehenen Familie zu Florenz, öffnete sein Haus zu den Versammlungen und seine schönen Gärten wurden, was einst Plato's akademische Schattengänge gewesen waren.

Wir wollen von den Mitgliedern der Platonischen Gesellschaft zu Florenz nur einige der bekanntesten etwas näher bezeichnen, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen oder in den Inhalt der Schriften weiter einzugehen, als nöthig ist, um den Charakter einer Klasse von schwärmenden, aber sittlich hochstehenden Reformatoren darzustellen, welche einer anderen Klasse frivoler und himmelstürmender Gebildeten entgegen stand. Die Seele der Platonischen

Akademie war Ficinus. Dieser Mann widmete fünf ganze Jahre der Uebersetzung des Plato, hielt Vorlesungen über Plato und Platonische Philosophie, und war mit Lorenzo, der den florentinischen Staat lenkte, so innig verbunden, daß er Alles hätte werden, sein und besitzen können, wenn er nicht ausschließlich der von Plato hergeleiteten Philosophie hätte leben wollen. Fast alle seine Schriften betreffen den Plato und die Verbindung der Philosophie desselben mit dem Christenthum. Diese Philosophie ist sogar in den zwölf Büchern seiner vertrauten Briefe der Gegenstand, welcher ihn und seine Freunde ganz allein beschäftigt. Sie war der aristokratischen Zeit des Ficinus ebenso angemessen, wie einst die pythagoräische den Verfassungen, welche der sogenannte pythagoräische Bund in Großgriechenland einzuführen oder zu erhalten wünschte. Man wird es daher auch natürlich finden, daß die demokratisch Gesinnten unserer Zeit sich gegen den neuerdings wieder erwachenden Neu-Platonismus, gegen Mystik, Contemplation und philosophische und christliche Schwärmerei mit derselben Wuth erhoben haben, mit welcher die Demokraten von Großgriechenland die Pythagoräer und den Pythagoräismus vertilgten. Ficinus überläßt sich allerdings oft ganz seiner Phantasie und verliert sich in astrologische und mystische Träume; wir betrachten ihn aber als einen philosophischen Dichter in Prosa, der den Flug einer überschwenglichen Poesie und das Feuer einer reinen Liebe des Ewigen, das im sterblichen Herzen wohnt, in das Formeln- und Ceremonien-Wesen der Kirche seiner Zeit und in die dürre Dialektik der Schulen brachte. — Die zweite Größe der florentinischen Akademie, der Graf Pico von Mirandola, war 1463 geboren und starb schon in einem Alter von 32 Jahren. Pico erscheint während seiner frühen Jugend weniger rein, edel und wahr in seinem Schwärmen, als Ficinus; man wird jedoch einem Manne, der sich schon in jungen Jahren eine ungeheure Gelehrsamkeit erworben hatte, wohl etwas Charlatanerie verzeihen. Seine Familie war seit langer Zeit im Besitze der Fürstenthümer Mirandola, Concordia und Julia Bojarda; er war aber der dritte seiner Brüder und verschmähte jede weltliche Größe, um in einer wissenschaftlichen Zeit durch Wissenschaft königlich zu glänzen. Baptista Guarino, welcher damals zu Ferrara lehrte, begab sich in der ausdrücklichen Absicht, ihn zu unterrichten, nach Mirandola, und der junge Mann lernte noch vor seinem 20. Jahre nicht blos, wie damals jeder gebildete Italiener von Stande thun mußte, Griechisch und Lateinisch, sondern auch Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch; ja, er studirte sogar einige Zeit hindurch mit großem Eifer die Kabbala. Nachher reiste Pico auf alle Universitäten von Italien und Frankreich, in seinem 23. Jahre aber (1486)

begab er sich nach Rom. Hier trat er auf eine sehr anstößige, prahlend marktschreierische Weise auf. Er ließ nämlich 900 Disputirsätze (propositiones), welche er aus den schwersten, sehr wenig bekannten lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen und arabischen Schriftstellern gezogen hatte, anschlagen, und forderte jedermann auf, über dieselben öffentlich mit ihm zu disputiren. Dürften wir hier die Namen aller dieser Schriftsteller anführen, so würde man auf den ersten Blick erkennen, daß die Philosophen der neuesten deutschen Schule, die sich der Allwissenheit und der ausschließlichen Fähigkeit, jede Wissenschaft, ja alle Dinge überhaupt zu beurtheilen, rühmen, noch viel von Pico lernen könnten. Dieser ward indessen in Rom nicht so gläubig anerkannt, als Seinesgleichen in Deutschland, besonders in München und Berlin. Er hatte nämlich sehr ehrwürdige Männer bewogen, jene Sätze zu unterschreiben und ihre Rechtgläubigkeit zu bescheinigen; nichtsdestoweniger wurden dieselben als ketzerisch angegriffen, nachdem er das Urtheil über ihre kirchliche Gültigkeit unbedingt dem Papste (damals Innocenz VIII.) anheimgestellt hatte. Er begab sich nach Florenz, wo man ihn mit offenen Armen aufnahm, und hier ward Pico durch den vertrauten Umgang mit den reinsten und edelsten Schwärmern der neueren Zeit, mit einem Ficinus, Lorenzo von Medicis und Angelus Politianus, welche die von ihnen gepredigten Ideen himmlischer Weisheit im Leben und im Handeln zu verwirklichen suchten, aus einem hochmüthigen, eiteln und prahlenden Gelehrten ein edler Schwärmer. Doch hatte er schon früher neben seiner Vielseitigkeit eine seltene Tiefe der Sinnesart kundgegeben; so in einer Antwort an den berühmten Hermolaus Barbarus, der an ihn ein Sendschreiben voll rühmender Anreden gerichtet, in demselben aber die scholastischen Denker des Mittelalters, die Germanen und Teutonen, geschmäht und herabgewürdigt hatte. Es gereicht dem Pico zu hoher Ehre, daß er die einseitige Werthschätzung des geschmackvollen Stils nicht gelten ließ, sondern die ängstliche, treue Subtilität jener Männer in Schutz nahm, die nicht, wie eitle und pedantische Grammatiker, über mythologische Lappalien gestritten, sondern das höchste Gut, den Grund menschlicher und göttlicher Dinge, gesucht hätten. Pico machte der Platonischen Gesellschaft zu Florenz große Ehre, und empfahl durch sein eigenes Beispiel die Grundsätze philosophischer Ruhe und eines Lebens, welches ganz der Wissenschaft, der Entfernung vom Getümmel und der Betrachtung unser selbst und der in uns wohnenden Gottheit gewidmet ist. Wäre nicht unsere Zeit wegen der Fratze, welche viele der Mitlebenden aus einem solchen Streben gemacht haben, sowie durch die Heuchelei, Anmaaßung und Aufgeblasenheit der Neu-From-

men allzu heftig gegen den Neu-Platonismus des Pico und seiner Freunde eingenommen, so würden wir auf eine Prüfung seiner von 1498 an (in Venedig) bis 1621 (in Besel) oft wieder aufgelegten Werke näher eingehen; wir begnügen uns aber, durch eine Andeutung über einige von Pico's Schriften den Geist der Gesellschaft zu bezeichnen, zu welcher er gehörte. Eine seiner Hauptarbeiten ist die Schrift über die Schöpfung (Heptaplus). Er hat in derselben zwar scheinbar Mosis Erzählung zu Grunde gelegt, knüpft aber den schönen Traum eines wahren Weisen, welcher vortreffliche Kenntnisse beweist, an die Mosaische Erzählung, und wer den Sinn dafür hat, wird in dieser Schrift ebenso, wie in des großen Kepler Traum eines Sternsehers, ein Gedicht eigener Art finden; es ist dabei bemerkenswerth, daß er ein Gegner der Astrologie war. Eine zweite Arbeit Pico's, die an seinen Freund Lorenzo gerichtete Schrift gegen die Leute, welche ihn verketzerten (Adversus eos, qui aliquot ejus propositiones theologicas carpebant), ist besonders wichtig in Beziehung auf die Reformation des folgenden Jahrhunderts, sowie in Betreff der Verschiedenheit, welche in Rücksicht des steifen Kirchenglaubens zwischen den Romantikern und Schwätzern unserer Zeit und den edeln Mystikern und Schwärmern des 15. Jahrhunderts besteht. Man sieht aus der in dieser Schrift enthaltenen Vertheidigung des Kirchenvaters Origenes, daß Pico den Geist desselben in Bezug auf den Wortglauben sehr gut gefaßt hatte. Er sagt nämlich: „Es ist höchst einfältig, wenn geistliche Schriftsteller das Ansehen des Origenes dadurch zu schwächen glauben, daß sie sagen, die Kirche habe erklärt, daß des Origenes Seele verdammt sei. Die Kirche mag immerhin gewisse Leute für heilig erklären und ebenso Andere verdammen; aber durch einen richterlichen Spruch verkündigen, daß dieselben in der Hölle seien, das kann und darf sie nimmermehr." Aus dem, was Pico nach diesen Worten noch weiter über Kirche und Religion sagt, könnten wir eine ganze Reihe treffender und frei ausgesprochener Sätze über viele Hauptlehren des Christenthums anführen, denen auch der aufgeklärteste Protestant unserer Zeit seine Zustimmung nicht versagen würde, wenn wir nicht fürchteten, zu viel Theologie in die Geschichte zu bringen. In einer dritten Schrift, dem Buche vom Wesen und von der Einheit (de Ente et Uno), versucht Pico seinen vergötterten Plato mit Moses und Aristoteles in Uebereinstimmung zu bringen; wir können aber auf diese Schrift nicht näher eingehen, weil wir zu sehr in die Tiefe hinabdringen müßten. Einzig in ihrer Art ist Pico's Correspondenz mit den ihm befreundeten Gelehrten; denn sie erquickt das Herz des Lesers, der sonst bei den Schriften der Gelehrten, wenn er sie auch noch so sehr bewundern muß, doch in der Regel durch

ihre Persönlichkeit, ihre Eitelkeit, ihr Prahlen und ihren Hochmuth tief gekränkt wird. Pico's Briefe sind dem, der im Gelehrten den Menschen gesucht und sehr selten gefunden hat, ein wahres Labsal. Man hat sie daher auch 1682 in Jena neu und besonders abgedruckt. Der Ton und die Sprache der Briefsteller sind ganz der Ausdruck der wahren und echten Schwärmerei von Männern, welche die Seligkeit des inneren Lebens und des reinen Strebens nach göttlicher Erkenntniß, das sie lehrten, selbst empfanden. Zu den Männern, von welchen jene Briefe geschrieben wurden, gehörten Ficinus, Guarino, Landino und Angelus Politianus.

Angelus Politianus selbst, der in seinem Umgang mit Lorenzo dem Prächtigen und mit Pico so edel und anhänglich erscheint, war im Grunde eine mehr dem Zierlichen, Anmuthigen und Geschmackvollen zugewandte Natur. Diese Eigenschaften entwickelte er nicht nur in seinen lateinischen Schriften, sondern auch in einigen italienischen Dichtungen in hohem Grade, so daß er seinen Zeitgenossen als Vorbild und Muster der von Vielen erstrebten klassisch humanen Bildung galt. Er hieß eigentlich Ambrogini und war 1454 zu Monte Pulciano geboren, daher sein Name. Lorenzo ließ ihn durch Ficinus und Landinus unterrichten und stellte ihn später als Erzieher seiner Söhne an; nachher erhielt er den Lehrstuhl der alten Litteratur am Lyceum in Florenz. Die Art von Ehren und Anerkennung, die man damals durch geschmackvollen lateinischen Ausdruck erwarb, läßt sich am Besten im Lebenslauf des Politianus erkennen. Er wurde gern als Gesandtschaftsredner verwandt; vornehme Personen geizten nach der Ehre, in seinen Vorreden oder Dedicationen genannt zu werden. Auch war er nicht so blöde, daß er sich nicht selbst empfohlen hätte. Der Schulbegriff von dem dauernden Ruhm, den Litteratoren zu verleihen vermögen, war von den Alten entlehnt worden und gewann allgemeine Geltung. Politianus galt Vielen für den Cicero seiner Zeit; er selbst spricht sich jedoch in einem gut gewählten Gleichniß über die sklavische Nachahmung von Cicero's Stil aus, indem er bemerkt, wer beim Laufen in jede Spur des Vordermanns eintreten wollte, käme demselben gerade am wenigsten gleich. — Politianus war mit Pico von Mirandola beim Hinscheiden Lorenzo's in seiner Umgebung. Beide starben zwei Jahre später als dieser, 1494.

Wir sollten jetzt eigentlich noch die Namen der vielen Gelehrten anführen, die sich um Sprache, Grammatik und Kritik der alten Schriftsteller, sowie um alles das, was mit dem Leben und der Kunst der Alten zusammenhängt, unsterbliche Verdienste erworben haben; wir überlassen dies aber den Philologen und nennen, indem wir selbst den Filelfus hier übergehen, nur noch einige Männer, welche

zum Theil sogar den Ruhm, den sie durch Schriften bei der Nachwelt hätten erlangen können, aufgeopfert haben, um sich gleich den christlichen Heidenbekehrern ganz dem Lehren und der Verkündigung einer neuen Civilisation zu widmen. Unter diesen Männern ist billig Guarino zuerst zu nennen. Er ward 1370 in Verona geboren und machte den gewöhnlichen Angaben nach in seinem 20. Jahre eine Reise nach Constantinopel, um das Griechische zu lernen und es nachher lehren zu können. Das letztere that er später lange Zeit hindurch, da er 90 Jahre alt geworden ist. Apostolo Zeno und Maffei haben geleugnet, daß Guarino jene Reise gemacht habe; Ginguené dagegen hat in unseren Tagen die Gründe Beider bestritten. Für unseren Zweck ist die Sache gleichgültig, da Niemand bezweifeln kann, daß Guarino in den bedeutendsten Städten Italiens als Apostel des neuen Evangeliums auftrat. Er lehrte z. B. in Venedig, Padua, Verona, Trient, Florenz, Bologna und Ferrara. An letzterem Orte diente er als Dolmetscher bei den Unionsverhandlungen zwischen den griechischen und lateinischen Vätern. Ueberall aber ward er wegen seines Eifers, seiner Kenntnisse und seines Charakters geehrt und geachtet und galt als ein Muster reiner Sitten und einer edlen Natur. Von seinen 13 Schriften hat keine für die Leser dieser Weltgeschichte eine besondere Bedeutung. Neben ihm wirkte fast ebenso lange und ebenso eifrig der Sicilianer Aurispa, dessen Reise nach Constantinopel nicht wie die des Guarino bezweifelt werden kann. Er lebte von 1369 bis 1460, reiste nach Constantinopel, um dort Handschriften einzukaufen und das griechische Alterthum zu studiren und lehrte abwechselnd in Bologna, Venedig und Ferrara. Auch in Florenz suchte er angestellt zu werden; dies konnte er aber nicht erlangen, weil er nur durch seinen Vortrag und seinen Eifer, nicht durch Schriften ausgezeichnet war. Bedeutender, als die beiden angeführten Lehrer und Vermitteler der griechischen und römischen Litteratur, war unstreitig der edle und würdige Victorinus von Feltre, dessen von Franz Prendilacqua ausführlich beschriebenes Leben ganz neulich Natale del Caste neu herausgegeben und Morelli mit Anmerkungen versehen hat. Dieser Apostel des neuen Lichtes ist fast der Einzige, welchem keiner seiner zanksüchtigen gelehrten Zeitgenossen einen Vorwurf gemacht oder auch nur einen Flecken anzusprützen gewagt hat, vielmehr ward seine Bescheidenheit und Demuth bei unsterblichem Verdienste von Allen bewundert. Er war ebenso frei von dem Wandertriebe seiner abenteuernden Mitbrüder im humanistischen Studium, als von ihrer Habgier und Ruhmsucht, blieb die letzten 22 Jahre seines Lebens ruhig in Mantua, und beschränkte sich auf das eigentliche Lehren und auf den mündlichen Vortrag,

weshalb viele von denen, welche den Geist der Alten und die echte Weisheit, nicht blos Genialität und geistreiche Rhetorik suchten, zu ihm nach Mantua kamen. Das, was die Dankbarkeit seiner Schüler oder die Großmuth der Fürsten ihm schenkte, verwandte er auf die Unterstützung der Armen. Er hat kein Buch geschrieben; denn ihm war der Ruhm ganz gleichgültig, weil er, wie er selbst sagt, durch die Dankbarkeit seiner Schüler und durch die göttliche Gnade zu dem inneren Frieden gelangt sei, den die wahre Wissenschaft verbunden mit einem guten Bewußtsein unfehlbar einem jeden giebt, welcher aufrichtig danach strebt. Er suche, sagte er, eine ganz andere Unsterblichkeit als diejenige sei, die das unsichere Urtheil der Menge verheiße. Wenn hier der Ort wäre, die Thätigkeit und die Bestrebungen der anderen großen Gelehrten, eines Filelfus, Leonardus Aretinus (Leonardo Bruni), Laurentius Valla, Poggio und Anderer mit der Thätigkeit und dem Lebenszwecke des Victorinus zu vergleichen, so würde man leicht erkennen, wie leer und unfruchtbar der Gelehrten Lob ist.

c) Erneuerung der antiken Beredsamkeit und Geschichtschreibung im klassischen oder Ciceronischen Latein.

Die Erneuerung der alten Litteratur der Römer konnte in Italien allein eine Wiederherstellung des ganzen Römerthums werden; denn die Denkmale, die Kunstwerke, die großen Anstalten, Straßen, Kanäle und Bauwerke der Römer waren auch in ihren Resten noch großartig; und wenn die lateinische Sprache nicht mehr Volkssprache war, so diente sie doch als Bücher- und Kirchensprache, und jeder verstand sie. Als daher im 15. Jahrhundert die deutsche und französische Herrschaft vom äußersten Calabrien an bis nach Savoyen und Istrien hin verschwand, als überall nur Italiener herrschten, als wie zur Lateiner-Zeit die mannichfaltigsten Verfassungen, Republiken und Tyrannen bestanden, als wieder überall Demokratie und Aristokratie, Freiheit und Knechtschaft, dreiste Gottesleugnung und finsterer Aberglaube kämpften, da war es natürlich, daß man daran dachte, das ganze Alterthum in neuer Form zurückzurufen. Dies war bei der Litteratur im Fache der politischen und geistlichen Beredsamkeit und in dem der Geschichtschreibung am ersten ausführbar, wenn man nur die Staatsreden und Staatsschriften, welche fortwährend lateinisch verfaßt wurden, in gutem klassischen Latein statt in dem barbarischen Latein des Mittelalters abfaßte und ebenso die Geschichte nicht länger im Vulgar-Latein schrieb. Da hier nur von Thatsachen gehandelt oder blos das, was in der erwähnten Beziehung geleistet

ward, angeführt werden soll, so dürfen wir nicht nachzuweisen versuchen, daß es unmöglich war, Formen zurückzurufen, deren Wesen schon vor Jahrhunderten untergegangen war. Die Beredsamkeit der eleganten Lateiner hatte keinen Gegenstand, weil Miethlinge, Geld und Arglist, nicht Vernunftgründe in politischen Dingen die Entscheidung gaben. Ebenso war es in der Geschichte vergebliche Mühe, die Thatsachen in die Sprache der Bücher einkleiden zu wollen, da bereits die Sprache des Lebens die höchste Vollkommenheit erreicht hatte, und die großen Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts traten daher auch lieber in die Spuren eines Dino Compagni und Villani, als in die der guten Latinisten. Mit der Wiederherstellung des Römerthums war es, wie Macchiavelli als Staatsmann mit vollem Rechte sagt, durchaus nichts, so lange sich die Italiener von gedungenen Schaaren bewachen ließen und nicht nach alter Sitte jeder Bürger des Staats ein Wehrmann und an Ertragung von Beschwerden gewöhnt war.

In Betreff der italienischen Beredsamkeit des 15. Jahrhunderts haben wir schon im Vorhergehenden angegeben, warum wir uns bei den Staatsrednern und bei den Verfassern stilistisch gekünstelter Staatsschriften nicht aufhalten wollen. Ueber die geistliche Beredsamkeit jener Zeit mag eine kurze Bemerkung hinreichen. Die Kanzelpredigt war eine doppelte, nämlich die aus dem 14. Jahrhundert überlieferte und diejenige, welche aus der im 15. Jahrhundert herrschenden Nacheiferung der alten Römer hervorging. Die erstere war unter den Italienern noch vor wenigen Jahren bei den Predigten der Mönche, besonders bei den Fastenpredigten der Kapuziner und Franziskaner, in Gebrauch. Diese machten, um das Volk herbeizulocken, die anstößigsten Possenreißereien und mischten allerlei Geschichten und tolle Einfälle in ihre Predigten. Auch unter uns ist diese Manier, welche von Dante heftig getadelt wird (er nennt es predicar ciance), von einem Abraham a Santa Clara (eigentlich Ulrich Megerle, † zu Wien 1709), dessen Manier Schiller in der Kapuzinerpredigt ziemlich getreu wiedergibt, der jedoch etwas weniger anstößig ist, als die Italiener, nachgeahmt worden. Wir haben über dieselbe nichts zu sagen. Dagegen wollen wir über die Männer, welche in der zweiten Art von Kanzelberedsamkeit glänzten, einige Bemerkungen machen, weil wenigstens einer von ihnen, Savonarola, eine sehr merkwürdige historische Erscheinung war. Die Prediger der ersten Art waren wenigstens national und natürlich; denn was für uns höchst anstößig und ärgerlich ist, findet der Italiener lustig und witzig. Die der zweiten Art dagegen halten kaum die Vergleichung mit den deutschen Kanzelrednern des 15. Jahrhunderts aus;

ihre Mystik ist erkünstelt, ihr Stil und ihre Sprache Bombast, und sie kramen eine lästige Gelehrsamkeit aus. Zwei berühmte Kanzelredner jener Zeit, welche Guarino's Freunde waren, Caraccioli und Bernardino von Siena, gehören der Eine zu den in Abraham's a Santa Clara Manier predigenden Geistlichen, der Andere dagegen, welcher 1450 starb und später unter die Heiligen versetzt wurde, zu den gelehrt declamirenden; wir haben ihn oben als geistlichen Freund Kaiser Sigismund's kennen gelernt. Bernardino suchte die Eleganz der Latinität dadurch zu erreichen, daß er alle im kirchlichen Gebrauch geheiligten oder aus der Bibel hergenommenen christlichen Ausdrücke durch echte römische, aber heidnische ersetzte. Dieses unpassende Streben hat schon dem boshaften Filelfus Gelegenheit gegeben, sich in seinen öffentlichen Vorträgen über das fromme Haschen nach dem Beifall der gelehrten Welt auf bittere Weise lustig zu machen. Filelfus hatte, was sonst bei ihm selten der Fall war, diesmal unstreitig Recht; er wäre aber dafür vom Volke fast gesteinigt worden. Proben von Bernardino's Manier zu geben, halten wir nicht für nöthig.

Der bedeutendste und einflußreichste von allen Kanzelrednern jener Zeit war der Dominikaner-Mönch Hieronymus Savonarola (geb. 1452 zu Ferrara), welcher als Prophet, als Redner, als Märtyrer und als Revolutionär berühmt geworden ist. Auf die große politische Rolle, die er zu seinem Unglücke nach Lorenzo's Tod in Florenz spielte, werden wir in der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts zurückkommen; jetzt kann nur von der Manier und Tendenz seiner geistlichen Reden und von ihrer wunderbaren Wirkung auf das Volk die Rede sein. Nach Florenz wurde er von Bologna aus berufen, wo er sich als Lehrer der Mathematik beschäftigt, aber noch weit mehr als Redner ausgezeichnet hatte; Lorenzo selbst bewirkte, daß er Prior zu San Marco wurde. Pico von Mirandola, Marsilius Ficinus und Neri, die zu den ausgezeichnetsten Männern und Denkern ihrer Zeit gehörten, waren dem Savonarola mit Freundschaft und Achtung ergeben; auch bewirkte er durch seine feurigen Predigten mehr, als alle Fastenprediger und jesuitischen Missionäre jemals haben bewirken können; denn die Florentiner besserten während der zehn Jahre seiner Hauptwirksamkeit ihren Wandel, das freche Laster verschwand und das Leben ward einfacher. Dies hat selten ein Prediger bewirkt. Savonarola selbst beobachtete, so mächtig er auch in Florenz ward, stets die Ordensregel in seinem Kloster. Er hatte die Bibel studirt und predigte die biblische Lehre eines thätigen Glaubens und einer aus dem Lebenswandel zu erkennenden Frömmigkeit. Der Eindruck, den seine Lehren machten,

war so groß, daß er viele Jahre lang das Orakel des ganzen florentinischen Volkes war und daß er zuletzt auch für einen Propheten im eigentlichen Sinne des Wortes oder für einen Mann, welcher zufällige Dinge und folglich auch politische Ereignisse mit Sicherheit voraussagen könne, gehalten wurde. Er selbst glaubte, weil er eine lebhafte Phantasie hatte und die Offenbarung Johannis ebenso fleißig studirte, als die Evangelien, von der Gottheit bevollmächtigt zu sein, Florenz und Italien zu leiten; und so wurde er in der That von seinem Kloster aus der theologische Rathgeber und Regent des florentinischen Volkes, das ihn als einen Heiligen verehrte. Diese Selbsttäuschung führte ihn ebenso irre, wie in unseren Revolutionstagen die Bewunderung der Zeitungsschreiber, der Weiber, der Studirenden und aller der Leute, welche die Welt nur aus Büchern kennen oder blos nach Systemen und Büchern beurtheilen, die meisten Professoren und Doctrinäre irregeleitet hat, die sich für Staatsmänner hielten, ohne es zu sein. Savonarola glänzte von 1482 bis 1495 durch seine Predigten und durch seinen Einfluß, sank aber schon 1497 und ward 1498 gehängt und verbrannt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er den Medicis und dem schändlichsten aller Päpste, Alexander VI. aus dem Hause Borgia, trotzig entgegenwirkte und es mit den Franzosen hielt, als diese unter Karl VIII. nach Italien kamen und auf einige Zeit Neapel besetzten. Die Protestanten haben Savonarola für einen Vorläufer Luther's und Calvin's gehalten, und es scheint fast, als wenn Luther selbst sich in ihm geirrt hätte; sonst hätte derselbe schwerlich im Jahre 1523 eine Schrift des Dominikaners von Florenz (Auslegung des 31. und 51. Psalms) neu herausgegeben. Savonarola war im Grunde nur ein apokalyptischer und politischer Schwärmer, welcher zwar gegen das Papstthum und gegen die römische Kirchenverfassung predigte, aber als Volksredner den unverständigen Dogmen und sogar dem an Götzendienst grenzenden Aberglauben niemals entgegentrat; er erbot sich ja sogar, die Wahrheit seiner Predigt und seiner Weissagungen durch die Feuerprobe entweder in eigener Person oder vermittelst eines seiner fanatisch ergebenen Anhänger zu beweisen, und diese Probe unterblieb nur deshalb, weil die florentinische Obrigkeit blos ein Kreuz und nicht auch das Sacrament mit in das Feuer nehmen lassen wollte. Er ließ in der Zeit, da seine Anhänger in Florenz ein Gottesreich errichten wollten, auf einem Scheiterhaufen nicht blos Karten- und Bretspiele verbrennen, sondern auch Gemälde berühmter Künstler, darunter die seines Verehrers Fra Bartolommeo; eine Ausschreitung, die sich der deutsche Reformator, der Freund eines Dürer und Cranach, nie gestattet haben würde. Savonarola war außerdem ein religiöser und

moralischer Ochlokrat oder Socialist; er kann also auch schon darum kein Vorläufer von Luther gewesen sein, weil dieser den Gehorsam gegen jede bestehende Obrigkeit predigte. Ferner redet Papst Alexander VI. in seinen Briefen an Savonarola nur von den Prophezeiungen, durch welche seine Pläne vereitelt wurden, und sagt durchaus nichts von anderen gefährlichen Irrthümern Savonarola's. Er sei, schreibt Alexander, anfangs ganz überzeugt gewesen, daß Savonarola ein sehr frommer, gewissenhafter Mann sei und nur in guter Absicht und, um in Gottes Weinberg ein guter Arbeiter zu sein, gepredigt habe (te non praedicasse malo animo, sed potius simplicitate quadam et zelo proficiendi in vinea domini). Savonarola ward daher auch, wie die meisten der unberufenen politischen Propheten und Evangelisten unserer Zeit, erst dann verwünscht, als er den Regierungen im Wege war. Er hatte durch Enthusiasmus und begeisterte Rede die Mönche seines Klosters so sehr für sich eingenommen, daß sie insgesammt sich erboten, für die Wahrheit der sieben ihm zum Vorwurf gemachten Sätze die Feuerprobe zu bestehen. Diese Sätze waren folgende: Die Kirche Gottes bedarf einer Reformation; sie wird schwer gezüchtigt werden; sie wird gereinigt werden; auch Florenz wird, nachdem es hart gezüchtigt worden, ein frommer und wohlgeordneter Staat werden; dann wird die Hoffnung aller Menschen Herzen erfüllen und die Ungläubigen werden sich zu Christus bekehren; alle diese Dinge werden sich in der allernächsten Zeit ereignen; der Bannfluch, den man in Rom gegen Savonarola ausgesprochen hat, ist nichtig, und Alle, welche ihm nicht nachkommen, sündigen nicht.

Savonarola hat viele erbauliche Bücher geschrieben; wir können uns aber ebensowenig auf eine Prüfung derselben, als auf eine genaue Angabe ihres Inhalts einlassen, sondern wir werden statt dessen, um die beiden Seiten der Beredsamkeit dieses Lamennais des 15. Jahrhunderts zu bezeichnen, zwei Stellen mittheilen, von welchen die eine nicht einmal aus seinen Schriften gezogen ist, die andere aber seine eigenen Worte enthält. Philipp von Comines, welcher überhaupt sehr günstig von Savonarola urtheilt und sogar seine politischen Prophezeiungen, die Savonarola selbst später für eine Frucht seiner politischen Verbindungen und der freundlichen Mittheilungen von handelnden Personen erklärte, in Schutz nimmt, legt in seinen Memoiren dem Savonarola, als derselbe 1494 im Namen der florentinischen Demokratie den König Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einzuge in Florenz begrüßte, folgende Worte in den Mund: „Ziehe ein, ziehe ein mit Vertrauen, komme freudig und triumphirend; denn derjenige, der dich sendet, ist derselbe, der für unsere Erlösung am Holze des

Kreuzes triumphirt hat. Doch höre meine warnenden Worte, o allerchristlichster König! und grabe sie tief in dein Herz. Der Diener Gottes, dem diese Dinge von Gott offenbart sind (hier rühmt Savonarola sich offenbar einer besonderen Beziehung zu Gott und gibt sich für einen Propheten aus, obgleich er später behauptete, er habe dies nie gethan), er warnt dich, der du von seiner göttlichen Majestät gesendet bist, damit du nach Christi Beispiel aller Orten Barmherzigkeit übest, besonders aber in der Stadt Florenz, wo er, wenn auch viele Sünden in derselben sind, doch immer noch viele treue Diener hat sowohl im geistlichen, als im weltlichen Stande. Um ihretwillen mußt du der Stadt schonen, damit sie für dich beten und dir in deinem Kriegsunternehmen beistehen. Der unwürdige Diener Gottes, der in diesem Augenblicke zu dir redet, warnt dich im Namen Gottes und ermahnt dich, mit deiner ganzen Macht zu schützen die Unschuld, die Wittwen, die Waisen, die Armen und vor Allem die Bräute Christi, die in den Klöstern sind, damit du nicht Ursache seist, daß die Zahl der Sünder größer werde; denn dadurch würde die große Macht, welche Gott dir gegeben hat, vermindert werden. Endlich und zum dritten Male ermahnt dich der Diener Gottes, die Beleidigungen, die du erfahren hast, zu vergeben. Glaubst du dich vom florentinischen Volke oder von irgend einem anderen Volke beleidigt, so verzeih' ihnen; denn sie haben aus Unwissenheit gesündigt, weil sie ja nicht wußten, daß du von Gott gesendet bist. Gedenke deines Erlösers, der ans Kreuz geschlagen seinen Mördern vergab! Wenn du dies Alles thust, o König, dann wird Gott dein weltliches Reich groß machen, er wird dir aller Orten den Sieg geben und dich am Ende in sein ewiges, himmlisches Reich aufnehmen." Diese Anrede scheint uns freilich trivial und im ganz gewöhnlichen Kanzelton gehalten, auch dürfen wir wohl annehmen, daß König Karl sie ebenso beurtheilte; man muß aber dabei bedenken, daß die Begeisterung des Vortrags und das prophetische Feuer des Redners den gesprochenen Worten ein ganz anderes Gewicht gaben, als die geschriebenen haben können. Sowie die mitgetheilte Stelle uns die christlich politische Beredsamkeit Savonarola's zu erkennen gibt, so wollen wir vermittelst einer anderen Stelle, welche der von ihm selbst herausgegebenen Predigt-Sammlung (Prediche, 1496) entnommen ist, ein Beispiel seiner den Rednern des Alterthums nachgeahmten Kanzelmanier geben. Er schließt eine seiner Predigten mit folgenden Worten: „Ich kann nicht mehr, mir mangeln die Kräfte, drum schlummere nicht länger, o Herr, an jenem Kreuze dort! Erhöre, o Herr, diese Gebete, schau in das Antlitz deines Gesalbten! O hochherrliche Jungfrau! o Heilige! o Selige des Paradieses! Ihr Engel, ihr Erzengel und du ganzer Hof

des Himmels, bittet für uns zum Herrn, daß er nicht zögere, uns zu erhören! Siehst du nicht, Herr (man muß dabei an ein theatralisches Hindeuten auf ein großes Crucifix denken), wie jene bösen Menschen ihre Freude daran haben, unser zu spotten? Siehst du nicht, wie sie deinen Dienern nicht erlauben, Gutes zu thun? Jeder hat uns zum Hohn, wir sind ein Spott der Welt geworden. Wir haben gebetet; wie viele Thränen haben wir vergossen! Wie viel haben wir geseufzet! Wo ist deine Vorsehung? Wo deine Güte und deine Treu? Ja, wahrlich, zögere nicht, o Herr, damit das ungläubige und traurige Volk nicht sage: Wo ist denn ihr Gott? Wo ist der Gott derjenigen, die so oft sich Büßungen auferlegt, so oft gefastet haben? Du siehst ja, daß die Bösen alle Tage schlimmer werden, daß sie unverbesserlich geworden zu sein scheinen! Strecke aus, reiche her deine Hand, deine Macht! Ich kann nicht mehr. Zu sagen weiß ich nichts, es bleibt mir nichts übrig als zu weinen. Zerfließen möchte ich in Thränen auf dieser Kanzel. Ich bitte nicht, o Herr, daß du mich erhörest um unserer Verdienste willen, nein um deiner Güte willen, um der Liebe deines Sohnes willen. Hab' Erbarmen mit deiner Heerde, du siehst sie ja hier ganz niedergeschlagen, siehst jeden Einzelnen verfolgt! Liebst du sie nicht, mein Gott? Kamst du nicht für sie in die Welt? Wurdest du nicht für sie ans Kreuz geschlagen und getödtet? Bin ich unwerth, daß du meine Bitte gewährest? Tauge ich nicht zu deinem Werke? Nimm meine Seele, nimm mich aus diesem Leben; was hat aber deine Heerde verbrochen? Nichts, Herr, ich bin der Sünder; aber schaue nicht auf meine Sünden, schaue einmal auf deine Milde, auf deine ewige Güte und erweise uns deine Barmherzigkeit, ja, deine Barmherzigkeit, o Herr!" —

Indem wir einige Gattungen der Volkslitteratur, besonders die romantische und satirische Poesie in italienischer Sprache, auf die Darstellung des folgenden Jahrhunderts versparen, fügen wir unserer Uebersicht der bewunderungswürdigen, im 15. Jahrhundert unter den Italienern erwachten litterarischen Thätigkeit noch eine kurze Aufzählung der gelehrten Männer bei, welche die Geschichte in der alten klassischen Sprache Roms behandelten. Zum Schlusse werden wir dann noch anschaulich zu machen suchen, wie durch das neu erwachte politische Leben Italiens, durch die Unabhängigkeit aller Staaten von Fremdherrschaft, durch die bestehende Freiheit und durch die von der Freiheit unzertrennlichen Umwälzungen und inneren und äußeren Krieg die ganze Thätigkeit der Wiederhersteller des Studiums und der Bildung des Alterthums auf die Darstellung des Lebens und des Staates ihrer Zeit gelenkt wurde und wie geistliche und weltliche Schriftsteller sich bemühten, auf die höheren Klassen, welche lieber

lateinisch als italienisch lasen, historisch einzuwirken. Wir verweilen um so lieber dabei, als fast alle zu erwähnenden historischen Schriftsteller zu den Männern gehören, die sich um die Alten unsterblich verdient gemacht haben, deren philologische Verdienste und Arbeiten wir aber dem großen Publikum genau zu beschreiben und zu rühmen nicht wagen dürfen.

Der Zeitordnung nach ist zunächst ein Mann anzuführen, welcher mit einem weit berühmtern italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, der oft zu den Reformatoren gezählt wird, einerlei Namen hatte: Peter Paul Vergerio. Er gehörte noch dem 14. Jahrhundert an, indem er schon 1404 gestorben ist, und genoß noch den Unterricht des Emanuel Chrysoloras. Sein Hauptverdienst betrifft die eigentliche Gelehrsamkeit; wir erwähnen seiner aber hier wegen der von ihm in einem reinen, fließenden Stile verfaßten Geschichte der Herren von Carrara, welche Padua beherrschten. Muratori, welcher diese wichtige Schrift Vergerio's 1730 herausgab, glaubte sie zuerst bekannt gemacht zu haben; sie war aber schon früher (im Thesaurus antiquitatum Italiae vol. VI.) abgedruckt worden. Außer dieser Geschichte gibt es noch viele andere gedruckte und ungedruckte Schriften Vergerio's. — Wichtiger ist in historischer Beziehung der von uns schon öfters genannte edle, für alles Gute und Wahre begeisterte Kardinal Ambrosius Traversari, der dem Orden der Camaldulenser angehörte. Er ward 1386 geboren und starb, nachdem er, neben vielen anderen Leistungen als päpstlicher Legat und Mitglied der Concilien, mit unermüdlichem Eifer der Wissenschaft gelebt hatte, 1439 eines plötzlichen Todes. Wahrscheinlich kostete der Eifer, mit welchem er als General des Ordens die ihm übertragene Reformation der Klöster betrieb, ihm das Leben; wenigstens glaubte das Publikum, daß er durch Mönche vergiftet worden sei, und auch der gute Papst Nikolaus V. mag nach einem Ausruf, den man ihm in den Mund legt: „Mein Sohn Ambrosius, wer hat dich mir entrissen, wer hat das Licht der Kirche so zur Unzeit ausgelöscht?“ (Ambrosi fili, quis te mihi eripuit? quis ecclesiae lumen adeo intempestive exstinxit?) diese Meinung gehabt haben. Wir erwähnen des Ambrosius, der sich um das Alterthum und namentlich um die Entdeckung der im Mittelalter verlorenen Reste desselben unsterblich verdient gemacht hat, hier besonders wegen zweier Werke. Das eine ist die für die Litteraturgeschichte ganz unschätzbare Beschreibung der von Ambrosius zur Auffindung litterarischer Schätze unternommenen Reise (das Hodoeporicum), das andere die reiche Sammlung seiner für die innere Geschichte der wiedererwachten Studien höchst wichtigen Briefe. Jene Reisebeschreibung ist erst 1678 gedruckt worden

und nur sehr wenige von den Gelehrten, welche von derselben reden, haben sie auch nur gesehen; die Briefe aber sind sogar erst 1759 erschienen. Auch übersetzte er die Lebensbeschreibungen alter Philosophen (von Diogenes Laërtius) ins Lateinische und widmete dieses Werk dem Kosmus von Medicis, wobei er bemerkt, er hoffe der christlichen Religion damit zu nützen.

Ein Zeitgenosse des Ambrosius war der von uns mehrfach schon erwähnte Leonardo Bruni oder, wie er nach seiner Vaterstadt Arezzo gewöhnlich genannt wird, Leonardus Aretinus. Er war gleich jenem ein Schüler des Chrysoloras und ein enthusiastischer Bewunderer Petrarca's. Er stand als Geheimschreiber ebenso bei dem berüchtigten Papst Johann XXIII. wie früher bei Innocenz VII. in Dienst, begleitete den Ersteren nach Constanz, war nachher Staatssecretär der Republik Florenz und starb als solcher 1444 im 75. Lebensjahre. Aretinus schrieb eine Geschichte dessen, was zu seiner Zeit (von 1378 bis 1440) in Italien vorgefallen war (Commentarius rerum suo tempore in Italia gestarum) und zwar in einem zierlichen Latein, an welchem jedoch die eigentlichen Latinisten mancherlei auszusetzen haben. Sein berühmtestes Werk aber ist seine florentinische Geschichte. Obgleich wir dasselbe nicht gerade für das wichtigste halten, so ist es doch sehr bedeutend und für den Forscher unentbehrlich, weil Aretinus mit den Staatsangelegenheiten der Republik Florenz sehr vertraut war. Diese florentinische Geschichte, welche mit dem Jahre 1402 beginnt und ursprünglich lateinisch geschrieben war, ist lange Zeit ungedruckt geblieben; ja bis zum Jahre 1610, wo sie zuerst in Straßburg erschien, galt die von Acciajuoli verfertigte italienische Uebersetzung derselben als Original. Es herrscht in diesem Werke Aretin's, was auch die Latinisten sagen mögen, unstreitig ein reiner, durchdachter und klarer Vortrag. Eine andere Arbeit Aretin's, seine Uebersetzung von Prokop's gothischem Kriege, beweist leider, wie wenig die Moralität aller der großen Männer, welche sich damals in Italien einen unsterblichen Namen und ein Recht auf unser Aller und der späten Nachwelt Dankbarkeit erwarben, ihren Kenntnissen und ihrem Ruhme entsprach. Diese Uebersetzung ward nämlich von Aretinus, also von einem Kabinetssecretär des Papstes und Staatsbeamten der Republik Florenz, für eine Originalarbeit ausgegeben, so daß er, als mehrere Jahre nachher die griechische Urschrift im Abendlande bekannt wurde, offenkundig als Betrüger dastand. Gleichwohl sind die Verdienste dieses Mannes unleugbar. In Betreff seiner übrigen Schriften dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er sich durch die in seiner Muttersprache geschriebenen Lebensbeschreibungen des Dante und des Petrarca ein großes Verdienst um die italienische Litteratur

erworben hat. Wenn übrigens Aeneas Sylvius behauptet, daß seit des Lactantius Zeit niemand dem Stile Cicero's so nahe gekommen sei, als Aretinus, so wird freilich jeder, der den Lactantius gelesen hat und seine Art, den Cicero nachzuäffen, kennt, keine große Bedeutung auf dieses Lob legen; allein wir können versichern, daß doch in Aretin's Sprache mehr Mark, Nerv und Kraft ist, als in der des Lactantius.

Die Verdienste eines anderen Schülers von Emanuel Chrysoloras, des Poggio Bracciolini, welcher 1380 geboren war, haben wir schon früher berührt, als von seinen Bemühungen um die Aufsuchung verlorner Schriften des Alterthums die Rede war. Hier gedenken wir seiner nur in Betreff einer von ihm verfaßten historischen Schrift. Dies ist seine florentinische Geschichte, welche mit den ältesten Zeiten beginnt, von der er jedoch selbst bemerklich macht, daß er auf die in ihr behandelte Geschichte seiner Zeit den größten Werth lege (Historiae Florentinae a primis initiis urbis, sed speciatim ab anno 1350 usque ad annum 1455.) Das Buch würde viel besser und brauchbarer geworden sein, wenn sich Poggio nicht von einer übertriebenen Sorge für gutes Latein und für die Zierlichkeit des Stils hätte beherrschen lassen. Unsere Aufmerksamkeit wird in Folge davon immer von den Sachen, in welchen Aretinus noch dazu sehr parteiisch ist, auf den redekünstelnden Verfasser gelenkt. Obgleich die Latinität ein Hauptvorzug von Poggio's Werk war, so wurde doch nicht das lateinische Original, sondern nur die italienische Uebersetzung zuerst bekannt. Diese haben viele und unter ihnen sogar der gelehrte Fabricius dem Poggio selbst zugeschrieben; es ist aber jetzt allgemein bekannt, daß sie von seinem Sohne Jakob verfaßt worden ist. Sie ward im 16. und 17. Jahrhundert oft gedruckt; das Original selbst dagegen ist erst im 18. (1715 zu Venedig) erschienen. Wir dürfen schließlich nicht übergehen, daß Poggio ebenso, wie Leonardus Aretinus, den Feinden der Aufklärung Anlaß zu der Behauptung gegeben hat, die Ruhmbegierde und sogar die ausgezeichneten Talente und Kenntnisse der Gelehrten wären eine Pest für die Sittenzucht: eine Behauptung, zu deren Begründung man unter den Deutschen des folgenden Jahrhunderts auch Ulrich von Hutten angeführt hat. Poggio hatte nämlich so viele gelehrte Streitigkeiten, daß man besondere Bücher über dieselben schreiben könnte. Er war fast mit allen den Männern, welche gleich ihm die Bildung und den Stil der Alten wieder ins Leben riefen, im heftigsten Kriege. Gegen Filelfus, Niccolo Niccoli, Laurentius Valla und Niccolo Perotti, die ihm freilich ebenfalls nichts schuldig blieben, schrieb er vier geharnischte Reden (Invectivas), in welchen alles erschöpft ist, was ein Gelehrter dem an-

deren zur Last legen und andichten kann, um seinem Gegner alle Ehre und jedes Verdienst abzuschneiden; einige Beispiele sind oben angeführt. Mit derselben Bosheit hat Poggio noch wenigstens 20 andere Gelehrte bekriegt und herabgesetzt. Es ist daher auch kein Wunder, daß er als 70jähriger Mann in einem litterarhistorisch sehr merkwürdigen Dialog: de miseria conditionis humanae (vom menschlichen Elend) über das Unglück der Gelehrten klagt, anstatt zu sagen, daß in den Stürmen des Lebens und beim Erlöschen der Leidenschaften im hohen Alter der Hafen der Wissenschaft die schönste Ruhe gewähre. Im ganzen Abendland durch Uebersetzungen verbreitet war seine Sammlung großentheils leichtfertiger, ja schmutziger Geschichten unter dem Titel Facetiae, d. i. Belustigungen; ein Titel, dessen sich später auch der Tübinger Gelehrte Heinrich Bebel für seine lateinische Anekdotensammlung bediente. Von dem Buche des Poggius, das einem päpstlichen Geheimschreiber moralisch nicht viel Ehre macht, erschienen in 30 Jahren (bis 1500) gegen 20 Auflagen. Uebrigens trat er aus dem geistlichen Stande aus und heirathete in seinem 56. Jahre ein 18jähriges Mädchen, worauf er eine Abhandlung über die Frage, ob ein alter Mann sich vermählen solle (an seni uxor sit ducenda) mit einer Widmung an Kosmus abfaßte.

Weil zu jener Zeit für uralte Geschichte, bei der man nach Belieben faseln und dichten kann, in ganz Italien ein ebenso großer Enthusiasmus und für die aus Bruchstücken, Fabeln und Mythen Geschichte schaffenden Gelehrten ebenso viel Interesse und Bewunderung erwacht war, als neuerdings unter uns, so benutzte dies ein Gelehrter, welcher in Rom eine angesehene Stelle bekleidete, mit gleicher Unverschämtheit, wie in den dreißiger Jahren in Deutschland der Herausgeber eines vorgeblichen Sanchuniathon dasselbe gethan hat.*) Dieser Betrüger oder Betrogene – darüber wollen wir nicht entscheiden — war Johann Nanni oder, wie er mit seinem latinisirten Namen heißt, Annius von Viterbo. Er machte zum Staunen aller Welt plötzlich eine ganze Reihe vorgeblicher Fragmente von Berosus, Fabius Pictor, Mirsilius Lesbius, Sempronius, Archilochus, Cato, Megasthenes u. A. als Beiträge zur Urgeschichte bekannt (Antiquitatum variarum volumina XVII. cum commentariis Fr. Joannis Annii Viterbiensis, Romae 1498). Diese im Alterthum selbst ganz unbekannten historischen Documente erregten ein so großes Aufsehen und täuschten so viele Leichtgläubige, daß endlich die gelehrtesten Männer jener Zeit, namentlich Marcus Antonius Sabel-

*) S. Bd. I, S. 103. — Der erdichtete Sanchuniathon in griechischer Uebersetzung (von Wagenfeld) erschien 1837 zu Bremen.

licus, Peter Crinitus und der grundgelehrte Raphael Volaterranus, eine kritische Prüfung derselben anstellten. Die Sache wurde durch die genannten Männer so gründlich geprüft und der Betrug so klar im Einzelnen nachgewiesen, daß man kaum begreifen kann, wie mehrere achtbare Gelehrte unserer Zeit und unter ihnen der dänische Bischof Münter aufs neue die Frage haben aufwerfen können, ob nicht doch vielleicht jenes Buch Nanni's echte Reste enthalte. Nanni selbst hat sich nie über die Sache geäußert. Uebrigens ist in die früheren Geschichtsbücher, deren Verfasser von jenen Kritiken nichts wußten, Vieles aus Nanni's Werk aufgenommen worden.

Neben diesen Mann, der sich durch schriftstellerischen Trug einen litterarischen Ruhm erwarb, stellen wir einen anderen Gelehrten, der sich durch Trug im Kabinet das Papstthum verschaffte. Dies ist der mehrgenannte Aeneas Sylvius Piccolomini oder, wie er später als Papst hieß, Pius II. Er war unstreitig der bedeutendste unter den Historikern des 15. Jahrhunderts, welche in dem Stil, der Manier und der Sprache der alten Römer zu schreiben versuchten. Aeneas Sylvius war 1405 im Sienesischen geboren, hatte zuerst in Siena studirt und war nachher in Mailand von Filelfus unterrichtet worden. Dieser hatte ihn besonders zum Stilisten, zugleich aber auch zum Gelehrten und Geschäftsmann gebildet, weil man damals überall klassisch gebildeter Gelehrten zu diplomatischen und anderen Staatsgeschäften bedurfte. Aeneas Sylvius arbeitete später eifrig für die Zwecke des Baseler Conciliums, bis er in die Dienste eines ganz päpstlich gesinnten Kardinals (Albergati) trat. Dieser gebrauchte ihn in mancherlei Angelegenheiten an verschiedenen Höfen und Aeneas Sylvius erwarb sich damals auf seinen vielen Reisen jene genaue Kenntniß aller europäischen Länder und Verhältnisse, die seinen historischen Arbeiten einen so ausgezeichneten Werth gibt. Seine weiteren Schicksale und Geschäfte und die Wirkung, welche seine Schlauheit zu Gunsten des Papstes und zum Nachtheil der deutschen Kirche hatte, sind bereits oben angegeben worden. Wir gehen daher sogleich zur Aufzählung seiner historischen Arbeiten über, bemerken aber vorher noch, daß Aeneas Sylvius, der in jeder Rücksicht ein guter Hofmann war, auch für den Zeitvertreib und für Damen, welche damals noch Latein verstanden, Bücher geschrieben hat. Zu diesen Büchern rechnen wir seine zarte, theils in Hexametern, theils in elegischen Versen abgefaßte Geschichte des Pyramus und der Thisbe, sowie seinen weit mehr bekannten, von uns bereits erwähnten Roman von den Liebschaften des Kanzlers Kaspar Schlick (Historia amorum Euryali et Lucretiae), welchen Hahn 1724 in einer Sammlung lateinischer urkundlicher Nachrichten sonderbarer Weise nicht im eleganten Original,

sondern in einer holperigen deutschen Uebersetzung drucken ließ. Was des Aeneas Sylvius historische Werke betrifft, so wollte er anfangs eine allgemeine Geschichte von Europa in lateinischer Sprache schreiben und er wäre dazu unstreitig mehr befähigt und berechtigt gewesen, als der Franzose de Thou, welcher dies im 16. Jahrhundert that und ebenfalls ein gutes Latein schrieb; denn Aeneas Sylvius hatte alle Länder Europas, selbst Schottland und Ungarn, durchreist, einige sogar mehrmals besucht und Alles mit eigenen Augen gesehen. Er gab jedoch später diesen umfassenden Plan wieder auf und schrieb nur die Geschichte Italiens, soweit er selbst sie erlebt hatte. Dieses Werk ist weder jemals unter seinem Namen erschienen, noch seinen Werken einverleibt worden. Es ward erst 120 Jahre nach seinem Tode unter dem Namen seines Geheimschreibers Johann Gobelinus herausgegeben (Gobelini commentarii rerum memorabilium, quae Pii II. temporibus contigerunt, Romae 1584), wobei Franz Bandini die Revision hatte; später (1614) erschien es zu Frankfurt mit einer Fortsetzung von Jakob Piccolomini und mit dessen Briefen. Dieses Buch ist klassisch geschrieben, würdig gehalten, unparteiisch und echt pragmatisch, ohne daß Aeneas Sylvius, gleich den Franzosen, den Pragmatismus zu weit ausdehnte. Ebendasselbe gilt von seiner Geschichte der hussitischen Unruhen (Historia Bohemica). Wenn Aeneas Sylvius, welcher selbst ein Hauptgegner der Hussiten war, in diesem Werke auch weiter keinen Beweis von Unparteilichkeit und einem historischen Sinne gegeben hätte, als daß er den oben angeführten Brief Poggio's über das Märtyrerthum von Huß und Hieronymus aufgenommen hat, so würde dies allein hinreichen, um zu zeigen, wie hoch er über seiner Zeit stand. Es ist nur zu beklagen, daß Aeneas Sylvius so vieles von dem, was er als freier Mann geschrieben hatte, später als Geschäftsmann, besonders aber nachdem er Bischof und unter dem Namen Pius II. Papst geworden war, nicht blos zurücknahm und verdammte, sondern verstümmelte und unterdrückte. Dies gilt besonders von seinen Briefen, welche als Geschäftsbriefe eines Mannes, der vom Kaiser und vom Papst als ein Orakel angesehen wurde, für die innere Geschichte der Zeit von der größten Bedeutung sind. Uebrigens fehlen in den besonderen Ausgaben seiner Briefe aus leicht begreiflichen Gründen oft gerade die wichtigsten; doch sind die meisten gedruckt vorhanden. Wo die einzelnen, besonders diejenigen, welche das deutsche Concordat betreffen, zu finden sind, gehört nicht hierher; ein Theil liegt z. B. noch gegenwärtig auf der Laurenzischen Bibliothek in Florenz.

Des Aeneas Sylvius Arbeit über das Baseler Concilium (Libri tres de concilio Basileensi) war ihm selbst sein ganzes Leben hindurch

ebenso sehr ein Aergerniß, als heut' zu Tage den meisten der vom Republikanismus zum Absolutismus übergetretenen Schriftsteller ihre früheren Schriften sind. Auch hat Aeneas Sylvius alles, worüber sich die Gegner des römischen Stuhls freuen, oder die Mönche und Pfaffen ärgern konnten, später mehrfach widerrufen und für anstößig und ärgerlich erklärt, sowie seine Schuld in dieser Hinsicht anerkannt und beklagt. Die Protestanten haben sich aber an seine Reue nicht gekehrt, sondern jene Schrift wiederholt abdrucken lassen und sich gegen den befangenen Papst auf den unbefangenen und gelehrten Aeneas Sylvius gestützt, welcher die Vertheidigung des Baseler Conciliums meisterhaft geführt hatte. Eine andere Schrift, die von Böcler und Kulpis 1685 herausgegebene Beschreibung der Thaten des Kaisers Friedrich III. (Historia rerum gestarum Friderici III.), ist von geringem Werthe, woran theils die ganz unbedeutenden Thaten und der armselige Charakter Friedrich's, theils der Umstand schuld ist, daß der Verfasser als Kardinal rathsam fand, vieles von dem, was er als Geheimschreiber des Kaisers geschrieben hatte, wieder auszustreichen. Um recht deutlich zu sehen, wie es sich hiermit verhält, muß man diejenige Ausgabe des Buches vergleichen, welche Kollar (im zweiten Bande seiner Analecta omnis aevi ex manuscriptis bibliothecae Vindobonensis vol. II. unter dem Titel Historia Austriae) hat drucken lassen. Ebenso ist auch eine andere Schrift, das Fünfgespräch über Angelegenheiten des Reiches und der Kirche (Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii), dem Verfasser später sehr ärgerlich gewesen. Aeneas Sylvius führt nämlich in dieser Schrift seinen Kaiser Friedrich, den Grafen von Bassano (Kaspar Schlick), sich selbst und zwei erdichtete Personen redend ein und legt sich unter Andern folgende merkwürdige Worte in den Mund, in welchen er als Rathgeber des Kaisers diesem und seinem Kanzler den vortrefflichsten Rath gegen die italienische, ihm selbst als einem Italiener am besten bekannte Politik der Päpste ertheilt. „Man muß", sagt er, „immer mit einem Concilium drohen und das eine nicht eher auseinander gehen lassen, als bis dasselbe ein anderes anberaumt hat, welches sich nach fünf oder nach zehn Jahren versammeln soll. Die Päpste werden sich dann aus Furcht vor solchen Concilien mehr in Acht nehmen, besonders wenn man diese in Deutschland halten läßt." Die Schrift des Aeneas Sylvius über die Lage Europas zur Zeit Friedrich's III. (De statu Europae sub Friderico III.), die sich zugleich mit einigen von ihrem Verfasser im Dienste Friedrich's gehaltenen Reden in Struve's Sammlung der Schriftsteller über deutsche Geschichte findet, ist besonders für die Geschichten der deutschen Sitten des 15. Jahrhunderts von Bedeutung. Sie gibt eine

unterhaltende Uebersicht der Lage, der Sitten und des Zustandes der verschiedenen europäischen Staaten, welche Aeneas Sylvius größtentheils selbst besucht hatte. In Bezug auf Deutschland insbesondere gibt sie uns Nachricht von manchen ganz sonderbaren, jetzt schon längst spurlos verschwundenen Einrichtungen in einzelnen Städten und Ländchen unseres Vaterlandes; man vergleiche z. B. nur das Kapitel über Thüringen. Dem deutschen Leser wohlthuend ist die warme Vorliebe, mit welcher Aeneas Sylvius, im Gegensatze zu anderen Urtheilen reisender Italiener und Franzosen, über unser damaliges Bürgerthum berichtet. Er bewundert den Wohlstand und Reichthum der deutschen Städte, ihre stattlichen Bauwerke, die Reinlichkeit der Straßen; er rühmt die Waffentüchtigkeit und den Gemeinsinn der Bürger und preist ihr gemüthliches Glück; vor Allem erhebt er die Pracht Nürnbergs. Auch eine Beschreibung von Europa und Kleinasien, welche durch die überall in die bloße Chorographie eingewebte Geschichte anziehend gemacht ist, hat Aeneas Sylvius unter dem Namen Kosmographie verfaßt. Was er über Alfons den Weisen geschrieben hat, ist wenigstens unterhaltend und geistreich.*)

Nach Aeneas Sylvius ist zunächst Peter Candidus Decembrio zu nennen. Er hatte anfangs bei den Visconti in Mailand Unterhalt und Schutz gefunden und nach Philipp Maria Visconti's Tode (1447) that er alles, was er konnte, um die damals in Mailand wieder errichtete Republik zu erhalten. Als die Stadt gleichwohl zuletzt Franz Sforza als ihren Herrn anerkennen mußte, lehnte Decembrio den ihm ertheilten Auftrag, die Schlüssel derselben dem neuen Herrscher zu überreichen, ab und entfernte sich aus Mailand. Papst Nikolaus V. nahm ihn freundlich auf und gab ihm ein Aemtchen (die Stelle eines Secretarius apostolicus). Doch kehrte Candidus Decembrio später wieder nach Mailand zurück, wo er 1477 starb. Er gehörte zu den Gelehrten, welche die Geschichte ihrer Zeit in römischer Sprache niederschrieben, weil sie hofften, sie würden mit der Wiederherstellung der alten Sprache auch römische Gesinnung und Freiheit nach Italien zurückführen können. Er schrieb ein Leben des Philipp Maria Visconti, das früh gedruckt wurde, und ein Leben des Franz Sforza, welches Muratori erst im 18. Jahrhundert herausgegeben hat. Candidus Decembrio wählte sich ein nach unserer Meinung unglückliches Muster aus der späteren römischen Zeit, den Suetonius, dessen Ruf unstreitig größer war als sein Verdienst; dieses

---

*) Das vielseitige Wirken des Aeneas Sylvius ist nach jeder Richtung gründlich behandelt in „Enea Silvio de' Piccolomini und sein Zeitalter" von G. Voigt (Berlin 1856—63).

Muster hat er aber an vielen Stellen glücklich erreicht. Gleich dem Suetonius schildert auch Candidus oft das Leben historisch bedeutender Personen von einer Seite her, die mit dem öffentlichen Leben derselben nur in geringer Beziehung steht. Er hat daher, wie Suetonius, eine Anzahl von Anekdoten aufbewahrt, welche, weil sie leicht zu erfinden und schwer zu prüfen sind, wahr sein können oder auch nicht, die aber der Bosheit und dem Neide der Menschen willkommen sind und deshalb geglaubt und eifrig fortgepflanzt werden. Freilich hat er dadurch auch, wie unter den Römern Suetonius, unter den Franzosen der Herzog von St. Simon und unter den Deutschen die Tochter Friedrich Wilhelm's I., eine Seite des Lebens seiner Zeit ans Licht gebracht, welche wir ohne ihn nicht kennen würden. — Des Candidus Decembrio Zeitgenosse, Merula, war ebenfalls ein guter Latinist und Philolog aus der Schule des Filelfus. Mit diesem war er lange sehr befreundet, nachher geriethen aber Beide mit einander in einen heftigen Federkrieg und schimpften sich sehr arg. Ein Hauptpunkt ihres Streites war die Frage, ob die Osmanen im Lateinischen Turci oder Turcae genannt werden müßten. Man könnte schon aus diesem Umstande schließen, daß Merula ein sehr gelehrter Philolog und Grammatiker gewesen sein muß. Seine Hauptverdienste betreffen die Philologie, seine Hauptarbeiten bestanden in grammatischer Erklärung oder Uebersetzung alter Schriftsteller und das höchste Ziel seines Strebens war ein guter lateinischer Stil. Man wird es daher auch natürlich finden, daß er die ältere Geschichte der Visconti (Libri decem antiquitatis vicecomitum Mediolanensium; bis zum Jahre 1323) schrieb, und daß man dieses Buch nicht lesen darf, ohne dabei die Quelle zu vergleichen. Merula vernachlässigte nämlich nicht allein über dem Stil die Sache, sondern er war auch unverschämt genug, das, was urkundliche Nachrichten über den Ursprung der Visconti nicht berichteten, willkürlich hinzuzusetzen. Lesen läßt er sich jedoch viel besser, als sein Landsmann Cori, welcher denselben Gegenstand italienisch behandelt hat und matt und kraftlos schreibt, nichtsdestoweniger aber dem Forscher unentbehrlich ist. Merula's Werk ist nachher von Tristan Calchi umgearbeitet worden; über diese Arbeit können wir jedoch hier nicht reden, weil wir keine Litteratur der Geschichte schreiben. Glücklicher, als in der älteren Geschichte der Visconti, war Merula in einem anderen Werke, weil dasselbe nicht vor allem Anderen Forschung, sondern blos Stil forderte. Dies ist seine lateinische Geschichte der tapferen Vertheidigung von Scodra durch die Venetianer gegen die Türken im Jahre 1474 (Bellum Scodrense): ein Werk der Beredsamkeit, welches zu Merula's Zeit eine außerordentliche Wirkung hatte und ganz Italien zu einer wett-

eifernden Anstrengung im Kampfe für christliche Civilisation gegen unchristliche Barbaren anfeuerte, wie sie durch eine treue historische Erzählung niemals würde hervorgebracht worden sein. Merula's Geschichte des Kampfes um Scodra wirkte ebenso auf seine Zeitgenossen, wie die historischen Traditionen und Lieder, aus welchen Livius schöpfte, auf die alten römischen Helden und wie Bonaparte's Bülletins auf seine Garden gewirkt haben. — Erwähnung verdient auch des Angelus Polizianus gedrängte, aber in würdigem Ton und im reinsten Stil abgefaßte Darstellung einer gleichzeitigen Begebenheit, der Verschwörung der Pazzi gegen die Medici (1478); daß er sich für die Letzteren eingenommen zeigt, ist selbstverständlich.

Von der erzählenden Dichtung in der Nationalsprache der Italiener werden wir erst bei der Darstellung des 16. Jahrhunderts handeln; dagegen wollen wir hier zum Schlusse noch eines Mannes gedenken, welcher als Dichter und als Redner gepriesen ward, als Kenner des geistlichen Rechtes ausgezeichnet war und von seiner Kenntniß desselben einen vortrefflichen Gebrauch gemacht hat. Dieser Mann ist Antonius Panormita. Er war in der sicilianischen Stadt Panormus oder Palermo geboren, lehrte aber an verschiedenen Orten des nördlichen Italiens, z. B. in Parma, Piacenza, Bologna und Padua, und kam zuletzt zu den Visconti nach Mailand. Hier machte er die Bekanntschaft des Königs Alfons V., als derselbe in Philipp Maria Visconti's Gefangenschaft gerathen war. Er trat in die Dienste dieses Königs, ward dessen vertrauter Freund und übernahm als ausgezeichneter Redner, Kenner des Rechts und Meister des Stils für ihn viele Gesandtschaften an die Genuesen, die Venetianer, den Kaiser Friedrich III. und andere Fürsten und Regierungen. Er war ein sehr geistreicher und witziger Mann und nahm theils unmittelbar, theils mittelbar durch seine Bekanntschaften an allen wichtigen Angelegenheiten Theil, welche zu seiner Zeit verhandelt wurden. Auch auf dem Baseler Concilium übte er als Vertheidiger der Kirche gegen den Papst großen Einfluß. Seine Briefe sind für die innere Geschichte der Mitte des 15. Jahrhunderts von der größten Bedeutung; nur sind sie schwer zu benutzen, weil sowohl diejenige Ausgabe, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts ohne Angabe des Jahres und Druckorts erschienen ist, als die 1553 in Venedig gedruckte sehr selten ist. Desto mehr ist seine vortrefflich ausgewählte und durch guten Vortrag ausgezeichnete Sammlung von Anekdoten des Königs Alfons V. (De dictis et factis Alphonsi) verbreitet. In diesem Buche hat Antonius Panormita witzige Aeußerungen, edle Handlungen und schöne Charakterzüge des ihm befreundeten Königs zusammengetragen. Aeneas Sylvius hat noch eine Anzahl anderer Anekdoten von Alfons,

sowie ähnliche Erzählungen von anderen edlen Männern beigefügt. Diese Zusätze (Aeneae Sylvii commentarius in Antonium Panormitanum de rebus gestis Alphonsi Sapientis) wurden nachher stets dem Buche des Antonius Panormita beigedruckt und beide Schriften zusammen sind seit 1538, wo sie zum ersten Male mit einander verbunden erschienen, als unterhaltendes Lesebuch oft wieder aufgelegt worden.

V. England und Frankreich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

1. Frankreich am Ende des 14. Jahrhunderts.

Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts waren Frankreich und England theils durch innere Unruhen zerrissen worden, theils mit einander in Kriege verwickelt gewesen und diese hatten damit geendigt, daß den Engländern großer Kriegsruhm zu Theil ward, die Franzosen aber die meisten ihrer verlorenen Besitzungen wieder erlangten. Ein Friede war zwar nicht geschlossen worden, wohl aber ein Waffenstillstand, welchen man nachher von Zeit zu Zeit verlängerte, weil die Minderjährigkeit des französischen Königs Karl VI. und die Unfähigkeit des englischen Königs Richard II. in beiden Reichen Anarchie herbeiführten. Dieser Zustand dauerte auch dann noch fort, als am Ende des Jahrhunderts in beiden Reichen die Regierung wieder von den Königen selbst geführt wurde; denn weder Karl VI. noch Richard II. konnten der Anarchie steuern.

Im Jahre 1388 entledigte sich der junge König Karl VI. seiner Vormünder, der Herzoge von Burgund und Berry, behielt nur den Herzog von Bourbon noch bei sich und übernahm selbst die Regierung, welche er dann an der Spitze eines von ihm bestellten Staatsrathes zu führen begann (Bd. VII, S. 56). Er war schon früh an Ueppigkeit, Pracht, Wollust, tolle Lustbarkeiten und Ausschweifungen gewöhnt worden und setzte auch nach der Uebernahme der Regierung sein früheres Leben fort. Froissart und die anderen Chronikschreiber jener Zeit, welche in der Schilderung der mehrentheils ganz geschmacklosen, aber sehr kostspieligen Hoffeste unerschöpflich sind, reden in Betreff der nächsten Zeit vor und nach dem Regierungsantritt Karl's fast blos von Festen und Lustbarkeiten, welche Tage und Wochen lang fortdauerten. Karl ward in Paris, in Toulouse, in Montpellier und an anderen Orten, wo es gefällige und galante Damen gab, als

der Vielgeliebte (so nannte man ihn) bekannt. Er war unermüdlich bei den vielen, mit großer Verschwendung angestellten Festlichkeiten seiner Krönung. Seine Vermählung mit Isabella (Isabeau), der Tochter des Herzogs Stephan von Baiern, war mit grenzenlosem Aufwande gefeiert worden. Ebendasselbe geschah bei der von französischen und italienischen Lustbarkeiten begleiteten Vermählung seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, mit Valentine Visconti, durch welche Verbindung dieser die Grafschaft Asti erhielt nebst einer Summe Geldes, die zu jener Zeit besonders groß schien, weil damals in Frankreich viel weniger Geld im Umlauf war, als in Italien (s. Bd. VII, S. 89). Außerdem wurden auf der Reise, welche Karl in das südliche Frankreich unternahm, sowie bei der Belehnung seiner beiden Vettern Ludwig und Karl von Anjou mit der Provence, bei der feierlichen Bestattung Bertrand's dü Guesclin und bei anderen Gelegenheiten Wochen lang ganze Tage und Nächte in unaufhörlichen Belustigungen und Spielen zugebracht. Einem solchen Leben und Treiben mußte die jugendliche Natur Karl's und seine zarte Körperbeschaffenheit, welche überdies schon früh zerrüttet war, durchaus erliegen und es bedurfte nur eines zufälligen Umstandes, um ihn blödsinnig oder wahnsinnig zu machen. Diesen zufälligen Anlaß gaben die Verhältnisse zu der Bretagne. Der lange Streit über die Bretagne mit Johann von Montfort, dessen sich der König von England annahm, war durch einen Vertrag beigelegt worden, vermöge dessen Johann dem Günstlinge und Feldherrn Karl's, dem Connetable Olivier dü Clisson, 100,000 Thaler Entschädigung zahlen und den Schwiegersohn desselben, den Herzog von Penthièvre, wegen seines Anspruches an die Bretagne abfinden sollte; allein Johann hatte nicht Wort gehalten und übte außerdem einige königliche Hoheitsrechte in der Bretagne aus, welche ihm der König nicht zugestehen wollte. Die Herzoge von Burgund und Berry, welche sonst dem Connetable wegen seines großen Einflusses auf Karl sehr entgegen waren, hatten zwar 1391, als ein erster kurzer Anfall von Irresein des Königs sie an den Hof zurückführte, zu Tours eine Aussöhnung zwischen Johann und dü Clisson zu Stande gebracht; diese ward aber schon im folgenden Jahre durch einen mörderischen Anschlag auf dü Clisson's Leben, welchen man dem Herzog von Bretagne Schuld gab, wieder zerstört. Einer der reichen vornehmen Herren jener Zeit, Peter von Craon, welcher große Güter in der Bretagne besaß und bei Herzog Johann von Montfort in großer Gunst stand, war mit dem Connetable tödtlich entzweit und beschloß im Vertrauen auf den Schutz, den er bei Johann finden würde, eine blutige Rache an dü Clisson zu nehmen. Er versteckte in Paris eine Schaar der Leute, die ihm in

Krieg und Raub zur Seite standen, in seinem Palaste, damit sie den Connetable bei der nächtlichen Heimkehr von einem lärmenden Feste, welches der König am Frohnleichnamstage hielt, in der Nähe des Hotel Soubise überfielen. Als dü Clisson an dieser Stelle ankam, wurden seine Begleiter auseinander getrieben, er selbst aber durch einen Schwerthieb verwundet und für todt am Boden liegen gelassen. Man trug ihn in einen Bäckerladen und rief den König herbei, welcher bereits im Schlafe gelegen, aber nun sogleich zu seinem Freunde eilte. Froissart hat nach seiner Art die Scene der Zusammenkunft Karl's mit dem Connetable in einen Dialog gebracht, um des Königs Zorn gegen Peter von Craon und seine Freundschaft für den Connetable auf dramatisch-romantische Weise zu schildern. „Wie geht es euch, Connetable?" läßt Froissart den König sprechen. „Schlimm und schwach, Sire (petitement et foiblement, Sire)", antwortet der Connetable. „Und wer hat euch in diesen Zustand gebracht?" — „Peter von Craon und seine Mitschuldigen, Sire, verrätherisch und ohne daß ich mich vertheidigen konnte (traitreusement et sans nulle défense)." Nach einigen anderen Fragen und Antworten schließt der Dialog damit, daß der König dem Connetable zuruft: „Denkt jetzt nur an euch und bekümmert euch um nichts! Es soll kein Verbrechen jemals an dem Schuldigen härter gerächt werden, als dieses; die Sache geht mich an! (Car oncque délit ne fut si cher amendé sur les traitres, comme celui-ci sera, car la chose est mienne)." Peter von Craon rettete sich zwar nach der Bretagne, man hielt sich aber an seine großen Güter, an seinen Palast in Paris und an die in demselben aufgehäuften bedeutenden Gelder und Kostbarkeiten. Eine Straße in Paris, welche bisher seinen Namen getragen hatte, wurde von nun an die Straße der schlechten Kerle (des mauvais garçons) genannt. Der Herzog von Bretagne aber, welcher ihm einen Zufluchtsort gegeben, ward deshalb mit Krieg bedroht. Froissart hat nach seiner romantischen Manier den Herzog von Bretagne, welcher allen Antheil an Peter von Craon's That ableugnete und auch den Zufluchtsort desselben nicht zu wissen vorgab, als den Hauptschuldigen in der Sache dargestellt. Er läßt ihn nämlich in einem Zwiegespräch mit Peter von Craon bei der Nachricht, daß der Connetable nicht todt sei, ausrufen: „Ihr seid doch erbärmlich (un chétif), daß ihr nicht einen Mann umbringen (occire) konntet, den ihr unter euch hattet (auquel vous étiez dessus)." „Gnädiger Herr", antwortet Peter, „das ist ein teuflisches Spiel; ich glaube, daß alle Teufel der Hölle, denen er angehört, ihn bewacht und aus meinen und meiner Leute Händen gerettet haben (que tous les diables d'enfer, à qui il est, l'ont gardé et delivré des mains de moi et de mes gens; car

il eut lancés et jettés sur lui plus de soixante coups d'épée et de couteaux)." Uebrigens ging die Sage, daß auch die beiden Oheime des Königs, die Herzoge von Burgund und Berry, welche sich damals in Paris befanden und den Connetable um die Gunst des Königs beneideten, von der Sache im voraus unterrichtet gewesen wären. Auch drohten Beide, besonders Philipp von Burgund, allen denen mit ihrer Rache, welche den König in seinem Vorsatze, einen Rachezug nach der Bretagne zu unternehmen, bestärken würden. Zu diesem Zuge, welchen der König selbst leiten wollte, wurden die Ritter und ihre Vasallen mitten im heißen Sommer nach Le Mans entboten und ohne Rücksicht auf den allgemeinen Widerwillen gegen einen Krieg mit dem Herzoge der Bretagne der Aufbruch des Heeres auf den 5. August 1392 angesetzt, obgleich das Aussehen des Königs einen nahe bevorstehenden Krankheitsanfall andeutete. An dem bestimmten Tage brach der König, welcher mit seiner vollen Rüstung und einem dicken Sammetrock bekleidet war, trotz der brennenden Sonnenhitze mit dem Heere auf. Er war um die Mittagszeit kaum in ein nahe bei Le Mans gelegenes Gehölz gekommen, als plötzlich ein Wahnsinniger, fast nur mit einem weißen Kittel bekleidet, ihm mit den Worten: „Nicht weiter! Deiner warten Verräther! (Roi, ne chevauche plus avant, mais retourne, car tu es trahi!)" in die Zügel fiel. Dieser Auftritt war so schrecklich und überraschend, daß, nachdem man den Wahnsinnigen fortgejagt hatte, der König zuerst in ein bewußtloses Träumen versank und gleich nachher bei einem unbedeutenden Vorfall den Verstand völlig verlor. Als Karl nämlich aus dem Gehölze in die brennende Sonnenhitze hinausgekommen war und einer seiner Knappen zufällig in halbem Schlafe seine Lanze auf den Helm eines anderen Trabanten fallen ließ, weckte das Klirren der Waffe den König aus seinem träumerischen Trübsinn und es bemächtigte sich seiner eine rasende Wuth, so daß das Leben der Begleiter und selbst seines Bruders, des Herzogs von Orleans, in Gefahr kam. Man wagte anfangs nicht, sich seiner zu bemächtigen, obgleich Philipp von Burgund den Herzog von Orleans warnte (Fuyez, beau neveu d'Orléans, monseigneur vous veut occire: haro le grand méchef! monseigneur est tout devoyé, dieu, qu'on le prenne!). Endlich ergriff man den König und setzte ihn auf einen mit Ochsen bespannten Wagen, der ihn nach Le Mans zurückbrachte. Der Kriegszug nach der Bretagne unterblieb.

Berry und Burgund bemächtigten sich jetzt aufs neue der Regierung und damit begann eine lange Reihe von Unglücksfällen für das Reich, weil der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, welcher bereits das 20. Lebensjahr überschritten hatte, die Regentschaft für

sich in Anspruch nahm. Dies war freilich vorerst noch von keiner Bedeutung, da der König bald wieder zu sich kam; allein die Geistesverwirrung hatte sich schon vor dem Vorfalle bei Le Mans oft gezeigt und es war deshalb jeden Augenblick eine Wiederkehr derselben zu fürchten. Auch dachte man nicht im geringsten daran, jede Möglichkeit eines plötzlichen Schreckens vom Könige fern zu halten. Als daher der König sich im Laufe des Jahres kaum einigermaaßen wieder erholt und die Regierung aufs neue übernommen hatte, führte eine der vielen tollen Lustbarkeiten des ritterlichen und über allen Begriff leichtfertigen Hofes einen Rückfall herbei, welcher nur wenig Hoffnung der Genesung übrig ließ. Es ward nämlich (1393) bei Gelegenheit einer Hochzeit eine Maskerade gehalten, bei welcher der König und fünf Herren des Hofes als Bären erschienen, und zwar so, daß Alle an einander geschlossen waren. Der Anzug war auf ganz ungeschickte Weise aus gepichter Leinwand gemacht, an welche man Büschel von Werg oder Wolle befestigt hatte. Weil man die mit einem solchen Anzuge verbundene Gefahr vorausgesehen hatte, so war verboten worden, sich mit einem Lichte der Gruppe zu nähern; der Herzog von Orleans achtete aber in seinem Leichtsinn dieses Verbotes nicht, er trat mit seiner Fackel ganz nahe herbei und ein Funke setzte augenblicklich Alles in Flammen. Vier der Edelleute, welche Bären vorgestellt hatten, konnten sich nicht losmachen und kamen elendiglich ums Leben; der fünfte sprengte die Kette und stürzte sich in einen am Schenktische stehenden Wasserkübel; den König selbst rettete nur die bewunderungswürdige Geistesgegenwart der Herzogin von Berry, welche ihren Mantel um ihn schlug und das Feuer erstickte. Er erholte sich von dem Todesschrecken anfangs so gut, daß seine beiden Oheime Berry und Burgund, als sie bald nachher persönlich mit den Oheimen des Königs von England über eine Verlängerung des mit England geschlossenen Waffenstillstandes unterhandeln wollten, ihn nach Abbeville kommen lassen konnten, um den Engländern zu beweisen, daß er seines Verstandes wiederum mächtig sei. Nicht lange nachher aber erlitt Karl einen zweiten Anfall von Wahnsinn, welcher sieben Monate (bis Januar 1394) den ärztlichen Bemühungen wie den Zaubereien, die man anwandte, widerstand. Der Herzog von Burgund bemächtigte sich auch jetzt wieder der Regentschaft und gerieth darüber in Streit mit dem Herzoge von Orleans, der als Bruder des Königs ein ausschließendes Recht auf die Verwaltung des Reiches zu haben glaubte. Dieser Streit trennte die Ritterschaft Frankreichs fast auf dieselbe Weise in zwei feindliche Parteien, wie am Schlusse des Jahrhunderts die deutsche durch die streitige Kaiserwahl gespalten war. Das Unglück Frankreichs war um so

größer, als der König während der fast 30 Jahre langen Zeit, die er noch fortlebte, nicht beständig regierungsunfähig war, sondern nach gewissen Zwischenräumen immer wieder seines Verstandes mächtig wurde. In den ersten Zeiten war es jedoch ein Glück, daß die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Bretagne beigelegt wurden und daß Richard II. von England weder den Wunsch noch die Macht hatte, den nur durch einen Waffenstillstand, nicht durch einen Frieden beendigten Krieg wieder zu beginnen. Der Herzog von Bretagne söhnte sich mit dem Connetable dü Clisson völlig aus und entfernte aus seinem Gefolge den Peter von Craon, welcher von jedermann verachtet ward, aber nach einer leichten Strafe, die das Parlament ihm auferlegt hatte, nach Paris zurückkehrte. Richard II. von England, der sich der Regierung ebenfalls bemächtigt hatte (Bd. VII, S. 51), erlangte damals durch die Gunst des Volkes ein Ansehen und ward durch dasselbe fast ganz unabhängig. Das Volk fürchtete die Aristokratie der übermüthigen Barone weit mehr, als die Tyrannei eines jungen Königs, welcher bis dahin der Sklave einer Oligarchie von Baronen gewesen war; es fügte sich daher ganz dem Willen des Königs, mußte aber bald durch den unbegreiflichen jugendlichen Leichtsinn Richard's leiden. Richard verlängerte nämlich den Waffenstillstand mit Frankreich zweimal und suchte sogar eine engere Verbindung zwischen England und Frankreich mit so großer Aengstlichkeit, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Anna von Böhmen, um Karl's VI. Tochter Isabella warb, welche damals noch ein Kind war. Diese wurde von Richard selbst in Frankreich abgeholt und von Calais aus nach England gebracht, wo sie im Januar 1397 unter großen Feierlichkeiten in Westminster gekrönt wurde. Inzwischen war (1396) die Türkenschlacht bei Nikopolis vorgefallen, in welcher einige der höchsten Herren vom französischen Adel in Gefangenschaft geriethen und mit großen Summen ausgelöst werden mußten (s. Bd. VII, S. 201).

2. England in der letzten Zeit Richard's II. und unter der Regierung Heinrich's IV.

In England dauerten die Unruhen der Wycliffiten und Lollharden unter Richard II. fort und diese Ketzer wurden grausam verfolgt, während das Parlament, ohne sich deshalb geradezu in geistliche Angelegenheiten zu mischen oder auch nur über die Lehrsätze und die Disciplin der Kirche Gesetze machen zu wollen, den Mißbräuchen abhalf, denen die Concilien weder abhelfen konnten noch wollten. An diesen Schritten des Parlaments hatte der Herzog von Glocester, welcher durch seinen Neffen Richard anfangs von den Staatsge-

schäften entfernt, nachher aber wieder in den Rath aufgenommen worden war, als Schützer Wycliffe's und der Wycliffiten großen Antheil. Auf sein Betreiben beseitigte die englische Nation mit Hülfe ihres Königs die geistlichen Bedrückungen, welche in Deutschland bis in das 16. Jahrhundert fortdauerten, weil man hier thörichter Weise dabei beharrte, dem Papste durch Concilien, auf welchen doch dieser selbst den Vorsitz führte, Schranken setzen zu wollen. Auch die Franzosen kamen erst nach dem Baseler Concilium auf den Gedanken, den Eingriffen der Päpste in weltliche Dinge durch Nationalgesetze zu steuern. Nachdem das englische Parlament schon unter Eduard III. wiederholt Beschlüsse gegen die päpstlichen Provisionen gefaßt und 1365 in dem Statute, das nach dem Anfangsworte Praemunire heißt, bestätigt hatte, wurde dasselbe später noch verschärft und im Jahre 1390 jedem Engländer bei der härtesten Strafe verboten, irgend eine Pfründe von einem Ausländer anzunehmen oder für ihn zu verwalten, sowie Geld aus dem Lande zu schicken. Zwar kehrte sich der Papst Bonifacius IX. zwei Jahre nachher nicht an diese Beschlüsse, sondern ertheilte eine reiche Pfründe, welche Richard vorher einem Engländer gegeben hatte, dem italienischen Kardinal Brancaccio und suchte jenen durch die angedrohte Excommunication von der Annahme der Pfründe abzuschrecken; das Unterhaus aber erklärte dem Könige, daß ein solches Verfahren vernichtend für die Rechte der Krone sei und daß die Volksvertreter ihm gegen den Papst auf Tod und Leben beistehen würden. Auch das Oberhaus trat dieser Erklärung bei und es ward hierauf das Statut Praemunire nach jeder Seite hin in den bestimmtesten Ausdrücken vervollständigt, wie es denn bis auf unsere Zeit als ein Grundgesetz des englischen Reichs und seiner Kirche betrachtet wird (1393). In diesem Statut heißt es: Wenn irgend Jemand, wer es auch sei, beim römischen Hofe oder sonstwo Versetzungen, Excommunicationen, Bullen, Urkunden u. s. w., welche den königlichen Rechten (regality) der Krone oder Königswürde entgegen seien, suche oder erhalte, oder wenn er sie in das Reich bringe, sie annehme oder einem Andern im Königreich oder außerhalb desselben n tificire, so solle ein solcher nebst seinen Notaren, Procuratoren, Helfern, Unterstützern (abettors), Begünstigern und Rathgebern des rechtlichen Schutzes von Seiten des Königs verlustig sein, Besitzung und Habe (chattels), Landgüter und Lehen an den König verlieren, und überall, wo man solcher Personen habhaft werden könne, festgenommen werden. Freilich ward diesem wichtigen Statut die Bestätigung des Oberhauses nicht in der gewöhnlichen Form ertheilt und der Papst fuhr gelegentlich fort, Pfründen zu vertheilen; er mußte aber doch dabei sehr vorsichtig verfahren und konnte seinen Zweck nur dann

erreichen, wenn der König es zufrieden war; im entgegengesetzten Falle ward nach dem Statut Praemunire verfahren.

Den Frieden mit Frankreich wünschte Richard aufrichtig; denn er hatte großes Wohlgefallen an den französischen Sitten und die Pracht seiner Feste, wie die Lustbarkeiten seines Hofes waren dem, was wir von Karl's VI. Festen gesagt haben, so ähnlich, daß, wenn man die Beschreibung des Turnirens, Tanzens, Spielens und Bewirthens an Richard's II. Hofe liest, man Karl's VI. Geschichte zu lesen glaubt. Richard kam daher auch, nachdem der Waffenstillstand mit Frankreich mehrmals für kürzere Zeit verlängert worden war, auf den Gedanken, entweder einen dauerhaften Frieden oder doch einen längeren Waffenstillstand zu schließen; ja, als nachher (1394) seine Gemahlin starb, bemühte er sich sogar um eine Heirathsverbindung mit dem französischen Königshause. Auch seine beiden älteren Oheime, die Herzoge von Lancaster und York, waren dem Frieden nicht abgeneigt, während dagegen der dritte, der Herzog von Glocester, nichts davon wissen wollte. Am französischen Hofe waren der König selbst und seine Lieblinge gegen den Frieden mit England; aber sein Oheim, der Herzog von Burgund, wünschte denselben und brachte auch den Herzog von Berry auf seine Seite. Die beiden Letzteren hielten schon 1393 mit Lancaster und York eine Zusammenkunft, um derentwillen auch König Karl, wie bereits angegeben ist, nach Abbeville kam; es ward jedoch damals blos eine Verlängerung des früher zu Leulinghem abgeschlossenen Waffenstillstandes auf ein Jahr zu Stande gebracht, weil der König aufs neue in Wahnsinn verfiel. Auch im folgenden Jahre (1394) führten die erneuerten Unterhandlungen nicht zum Ziel. Endlich nahm man seine Zuflucht zu einem vorgeblichen Büßer, der dann ebenso in England wie beim Könige von Frankreich die Sache mit Erfolg betrieb. Dies verdient näher angegeben zu werden, weil es für die Religion und die Sitten der Zeit bedeutender ist, als für die Politik; denn man gebrauchte den Büßer nur, um das Volk zu stimmen, da die Herzoge von York und Lancaster eben so gut wie der Herzog von Glocester wußten, was sie von dem Heiligen zu halten hätten. Ein Edelmann aus Caux, welcher eine Pilgerfahrt nach Palästina gemacht hatte und seit seiner Heimkehr unter dem Namen Robert der Eremit von der Welt getrennt lebte, ward als Orakel an den französischen Hof gebracht. Er behauptete, daß ihm auf seiner Pilgerreise eine Gestalt hell wie Krystall erschienen sei und eine politische Mission aufgetragen habe, welche wörtlich folgendermaaßen lautete: „Sage dem Könige von Frankreich, daß er sich zum Frieden neige vor seinem Gegner, dem König Richard von England, und der König wird dich hören. Alle diejenigen

aber (dies galt dem Herzog von Glocester), welche dem Frieden entgegen sein und auf Krieg bestehen werden, werden es noch in ihrem Leben theuer bezahlen müssen (Tous ceux, qui contrediront à la paix et aux traités et soutiendront la guerre, le compareront chèrement en leur vivant)." Nachdem Robert seine Mission bei Karl VI. erfüllt hatte, begleitete er die französischen Gesandten nach England, wo der König, sowie York und Lancaster seine göttliche Sendung anerkannten, Glocester aber zuerst lange nichts von ihm wissen wollte, bis auch er endlich sich zum Frieden verstand. Hierauf reisten die drei Oheime Richard's wieder nach Frankreich, hielten mit den Herzogen von Burgund und Berry einen neuen Congreß und verabredeten eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes bis Michaelis 1398. Bald nachher (1395) bemühte sich Richard, nicht nur eine bleibende Waffenruhe herzustellen, sondern auch eine innige Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen, zu welcher ihm der Umstand, daß er 1394 Wittwer geworden, das Mittel darbot. Er fürchtete seine Pairs und die drei Häupter derselben, seine Oheime, und befand sich stets in solcher Geldverlegenheit, daß auch die Bürger mit ihm unzufrieden wurden, weil er Anlehen von ihn erpreßte und einst der Stadt London, die ihm ein Darlehen von 1000 Pfund versagte, ihr Privilegium (charter) auf einige Zeit wegnahm; er glaubte deshalb sich an Frankreich enge anschließen zu müssen und ließ, obgleich eine solche Verbindung das englische Volk gegen ihn aufregte, durch eine Gesandtschaft um die Hand von Karl's Tochter, Isabella, werben. Da der Hauptgrund, warum er diese Prinzessin zur Gemahlin zu erhalten wünschte, seine Geldverlegenheit war, so wurden die Gesandten angewiesen, zuerst auf einer Mitgift von 2,000,000 Kronen zu bestehen, dann bis auf anderthalb herabzugehen und sich zuletzt mit 1,000,000 zufrieden zu geben. Die Franzosen willigten in die angetragene Heirathsverbindung ein, obgleich die Prinzessin erst sieben Jahre alt war; sie gaben auch zu, daß Isabella schon jetzt nach England gebracht werde, sie verstanden sich aber nur zu einer Mitgift von 800,000 Kronen, von denen 300,000 sogleich, das Uebrige in Jahreszahlungen von je 100,000 Kronen entrichtet werden sollte; sie bedangen sich zugleich eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 28 Jahre aus. Bei dem Abschlusse der Verhandlungen wurden dann dem Kinde, als dasselbe sein Ja-Wort gab, Ausdrücke in den Mund gelegt, welche den Engländern andeuten konnten, daß ihre künftige Königin nicht sparsamer und bescheidener sein werde, als Richard selbst war (S'il plaît à dieu et à monseigneur mon père, que je sois reine d'Angleterre, je le verrai volontiers, car je serois une grande dame). Im Frühjahr 1396 wurde sowohl der

neue Waffenstillstand, als der Vermählungsvertrag bestätigt und beide Könige hielten zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft, bei welcher auch die Herzoge von Lancaster, Glocester, Berry und Burgund anwesend waren. Diese Zusammenkunft und die mit ihr verbundenen Feste und Feierlichkeiten sollen den verschwenderischen König von England die ungeheure Summe von 300,000 Mark Silber gekostet haben, mehr als die Mitgabe seiner Braut betrug, über welche doch so lange unterhandelt worden war. Man sieht hieraus, wie theuer es damals den Königen und den Völkern zu stehen kam, daß jene den Adel und die Ritterschaft bei jeder Gelegenheit bewirthen, unterhalten und beschenken mußten, weil sie kein stehendes Heer hatten. Ebendasselbe läßt sich auch daraus ermessen, daß kurz vorher die beiden zur Brautwerbung nach Paris geschickten englischen Gesandten in Begleitung von 1200 Rittern reisten, welche während der ganzen Dauer ihres dortigen Aufenthaltes vom französischen Könige standesmäßig unterhalten und belustigt wurden. Bei der Zusammenkunft des englischen und des französischen Königs fand sich auch der Herzog von Bretagne ein, welcher kurz vorher zu Paris mit einer Tochter des Königs von Frankreich vermählt worden war. Er erhielt damals die Stadt Brest wieder, welche Richard noch im Besitz gehabt hatte, jetzt aber wegen seiner Geldverlegenheit für 120,000 Goldfranken herauszugeben versprach. Der Unwille der Engländer über diesen Handel war anfangs so groß, daß Richard sein Versprechen nicht eher erfüllte, als bis der französische König sich des Herzogs von Bretagne annahm. Auch die Stadt Cherbourg wurde dann von Richard abgetreten.

Der englische König erbitterte damals nicht blos das Volk durch den Verkauf von Cherbourg und Brest, sondern er brachte auch zugleich durch eine willkürliche Erpressung, welche unter dem Namen eines Anlehens versteckt wurde, den ganzen Adel gegen sich auf. Es gab keinen Pair des Reichs, keinen Prälaten, keinen Edelmann oder reichen Bürger, von dem er nicht irgend eine kleine Summe als Anlehen erpreßte. Das auf diese Weise erlangte Geld diente ihm, um die Damen und Herren des hohen Adels am Hofe zu unterhalten und der Glanz seines Hofes ward in solchem Grade vermehrt, daß endlich das Unterhaus an das Oberhaus die Bitte richtete, den König zu ersuchen, er möge diesem Aufwande Schranken setzen. Statt aber die gewünschte Abhülfe zu erlangen, wurde das Unterhaus gezwungen, Deputirte an das Oberhaus zu schicken und dasselbe wegen seiner Kühnheit um Verzeihung zu bitten; es erhielt sogar, obgleich es vor dem Könige und den Pairs demüthig Abbitte that, einen derben Verweis, sowie die Erklärung, daß es sich, sobald der König weder

den Zehnten noch den Fünfzehnten fordere, um dessen Ausgaben nicht zu kümmern habe. Außerdem ward der Geistliche Thomas Haxey, welcher im Unterhaus den Antrag gestellt hatte, als Hochverräther zum Tode verurtheilt; doch erhielt derselbe später Verzeihung. Alles dies schreckte nachher Andere ab, auf dem ruhigen und bescheidenen Wege Abhülfe zu suchen, und die Unzufriedenheit nahm somit im Stillen zu. Unter solchen Umständen war es für Richard doppelt gefährlich, daß er, im Vertrauen auf das gute Einverständniß mit Lancaster und York, und auf die Freundschaft mit dem französischen Könige, sich an seinem dritten Oheim, dem Herzog von Glocester, für alles das zu rächen suchte, was er während seiner Minderjährigkeit von demselben erlitten zu haben vermeinte. Er haßte Glocester schon längst tödtlich; seine Erbitterung gegen ihn stieg aber noch mehr, als Glocester im königlichen Rathe seines Neffen Verfahren gegen das Parlament mit heftigen Worten rügte und die Regierung desselben mit der seines Vorgängers in den grellsten Contrast stellte. Der Haß zwischen Oheim und Neffe nahm mit jedem Tage zu und der Erstere ward vergebens zweimal veranlaßt, dem drohenden Sturme auszuweichen. Das eine Mal sollte er sich nach Preußen begeben, um den deutschen Rittern gegen die Heiden beizustehen; auch hatte er schon darein gewilligt, als es ihn plötzlich wieder gereute. Das zweite Mal ward ihm die Statthalterschaft der Insel Irland angeboten, nach welcher Richard drei Jahre vorher einen Kriegszug gemacht hatte; dies lehnte er sogleich ab. Endlich hieß es auf einmal, ohne daß man, wie bei dergleichen Dingen gewöhnlich der Fall ist, wußte, ob die Beschuldigung gegründet sei oder nicht, Glocester habe mit dem Erzbischof von Canterbury, den Grafen von Warwick und Arundel und mehreren anderen Großen des Reiches den Plan gemacht, sich des Königs zu bemächtigen, um ihm wieder ebenso, wie vor seiner Volljährigkeit, einen Regentschaftsrath zur Seite zu setzen. Richard ließ, ohne daß dabei ein gerichtliches Verfahren beobachtet wurde, die beiden Grafen verhaften und den einen nach dem Schloß Tintayel in Cornwall, den anderen nach Carisbrook auf der Insel Wight bringen. Sodann begab er sich unter dem Scheine eines Besuches auf Glocester's Schloß in Essex und forderte ihn freundlich auf, ihn nach London zu begleiten; aber kaum waren sie unterwegs, so ließ er ihn durch den Grafen von Nottingham gefangen nehmen und nach Calais bringen, da er es für gefährlich hielt, seinen Oheim in England einzukerkern. Fünf Tage nach diesen Verhaftungen, welche alle Welt mit Schrecken erfüllten (15. Juli 1397), suchte Richard den gewaltsamen Schritt durch eine Proclamation zu rechtfertigen, in der es hieß, daß er mit Zustimmung der Grafen von

Rutland, Kent, Huntington, Nottingham und Salisbury, sowie der Lords Despenser und William Scroope so gehandelt habe und daß auch seine Oheime Lancaster und York und sein Vetter Derby, der Sohn des Ersteren, die Verhaftung Glocester's gebilligt hätten. Die genannten Grafen und Lords wurden auch gleich nach der Verhaftung des Herzogs gebraucht, um in einer feierlichen Audienz förmlich darum nachzusuchen, daß die drei Verhafteten von Seiten des Hauses der Gemeinen des Hochverraths angeklagt werden möchten. Diese Anklage fand wirklich am 20. September vor dem Oberhause statt, nachdem man die Geistlichen genöthigt hatte, Stellvertreter zu ernennen, weil es möglicher Weise zu Todesurtheilen kommen könne, an denen sie den damals herrschenden Begriffen nach keinen Antheil nehmen sollten. Die Anklage selbst bezog sich nicht auf die vorgebliche Verschwörung, von welcher dabei gar nicht die Rede war, sondern auf die vor 1389 vorgefallenen und also längst vergessenen Dinge. Der Erzbischof von Canterbury, den man nicht zugleich mit den Anderen, sondern erst später richtete, ward nur aus dem Grunde in die Sache verwickelt, weil er zu jener Zeit Kanzler gewesen war. Er erlitt blos die Strafe der Verbannung und Gütereinziehung. Dagegen wurde der Graf Arundel zum Tode verurtheilt und auch sogleich auf dem Towerhügel (Towerhill) enthauptet. Gegen ihn, der das Oberhaus nicht als Richter anerkennen wollte, hatte sich der Herzog von Lancaster gebrauchen lassen. Der Graf Warwick erkannte sich selbst schuldig und ward auf die Insel Man verbannt. Lord Cobham, welcher auch zu den Angeklagten gehörte, mußte nach Jersey gehen; Mortimer aber suchte im Gebirge von Irland unter den wilden Celten eine Zuflucht. Der Herzog von Glocester, den man in Calais durch einen dorthin abgesandten Richter hatte verhören lassen, sollte nach Westminster gebracht werden, um ebenfalls vor dem Parlament zu erscheinen; allein der Graf von Nottingham, der ihn dort in Gewahrsam hielt, schrieb, er könne ihn nicht schicken, weil er plötzlich gestorben sei. Ueber die Art seines Todes berichten die früheren englischen Historiker, unter ihnen auch Hume, ganz anders, als Lingard, dessen Geschichte von England in den 20er Jahren erschien. Lingard nimmt zwar auch eine Tödtung Glocester's an, ist aber weit entfernt, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß derselbe auf Richard's Befehl ermordet worden sei. Das letztere ist freilich nicht unwahrscheinlich; denn unter Heinrich IV. legte ein gewisser Hall das Geständniß ab, er sei zugegen gewesen, als der Herzog aus der Burg von Calais nach dem Hause „Prinzenhof" gebracht und mit Federbetten erstickt worden sei. Immerhin muß man bedenken, daß die

Aussage Hall's aus vielen Gründen kein historisches oder gerichtliches Zeugniß zu nennen ist.

Das Parlament, mit dessen Hülfe dies Alles 1397 geschah, war durch den Einfluß der Sheriffs der Grafschaften so gewählt worden, daß sich keine Opposition in ihm regte. Es soll das erste Parlament gewesen sein, welches auf diese Weise zusammengebracht wurde; später war dies bekanntlich ganz gewöhnlich. Auch im Januar 1398, wo das Parlament nicht wie 1397 in Westminster saß, sondern nach Shrewsbury berufen wurde, bewies es die gleiche Bereitwilligkeit, sich als Werkzeug der thörichten Rache gebrauchen zu lassen, mit welcher Richard alle diejenigen verfolgte, die an der früheren Beschränkung seiner königlichen Gewalt Antheil gehabt hatten. Von derselben Rachsucht getrieben, entledigte sich Richard im folgenden Jahre auch des Grafen Heinrich von Derby, Sohnes von Lancaster. Dieser Prinz hatte sich in der letzten Zeit auf eine verächtliche Weise dienstfertig und demüthig gegen den König bewiesen und war zur Würde eines Herzogs von Hereford erhoben worden; jetzt trat er öffentlich als Ankläger seines seitherigen Freundes und Genossen, des Herzogs von Norfolk, auf, weil derselbe in einer vertraulichen Unterredung mit ihm sich gewisser verläumderischen Ausdrücke gegen den König bedient haben sollte. Da der Herzog von Hereford ein Jahr später König ward, so hat Froissart die Darstellung dieser Sache so romantisirt, daß man alle neueren Geschichtschreiber, welche ihm folgen, mit großer Behutsamkeit lesen muß. Nach Lingard's neueren, urkundlich getreuen Darstellungen war der Hergang der Sache folgender. Die Herzoge von Hereford und von Norfolk waren die einzigen von dem gewöhnlich mit dem Parteinamen Appellants bezeichneten Pairs, welche noch nicht von Richard's Rache getroffen waren. Norfolk äußerte daher einst, als er den Herzog von Hereford auf dem Wege zwischen London und Brentford zufällig antraf, sein Bedenken in dieser Beziehung und sprach sich dabei sehr bitter über den König und dessen Vertraute und Günstlinge aus. Hereford theilte dieses Gespräch dem Könige mit und bezeichnete Norfolk als einen Verräther; Ende Januar 1398 wiederholte er seine Aussage unter Hinzufügung sehr demüthiger Ausdrücke vor dem Parlamente zu Shrewsbury. Letzteres wurde vom König entlassen, nachdem es einen Ausschuß von 12 Baronen und 6 Rittern ernannt und mit allen ihm selbst zustehenden Vollmachten versehen hatte, um die noch nicht erledigten Geschäfte beendigen zu können (to hear, examine and determine all matters and subjects, which had been moved in presence of the king, with all dependencies thereof). Diesem Ausschusse übertrug Richard auch die Untersuchung über die Aussagen des

Herzogs von Hereford. Nachdem der schriftliche Bericht über jenes Gespräch, den man in dem kurzen officiellen Protokoll (Rotulus) und bei Lingard (Th. IV, S. 340) ausführlich lesen kann, vorgetragen wurde, gab Norfolk zwar zu, daß er sich über die Umgebungen des Königs in heftigen Worten ausgesprochen habe, leugnete aber, etwas gegen den König selbst gesagt zu haben. Zugleich schalt er Hereford einen Lügner (that Henry of Lancaster is a liar, and in what he has said or would say of me, lies like a traitor as he is), und erbot sich, dies durch den gerichtlichen Zweikampf zu erweisen, welcher in England nicht nur gesetzlich, sondern in jener Zeit sehr gebräuchlich war. Nachdem nun die Barone, Bannerets und Ritter Englands nach Windsor entboten worden waren, wiederholte Hereford vor denselben seine Anklage, Norfolk aber beharrte bei der bereits vor dem Ausschusse gegebenen Erklärung. Da der Unterredung der beiden Herzoge keine Zeugen beigewohnt hatten und die versöhnenden Worte, die der König von seinem erhöhten Sitze her an sie richtete, erfolglos blieben, so ward der gerichtliche Zweikampf beschlossen und auf den 16. September (1398) angesetzt. An diesem Tage erschienen denn auch in Coventry, wo der Zweikampf Statt finden sollte, der Ausschuß des Parlaments, der König und eine zahllose Menge Volkes und die beiden Herzoge standen bereits kampffertig einander gegenüber, als der König plötzlich erklärte: er werde den Kampf nicht zugeben, weil beide Herzoge seine Verwandten wären und er selbst also, wie auch die Sache ausgehen möge, darunter leiden werde; er wolle aber „den Streit in seine eigene Hand nehmen" und Beiden ohne Gericht das Urtheil sprechen. Hierauf ließ er nach längerer Berathung das Urtheil verkündigen; der Herzog von Hereford sollte innerhalb vier Wochen das Reich verlassen und vor zehn Jahren nicht wieder zurückkehren; dem Herzog von Norfolk aber wurde geboten, eine Pilgerfahrt in das heilige Land zu machen und sein ganzes Leben hindurch weder in Frankreich, noch in England, noch in Spanien oder Italien zu verweilen. Dieses Urtheil, welches den Herzog von Norfolk am härtesten traf, zeigte sowohl seiner Form nach, als auch in einzelnen Bestimmungen, die wir hier übergehen müssen, daß beide Männer nicht wegen des Inhalts der zwischen ihnen kurz vorher Statt gehabten Unterredung, sondern vielmehr blos deshalb, weil sie die einzigen noch übrigen Lords Appellants waren, verurtheilt wurden. Sie verließen Beide das Reich; Norfolk machte die Pilgerreise, Hereford, dem viele Londoner Bürger das Geleite gaben, begab sich nach Paris. Der Erstere starb auf der Rückreise von Jerusalem nach Venedig, tief bekümmert über sein Geschick; Hereford aber suchte sich seit seiner Verurtheilung in den Stand zu setzen, die allgemeine Un-

zufriedenheit über Richard's unverständige Tyrannei zu benutzen. Er ward vom französischen Könige, sowie von den Herzogen von Orleans und Berry mit großer Aufmerksamkeit behandelt; man wies ihm dü Clisson's Palast, welcher später Palast Soubise (hotel Soubise) genannt wurde und jetzt die Archive enthält, zur Wohnung an und gab ihm wöchentlich 500 Goldkronen aus der königlichen Kasse. Der Herzog von Berry wollte ihn sogar mit seiner Tochter Maria, der Wittwe des Grafen Philipp von Artois, vermählen, stand jedoch wieder davon ab, als Richard die Besorgnisse kund gab, welche er wegen der Pläne und geheimen Verbindungen Hereford's hegte.

Dem Könige von England war bis dahin Alles gelungen; selbst das Parlament hatte ihm treulich beigestanden, um Alle, die ihm mißfielen, zu unterdrücken und, wie aus den Acten dieses servilen Parlaments hervorgeht, sogar seinen Willen und seine Einfälle zu Gesetzen zu machen. Er achtete aber jetzt weder die Privilegien, auf welche jeder Engländer stolz war, noch auch das Herkommen mehr, fuhr fort, unter dem Titel von Anlehen Geld zu erpressen, zwang die Richter des Landes, die Gesetze nach seinen Vorurtheilen oder seinem Eigensinn zu deuten, nöthigte alle ehemaligen Anhänger Glocester's, von ihm nicht ein, sondern mehrere Male Verzeihung zu erkaufen und erklärte sogar, um eine recht reiche Ernte von Geldstrafen machen zu können, zu gleicher Zeit nicht weniger als 17 Grafschaften außer dem Gesetze, indem er sich des leeren Vorwandes bediente, daß dieselben früher seine Feinde gegen ihn unterstützt hätten. Endlich ging er sogar soweit, daß er ein kurz vorher in offenen Briefen gewährtes Zugeständniß zurücknahm und durch einen unerhörten Schritt seinen Vetter Hereford nebst dem ganzen englischen Volke antrieb, das Aeußerste zu wagen, um der tyrannischen Gewalt des Königs und seiner Gehülfen ein Ende zu machen. Er hatte nämlich den beiden verbannten Herzogen durch besondere Patente erlaubt, daß sie, wenn ihnen während ihrer Verbannung Lehen, Güter oder Titel durch Erbschaft zufielen, die Huldigung für dieselben, sowie die Verwaltung durch Bevollmächtigte vollziehen lassen könnten; dies nahm er zurück, als sein Oheim Lancaster kaum drei Monate nach Hereford's Verbannung starb (1399) und der Letztere, welcher damals den Titel eines Herzogs von Lancaster annahm, die ererbten großen Güter in Besitz nehmen wollte. Richard erklärte damals, daß die Verbannung gleich der gerichtlichen Achtserklärung (outlawry) unfähig mache, liegendes Gut zu erben. Der König bediente sich seiner Höflinge und der bereits in Westminster und Shrewsbury. zu seinen Zwecken gebrauchten parlamentarischen Creaturen, um auch diese Willkür und Treulosigkeit gesetzlich zu machen. Er ließ durch den großen geheimen

Rath (council), zu welchem auch der oben erwähnte Parlaments-Ausschuß gehörte, die Erklärung geben, daß die den Herzogen von Hereford und von Norfolk gewährten Patente ungesetzmäßig und nichtig wären. Alle Mitglieder des geheimen Raths schworen, diesen Beschluß aufrecht zu halten, und der König bewog vermittelst einer Anrede auch das Volk, durch Aufheben der Hände den Beschluß zu billigen (quelle chose feust faite, heißt es im Rotulus, et assentuz par tout le peuple estantz en présence du roi). Ja, er ließ sogar seinen Kaplan Heinrich Bowet, welcher aufgetreten war, um das Patent geltend zu machen, als Hochverräther zum Tode verurtheilen, obgleich er ihn nachher begnadigte. Dieses Verfahren rief einen offenen Kampf zwischen dem neuen Herzog von Lancaster und dem tyrannischen Könige hervor; daher betrachten wir das Jahr 1399 als dasjenige, in welchem der Grund zu den langen bürgerlichen Kriegen der Häuser Lancaster und York oder, wie man sich auszudrücken pflegt, der rothen und der weißen Rose gelegt ward. Der Herzog Edmund von York freilich, der jünger war als der verstorbene Johann von Lancaster, konnte nicht voraussehen, daß einst sein Enkel gegen einen König aus dessen Nachkommenschaft als Prätendent auftreten werde. König Richard verließ England Ende Mai 1399, zu einer Zeit, als die Pläne Heinrich's von Hereford schon weit gediehen waren, und ließ seinen Oheim Edmund als Reichsverweser zurück. Er selbst ging nach Irland, um für den Tod des dortigen Statthalters, seines Vetters Grafen Roger Mortimer de la Marche, welcher von den Eingeborenen überfallen und erschlagen worden war, Rache zu nehmen. Er that dies in einem Augenblicke, als ganz England gegen ihn erbittert war und die Unzufriedenen bereits ihre Anstalten trafen. Richard war nämlich kaum nach Irland abgereist, als der Erzbischof von Canterbury, welcher zu Köln in der Verbannung lebte und sein Erzbisthum mit dem ärmlichen Bisthum St. Andrews hatte vertauschen müssen, verkleidet nach Paris zum Herzog von Lancaster ging und mit ihm den Plan zum Sturze Richard's entwarf. Heinrich von Lancaster verabredete mit dem Erzbischof, der im Hotel Bicêtre mit ihm zusammenkam, eine Reise nach England, angeblich nur um das väterliche Erbe mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Von nur Wenigen begleitet, landete Heinrich am 4. Juli 1399 bei Ravenspur an der Küste von Yorkshire; er war aber kaum angekommen, als sogleich die mächtigen Herren von Northumberland und Westmoreland mit ihren zahlreichen Schaaren ihm zuzogen; in Pontrefact (Pomfret), südlich von York, traf er mit ihnen zusammen. Richard's Stellvertreter, der Herzog von York, sammelte zwar ein königliches Heer, dachte aber an keinen ernstlichen Widerstand; und wenn wir auch nicht historisch beweisen können, daß er mit seinem

Neffen Heinrich einverstanden war, so machte ihn doch sein Benehmen sehr verdächtig. Er versuchte nämlich nicht, den Truppen Heinrich's den Weg nach London zu sperren, sondern wich denselben vielmehr aus. Heinrich's Heer, das auf seinem Zuge wie eine Lawine wuchs, ward in London jubelnd aufgenommen und rückte hierauf nach Evesham, während York in Berkeley, nahe dem Ausflusse des Severn, anlangte, wo er dann den Antrag zu einer in der Burgkirche dieser Stadt zu haltenden Conferenz mit Heinrich annahm. Das Resultat dieser Zusammenkunft war eine Vereinigung des Oheims mit dem Neffen. Hierauf zogen Beide, jeder mit der von ihm aufgebotenen Landwehr, deren Zahl etwas übertrieben auf 100,000 Mann angegeben wird, vor Bristol. Hier wollte der Commandant der Burg, Peter Courtenay, zwar von Heinrich nichts hören, er übergab aber die Burg an den Herzog von York. Dieser blieb dann in Bristol, während Heinrich nach Chester zog, nachdem er zuvor drei Rathgeber des Königs hatte standrechtlich aburtheilen und hinrichten lassen. Erst drei Wochen nach Heinrich's Landung erhielt Richard in Irland Nachricht von dem Aufstande. Er schickte sogleich den Grafen von Salisbury voraus, um den Landsturm des Fürstenthums Wales aufzubieten, an dessen Küsten nachher er selbst mit den Truppen, die ihm nach Irland gefolgt waren, landen wollte. Der walisische Landsturm ward wirklich zusammengebracht; Richard verzögerte aber seine Ankunft so lange, daß, als er endlich nach 14 Tagen erschien, die gesammelten Leute sich bereits wieder verlaufen hatten, worauf dann auch den mit ihm angekommenen Truppen die Lust verging, weiter für ihn zu kämpfen. Jetzt verzagte Richard. Er beschloß zuerst nach Bordeaux zu fliehen, weil ein Theil von Guyenne damals noch englisch war, ließ aber diesen Gedanken wieder fallen und begab sich nach Conway, von wo er dann seinen Stiefbruder, den Herzog von Exeter, mit dessen Neffen, dem Herzog von Surrey, mit einer Botschaft an Heinrich schickte. Dieser hielt die beiden Prinzen bei sich zurück und eilte, sich des Königs zu bemächtigen. Er schickte den Herzog von Northumberland nach Conway, um Richard durch das Versprechen einer Uebereinkunft aus der Burg zu locken, nachdem er zu diesem Zweck den Herzog von Exeter gezwungen hatte, seinem Abgesandten eine Empfehlung mitzugeben. Da Northumberland dem König auf eine Hostie zuschwor, Heinrich wolle ihn gehorsam nach London begleiten, so ging Richard in die ihm gelegte Schlinge und gerieth in die Gewalt seines Gegners. Dieser ließ ihn zuerst in die Burg von Flint bringen, schleppte ihn dann als Gefangenen mit sich nach Chester und machte Anstalt, ihn nach London zu führen, weil er entschlossen war, sich des Thrones zu bemächtigen. Richard benahm sich

übrigens, wie aus den einzelnen, uns sehr genau überlieferten Umständen hervorgeht, eben so schwach und muthlos im Unglück, als er übermüthig und tyrannisch im Glück gewesen war. In Chester nöthigte man ihn, auf Ende September das Parlament einzuberufen. Ein Versuch zu entfliehen, den er am 24. August in Lichfield machte, mißlang; er wurde seitdem hart behandelt und von zwölf Bewaffneten in seinem Zimmer bewacht. Heinrich nahm ihn nachher mit sich nach London. Hier sollen der Mayor und der Syndicus (Recorder), als sie zur Bewillkommnung des neuen Herrschers ihm vor die Stadt entgegengegangen waren, geradezu das Verlangen ausgesprochen haben, er möge Richard sogleich hinrichten lassen. Es war daher auch leicht, ein Parlament zusammenzubringen, welches dem gefangenen König blindlings entgegen war. Richard soll schon unmittelbar nach seiner Gefangennehmung, als er vernommen hatte, daß das ganze Reich, Volk und Aristokratie, von ihm abgefallen sei, sich erboten haben, die Krone niederzulegen; wenn dies aber auch wahr wäre, was sehr zweifelhaft ist, so hatte er jedenfalls nachher, als er so übel behandelt wurde, sein Anerbieten wieder zurückgenommen. Erst im Tower, wo ihn Heinrich nach seinem Einzug in London gefangen setzte, ward er theils durch die drohenden Anstalten seines Vetters, theils durch freundliche Reden desselben und endlich durch das Drängen einer Deputation von 16 Prälaten, Rittern und Richtern zu seinem vorigen Entschlusse zurückgebracht. Heinrich wollte jedoch nach dem Rathe seines Oheims York nicht gern sein Recht an den Thron blos auf die Abdankung Richard's gründen, sondern hielt eine motivirte Absetzung desselben durch das Parlament für nöthig. Er brachte deshalb den König dahin, daß derselbe eine in ganz erniedrigender Weise abgefaßte Entsagungs-Acte unterschrieb. Die Art, wie dies bewirkt ward, und alles, was bei der Gelegenheit zwischen Richard und Heinrich vorfiel, kennen wir nur aus dem Berichte, welcher auf des Letzteren Veranlassung in das Parlaments-Protokoll eingerückt ist; wir verweilen daher nicht dabei, da in solchen Fällen gerade den officiellen Berichten am wenigsten zu trauen ist. Was die Absetzung Richard's durch das Parlament betrifft, so zeigte sich dabei klar und deutlich, daß Heinrich die constitutionellen Rechte der Engländer ebenso wenig achten werde, als Richard dies in der letzten Zeit gethan hatte, sowie daß es ihm ebenso leicht sei, ein zu Allem bereitwilliges Parlament zu finden, als es diesem gewesen war. Nachdem am 30. September 1399 im Parlament zuerst Richard's Entsagungs-Acte vorgelesen war, erhob sich jeder Einzelne zustimmend und auch das Volk gab durch lauten Ruf seinen Beifall zu erkennen. Dann ward eine förmliche parlamentarische Klage (impeachment) gegen den gestürzten König erhoben,

deren drei oder fünf und dreißig Artikel man, wie den ganzen Proceß, in Twysden's Sammlung von Quellenschriften findet. Es kam jedoch auf diese Artikel an und für sich selbst gar nicht an, sondern man hatte sie nur gehäuft, um dadurch zu bewirken, daß ohne Widerspruch und Discussion die Absetzung Richard's einstimmig decretirt und Heinrich an seine Stelle erwählt werde. Darin betrog sich nun freilich der Usurpator; denn Thomas Merks, Bischof von Carlisle, hatte den Muth, als Vertheidiger Richard's aufzutreten und nicht nur einzelne Punkte, welche man gegen denselben angeführt hatte, zu widerlegen, sondern auch namentlich denjenigen Grund des Anspruchs auf den Thron lächerlich zu machen, welchen Heinrich daher leitete, daß sein mütterlicher Großvater ein älterer Bruder Eduard's I. und folglich der eigentliche Thronerbe gewesen sei. Auch hob er hervor, daß über den König überhaupt nicht von seinen Unterthanen gerichtet werden könne, am wenigsten aber in seiner Abwesenheit. Allein sein Widerspruch blieb unbeachtet, er selbst verlor sein Bisthum und kam auf einige Zeit in Haft. Nun ward die Absetzung des Königs beschlossen, feierlich kund gemacht und dem unglücklichen, ganz gesunkenen Richard durch den Richter Wilhelm Thirning mitgetheilt. Der Wahl Heinrich's stand jetzt eigentlich das in England geltende Erbrecht entgegen, weil nicht sein Vater Johann, sondern der verstorbene Herzog Lionel von Clarence der älteste unter denjenigen Brüdern von Richard's Vater gewesen war, von welchen noch Nachkommen lebten.*) Clarence hatte eine Tochter, Philippa, an den Grafen Edmund Mortimer von March verheirathet; ihr Sohn war der in Irland ermordete Statthalter, Graf Roger Mortimer, dessen hinterlassener unmündiger Sohn Edmund also den nächsten Anspruch auf den erledigten Thron hatte. Auch war den Grafen Mortimer unter Richard's Regierung das Recht der Nachfolge durch einen Parlaments-Beschluß ausdrücklich zuerkannt worden. Heinrich kümmerte sich aber nicht darum und fragte nicht einmal das Parlament, sondern bemächtigte sich ohne Weiteres des erledigten Thrones. Er nahm nämlich, indem er sich Stirn und Brust bekreuzte, ganz keck und heuchlerisch im Namen Gottes das Reich in Anspruch**) und ließ sich durch den Erzbischof

*) Eduard III. hatte von seiner Gemahlin Philippa von Hennegau 13 Kinder; das älteste war ein Sohn, der schwarze Prinz; hierauf kamen zwei Töchter und zwei bald nach der Geburt verstorbene Söhne; nach ihnen Lionel von Clarence, dann Johann von Lancaster, dann Edmund von York. Die nächsten vier haben keine geschichtliche Bedeutung; das jüngste der 13 Kinder war der oben erwähnte Herzog von Glocester, 26 Jahre nach dem schwarzen Prinzen geboren und 1397 in Calais verstorben.

**) In the name of the father, son and holy ghost i Henry of Lancaster challenge this realm of England and the crown with all the members and

von Canterbury und den Erzbischof von York auf den Thron niedersetzen. Alle Welt billigte nachher, wie sie zu thun pflegt, durch lauten, jubelnden Zuruf die glückliche Usurpation. Die Krönung erfolgte schon am 13. October.

Der neue König, der als solcher **Heinrich IV.** heißt, fand das erste Parlament, welches er nach seiner Krönung versammelte, ebenso geneigt, jeden Schritt, den der Herrscher that, zu billigen, als das letzte unter Richard gewesen war; denn beide Parlamente bestanden aus denselben Personen. Der Erzbischof von Canterbury, welcher schon längst seine frühere Stelle wieder eingenommen hatte, war zu allem dem behülflich, was geschehen mußte, um Heinrich im Besitze der Krone zu sichern. Zu diesem Zwecke waren zunächst drei Dinge erforderlich: Heinrich's Sohn mußte als Prinz von Wales oder als Kronprinz anerkannt werden; es mußte Sorge getragen werden, daß das Recht der Grafen de la Marche an die Krone aus dem Gedächtniß der Nation schwinde; und es war endlich, um auch den abgesetzten König ganz vergessen zu machen, dessen Entfernung nöthig. Das Erste geschah durch die Erlassung einer Proclamation; für das Zweite sorgten zuerst die Freunde und Verwandten der unmündigen Grafen de la Marche, indem sie ihrer gar nicht gedachten, nachher aber ließ Heinrich dieselben in Windsor sorgfältig bewachen; zu dem Dritten waren die Pairs des Reichs behülflich. Diese stellten dem Könige vor, daß es durchaus nothwendig sei, Richard in eine entlegene Burg einzusperren und von allem Zusammenhange mit der Welt abzuschneiden. Heinrich verfügte sich hierauf in das Oberhaus, erklärte vor demselben, daß er Richard zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt habe, und ließ ihn dann auf die Burg Pontefract bringen. Nicht lange nachher entwarfen fünf der ersten Herren des Reiches, darunter der Graf von Huntingdon und Rutland von Albemarle (Aumerle), der Sohn des Herzogs von York, den Plan, Heinrich in Windsor zu überfallen, um den gestürzten König wieder auf den Thron zu erheben; dieser Versuch mißlang aber und kostete sowohl den Urhebern desselben, als auch dem König Richard das Leben. Die Verschworenen wurden mit ihren Freunden und Vasallen in den Städten, wohin sie sich geflüchtet hatten, vom aufgebotenen Volke tumultuarisch überfallen, ins Gefängniß geworfen und nachher, größtentheils ohne gerichtliches Verfahren, auf jene grausame Weise ge-

---

appartenances, as i am descended by right line of blood coming from the good lord king Henry III. and throughe that right, that God in his grace hath sent me with help of my kin and of my friends to recover it; the which realm was in point to be undone for default of governance and undoing of good laws.

tödtet, welche damals in England gegen Hochverräther gebräuchlich war. Erst nachdem dies geschehen war, verbot Heinrich eine solche Volks-Justiz; sein Vetter Rutland hatte noch rechtzeitig ein Geständniß abgelegt und Verzeihung erhalten. Richard selbst ward gleich nachher umgebracht. Die Art seines Todes ist ungewiß. Nach der einen Angabe wäre er zu Tode gehungert worden und erst, nachdem man ihm 15 Tage lang die Nahrung entzogen hatte, gestorben. Nach der anderen wäre er, als er Gegenwehr versuchte, durch einen Schlag am Hinterhaupte getödtet worden; denn im Gesichte war, als man die nach London gebrachte Leiche in der Paulskirche zur Schau stellte, nichts zu sehen. Daß er unmittelbar nach der Tödtung seiner Anhänger in der Burg Pontefract gewaltsam ums Leben gebracht wurde, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Obgleich Heinrich selbst behauptete, an seinem Tode unschuldig zu sein, so würde Richard doch, auch wenn der Versuch seiner Befreiung nicht gemacht worden wäre, schwerlich verschont geblieben sein.

Die Regierung Heinrich's IV. (1399—1413) war bis zu ihrem Ende mit Verschwörungen, Aufständen und inneren Kriegen angefüllt, sowie mit grausamen Hinrichtungen, wie sie nach dem kannibalischen Kriminalrechte jener Zeit bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bei den Engländern gebräuchlich waren. Heinrich war im Ganzen glücklich gegen die Rebellen und wußte sich sehr geschickt der Deputirten des Volkes (knigths of the shire) gegen die Barone zu bedienen. Er gewährte dem Hause der Gemeinen scheinbar neue Vorrechte und dieses erhielt daher zuerst unter ihm einen bedeutenderen Einfluß. Freilich hinderten die ertheilten neuen Rechte nicht, daß bis auf Jakob I. jeder kräftige König gegen das Volk, welches nicht wie die Barone durch Waffen furchtbar war, willkürlich verfahren konnte; allein wenn auch die eingeräumten Vorrechte oft lange schlummerten, so konnte doch das Andenken an dieselben nicht vertilgt werden; sie wurden vielmehr bei jeder günstigen Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht und gegen schwächere Regenten geltend gemacht. Heinrich erkannte förmlich an, daß das Haus der Gemeinen vorzugsweise das Recht habe, die Auflagen zu ordnen; er sorgte aber nach Richard's Beispiel dafür, daß durch die Sheriffs die Wahl auf Leute, die ihm wohlgefällig waren, gelenkt werde. Er gab ferner zu, daß nach alter Sitte die Mitglieder des Unterhauses während der Sitzungsperiode, gleich den Pairs, nicht verhaftet oder vor Gericht gezogen werden könnten, außer wenn sie auf frischer That ertappt würden. Als freilich nachher der Deputirte John Savage einen seiner Collegen verwundete, ward ohne Rücksicht auf dieses Privilegium an ihm Justiz geübt. Auch die jedes Mal vom Sprecher des Parlaments erbetene Freiheit der Rede ge-

stattete Heinrich dem Parlament stets ebenso, wie die Einreichung von Beschwerden; doch erklärte er dem Sprecher Thomas Chaucer (einem Sohn des berühmten Dichters Geoffrey Chaucer), daß er ihm nur diejenige Freiheit gestatte, welche seine Amtsvorgänger gehabt hätten, und daß er die Einführung keiner Neuerung im Parlament dulden werde, weil er im Genuß aller der Freiheiten und Vorrechte zu bleiben gedenke, welche die früheren Könige von England gehabt hätten.

Am meisten machten dem Könige die Mitglieder des mächtigen Hauses Percy und die Waliser zu schaffen. Die Percy's waren sein Schwert und sein Schild gewesen; er hatte sie deshalb gleich anfangs mit Gütern, Ehren und Würden überhäuft und unter Andern einem von ihnen, dem Herzog von Northumberland, die ganze Insel Anglesey überlassen. Auch nachdem Richard getödtet worden war, blieben ihm wegen der fortdauernden inneren Unruhen, wegen der häufigen Fehden mit den Schotten und wegen des Aufstandes der Waliser die Percy's, besonders der Sohn des Herzogs von Northumberland, Heinrich mit dem Namen Heißsporn (Bd. VII, S. 53), unentbehrlich. Der König gebrauchte die Percy's besonders gegen die Waliser, welche aus Haß gegen die Engländer einen Fürsten ihres eigenen Stammes, Owen ap Griffith Vaughan, Herrn von Glendoudry, gewöhnlich Owen Glendower genannt, der sich der Abstammung von Lewellyn (s. Bd. VI, S. 221) rühmte, als ihr Oberhaupt anerkannt hatten und in ihren Gebirgen einen furchtbaren Krieg unterhielten; das Volk hielt Glendower für einen Zauberer, der die Berggeister in seinem Dienst verwende. Ebenso vertraute Heinrich den Percy's die Beschützung der Grenze gegen die Bergschotten oder Hochländer an, zu welchem Zwecke er auch Berwick von ihnen besetzen ließ. Die Percy's waren jedoch trotzig und brutal, der König selbst tyrannisch und argwöhnisch; zudem hatte sich der Heißsporn durch einen später im Volkslied verherrlichten Kampf zu Homildon, wo der tapfere Archibald Douglas sich gefangen geben mußte, erhöhten Ruhm erworben. Ein zufälliger Anlaß entzweite den König zuerst mit dem Anhange der Percy's tödtlich und bald nachher wurden auch diese selbst seine erbitterten Feinde. Heinrich erlaubte nämlich nicht, daß die Vasallen, welche für ihn ins Feld gezogen waren, der hergebrachten Sitte gemäß ihre Gefangenen nach Gutdünken festhielten oder gegen ein Lösegeld in Freiheit setzten, weil er allein über dieselben schalten wollte. Dies erregte große Unzufriedenheit und nicht lange nachher veranlaßte ein Vorfall, welcher die Percy's besonders anging, den völligen Bruch zwischen ihnen und Heinrich. Lord Grey von Ruthven und Graf Edmund Mortimer waren nämlich von den Walisern gefangen genommen worden und sollten losgekauft werden. Dies erlaubte der

König in Betreff des Einen, dem er gewogen war; die Loskaufung des Zweiten aber gestattete er nicht, weil derselbe der Oheim des unter Aufsicht gehaltenen eigentlichen Thronerben, des jungen Grafen de la Marche, war. Da nun Mortimer der Gemahl von Percy Heißsporn's Schwester war, so erhob sich dieser jetzt offen und entschieden gegen den König. Er und die gesammte übrige Ritterschaft von Northumberland, die sich in ihren Rechten verletzt glaubte, kündigten dem König Heinrich IV. von England auf dieselbe Weise die Fehde an, wie im 11. Jahrhundert die Sachsen und Thüringer dem deutschen Kaiser Heinrich IV. abgesagt hatten; nur erwähnten sie dabei nicht, wie diese, des Papstes und der Pfaffen. (Sie sagten: We do mortally defy thee and thy accomplices and adherents as traitors and subverters of the commonwealth and kingdom and invaders, oppressors, usurpers of the right of the true and direct heir of England and France, and we intend to prove it this day by force of arms with the aid of the almigthy God.) Auch Owen Glendower und der in Haft gerathene Graf Douglas verbanden sich mit den Percy's. Bei Shrewsbury trafen die Ritter von Yorkshire und Schottland mit König Heinrich's Heer zusammen (21. Juli 1403) und dieser bestand dort mit ihnen einen ebenso heftigen Kampf, als der deutsche Kaiser Heinrich IV. bei Melrichstadt mit den Sachsen und Schwaben. Der tapfere Heinrich Percy spielte in der Schlacht bei Shrewsbury gegen seinen König dieselbe Rolle, welche Otto von Nordheim gegen seinen Kaiser gespielt hatte, ward aber nicht wie dieser vom Glücke begünstigt. Jedes der beiden Heere soll 14,000 Mann stark gewesen sein und bestand aus dem Kern der Ritterschaft und der Bogenschützen, welche den vorzüglichsten Theil der englischen Heere des Mittelalters ausmachten. Der Kampf war daher heiß und die Schlacht eine der merkwürdigsten im Mittelalter; der König hatte aber das Glück für sich. Er selbst hatte sich durch Anlegung einer anderen Rüstung unkenntlich gemacht; sein Sohn, der Prinz von Wales, wurde im Gesicht verwundet. Heinrich Percy wurde durch einen Pfeilschuß getödtet, Douglas nebst dem Grafen von Worcester (einem Bruder des Herzogs von Northumberland) und zwei anderen mächtigen Herren, Kinderton und Vernon, gefangen genommen. Douglas ward verschont, Worcester aber, sowie Vernon und Kinderton hingerichtet. Heinrich Percy's Leiche wurde zwischen zwei Mühlsteinen aufgerichtet, damit sein Tod vor allem Volke beglaubigt werde; seine Wittwe, Elisabeth, hielt der König seit dieser Zeit beständig in Haft, weil sie der Familie Mortimer angehörte.

Nach der Schlacht bei Shrewsbury war Heinrich bis an sein Ende unaufhörlich mit seinen Großen, mit seinen eigenen Verwandten, mit

seinen Nachbarn in Schottland und Frankreich, mit seinen Unterthanen in Wales und endlich sogar mit seinem ältesten Sohne, welcher erst nach seines Vaters Tode seine großen Eigenschaften zeigte, in Zwist oder in offenem Kriege. Der Herzog von Northumberland wurde zwar nach der Niederlage seines Sohnes nicht mit der Härte verfolgt, welche dem König Heinrich IV. sonst eigen war; er mußte sich aber eine gerichtliche Untersuchung gefallen lassen und verlor die Insel Anglesey nebst anderen Gütern und Ländern. Da er jedoch im Besitze der Grenzhut blieb und das Geschehene nicht vergessen konnte, so fing er bald wieder neue Händel mit dem Könige an. Ehe dies geschah, machte Heinrich auch den Sohn und Erben seines Oheims, des 1402 verstorbenen Herzogs von York, unschädlich. Dazu bot ihm Constantia, die Tochter dieses Oheims, welche mit Lord Spenser vermählt gewesen war und als Wittwe am Hofe lebte, die Veranlassung. Constantia kam auf den Einfall, die beiden jungen Grafen de la Marche, welche noch immer in Windsor gefangen gehalten wurden, zu befreien; sie wußte sich der Schlüssel zu den Zimmern derselben zu bemächtigen und floh mit ihnen an die Grenze von Wales; der König setzte ihr aber nach, holte sie ein und brachte sie gefangen zurück. Um sich zu entschuldigen, klagte Constantia ihren Bruder, den Herzog von Albemarle, an und sagte zugleich aus, daß derselbe an mehreren geheimen Verbindungen gegen den König Theil genommen habe. Ob diese Aussage wahr oder falsch war, können wir nicht untersuchen; gewiß ist nur, daß der König so verfuhr, als wenn er sie für wahr hielte. Er zog seines Vetters Güter ein, warf ihn selbst ins Gefängniß und hielt ihn so lange gefangen, bis er ihn nicht mehr zu fürchten hatte. Dies war im Februar und März 1405 geschehen. Schon im Juni desselben Jahres mußte Heinrich gegen den Herzog von Northumberland, den Erzbischof Scrope von York und den tapferen schottischen Grafen Douglas zu Felde ziehen. Der ganze Norden von England war im Aufstande und Northumberland hatte die Stadt Berwick dem damaligen Regenten von Schottland, dem Herzog von Albany, eingeräumt, der die Stelle seines Bruders, des geistesschwachen und kranken Königs Robert III. versah. Heinrich erschien jedoch mit solcher Eile, daß der ganze Aufstand in wenigen Wochen gedämpft wurde. Schon vor seiner Ankunft hatte der Graf von Westmoreland den Erzbischof und seine Verbündeten durch verrätherische List zur Entlassung eines großen Theils ihrer Leute bewogen und dann sie selbst verhaftet. Heinrich ließ sogleich den gefangenen Erzbischof summarisch verurtheilen und grausam hinrichten, auch die Stadt York hart bestrafen; dann eilte er an die Grenze gegen den Grafen von Northumberland. Da er aber gerade in diesem Augenblicke erfuhr, daß die Waliser von

den Franzosen zur See Unterstützung erhalten hätten, so führte er sein Heer zuerst nach Wales. Er kehrte von dort bald triumphirend nach der nördlichen Grenze des Reiches zurück, wo der Regent von Schottland bereits den Kampf aufgegeben hatte und, nachdem er die ihm von Northumberland überlassene Stadt Berwick eingeäschert, in das Hochland zurückgegangen war. Da den Schotten, was sie im 17. Jahrhundert auch an ihrem Könige Karl I. bewiesen haben, ebenso wie den Schweizern unter Umständen Alles um Geld feil war, so versuchte Heinrich ihre Großen durch Bestechung zur Auslieferung Northumberland's und seines Genossen Lord Bardolph, welche nach Schottland geflohen waren, zu bewegen; die Letzteren erhielten aber zu rechter Zeit Kunde davon und flüchteten sich nach Wales zu Owen Glendower. Sie hatten den Schotten um so weniger trauen können, weil der Regent von Schottland Ursache hatte, den englischen König nicht zu reizen, seitdem dieser sich im März 1405 des Erben von Schottland bemächtigt hatte. Der kranke schottische König Robert III. hatte sich nämlich schon längst auf die Insel Bute zurückgezogen und nicht nur die Leitung der Regierung unvorsichtiger Weise seinem Bruder, dem Herzog von Albany, überlassen, sondern sogar seine Zustimmung dazu gegeben, daß sein ältester Sohn David als Staatsverbrecher behandelt wurde. Der Herzog von Albany, welcher den Kindern seines Bruders den Thron zu entziehen suchte, hatte diesen Prinzen auf die Burg Falkland bringen lassen, wo derselbe in harter Haft gehalten und durch Entziehung der Nahrungsmittel nach und nach so sehr geschwächt wurde, daß man bei seinem Tode behauptete, er sei gleich dem Könige Richard II. durch Hunger getödtet worden. Durch den Tod David's war jedoch endlich die Besorgniß des Königs Robert geweckt worden und dieser hatte im März 1405 seinen zweiten, kaum 14jährigen Sohn, Jakob I., in Begleitung zweier Herren, denen die Leitung seiner Erziehung übertragen war, nach Frankreich einschiffen lassen. Die Reise des Prinzen war in die Zeit gefallen, wo zwischen England und Schottland Waffenstillstand war, und König Robert hatte den Begleitern seines Sohnes für den Fall, daß sie an der englischen Küste landen müßten, Briefe an Heinrich IV. mitgegeben. Dieser Fall trat, wie diejenigen Schriftsteller, welchen Hume folgt, sagen, wirklich ein, weil man der Seekrankheit wegen genöthigt war, in Norfolk ans Land zu gehen; Lingard dagegen theilt aus einer besseren Quelle die Nachricht mit, daß das Schiff mit dem Prinzen von einem englischen Kaper genommen worden sei.*) Genug, Jakob gerieth in Heinrich's IV. Gewalt und dieser behielt ihn bei sich

*) Die Nachweise sind angegeben bei R. Pauli, Geschichte von England, V, 42.

zurück. Heinrich soll seine Weigerung, dem Prinzen die Fortsetzung der Reise zu erlauben, spöttisch damit entschuldigt haben, daß er sagte, er spreche ebenso gut französisch, als sein Bruder Karl von Frankreich und sei ebenso sehr befähigt, einen König von Schottland zu erziehen, als dieser. In Wales unterstützten die Franzosen auch nachher noch mehrere Jahre lang den Aufstand durch Truppen, die sie von Zeit zu Zeit an der Küste aussetzten, bis endlich nach dem Tode des Herzogs von Orleans (1407), welcher ein erbitterter Feind Heinrich's gewesen war und ihn sogar einmal zum Zweikampf herausgefordert hatte, der älteste Sohn des englischen Königs im Kriege gegen Owen Glendower die ersten Beweise seiner kriegerischen Anlagen ablegte, obgleich er noch immer sein liederliches Leben fortsetzte und mit seinem Vater in Streit war. Da nun von den Franzosen nichts mehr zu hoffen war, so suchte sich der Fürst der Waliser der beiden zu ihm geflüchteten Urheber des letzten Aufstandes in Nordengland, des Lord Bardolph und des Herzogs von Northumberland, zu bedienen, um einen inneren Krieg in England zu veranlassen. Die genannten Herren mußten in die Gegenden von York zurückkehren und dort einen Aufruf erlassen. Schon hatten sie eine sehr ansehnliche Zahl von Unzufriedenen um sich gesammelt, als Heinrich mit seiner gewohnten Rührigkeit von Süden her ein bedeutendes Heer gegen sie heranführte, während zugleich Sir Thomas Rokeby, der Sheriff von Yorkshire, ihnen den Weg nach Norden verlegte (1408). Sie griffen den Letzteren an, noch ehe der König nahe gekommen war, erlitten aber eine vollständige Niederlage. Northumberland blieb in der Schlacht und auch Bardolph erhielt eine tödtliche Wunde. Von ihren Verbündeten geriethen der Abt von Hales und der Bischof von Bangor in Gefangenschaft. Der Erstere ward sogleich aufgeknüpft, der Andere aber vorerst verschont, weil er in seinem Ornat gefangen worden war. Gleich nach dem Siege erschien der König und es erfolgte eine Reihe von Gütereinziehungen und grausamen Hinrichtungen. Jetzt wurden auch die Waliser auf ihre Berge und Engthäler beschränkt.

3. Innere Unruhen in Frankreich unter Karl VI. bis auf die Erneuerung des Krieges mit England.

Seitdem Karl VI. von Frankreich von Zeit zu Zeit seines Verstandes nicht mächtig war und die Stände während der Dauer dieser Anfälle die Regentschaft, welche gesetzlich dem Herzog Ludwig von Orleans als nächstem Bruder gebührte, dem Oheim desselben, dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund, überließen, war das französische Reich einer traurigen Anarchie preisgegeben. Der Herzog von Orleans erließ gleich dem Herzog von Burgund Verordnungen

und Bescheide, und der König bestätigte in seinen lichten Augenblicken, wie Zufall und Laune es fügten, bald die eine, bald die andere der widersprechenden Verfügungen. Im Jahre 1396, wo Karl ebenso wie 1397 längere Zwischenräume von Gesundheit hatte, ward von den ersten Herren des Reiches der Kriegszug gegen Bajesid I. unternommen, dessen unglücklicher Ausgang bereits früher berichtet worden ist. Nachher fand die ebenfalls schon erwähnte Sendung Boucicault's mit einer Flotte nach Constantinopel, die Reise dieses Marschalls und des griechischen Kaisers Manuel Paläologus nach Paris und Boucicault's Zug nach Genua statt. Von 1397 bis 1402 hatte Karl wieder länger dauernde Anfälle seines Irreseins und der Streit zwischen Orleans und Burgund ward heftiger. Es war ein Mißverhältniß, daß der erste Herzog des neuburgundischen Reiches, dem seine Gemahlin das städtereiche und gewerbthätige Flandern zugebracht, der die Grafschaft Charolais und andere Gebiete durch Kauf erworben und seinen Sohn, Johann den Unerschrockenen, mit der Erbin von Holland vermählt hatte, der also fast königliche Macht besaß, zugleich in Frankreich die Rolle eines ersten Prinzen spielte. Er hatte wegen der Verhältnisse Flanderns manche Rücksicht auf England zu nehmen; der Herzog von Orleans dagegen war der entschiedenste Feind Heinrich's IV. und hatte die junge Wittwe König Richard's, Isabella, mit seinem Sohne Karl von Angoulême verheirathet. Zu gleicher Zeit nahm das Aergerniß zu, welches von Seiten des Hofes gegeben ward. Die Königin Isabella war nämlich durch die Furcht vor dem Wahnsinne ihres Gemahls schon längst vom Umgange mit ihm zurückgeschreckt worden und hatte ein Mädchen geringeren Standes, welches man die kleine Königin zu nennen pflegte, zu ihm gebracht, während sie selbst mit dem Herzog von Orleans in verdächtiger Vertraulichkeit lebte. Der König selbst begünstigte seines Bruders Gemahlin, Valentine Visconti, so auffallend, daß sie die einzige Person war, welche während seiner Anfälle Einfluß auf ihn üben konnte. Valentine war deshalb auch von ihrem Gemahle schon einmal längere Zeit vom Hofe entfernt gehalten worden. Der Herzog von Orleans, welcher bereits das 28. Jahr überschritten hatte, machte, unterstützt vom Könige, von seinem Oheim Berry und sogar vom Herzog von Bourbon, sein Recht an die Regierung mit großem Nachdruck geltend und kränkte den Herzog von Burgund auf jede Weise. Er ließ z. B. einst, um diesen zu ärgern, einen gewissen Jean de Bar, welcher bei seinem Oheim für einen geschickten Zauberer galt (bien bon clerc, nigromancien et invocateur des diables, et en faisoit son devoir), auf offenem Markte verbrennen, weil der Teufel, den derselbe ihm zu citiren versprochen hatte, nicht erschienen wäre. Im

Felde war er jedoch dem Herzog von Burgund nicht gewachsen. Er stützte sich daher auch seit 1399 blos auf des Königs Ausspruch, wenn er einen Hauptantheil an der Regierung forderte. Ganz ausgeschlossen konnte indessen der Herzog von Burgund vorerst noch nicht werden und die Verwaltung des Reiches blieb deshalb bis gegen das Ende des Jahres 1400 zwischen beiden Männern getheilt. Doch hatte sich der Herzog von Orleans ausschließlich der Finanzen bemächtigt. Bei der Verwaltung derselben verfuhr er mit der größten Willkür und erlaubte sich den ärgsten Mißbrauch. Er ersetzte die seitherigen Generaleinnehmer der Steuern (des aides) durch Leute, welche ihm selbst blind ergeben waren, gab denselben eine ganz unbeschränkte Gewalt und Gerichtsbarkeit und verbot jede Einwendung gegen ihr Verfahren und jede Appellation von ihren Beschlüssen, selbst die an den königlichen Rath (conseil du roi); ja, er trieb seine egoistische Benutzung der Staatseinnahmen zuletzt so weit, daß er den unglücklichen König oft am Nöthigen Mangel leiden ließ, während er selbst die Pracht seiner Hofhaltung von Tag zu Tag vergrößerte. Im Jahre 1401 benutzte er die Entfernung des Herzogs von Burgund, welcher zur Vermählung seines Sohnes Johann in die Niederlande gereist war, um sich mit Hülfe der Königin der ganzen Regierung zu bemächtigen. Das Pariser Parlament ersuchte damals freilich den Herzog von Burgund dringend, nach Paris zu eilen, und Philipp trat auch sogleich die Rückreise an; er kam jedoch zu spät und mußte, da er sich von Paris ausgeschlossen sah, in Senlis wieder umkehren. Jetzt schien der Ausbruch eines inneren Krieges unvermeidlich. Schon zog der Herzog von Geldern, welchen Ludwig von Orleans zu Hülfe gerufen hatte, heran, und auch Philipp von Burgund sammelte bereits ein Heer, welches der kriegerische Bischof von Lüttich, Johann der Unbarmherzige, ein baierischer Prinz, mit seinen Schaaren verstärkte, als es der Königin und den Herzogen von Berry und Bourbon gelang, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Gleich nachher schien es, als wenn der Herzog von Orleans ganz von der Regierung verdrängt werden würde. Er trieb nämlich damals seine Ausschweifungen, welche leider ganz genau aufgezeichnet sind, seine Schamlosigkeit und seine Verschwendung so weit, daß der König in einem lichten Augenblick dahin gebracht wurde, dem Herzog von Burgund aufs neue den Vorsitz im Regentschaftsrathe zuzuerkennen, im Fall er selbst wieder in seine Krankheit zurücksänke. Die Königin wußte aber der Ausführung dieser Anordnung vorzubeugen. Sie ließ sich von ihrem blödsinnigen Gemahl die Vormundschaft über ihre beiden Söhne zusichern und verschaffte sich so einen überwiegenden Einfluß, den sie dann mit Orleans theilte.

Im Jahre 1404 starb der Herzog Philipp von Burgund auf einem Schloß in Hennegau, kurz nachdem er unter glänzenden Festlichkeiten seinen zweiten Sohn Anton in Brüssel zum Statthalter eingesetzt hatte. Er war ebenso wie sein Nebenbuhler ein arger Verschwender gewesen und hatte, obgleich er über Länder herrschte, welche damals nächst Italien die reichsten in Europa waren, durch eine unbegrenzte Freigebigkeit und Gastfreundschaft, sowie durch ritterlich fürstlichen Pomp seine Finanzen so sehr zerrüttet, daß seine Wittwe auf seinen Nachlaß Verzicht leistete, um nicht seine Schulden bezahlen zu müssen. Erbe des Herzogthums Burgund und der anderen Besitzungen Philipp's in Frankreich war sein ältester Sohn, **Johann der Unerschrockene**; doch erhielt dessen jüngerer Bruder, Philipp, Nevers und Rethel. Die Wittwe des verstorbenen Herzogs, Margaretha, war die Erbtochter des Grafen Ludwig III. von Flandern; als sie daher schon ein Jahr nach ihrem Gemahle starb, ward Johann der Unerschrockene als Erbe seiner Mutter auch Herr der Franche Comté, sowie Graf von Flandern, Artois, Antwerpen und Mecheln. Sein älterer Bruder, Anton, erhielt zwar Anfangs Brabant und Antwerpen; das letztere fiel aber nachher bei Anton's Tod an Burgund zurück. Johann's Sohn und Nachfolger erlangte außerdem noch durch Anton's Wittwe den Besitz von Luxemburg, sowie durch dessen Sohn Philipp Brabant und Limburg, so daß derselbe einer der mächtigsten Fürsten von Europa ward. Johann der Unerschrockene trat gegen den Herzog von Orleans viel kühner auf, als sein Vater; ihm mangelten alle gewinnenden Eigenschaften des Verstorbenen. Er war rachsüchtig, unternehmend und jähzornig und wagte, obgleich er über die ganz bigotten Niederländer herrschte, ebenso wie die italienischen Tyrannen, dem hergebrachten Glauben und der Moral öffentlich Hohn zu sprechen. Dagegen brachte es seine Stellung mit sich, daß er gegen den hohen Adel in Frankreich auftrat und sich gelegentlich zum Anwalte des bedrückten Volkes machte. Schon im Todesjahre seines Vaters zog Johann das Schwert gegen den Generalstatthalter des französischen Reiches, den Herzog von Orleans, welcher ebenfalls in Verbindung mit der Königin aller Scham entsagt hatte, täglich Lustbarkeiten, Feste und Aufzüge hielt und dagegen den König nebst den Prinzen darben ließ. Als Johann der Unerschrockene mit seinen Schaaren gegen Paris heranrückte, floh der Herzog von Orleans nach Melun und die Königin verließ ohne Scheu ihren Gemahl, um ihrem Schwager zu folgen. Den Dauphin Karl sollte der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, entführen. Dies ward aber durch Johann den Unerschrockenen verhindert, welcher auf die Nachricht von der Flucht der Königin herbei eilte, den Prinzen der Gewalt seines Oheims entriß und nach Paris führte,

wo der König von Navarra, die Herzoge von Berry und Bourbon, der Graf de la Marche und andere Großen des Reiches ihn als einen Geretteten empfingen. Der Streit der beiden ersten Pairs des Reiches war um so anstößiger, als der Dauphin mit des Herzogs von Burgund Tochter, Margaretha, und der älteste Sohn des Letzteren, Philipp der Gute, mit der Tochter des Königs verlobt war. Wie sehr damals alle Ordnung und Zucht untergegangen war, sehen wir aus den vielen Anekdoten, welche Froissart seiner Chronik einverleibt hat. Froissart erzählt z. B., daß einst der Herr von Sérisy eine feierliche Procession der Universität gröblich insultiren und, als die Studirenden nach Steinen griffen, sie durch eine Horde Edelknaben arg mißhandeln ließ, daß aber nachher der Herzog von Orleans, der es nicht mit der Universität verderben wollte, eben so harte Justiz übte, indem er Sérisy aus der Stadt treiben und seinen Palast schleifen ließ. Ein anderes Mal brachen die Leute des Herzogs von Berry bei Nacht räuberisch in den Palast des Bischofs von Puy ein und nahmen alles, was sie fanden, mit sich (genannt werden: une bible, un bréviaire, une ceinture et autres chosettes et une fillette, que l'on disoit que le dit evêque avoit ou ses gens). Als die Frevler auf Befehl des Parlaments in Verhaft genommen wurden, drohte der Herzog von Berry, sich dafür an die einzelnen Parlamentsräthe zu halten; das ganze Parlament mußte sich zu ihm begeben, um zu erlangen, daß diese Sache gerichtlich untersucht werden durfte, oder mit anderen Worten das Parlament mußte die Erlaubniß, seine Pflicht zu thun, als Gnade erbetteln (la cour arrêta, qu'elle iroit trouver les seigneurs, pour les aviser sur ce, afin qu'ils n'empêchassent point justice). Einst wurden, wie Froissart ferner berichtet, von der Regentschaft gewisse Summen unter der ausdrücklichen Bedingung erhoben, daß das Geld in einem bestimmten Thurm verwahrt und nur auf Anweisung des Schatzraths zu Zahlungen verwendet werden sollte; der Herzog von Orleans kümmerte sich aber um die öffentliche Meinung so wenig, daß er bewaffnete Mannschaft in den Thurm schickte und das Geld mit Gewalt holen ließ. Wie die brutalen Hofleute und Diener dieses Herzogs mit dem Elende des Volkes förmlich ihren Spott trieben, zeigt eine andere Anekdote Froissart's. Der Herzog, welcher eben so abergläubisch frömmelnd und wegen der Hölle besorgt, als ausschweifend und frevelnd war, hatte einmal einen Todesschrecken gehabt und in der Angst seine Gläubiger zusammenrufen lassen, wie wenn er sie befriedigen wollte. Als nun 800 derselben in seinem Palaste erschienen waren, hatten seine Hofbedienten die Unverschämtheit, sie mit den Worten abzuweisen: der gnädige Herr thue ihnen ja dadurch eine Ehre an, daß er ihr Schuldner sei und sich herablasse, zu-

weilen an sie zu denken. Bei einem solchen Zustande der Sitten und der öffentlichen Ordnung war es kein Wunder, daß das Parlament, als der Herzog von Orleans sich über die gewaltsame Zurückführung des Dauphin nach Paris beschwerte, zwar die Klage ins Protokoll setzte, aber am Schlusse die Bemerkung hinzufügte, nur von Gott allein sei Hülfe für Frankreich zu hoffen, nicht von Fürsten und anderen Menschenkindern (qu'il en adviendra, dieu y pourvoie; car en lui doit espérance et fiance, non dans les princes et les enfants des hommes, dont on ne doit attendre le salut). Paris erhielt übrigens damals (1405) unter dem Einfluß des Herzogs von Burgund manche Rechte zurück, die man ihm nach dem letzten Aufstand entzogen hatte (s. Bd. VII, S. 26); die beseitigten Stadtthore wurden wieder an ihrer Stelle angebracht und das Bewaffnungsrecht der Bürger anerkannt. Die Hauptstadt gewann bald das Ansehen eines Kriegslagers; denn die Anhänger der beiden Herzoge sammelten sich in den verschiedenen Straßen und festen Gebäuden, und Johann der Unerschrockene, welcher seinen Palast befestigt hatte, rief den Bischof von Lüttich, der, weil er sein Bisthum weltlich verwalten wollte, nie die Priesterweihen genommen hatte, stets an der Spitze von Söldnerschaaren umherzog und sich eine Ehre daraus machte, der unbarmherzige Johann zu heißen, mit seinen Reisigen herbei. Auch der Herzog von Orleans, welcher die Ritterschaft des Südens und Westens an sich zu ziehen gesucht hatte, sammelte ein Heer um Melun. Man erwartete daher jeden Augenblick eine entscheidende Schlacht in der Nähe der Hauptstadt, zumal da auch die Vermittelung, welche der König in seinen lichten Augenblicken versuchte, anfangs keinen Erfolg hatte. Endlich gelang es zwar, eine neue scheinbare Aussöhnung zu Stande zu bringen; es dauerte aber noch zwei Monate, bis die Ruhe völlig wiederhergestellt werden konnte. Beide Herzoge entließen ihre Truppen, Johann der Unerschrockene erhielt einen Antheil an der Generalstatthalterschaft des Reiches und im October (1405) kehrten der Herzog von Orleans und die Königin in die Stadt zurück. Die Letztere hielt einen Einzug, der an Pracht und Kostbarkeit seines Gleichen nicht hatte, während der König, welcher an Anfällen von Tobwuth litt, ganz seinem Schicksale überlassen war und sich in einem so schauderhaften Zustande befand, daß unsere Feder das Einzelne nicht zu schildern wagt. Isabella war bei ihrem Einzuge königlich geschmückt und auch ihre Hofdamen und Hoffräulein, welche in großer Zahl folgten, erschienen in der glänzendsten Pracht. Sie selbst saß in einer offenen Sänfte und hatte die Herzoge von Orleans und Burgund zu ihren beiden Seiten, sowie Prinzen und Herren im Gefolge, deren

Anzug und Reitzeug von Gold, Silber und Edelsteinen strotzten; sogar der Hufbeschlag der Pferde war von Silber.

Die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen hatten unterdessen längst wieder begonnen, da Heinrich IV. zwar die Prinzessin Isabella, welche dem König Richard II. angetraut gewesen, deren Ehe aber nie vollzogen worden war, zurückgeschickt, die Ausstattung aber nicht herausgegeben hatte. Die drei Hauptunternehmungen, welche die Franzosen in diesem Kriege machten, nämlich des Herzogs von Orleans Unternehmungen gegen Guyenne und Wales und des Herzogs von Burgund Belagerung von Calais, mißlangen gänzlich; sie bewirkten aber doch wenigstens, daß die unter sich entzweiten beiden Herren, welche die Verwaltung des Reiches leiteten, während des Jahres 1406 scheinbar in freundschaftlichem Verhältnisse beharrten. Dagegen ward im Jahre 1407 der Zwist zwischen ihnen ärger, als er je zuvor gewesen war. Die aus England zurückgeschickte Tochter des Königs war, wie bereits erwähnt, mit Karl, dem ältesten Sohne des Herzogs von Orleans, vermählt worden und ein anderer Sohn des Letzteren erhielt die Provinz Guyenne, obgleich der Dauphin schon seit langer Zeit den Titel eines Herzogs von Guyenne geführt hatte. Dieses und vieles Andere erbitterte den Herzog von Burgund, am meisten aber die Unverschämtheit und Leichtfertigkeit des Herzogs von Orleans, welcher damit prahlte, daß unter den vielen Schönen, deren Tugend er zum Fall gebracht habe, auch die sittsame und keusche Herzogin von Burgund sei. Johann der Unerschrockene ließ sich dadurch zuletzt bewegen, sogar einen Mordanschlag auf den Herzog von Orleans zu machen. Dieser pflegte die Königin, als sie niedergekommen war, oft Abends zu besuchen; Johann versteckte daher in der Nacht vom 23. auf den 24. November 1407 13 entschlossene Leute, die er zum Morde gedungen hatte, unter der Anführung Raoul's von Octonville in einem von ihm gemietheten Hause und ließ durch einen Kammerdiener des Königs, den er in das Complot gezogen hatte, den Herzog bei der Königin abrufen (Monseigneur, sagte dieser, le roi vous mande, que sans délai vous veniez devers lui et qu'il a à parler à vous hastivement et pour chose qui grandement touche a lui et à vous). Der Herzog eilte mit geringer Begleitung durch die dunkeln, nur von seinen vier Fackelträgern erleuchteten Straßen und ward am Thore Barbette, in der Nähe des Temple, von den 13 auf ihn lauernden Mördern grausam erschlagen. Der Herzog von Burgund leugnete zwar anfangs allen Antheil an dem Morde und wohnte sogar dem Leichenzuge als Leidtragender bei, hielt aber nichtsdestoweniger einige der Mörder in seinem Palaste versteckt. Der Pariser Kriminalrichter (prévôt de Paris) erhielt jedoch von dem letzteren

Umstande Kenntniß und bat den königlichen Rath um die Erlaubniß, die Wohnungen aller Prinzen durchsuchen zu dürfen. Um dies zu verhüten, gestand endlich Johann dem Herzoge von Berry sein Verbrechen ein, indem er dasselbe dem Teufel Schuld gab (que le diable l'avoit tenté et surpris), was der Herzog von Berry mit dem Ausruf anhörte: er habe also in Einer Nacht zwei Neffen verloren. Ungeachtet dieses Geständnisses wollte Johann am andern Tage der Rathsversammlung beiwohnen, in welcher über den Antrag des Kriminalrichters berathschlagt werden sollte; der Herzog von Berry wehrte ihm aber den Eintritt. Der Herzog von Bourbon drang nachher sogar auf Johann's Verhaftung; dieser hatte sich aber bereits nach Flandern begeben. Das Pariser Volk war über die Ermordung seines seitherigen Tyrannen sehr erfreut und gab dies laut zu erkennen; es ahnte aber die lange Reihe von Uebeln nicht, welche die ruchlose That Johann's über Frankreich bringen würde. Valentine Visconti, die Wittwe des Herzogs von Orleans, rief gleich nach der Ermordung ihres Gemahles den König, welcher gerade auf eine kurze Zeit seines Verstandes mächtig war, um die Bestrafung des Mörders an und der König sagte diese zu, ohne sich zu fragen, ob er auch im Stande sei, sein Versprechen zu halten. Johann ward vorgeladen; man gestattete ihm aber eine öffentliche Vertheidigung und er erschien im Vertrauen auf die Gunst des Pariser Volkes, umgeben von tausend Gewaffneten, nicht um sich als Verbrecher richten zu lassen, sondern um vor dem Könige, an dessen Stelle der Dauphin zu Gericht saß, den Mord zu rechtfertigen. Ein Franziskaner, Jean Petit (Johannes Parvus), Doctor der Theologie an der Sorbonne, hatte die Unverschämtheit, am 8. März 1408 vor dem königlichen Rath und nachher noch einmal vor dem Volke die Ermordung des Herzogs von Orleans damit zu entschuldigen, daß derselbe ein Tyrann gewesen und daß Tyrannenmord nicht allein kein Verbrechen, sondern vielmehr ein ausgezeichnetes Verdienst sei, wie ja auch der Erzengel Michael (Monseigneur Sainct Michel l'Archange) durch Tödtung des Satans Ruhm gewonnen habe. Jean Petit führte zu Gunsten seiner Ansicht zwölf Argumente an: drei aus Kirchenvätern, drei aus dem bürgerlichen Rechte, drei aus den Lehren der Philosophen Anaxagoras, Cicero und Boccacio, die letzten drei aus der heiligen Schrift. Die gottlose und gefährliche Meinung ward nachher von den beiden Bettelorden mit allen Gründen der scholastischen Philosophie und Theologie gepredigt und nach dem Tode Jean Petit's von den Geistlichen und Bischöfen in Burgund, besonders vom Bischofe von Arras, zu einem burgundischen Dogma gemacht. Die Universität Paris dagegen, namentlich ihr gelehrter und weltberühmter Kanzler Johann Gerson,

verurtheilte neun Sätze über den Tyrannenmord, welche Jean Petit gelehrt haben sollte, als ketzerisch und seelenverderblich. Dies veranlaßte zu derselben Zeit, als zwischen den Anhängern der beiden Häuser Orleans und Burgund ein Bürgerkrieg entstand, einen heftigen Schulstreit zwischen den burgundischen und französischen Geistlichen. Von den Letzteren waren dabei viele und sogar solche, welche der Pariser Universität angehörten, dem Kanzler Gerson entgegen und hingen, selbst als der König über die Lehre der Bettelmönche Beschwerde führte, mehr diesen, als jenem an, indem sie behaupteten, Jean Petit habe die ihm vorgeworfenen neun Sätze gar nicht aufgestellt. Der Streit über Jean Petit und über die Lehre vom Tyrannenmord oder mit anderen Worten über die nämliche Casuistik, welche im 16. Jahrhundert von den Jesuiten erneuert, sowie leider auch von Calvin's Freund, Theodor Beza, nicht ganz verworfen ward, entzweite nachher sogar die Väter des Constanzer Conciliums einige Jahre lang. Obgleich nämlich endlich der französische König und von ihm angetrieben auch Kaiser Sigismund auf der Verdammung der burgundischen Lehre hartnäckig bestanden, so ward diese Lehre doch von den Kardinälen des Conciliums gebilligt und die Pariser Universität nebst ihrem Kanzler wegen der Verurtheilung jener Sätze getadelt. Man machte aber hierauf gegen die Unparteilichkeit der Kardinäle den Umstand geltend, daß dieselben des Herzogs von Burgund, welcher mächtiger war, als Kaiser Sigismund und König Karl VI., bedurften, und sie wurden genöthigt, ihren Ausspruch zurückzunehmen; doch ließ sich das Concilium zu keinem eigentlichen Beschluß bringen und Johann Gerson machte deshalb sehr bittere Bemerkungen über die Gerechtigkeit des Papstes und der versammelten Väter, weil sie in der hussitischen und burgundischen Sache ganz widersprechend verfahren wären. Kurz vor der Wahl des Papstes Martin V. ward das Constanzer Concilium durch die von den beiden Bettelorden rhetorisch-sophistisch vertheidigte Lehre vom Tyrannenmord noch einmal in Verlegenheit gebracht. Ein Dominikaner in Polen stellte nämlich zu Gunsten des deutschen Ordens und zur Bekämpfung des polnischen Königs Ladislaus Jagello ähnliche Behauptungen wie Jean Petit auf und wurde dafür vor das Gericht des Conciliums gezogen. Dieser Dominikaner war Johann von Falkenberg, welcher in einer als Sendschreiben an alle Fürsten und an die gesammte Christenheit überhaupt gerichteten Schrift den polnischen König und seine ganze Nation mit den schwärzesten Farben gemalt und es als das größte Verdienst angepriesen hatte, wenn sich die Christenheit zur Ausrottung jenes Königs und seines Volkes verbände. Es sei, hieß es in dieser Schrift, ebenso verdienstlich, die Polen und ihren König zu tödten, als wenn

man gegen die Heiden und Ungläubigen zu Felde ziehe, und Alle, welche sich des ketzerischen Königs und der Polen annähmen, würden sich der ewigen Verdammniß schuldig machen. Ueber diese Lehre ward der Erzbischof von Gnesen, welcher Falkenberg's Schrift in Paris fand, ebenso sehr erbittert, als früher der Kanzler Gerson über Jean Petit's Sätze. Er ließ deshalb, als er nach Constanz gekommen war, den Falkenberg verhaften und verklagte ihn bei dem Glaubens-Ausschuß oder der sogenannten Congregation des Concils. 60 litthauische Männer erschienen in ihrer Landestracht vor den versammelten Vätern, um für die gute christliche Gesinnung des Königs Jagello Zeugniß abzulegen. Die Congregation erklärte Falkenberg's Schrift für aufrührerisch, gottlos, ketzerisch, beleidigend und den guten Sitten wie dem Glauben verderblich, und im Juni 1417 sprachen auch die Kardinäle und die Abgeordneten der Nationen das Urtheil, daß jene Schrift verbrannt und ihr Verfasser auf Lebenslang gefangen gehalten werden solle. Allein dieser Beschluß ward in keiner öffentlichen Sitzung des Conciliums bestätigt und Papst Martin versprach sogar eine Revision des Falkenberg'schen Processes, weil Beide, das Concilium und der Papst, ebensowenig geneigt waren, den deutschen Orden zu kränken, als sie vorher den Herzog von Burgund und seine Advocaten hatten verurtheilen wollen. Die Polen appellirten daher auch am 19. Februar 1418 an ein künftiges Concilium.

In Frankreich hatten sich nach der von Jean Petit am 8. März 1408 gehaltenen unverschämten und schimpfenden Rede die Königin und die Prinzen aus Paris entfernt und der unglückliche König hatte hierauf dem Herzog von Burgund ein Abolitions-Decret ertheilt oder mit anderen Worten ihn von aller gerichtlichen Verantwortlichkeit freigesprochen. Dies wurde wieder zurückgenommen, als der Herzog sich auf einige Zeit nach den Niederlanden begeben mußte; es hatte aber die Folge, daß die Pariser sich für ihn erklärten, daß Johann bei seiner Rückkehr sich der Hauptstadt und der Regierung bemächtigte und daß König und Königin sich nach Tours begaben. Em Ende des Jahres starb die Wittwe des Herzogs von Orleans zu Blois, wohin sie sich mit ihren Söhnen und mit einem natürlichen Sohn ihres Gemahls, dem später durch seine Kriegstüchtigkeit berühmten Bastard von Orleans (Graf Dunois), zurückgezogen hatte. Nun kam zu Chartres nicht nur eine Aussöhnung mit dem erst 16 Jahre alten Herzog Karl zu Stande, sondern Johann erhielt auch einen neuen Abolitions-Brief. Der Hof kehrte hierauf (März 1409) nach Paris zurück, dessen Bürgerschaft nunmehr den vollen Genuß ihrer alten Rechte und Freiheiten erhielt. Schon im Anfange des folgenden Jahres jedoch riß der Herzog von Burgund wieder eine Art von vormundschaftlicher

Aufsicht über den Dauphin und den Hauptantheil an der Regierung an sich und machte von seiner Stellung, sowie von der Uebermacht, welche ihm der Besitz von Flandern und ein enges Bündniß mit Brabant und Lüttich verschaffte, einen solchen Mißbrauch, daß sich endlich alle Prinzen von Geblüt durch den sogenannten Bund von Gien an der Loire förmlich gegen ihn vereinigten. Diese Partei erhielt damals in dem Grafen Bernard von Armagnac einen entschlossenen Führer, der ihr bis dahin gefehlt hatte; denn der junge Herzog von Orleans ward mit Bernard's Tochter Bona vermählt. Die Orleanisten trugen seitdem auch den Namen Armagnac's, weil ihr neuer Führer, welcher seinen Stammbaum bis über die karolingischen Zeiten hinaus auf die alten Herzoge von Aquitanien zurückleitete, ausgedehnte Besitzungen hatte, viele feste Burgen besaß und alle Abenteurer des Südens um sich vereinigte. Beide Parteien nahmen unterscheidende äußere Kennzeichen an, welche ebenso in Kreuzen und Schärpen bestanden, wie man in unseren Tagen Farben und Kokarden hat: die Armagnac's trugen weiße Schärpen mit geradem Kreuze in rechten Winkeln, die Burgunder (Bourgignons) rothe Schärpen mit einem schrägen Andreas-Kreuz. Ganz Frankreich schien jetzt in zwei Theile zerrissen zu sein. Jeder der Prinzen und Herzoge, besonders die Herzoge von Berry und Bretagne, hielten eigene Heere oder Banden, beide Parteien machten die Straßen unsicher und die Rechtsverwaltung unmöglich und weder der König in seinen lichten Augenblicken, nach der Dauphin, dem man die Regentschaft für einige Zeit übertragen hatte, konnten der Anarchie und Demagogie steuern. Wie traurig es mit dem Zustande des Reiches aussah, bezeugt das Parlament in seinen Registern; denn in diesen heißt es unter Anderm: Des grands périls sont de présent par toutes les marches de ce royaume, dont l'on n'ose venir à Paris tant pour gens d'armes proprement appelés pillards et larrons que pour brigands et compagnies, qui se sont mis sus pour rencontrer et piller les dits larrons. Bei den Raubschaaren des Grafen von Armagnac zeichnete sich besonders Montagu, Erzbischof von Sens, durch Wildheit aus (au lieu de mitre il portait un bacinet, pour dalmatique un haubargeon, pour chasuble une pièce d'acier, et au lieu de crosse il portait une hache). Endlich schloß man (November 1410) einen Vergleich, für welchen namentlich die Universität thätig war: es sollte statt der Prinzen ein königliches Rathscollegium die Regierung führen. Dasselbe erhielt nun auch den Winter über nothdürftig die Ordnung; aber im folgenden Jahr erhob der junge Herzog von Orleans wieder die Fahne der Blutrache. In Folge dessen war die Stadt Paris während des Jahres 1411 mehrere Male im Belagerungszustande, wel-

cher darin bestand, daß die damals noch sehr engen Gassen mit Ketten gesperrt wurden. Endlich übertrug die Bürgerschaft, ohne den König zu fragen, im Vertrauen auf Burgund den Oberbefehl in der Stadt dem Grafen Walram von St. Pol, welcher dem Herzoge von Burgund ganz ergeben war. Dieser errichtete eine förmliche Revolutions-Armee von 500 Metzgerknechten und anderen handfesten Gesellen solcher Handwerke, welche große Körperstärke erfordern; er nannte dieselbe aber nicht revolutionäre oder republikanische, sondern königliche Kriegsmacht (milice royale). Anführer waren die privilegirten Unternehmer der Schlächterei, welche damals die furchtbarste Zunft bildeten. Ihre Anhänger nannten sich Cabochiens, nach dem Metzgerknecht oder Unternehmer des Abhäutens der Thiere (écorcheur) Caboche, der an ihrer Spitze stand. Diese Leute wütheten gegen jeden, den sie für gut fanden, einen Armagnac oder Freund der Orleans zu nennen, ebenso, wie am Ende des 18. Jahrhunderts gegen jeden gewüthet ward, den man als einen Aristokraten bezeichnete. Während es so in Paris herging, verübten die leibeigenen Bauern alle Gräuel eines Bauern- oder Sklavenkriegs; der König hatte ihnen erlaubt, sich zur Abwehr des ritterlichen Räubervolkes zu bewaffnen, und sie ließen nun ihre ganze Wuth an den Rittern und dem Adel aus. Während die Metzger Paris für den Herzog von Burgund behaupteten, erließ das Rathscollegium im Namen des Königs einen Aufruf an das ganze Land, daß man dem Herzoge ebenso gehorchen solle, als wenn der König selbst gegenwärtig wäre. Endlich bot Johann der Unerschrockene, um die Partei der Orleanisten völlig zu unterdrücken, den Bann und Hinterbann von Flandern und anderen Ländern auf und zog mit einem unzählbaren, aus den Bürgerschaften und Arbeitern der großen Städte bestehenden Heere durch Artois und durch die Picardie gegen Paris heran; er fand sich aber plötzlich mit seiner Ritterschaft ganz allein, weil die Dienstzeit der Bürger abgelaufen war und deshalb über 50,000 Mann, welche nur des Plünderns wegen mitgegangen waren, sein Heer verließen. Er fühlte sich jetzt dem orleanistischen Heere, welches aus 12,000 zum Kriegsdienst gedungenen und in demselben geübten Leuten bestand, nicht mehr gewachsen und kehrte deshalb in sein Land zurück. Dadurch gerieth die Hauptstadt und die Königin Isabella, welche im Louvre gefangen gehalten wurde, in eine schreckliche Lage; denn während innerhalb der Mauern die revolutionären Handwerksgesellen auf eine furchtbar rohe Weise wütheten, drohten von außen die wilden Söldlinge des Grafen von Armagnac, welche alsbald St. Denis und sogar St. Cloud besetzten. Der Herzog von Burgund verschaffte sich jedoch eine aus 6000 Bogenschützen unter dem Grafen von Arundel bestehende Hülfsschaar, vereinigte dieselbe mit seinen

Rittern und drang dann (October 1411) in Paris ein, wo er vom kranken Könige, wie vom revolutionären Volke mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Im November entriß er auch St. Cloud und St. Denis den Armagnac's wieder. Diese verzagten jetzt und knüpften eine Unterhandlung mit König Heinrich IV. von England an, um dem Herzoge von Burgund die Hülfe desselben zu entziehen und es dahin zu bringen, daß die furchtbaren englischen und walisischen Schützen ihnen zu Hülfe geschickt würden. Zu diesem Zwecke schlossen die Herzoge von Berry, Orleans und Bourbon und der Graf von Armagnac, der sich, weil er auf Souveränetät Anspruch machte, einen Grafen von Gottes Gnaden nannte, am 18. Mai 1412 zu Bourges den schimpflichsten Vertrag mit England, welcher jemals von französischen Prinzen oder Pairs geschlossen worden ist. Sie versprachen nämlich, mit ihrer ganzen Macht dem englischen Könige zur Wiedererlangung aller der festen Plätze in Guyenne, welche England seit dem Frieden von Bretigny verloren hatte, behülflich zu sein und ihm als ihrem Oberherrn Einlaß in jede der 1500 Burgen zu gestatten, welche sie in jener Provinz besaßen. Ferner erkannte sich der Herzog von Orleans für die Länder Angoulême und Perigord, sowie der Herzog von Berry für die Grafschaft Poitou, welche nach seinem Tode an Heinrich IV. oder seine Erben zurückfallen solle, als Vasall des englischen Königs. Beide Prinzen von Geblüt werden im Vertrage ausdrücklich Vasallen Englands genannt, während dem Grafen von Armagnac diese Demüthigung nicht widerfuhr, obgleich auch er für vier Burgbezirke huldigte. Heinrich IV. rief gleich nach der Abschließung jenes Vertrages seine Schützen vom burgundischen Heere zurück; noch ehe dieselben aber den Armagnac's zugeführt werden konnten, war der Vertrag zur Kenntniß des Herzogs von Burgund gekommen und dieser hatte ihn bekannt gemacht, worauf sowohl der König und der Dauphin, als die ganze Nation so sehr gegen die Landesverräther erbittert wurden (qui avoient juré la déstruction du roi, du dauphin, du royaume, de France et de la bonne ville de Paris), daß selbst der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, als ein Freund der treulosen Prinzen die Stadt Paris verlassen mußte. Der König selbst stellte sich mit der Reichsfahne (oriflamme) an die Spitze des Aufgebotes und zog gegen die mit England verbündeten Reichsfeinde nach Berry. Hier belagerte er die Stadt Bourges (Juni 1412), hatte aber mit seiner der Beschreibung nach sehr wenig brauchbaren Artillerie noch nicht viel ausgerichtet, als er Mitte Juli die Nachricht von der Landung englischer Truppen unter der Führung des Herzogs von Clarence, welcher Heinrich's IV. zweiter Sohn war, erhielt. Dies brachte dann die Unterhandlungen, welche wegen des

Friedens bereits eingeleitet waren, zum Ziele. Bei Gelegenheit derselben trat der Dauphin zum ersten Male entschieden auf; denn er bewog seinen Schwiegervater, Johann den Unerschrockenen, die Beschießung der Stadt einzustellen und wegen eines Friedens mit dem Herzoge von Berry persönlich zu verhandeln. Die Zusammenkunft beider Herzoge fand unter ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln auf freiem Felde Statt und hatte die Wiederherstellung des Friedens zur Folge. Was bei Bourges verabredet worden war, wurde nachher zu Auxerre, wohin alle Prinzen und Großen sich begaben, förmlich abgeschlossen. Die englischen Hülfstruppen, welche die Normandie, Anjou, Maine, das Gebiet von Orleans und das von Blois raubend und verwüstend durchzogen hatten, wurden mit 220,000 Schildthalern abgekauft, welche zur Hälfte vom Könige und zur Hälfte vom Herzoge von Orleans gezahlt werden sollten. Was man übrigens dem Herzoge von Burgund, also dem reichsten und mächtigsten Fürsten diesseit der Alpen, zutrauen durfte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Chroniken jener Zeit fast einstimmig berichten, er habe in einer geheimen Berathung mit seinen beiden Vertrauten, des Essarts und Jacqueville, den Gedanken ausgesprochen, die Zusammenkunft in Auxerre zur Ermordung der Herzoge von Berry, Bourbon und Orleans zu benutzen und dies sei nur deshalb nicht geschehen, weil die beiden Vertrauten Johann's vor einer solchen That zurückgeschaudert wären und davon abgerathen hätten.

Das gute Einverständniß zwischen den Prinzen und Herren konnte nicht von Dauer sein; auch die Berufung eines Reichstags, der états généraux, führte um so weniger zum Ziel, als einerseits der Herzog von Burgund eine Anzahl heftiger Pariser Demagogen in seinem Solde hatte und andererseits der Herzog von Orleans mit seinem Anhang den Plan entwarf, den Dauphin, welcher damals die Reichsangelegenheiten leitete und in Paris ganz unter den Befehlen des Herzogs von Burgund stand, aus der Hauptstadt zu entführen. Diese Absicht der Orleanisten war dem Herzoge von Burgund kaum zu Gehör gekommen, als er seine furchtbaren Demagogen, den Wundarzt Johann von Troyes, den Abhäuter Caboche und die Häupter der Metzgerinnung, St. You, Legoix und Thibert, in Bewegung setzte. König Heinrich IV. war im März gestorben und da sein Nachfolger im Inneren beschäftigt zu sein schien, glaubte man sich in Frankreich ungestört dem Parteitreiben hingeben zu können. Man organisirte förmlich einen Aufstand des Pöbels, mißhandelte Alle, welche zur Hofhaltung des Königs oder des Dauphins gehörten, plünderte die Häuser, machte einen Sturm auf die Bastille, der jedoch keinen Er-

folg hatte, und zwang, nachdem Johann von Troyes an der Spitze des wüthenden Pöbels in das Zimmer des Dauphin eingedrungen war, demselben das neu erfundene Abzeichen der burgundischen Partei auf (29. April 1413). Dieses Zeichen der sogenannten Cabochiens war gleich dem der Jakobiner, welches am 20. Juni 1792 dem Könige Ludwig XVI. in ähnlicher Weise aufgedrungen wurde, eine Mütze (chaperon); nur war das erstere von weißer, das zweite von rother Farbe. Als man dem Dauphin die weiße Mütze aufgesetzt hatte, ergriff der schon seit längerer Zeit für eine Reform arbeitende Karmeliter-Mönch Eustachius von Pavilly im Namen der Aufrührer das Wort und sagte dem Prinzen: seines Vaters Krankheit sei eine Strafe für die Sünden desselben und eine Folge seiner Ausschweifungen, ihm selbst aber werde es, wenn er nicht auf die Volksstimme höre, ebenso gehen, wie es dem Herzoge von Orleans gegangen sei. Die Herrschaft des Pariser Pöbels und seiner rohen, wilden Führer, die Verhaftungen und Gewaltthätigkeiten gegen Herren und Damen des Hofes dauerten auch dann noch fort, als der König am 25. Mai eine reformatorische Ordonnanz in 235 Artikeln erlassen hatte, welche freilich nie ausgeführt wurde. Caboche beherrschte die Stadt im Verein mit Jacqueville, dem Commandanten der Bürgerwehr; der Generaladvocat Juvenal des Ursins und der hochberühmte Gerson mußten sich verbergen. Die Sache ward zuletzt so gefährlich und mörderisch, daß es dem Herzoge von Burgund erging, wie es den Anstiftern der Anarchie zu ergehen pflegt. Er erschrak vor seinem eigenen Werk, schämte sich seitdem der Gemeinschaft mit den Häuptern des Aufstandes und war froh, als er eine Gelegenheit fand, seinen Sohn, den Herzog von Charolais, unter schicklichem Vorwand aus Paris zu entfernen. Auch die Bürgerschaft von Paris sah sich nach Mitteln um, von dem Drucke und der Peinigung der Demagogen erlöst zu werden, und trat mit den Anhängern des Hauses Orleans, sowie mit den Herren, welche die Pariser Demokratie nicht dulden wollten und zur Befreiung des Königs und des Dauphin bereits eine Heeresmacht gesammelt hatten, in Verbindung. Zu Pontoise hielten die mit Orleans verbündeten Herren eine Conferenz, welcher auch die Herzoge von Berry und Burgund und acht Abgeordnete der Pariser Bürgerschaft beiwohnten, und hier ward dann die Abschaffung des bisherigen tumultuarischen Zustandes und die Wiederherstellung der Reichsverwaltung durch den Dauphin verabredet. Der in dieser Beziehung geschlossene Vertrag wurde am 2. August auf dem Pariser Stadthause vorgelesen und der Dauphin führte gleich darauf mit einem Heere, zu welchem nicht blos der bessere Theil der Pariser Bürgerschaft,

sondern auch der Herzog von Burgund Leute gestellt hatte, Alles zur gesetzlichen Ordnung zurück. Ruhe und Frieden konnten jedoch, wie der naive Peter de Fenin in seinem Tagebuche richtig bemerkt, unmöglich lange aufrecht erhalten werden, weil auf der einen Seite die Armagnac's nach Paris zurückkehrten und auf der anderen der Herzog von Burgund mit den Demagogen in steter Verbindung blieb. (Après que la paix eut esté confirmée comme il vient d'estre dit, il se passa environ deux ans que la chose s'entretint de la sorte pacifiquement; lors ne parloit on d'aucune guerre; mais par envie, que chacun avoit de gouverner le royaume, la chose se remit dedans le trouble plus fort qu'auparavant.) Die Armagnac's, mit welchen die Königin innig verbunden war, waren nun die Herrscher; ihr Abzeichen, die weiße Armbinde, wurde nun allgemein getragen und mit lächerlicher Uebertreibung selbst den Bildsäulen der Heiligen in den Kirchen angelegt. Ihre Partei bestand auf einer vollständigen Unterdrückung der Anhänger des Herzogs Johann von Burgund; dieser aber hatte sich von Paris nach Flandern und Brabant begeben, um ein Heer zu rüsten, und erschien nicht, als man den Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans erneute und ihn vorlud. Nun brach der Streit von neuem los. Auf Befehl der Königin wurden vier der angesehensten Freunde des Herzogs von Burgund verhaftet, man rüstete sich von beiden Seiten aufs neue zum Krieg und Johann machte den Versuch, den König in Paris zu überfallen. Dieser Versuch schlug jedoch fehl und Johann ward wegen desselben am 17. Februar 1414 für einen Hochverräther und Mörder erklärt. Ein Tagebuch sagt: Le 17. Février fut crié le duc de Bourgogne à trompettes parmi les carrefours de Paris et banni comme faux, traitre, meurtier, lui et tous les siens et abandonnés corps et biens sans pitié et sans mercy. Jetzt ward auch die Rede des Franziskaners Jean Petit über den Tyrannen-Mord von 16 Doctoren der Theologie geprüft und wegen der in ihr enthaltenen gottlosen Sätze eine Klage beim Glaubensgerichte angestellt. Johann's Feinde suchten ihn auch in diesen Proceß zu verwickeln, indem sie, ehe der Erzbischof ein Verdammungsurtheil über Jean Petit's Rede aussprach, bei ihm anfragen ließen, ob er die Gründe seines Vertheidigers billige; der Herzog zog sich aber dadurch aus der Sache, daß er ausweichend erwiderte: er billige die Rede, soweit die in ihr enthaltenen Gründe haltbar seien. Während hierauf der Herzog von Burgund seine Städte befestigte und ein Heer rüstete, hielten die Königin, die Prinzen von Geblüt, die geistlichen und weltlichen Herren und die Leute des königlichen Rathes unter dem Vorsitze des Dauphin eine allge-

meine Versammlung, in welcher gegen Johann ein Kriegszug unter des Königs Anführung beschlossen ward (jusqu'à ce que lui et ses partisans fussent du tout détruits et deshérités ou au moins humiliés). Die Versammlung erlaubte sich zugleich ohne Berufung der Stände ganz drückende Steuern für diesen Zug auszuschreiben und den Steuerpflichtigen wie den Einnehmern im Namen des Königs die furchtbarsten Strafen anzudrohen, wenn das Geld nicht bald herbeigeschafft werde. Im Sommer rückte das königliche Heer ins Feld und zwar unter der Fahne des Dauphin; diese trug übrigens, was für die Hofsitten jener Zeit bezeichnend ist, nicht den Namenszug der Gemahlin des Dauphin, einer Tochter des Herzogs von Burgund, sondern den eines Hoffräuleins der Königin, welches der Dauphin liebte (une demoiselle moult belle du l'hôtel de la reine, fille de messire Guillaume Cassinel, la quelle vulgairement on nommait la Cassinel). Die Truppen des Königs hatten bald die Städte Soissons und Compiegne erobert und belagerten hierauf Arras; Johann dagegen hatte das Unglück, daß die Fläminger sich weigerten, gegen den König zu dienen. Da nun Arras muthigen Widerstand leistete und außerdem von England her Krieg drohte, so glaubten die Gräfin von Hennegau und der Herzog Anton von Brabant, Johann's Bruder, eine Vermittelung herbeiführen zu können. Dies würde ihnen jedoch nicht gelungen sein, wenn nicht der Dauphin über die Herrschsucht und den übermüthigen Trotz des Grafen Armagnac und des Herzogs von Orleans unzufrieden gewesen wäre. Man ward einig, daß die Abgeordneten der flandrischen Städte nebst der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant den Dauphin demüthig um Frieden ersuchen und im Namen des Herzogs von Burgund versprechen sollten, daß derselbe die besetzten Städte räumen und die Schlüssel von Arras dem Könige zu Füßen legen wolle. Außerdem sollten die burgundischen Abzeichen abgelegt werden und Herzog Johann nicht nur mehrere ihm zu nennende Personen aus seiner Umgebung entfernen, sondern auch ohne Einwilligung der Regentschaft weder eine Uebereinkunft mit England schließen, noch nach Paris kommen dürfen. Dieser im October 1414 zu Arras geschlossene Frieden ward im Februar 1415 von dem Herzoge von Orleans erst nach vielen Schwierigkeiten, von den Ständen des Herzogs von Burgund aber, sowie von der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant und sogar von Johann's Sohne, dem Herzoge von Charolais, gutwillig beschworen. Johann selbst entzog sich der Eidesleistung unter dem Vorwande, daß er erst mit dem Könige und dem Dauphin sprechen müsse.

4. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VI. und Heinrich V.

Am 20. März 1413 war König Heinrich IV., 47 Jahre alt, in der Jerusalemkammer der Abtei von Westminster gestorben. Sein Nachfolger Heinrich V. hatte sich als Prinz von Wales nur durch seinen steten Verkehr mit Wüstlingen und Wildfängen und durch die Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, welche er mit denselben verübte, berüchtigt gemacht; Jedermann war daher überrascht, als er gleich nach seiner Thronbesteigung jene Leute von sich entfernte und alle Pflichten eines tüchtigen Regenten erfüllte. Shakespeare hat in mehreren Dramen den Wandel und die Witze der rohen Menschen, welche den jungen Heinrich umgeben hatten, sowie das Leben des Prinzen von Wales selbst meisterhaft geschildert; man darf aber bei diesen Darstellungen nie vergessen, daß poetische und historische Wahrheit ganz verschieden sind, obgleich wir nicht leugnen, daß Shakespeare Chroniken benutzt hat und daß manches Einzelne in seinen Stücken auch historisch wahr ist. Heinrich's Schuldenmachen, seine Neigung zu Lustbarkeiten, sein ungestümes Auftreten gegen den Oberrichter Wilhelm Gascoigne, der einen Diener des Prinzen mit Strafe belegt hatte, scheint festzustehen; ebenso aber sein früh hervortretendes kriegerisches Talent.

Schon unter Heinrich IV. hatten, wie vorher bemerkt worden ist, die beiden politischen Parteien Frankreichs, die Armagnac's und die Burgunder, sich nach England um Hülfe gewandt; Heinrich IV. hatte aber weder selbst das Reich verlassen, noch seinem Sohne die Anführung eines Heeres im Ausland anzuvertrauen gewagt. Ebenso, wie er aus Politik einen auswärtigen Krieg vermied, hatte er sich seines Adels und seiner Geistlichkeit gegen die Ketzer angenommen, obgleich er sonst wenig kirchengläubig war; denn er sah, daß die Letzteren einer Demokratie zugeneigt waren und durchgreifende Staats-Reformen forderten. Er hatte strenge Maaßregeln gegen die Wyclifiten, die man Lollarden nannte, angeordnet, weil sie eine Lehre aufstellten, welche der englischen Verfassung verderblich zu werden drohte; er hatte sogar einen ihrer Prediger verbrennen lassen und dem Hause der Gemeinen, als es gegen sein Verfahren mit den Lollarden protestirte, eine harte Antwort gegeben. Sein Sohn Heinrich V. zeigte sich bei aller Rechtgläubigkeit anfangs schonend gegen die Ketzer; einer der vornehmsten Lollarden, Sir John Oldcastle oder Lord Cobham, war sogar sein unzertrennlicher Gesellschafter. Dieser Freund und originelle Rath des neuen Königs, noch im ersten Parlamente Heinrich's IV. Mitglied des Oberhauses, ist, obgleich er ein

ganz verständiger Mann war, von den älteren Dramatikern Englands, wie wir aus Fuller sehen, unter seinem wahren Namen als eine Art von Hofnarr auf die Bühne gebracht worden und auch Shakespeare hatte bei der ersten Aufführung seines „Heinrich IV." derselben Persönlichkeit, welche er später Fallstaff nannte, den vorgefundenen Namen Sir John Oldcastle verliehen. Dieser Ritter hegte die Prediger und Missionäre, welche von den Lollarden in alle Theile Englands geschickt wurden und als Volksredner einen großen Einfluß hatten, auf seinem Gute Cowling Castle in Kent, wo man die Bibel in der Landessprache las und die Schriften Wycliffe's studirte, und schützte sie gegen die Justiz der Bischöfe. Heinrich V. war gleich bei seinem Regierungsantritt von der Ritterschaft und von der Geistlichkeit mit der Bitte bestürmt worden, der biblischen Demagogie ein Ende zu machen; an John Oldcastle aber wagten sich Beide lange nicht, weil er beim Könige in großer Gunst stand. Als die Geistlichen endlich eine förmliche Klage gegen ihn vorbrachten, ließ sich Heinrich nur zu dem Versprechen bewegen, daß er durch freundliches Zureden Oldcastle auf andere Gedanken bringen wolle, und erst nachdem dieser Versuch fruchtlos geblieben war, gab der König die Erlaubniß, gegen den Ritter zu verfahren. Beim Verhör las er vor dem Erzbischof ein Glaubensbekenntniß ab, das würdig und versöhnlich gehalten war, so daß die geistlichen Richter selbst einige Punkte billigten; aber auch für den übrigen Inhalt des Glaubensbekenntnisses, namentlich was die Bedeutung des Abendmahles anging, verweigerte er den Widerruf, da man nur seinen Leib vernichten könne, nicht die Seele, die Gott gehöre.*) Auch wandte er sich in seiner Vertheidigungsrede mehrmals an die Zuhörer, statt an die Richter, und seine Aeußerungen beweisen, daß er die englische Kirche von derjenigen Seite her angriff, welche noch gegenwärtig ihre schwächste Seite ist, obgleich sie sich jetzt protestantisch nennt. Er erklärte nämlich: die Kirche sei kein Versorgungshaus für die Aristokratie, sondern eine Zufluchtsstätte für die Armen; der Klerus sei der Antichrist oder vielmehr das apokalyptische Thier, dessen Kopf der Papst, dessen Glieder die Bischöfe und Prälaten, dessen Schwanz die Mönchsorden wären; ein Nachfolger Petri aber sei nur der, welcher des heiligen Petrus Tugenden am fleißigsten übe. Oldcastle wurde nun in den Tower gesetzt, entkam aber bald wieder aus seiner Haft und ging nach Wales. Seine Flucht

*) Merkwürdig ist seine Erklärung, die Kirche sei verderbt, seit sie durch Ausstattung mit äußeren Gütern Gift empfangen habe; man sieht, wie weit die von Walther von der Vogelweide verkündigte und bei Königshofen in eine Legende eingekleidete Vorstellung gedrungen war, daß bei der Schenkung Constantin's ein Engel über Vergiftung der Kirche geklagt habe.

wirkte elektrisch auf das Volk, und die Geistlichkeit, welche damals ebenso, wie jetzt, mit der Aristokratie einerlei Interessen hatte, benutzte diese Bewegung, um auf den König zu wirken. Heinrich V. zeigte nämlich anfangs nur wenig Lust, die Vertheidiger des praktischen Christenthums zu verfolgen. Man suchte ihm daher die Lollarden als eine politisch gefährliche Secte verdächtig zu machen, welche unter dem Vorwande der Religion Republikanismus und Communismus einführen wolle. Dazu benutzte man einen unvorsichtigen Schritt, welchen 1414 eine Anzahl Lollarden thaten. Diese hielten nämlich in St. Giles, welches damals noch ein mit Buschwerk bewachsener Ort vor den Thoren von London war, jetzt aber das elendeste und ärmste Kirchspiel in der Stadt ist, eine Berathung und gaben dadurch ihren Feinden Gelegenheit, dem Könige vorzuspiegeln, daß 20,000 Ketzer eine förmliche Verschwörung gemacht hätten und von St. Giles aus London überfallen wollten. Der König brach, ohne das Unwahrscheinliche der Sache zu bedenken, eilig mit Reisigen auf, ließ die Thore der Stadt schließen und machte dann förmliche Jagd auf einige hundert Leute, die sich in den Gebüschen von St. Giles befanden. Nachdem er einmal die Execution dem Urtheil hatte vorangehen lassen, durfte er nicht stille stehen bleiben. Freilich konnte die Ketzerei durch Gewalt nicht ausgerottet werden; allein die Ketzer selbst waren und blieben fortan dem Grimm und der Rache derer preisgegeben, welche damals, wie noch jetzt, die Güter der englischen Kirche verpraßten. Diese sorgten für die Verfolgung und gerichtliche Ermordung der Armen in Christo. Sie spürten endlich auch John Oldcastle auf, der sich mehrere Jahre lang seinen Feinden entzogen hatte (1418). Er ward von den kirchlich Frommen als Ketzer zum Tode verurtheilt und auf die kannibalische Weise, mit welcher man damals Hochverräther hinzurichten pflegte, aus der Welt geschafft; man hängte ihn nämlich an Ketten über einem Feuer auf und ließ ihn langsam verbrennen.

Durch die Verfolgung seiner evangelisch-demokratischen Unterthanen erwarb sich Heinrich V. die Gunst der aristokratischen Geistlichen und der Ritterschaft. Auch unterstützte ihn die letztere bei ihrer Streitlust und Raubgier gern im Kriege mit Frankreich, weil sie die seit dem Frieden von Bretigny dort verlorenen Herrschaften und Güter wieder zu erobern hoffte. Dieser Krieg, welchen schon Heinrich IV. beschlossen und sein Sohn nur so lange, als die Umstände es erforderten, aufgeschoben hatte, ward durch die fortdauernden inneren Streitigkeiten der Prinzen und Großen Frankreichs erleichtert. Der Friede von Arras hatte zwar dem Kriege der Armagnac's und Burgunder ein Ende gemacht; aber nicht nur konnten die Demagogen der Stadt Paris jeden Augenblick neue Unruhen erregen, sondern es war

auch die hohe Aristokratie in drei Parteien getheilt, deren Führer insgesammt das Volk auf gleich furchtbare Weise drückten und die von demselben erpreßten Abgaben vor seinen Augen schnöde verpraßten. Die eine dieser drei Parteien war die Burgundische, deren Haupt, Johann der Unerschrockene, den Frieden von Arras auch um die Mitte des Jahres 1414 noch immer nicht beschworen hatte, weil er auf eine Gelegenheit und einen Vorwand wartete, sich wegen des zuletzt erlittenen Verlustes zu entschädigen und seinen Einfluß auf die Reichsverwaltung wieder zu erobern. Die zweite Partei war die der Armagnac's, des Herzogs von Orleans und anderer Prinzen, welche dem Dauphin Ludwig die Führung der Geschäfte während der Perioden des Irreseins seines Vaters auch ferner gern entzogen hätten. Die dritte Partei war die des Dauphin selbst, welchem gesetzlicher Weise die Regentschaft des Reiches gebührte, der sie aber eben so egoistisch und ohne Schonung des Volkes führte, als seine Mutter und die anderen Prinzen. Der Dauphin hatte sich nach der Entfernung des Herzogs von Burgund der Stadt Paris bemächtigt, nachdem ein erster gewaltsamer Ueberfall derselben durch die Prinzen war vereitelt worden; er hatte hierauf alle diese Herren mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Berry aus der Stadt vertrieben und sich der Staatskasse bemächtigt und brachte durch sein wüstes Leben, durch seine grenzenlose Verschwendung, Ueppigkeit und Wollust das Land zur Verzweiflung. Um seine Hofleute und Lieblinge zu befriedigen und seine Mätressen zu bereichern, schonte er sogar seiner Mutter nicht; denn er ließ die von ihr erpreßten, bei Bürgern und Geistlichen niedergelegten Gelder mit Gewalt wegnehmen. Er beleidigte auch den Herzog von Burgund, indem er seine durch weibliche Tugenden ausgezeichnete Gemahlin, eine Tochter des Herzogs, nicht allein vernachlässigte, sondern auch ganz von sich entfernte. Johann weigerte sich deshalb fortwährend, den Vertrag von Arras zu beschwören, und ließ durch seine Gesandten in einer feierlichen Audienz öffentlich erklären, daß er dies nicht eher thun werde, als bis der Dauphin seine Gemahlin wieder nach Paris gebracht habe (que le dauphin demeurât avec sa femme, qu'il avoit reléguée à Saint Germain en Laye, et qu'il deboutât de sa compagnie une amie, qu'il tenoit au lieu de femme). Johann beschwor zwar nachher, obgleich seine Forderung nicht erfüllt wurde, den Vertrag; er sprach aber offen aus, daß er unter diesen Umständen zu dem bevorstehenden Kriege mit den Engländern die Truppen nicht stellen werde, welche er als Vasall zu stellen schuldig sei. Den Krieg mit England suchte der Dauphin als Regent des Reiches zu vermeiden und er würde den Frieden gern durch Aufopferung von Städten und Landschaften erkauft haben;

Heinrich V. hatte aber seine Forderungen stets höher gesteigert und zuletzt sogar den Anspruch erneut, welchen einst Eduard III. an die französische Krone gemacht hatte (s. Bd. VI, S. 485). Diese Forderung des englischen Königs war im Juli 1414 gemacht worden, also gerade zu der Zeit, wo die inneren Unruhen Frankreichs am heftigsten waren; daraus allein muß man sich erklären, daß über eine so ganz wunderliche Forderung bis zum Anfange des Jahres 1415 unterhandelt werden konnte. Als endlich der Friede von Arras bestätigt worden war, gab Heinrich V. Einiges nach; er erhob jedoch noch immer die Forderung, daß ihm die Normandie, Anjou und Maine nebst der Hälfte der Provence herausgegeben würden; dazu verlangte er die Hand der Prinzessin Katharina nebst einer unmäßig hohen Mitgift. Kaum hatten seine Gesandten Paris verlassen, als er zum Schwerte griff. Er hatte nämlich die Unterhandlungen nur aus dem Grunde fortsetzen lassen, damit er seine Rüstungen vollständig beendigen und sich die nöthigen Geldsummen verschaffen könne; sobald dies geschehen war, erklärte er (April 1414) ganz unerwartet in einer Versammlung von 15 geistlichen und 28 weltlichen Pairs, er sei fest entschlossen, sich mit den Waffen in der Hand wieder in den Besitz des Erbes seiner Väter zu setzen. Auch eine französische Gesandtschaft, die er zu Winchester empfing, benutzte er nur, um den günstigen Augenblick herankommen zu lassen. Auf welche Weise er übrigens sein Heer zusammenbrachte, organisirte und mit sehr großen Kosten unterhielt, findet man ganz genau in den von Rymer gesammelten Actenstücken der englischen Geschichte angegeben. Die Franzosen hatten noch gar keine Kriegsanstalten gemacht, als Heinrich am 14. August mit 6000 Schwergerüsteten und 24,000 Bogenschützen in der Normandie landete. Er unterließ nicht, auf dem Strande vor dem ganzen Heere auf den Knieen Gott um seinen Segen zu bitten, worauf er das für jene Zeit vortrefflich befestigte Harfleur zu belagern begann. Einen guten Eindruck machte es, daß er in einem Lagerbefehl alles Brennen und Morden, sowie die Mißhandlung von Geistlichen und Frauen verbot. Die Franzosen rüsteten jetzt so schnell als möglich ihr Reichsheer aus, erschienen aber erst dann im Felde, als Harfleur bereits von Heinrich erobert war. Bei dem französischen Heere befanden sich, wie bei den deutschen Reichsheeren, viele Prinzen und fürstliche Personen, aber keine Befehlshaber. Es erschienen nämlich außer dem Connetable d'Albret der König, der Dauphin, die Herzoge von Berry, Bourbon, Anjou, Alençon und Bar und viele Grafen und Barone. Auch der Herzog von Orleans fand sich ein, obgleich ihm verboten worden war, den Zug mitzumachen. Der Herzog von Burgund dagegen erschien nicht; ja, er gab nicht einmal zu,

daß sein Sohn, der Herzog von Charolais, dem Feldzuge beiwohne, obgleich seine Brüder, der Herzog von Brabant und der Graf von Nevers, ihre Vasallenpflicht erfüllten.

Das englische Heer sollte anfangs nach der Einnahme von Harfleur eingeschifft werden, um die Provinz Guyenne wieder zu erobern; es war durch Krankheiten und durch die Beschwerden der Belagerung sehr zusammengeschmolzen. König Heinrich beschloß aber, etwa 5000 Kranke nach England zurückzusenden und mit den Uebrigen, dem Feinde trotzend, durch die Normandie, die Picardie und Artois zu marschiren. Auf diesem Marsche kam er fast in dieselbe Verlegenheit, in welcher sich Eduard III. vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte (Bd. VI, S. 489). Heinrich hatte nämlich gehofft, über die Somme an der nämlichen Stelle setzen zu können, an welcher einst Eduard III. durch diesen Fluß gegangen war; allein er fand die dortige Furth durch ein Pallisaden-Werk gesperrt und von einem ihm an Zahl fünfmal überlegenen Heere besetzt. Er zog daher an der Somme weiter hinauf, bis er endlich bei Bethencourt zwischen Peronne und St. Quentin den Uebergang bewerkstelligen konnte. Dies führte ihn jedoch in die Nähe des französischen Heeres und er mußte jetzt Calais zu erreichen suchen, weil er sich mitten im feindlichen Lande gegen das mit jedem Augenblick wachsende feindliche Heer unmöglich auf die Dauer halten konnte, wenn dieses einem Treffen auswich. Die Franzosen hatten bis dahin nach dem Vorschlag ihres Connetable d'Albret wirklich das System befolgt, jeden Kampf zu vermeiden; allein die im Kriegsrathe versammelten Prinzen und ritterlichen Herren hielten bald jede strategische Klugheit für Feigheit; sie wiesen in ihrem Uebermuthe sogar einen bewaffneten Zuzug von 6000 Pariser Bürgern zurück und bestanden darauf, daß eine entscheidende Schlacht geliefert werde. Dies ward in der That beschlossen und am 25. October 1415 ausgeführt. Die Schlacht fand in der Nähe des Schlachtfeldes von Crecy bei der Burg Azincourt (auch Agincourt) statt, nach welcher dieselbe nachher benannt wurde. Bei den Vorbereitungen zum Kampfe benahm man sich auf beiden Seiten gerade so, als wenn es sich um einen ritterlichen Zweikampf oder um ein Turnier handele: man schickte Boten und Herolde hinüber und herüber, um zur Schlacht herauszufordern und die Zeit derselben zu bestimmen. Doch hielt der Connetable, als die Heere auf einander trafen, seine Landsleute ab, daß sie nicht, wie bei Crecy und Poitiers, blindlings auf den Feind stürzten, sondern den Angriff der Engländer erwarteten. Dagegen nahm er keine Rücksicht darauf, daß die Hauptstärke der Engländer in ihren Bogenschützen bestand, welche in Europa ihres Gleichen nicht hatten. In Folge davon wurden die Franzosen nicht nur trotz ihrer

fünffachen Ueberzahl völlig geschlagen, sondern die Engländer erkauften auch den glänzendsten Sieg mit verhältnißmäßig sehr geringem Verluste; denn die gepanzerten Franzosen, welche unbesonnen vordrangen und ein vorsichtiges Zurückweichen für schimpflich hielten, wurden aus der Ferne mit Pfeilen getödtet. Nach den Angaben der Sieger blieben mehr als 8000 Ritter und Edelleute der Franzosen. Dies mag freilich übertrieben sein; aber es fielen doch auf Seiten der Franzosen ganz gewiß mehr als 100 Bannerherren, sowie 7 Grafen, die Herzoge von Brabant, von Bar und Alençon und der Connetable d'Albret. Auch wird durch das uns aufbewahrte Namensverzeichniß der Fürsten und Ritter, welche in der Schlacht bei Azincourt umkamen, die gleichfalls überlieferte Behauptung bestätigt, daß keine einzige angesehene Familie in Frankreich gewesen sei, die nicht einen Angehörigen zu beweinen gehabt hätte. Unter den Gefangenen, von welchen übrigens Heinrich anfangs einen großen Theil durch seine Bogenschützen hatte niederschießen lassen, befanden sich die Herzoge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Eu, Vendome und Richemont und der Marschall Boucicault. Gegen den Herzog von Orleans benahm sich Heinrich weder artig noch edelmüthig, wenn er anders denselben wirklich so anredete, wie eine Chronik berichtet; denn die ihm in den Mund gelegten Worte passen besser für einen Methodisten oder Pietisten, als für einen siegreichen König, der einen gefangenen Prinzen begrüßt. (On dit, soll er gesagt haben, que oncques plus grand detroy et desordonnance de voluptés, de péchés et de mauvais vices ne fut veu, que regnent aujourd'hui en France, et est pitié de l'ouir recorder et horreur aux écoutants, et si dieu est courroucé, ce n'est de merveilles, et nul ne doit s'en ebahir.) Die Herzoge von Orleans und Bourbon wurden nachher noch bis über Heinrich's Tod hinaus in England festgehalten. Karl von Orleans benutzte die Zeit seiner Haft, die bis 1439 dauerte, zu poetischen Arbeiten; ja er wurde der berühmteste unter den ritterlichen französischen Dichtern seiner Zeit. Alle übrigen Gefangenen wurden gegen Lösegeld freigegeben; doch entließ der König auch viele von ihnen auf ihr Ehrenwort, daß sie dasselbe später bezahlen würden. Uebrigens kehrte Heinrich vom Schlachtfelde aus nach England zurück.

Der Herzog von Burgund, welcher mit Heinrich lange über ein Bündniß unterhandelt hatte, rückte bald nach der Schlacht bei Azincourt mit seinen Truppen vor Paris, sah sich aber, nachdem er bei Lagny lange unthätig gelagert gewesen war, zur Rückkehr genöthigt. Seine Partei in Paris erlitt durch diesen fehlgeschlagenen Versuch eine große Niederlage. Caboche und seine Schinder, die Metzger mit ihrem Zunftmeister, wurden gedemüthigt, der souveraine Graf Ar-

magnac, welcher an der Spitze der Partei Orleans stand, ward an d'Albret's Stelle zur Würde eines Connetable erhoben, und als der Dauphin Ludwig, welcher gleich im Anfange des Krieges zum Generalstatthalter des Reiches (lieutenant du roi) ernannt worden war, schon im December 1415 starb, schien die Obergewalt in Frankreich ganz an den Grafen Armagnac zu fallen. Nicht blos das gesammte Kriegswesen kam unter diesen Grafen, weil er Connetable war, sondern auch die Finanzen wurden ganz in seine Hand gelegt, er war das, was man später Premierminister nannte und vergab die Commandanten-Stellen in den vielen Burgen und festen Städten, sowie alle übrigen Aemter. Sobald er sich in seiner Stelle festgesetzt hatte, ward auch wieder darauf angetragen, daß der Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans aufs neue begonnen werde. Jetzt kam der Herzog von Burgund auf den Gedanken, den neuen Dauphin Johann von Touraine, Karl's VI. zweiten Sohn, dadurch in Schrecken zu setzen, daß er sich scheinbar mit England innig verband, womit es ihm damals gewiß nicht ernst war. Er unterhandelte lange mit Heinrich V. und hatte endlich im September 1416 eine Unterredung mit ihm zu Calais, wo gemeinschaftlich mit dem König von England auch König Sigismund eingetroffen war. Die vertrauliche Verhandlung des Herzogs mit Heinrich hatte jedoch keinen Zeugen; das Ergebniß soll ein Vertrag gewesen sein, der sich unter den von Rymer gesammelten Urkunden der englischen Geschichte befindet. In diesem Vertrage heißt es: der Herzog von Burgund sei jetzt zu der Einsicht gekommen, daß Heinrich V. der rechtmäßige König von Frankreich sei, welchem bis dahin sein Erbe vorenthalten worden wäre; sobald sich daher derselbe in den Besitz eines ansehnlichen Theiles von Frankreich gesetzt haben werde, wolle ihm der Herzog alles leisten, was ein Vasall seinem Oberherrn schuldig sei. Außerdem verspricht der Herzog, während der Dauer des um den Besitz von Frankreich geführten Krieges seinerseits mit aller Macht die im Vertrage blos durch die Buchstaben A, B, C und D bezeichneten Herren und ihre Unterthanen, falls sie dem Könige von England nicht gehorchen wollten, mit den Waffen zu bekämpfen. Dieser Vertrag ist jedoch, trotz der entgegengesetzten Behauptung Villaret's und anderer gelehrten Franzosen, niemals unterschrieben oder förmlich ausgefertigt worden; er war, was auch die gelehrten Benedictiner, welche das Werk l'art de vérifier les dates verfaßt haben, und der neueste englische Geschichtschreiber, Lingard, anerkennen, ein bloßer Entwurf. Dies geht namentlich aus zwei Umständen hervor. Erstens hat König Heinrich V. weder vorher noch nachher bis zum Tode des Herzogs Johann von Burgund in allen Unterhandlungen je etwas Anderes

geltend gemacht, als seinen Anspruch an den souverainen Besitz der Länder Guyenne und Normandie, welche man nur als Lehen abtreten wollte. Zweitens befand sich der Dauphin Johann zur Zeit der angeblichen Abschließung jenes Vertrages bei dem Grafen von Hennegau, einem Schwager des Herzogs von Burgund, und dieser reiste nicht nur von Calais nach Compiegne, wo der Dauphin damals sich aufhielt, sondern er unterhandelte auch fortwährend freundlich mit Paris und erklärte sich erst, als der Dauphin Johann im April 1417 gestorben war, für England. Rapin Thoyras und Hume lassen den Letzteren irrthümlich schon im Jahre 1416 sterben und es ist deshalb bei ihnen Alles falsch motivirt.

Beim Tode des Dauphin Johann klagten beide Parteien, die burgundische und die Armagnac's, einander öffentlich der Vergiftung desselben an und der Herzog von Burgund legte in einem 1418 erlassenen Manifest die einzelnen Umstände dar, welche wahrscheinlich machen sollten, daß der Dauphin vergiftet worden sei. (Il trépassa tout enflé des joues, par la langue et les lèvres, ayant les yeux elevés et saillants, tellement que c'étoit grand pitié à voir, vu que cette forme de mourir est une manière, dont gens empoisonnés ont coutume de mourir.) Eine Untersuchung ward nicht angestellt. Uebrigens trat an des Gestorbenen Stelle Karl's VI. dritter Sohn, der nachherige König Karl VII. Von diesem Augenblicke an wurde die Verwirrung in Frankreich ärger, als sie je gewesen war; denn der neue Dauphin Karl war erst 14 Jahre alt und die Königin, welche der Graf von Armagnac wie eine Gefangene behandelte, ward beschuldigt, die burgundische Partei zu begünstigen. Sie hatte sich nach Vincennes begeben und ärgerte dort das Volk durch ihre Feste und Verschwendungen; selbst der wunderliche und lästige Putz der Königin und ihrer Hofdamen und Hoffräulein wird ihr von dem naiven Juvenal des Ursins, welcher unter Karl's VII. und Ludwig's XI. Regierung eine Geschichte Karl's VI. schrieb, sehr übel gedeutet. (Les dames et demoiselles, heißt es bei ihm, menoient grands et excessifs états et cornes, merveilleuses, hautes et longues, et avoient de chacun côté au lieu de bourlées deux grandes oreilles si larges, que, quand elles vouloient passer l'huis d'une chambre, il falloit qu'elles se tournassent de côté et baissassent, ou elles n'eussent pu passer.) Um sich der Königin zu entledigen, gebrauchte Armagnac den unglücklichen König selbst. Er bezeichnete ihm den Obersthofmeister der Königin, Ludwig Bourdon, als ihren begünstigten Liebhaber, und Karl VI. eilte sogleich selbst nach Vincennes, wo er den Beschuldigten verhaften ließ und dann augenblicklich wieder umkehrte, ohne die Königin gesehen zu haben. Der Gefangene ward grausam

gefoltert und man brachte ihn durch dieses Mittel leicht zu allen Aussagen, die man wünschte. Eben so willkürlich und tumultuarisch, als die gerichtliche Untersuchung, war die über ihn verhängte Strafe; er ward Nachts in einem ledernen Sack, welcher die Aufschrift: „Achtung vor der Strafe des Königs (laissez passer la justice du roi)“ hatte, durch die Stadt getragen und in die Seine geworfen. Die Königin selbst wurde nach Tours verbannt, wo man sie, nachdem ihre ganze Hofhaltung entlassen war, durch drei Aufseher überwachen ließ. Alle ihre Schätze, welche sie Klöstern oder Privatleuten anvertraut hatte, wurden vom Connetable und vom Dauphin ohne Weiteres in Besitz genommen. Nachdem die Königin bei Seite geschafft war, erlaubte sich Armagnac unter dem Namen des Dauphin die ärgsten Gewaltthaten und Erpressungen. Diese gaben dann dem Herzoge von Burgund Gelegenheit und Vorwand, als Vertheidiger der Rechte des unterdrückten Volkes und der mißhandelten, gefangenen Königin aufzutreten. Dagegen erließ die herrschende Partei fast jede Woche neue Erklärungen, in welchen der Herzog und seine Anhänger als Rebellen und Feinde der öffentlichen Ordnung bezeichnet waren, und der Dauphin forderte alle Unterthanen des Königs auf, Johann und seine Freunde zu verfolgen und als Hochverräther auszurotten. Der Herzog von Burgund blieb in seinen Manifesten den Armagnac's und ihrem Dauphin nichts schuldig. Er ließ in allen großen Städten Anschläge anheften und drohte in denselben, alle diejenigen bis aufs Aeußerste zu verfolgen und mit Feuer und Schwert zu vertilgen, welche die Armagnac's, die er Tyrannen, Mörder und Giftmischer nennt, unterstützen würden. Er ließ es aber nicht beim bloßen Schreiben und Schimpfen bewenden, sondern ermunterte auch den großen Haufen und die Pariser durch dieselben Mittel, deren sich unsere Republikaner zu bedienen pflegen, zum Abfall von der Regierung. Er versprach nämlich allen Städten und Orten, die sich für ihn erklären würden, die Befreiung von allen drückenden Abgaben (des aides, tailles, dixmes, gabelles et autres vexations, dont le pauvre peuple étoit grevé). Außerdem sammelte er ein Heer von Abenteurern, denen er vorerst seine eigenen Unterthanen preisgab, bis er sie in die Gegend von Paris führen könne. Dieses Heer vermehrte sich beständig, während zu gleicher Zeit König Heinrich V. von England bereits am 1. August 1417 wieder bei Honfleur (Harfleur südlich gegenüber) landete und bald den größten Theil der Normandie eroberte. Bald erklärten sich die Städte von Ponthieu, Picardie, Vermandois und Beauvoisis, sowie Rheims, Troyes, Auxerre und viele andere Orte und Landschaften für Burgund und fast an jedem Tage hörte man von neuen Städten, welche das burgundische Andreas-Kreuz zu ihrem

Feldzeichen gemacht hätten. Endlich drang der Herzog mit einem ansehnlichen Heere, welches jedoch gewiß nicht, wie Monstrelet sagt, 60,000 Mann stark war, bis zu den Mauern von Paris vor und besetzte alle umliegenden Burgen und Orte. Er war jetzt so mächtig, daß der Kaiser Sigismund, das Constanzer Concilium und der von diesem erwählte Papst Martin V. mit seinen Kardinälen Gesandte an ihn schickten und ihn als denjenigen anerkannten, dem die Verwaltung des französischen Reiches gesetzlich zukomme.

Da den französischen Königinnen bei der Minderjährigkeit oder Unfähigkeit der Könige ein Antheil an der Regierung verfassungsmäßig gebührte, so beschloß Johann der Unerschrockene, die Königin Isabella aus ihrer Haft zu befreien und zu seiner Verbündeten zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich. Er ließ die Königin aus der Abtei Marmoutier, in welche sie sich unter dem Vorwande, Messe zu hören, öfters begab, durch 800 Mann plötzlich wegführen und dann über Chartres nach Troyes geleiten (November 1417). Hier errichtete Isabella alsbald eine Gegen-Regentschaft. Sie bestellte außerdem, weil das Pariser Parlament orleanistisch sei, ein Parlament in Troyes, ließ ein eigenes Reichssiegel stechen und bediente sich in ihren Decreten, Edicten und Manifesten einer einleitenden Formel, durch welche sie die Regierungsgewalt als vom Könige selbst übertragen in Anspruch nahm (Isabelle par la grace de dieu royne de France, ayant pour l'occupation de Monseigneur le roi le gouvernement et administration du royaume par l'octroi irrevocable à nous sur ce fait par mon dit seigneur et son conseil). Auch ernannte sie den Herzog von Lothringen zum Connetable. Johann der Unerschrockene setzte sich nach der Befreiung der Königin mit seinen Pariser Demagogen in Verbindung, um sich durch dieselben den Eingang in die Hauptstadt des Reiches zu verschaffen, bei deren Bewohnern nicht blos der Graf Armagnac, sondern auch der junge Dauphin täglich verhaßter wurde. Die ganze zu diesem Zwecke angesponnene Kabale ward, wie Peter de Ferin sagt, von Lisle Adam, dem burgundischen Commandanten zu Pontoise, geleitet (avoit grandes accointances en la ville de Paris). Nachdem die Pariser Demagogen den ganzen Winter 1417 bis 18 hindurch gearbeitet hatten, um das geringe Volk für den Herzog von Burgund zu fanatisiren, stahl im Mai 1418 der junge Pariser Kaufmann Perrinet le Clerc, der sich beleidigt glaubte, bei Nacht die Schlüssel des Thores von St. Germain, welche sein Vater als Hauptmann eines Quartiers zu bewahren hatte, unter dem Kopfkissen desselben hinweg und öffnete das Thor einem burgundischen Truppen-Corps. Dieses bestand nur aus 800 Reisigen, welche Lisle Adam auf einen gegebenen Wink eilig zusammengerafft hatte.

während in der Stadt damals noch einige tausend Mann von dem Heere des Connetable lagen. Die Pariser Bürger vereinigten sich mit den einziehenden Burgundern, indem sie diese und den Frieden hoch leben ließen und dagegen Armagnac mit seiner Partei verwünschten. Vergebens suchte Armagnac sich zu verbergen, er wurde ebenso wie zwei Legaten des Papstes, der Erzbischof von Rheims und mehrere andere Bischöfe ins Gefängniß geworfen. Die Legaten und den Erzbischof setzte man zwar alsbald wieder in Freiheit, die Anderen aber blieben im Kerker, wo ihrer ein entsetzlicher Tod harrte. Die Schilderung, welche die naiven Chroniken jener Zeit von dem geben, was bei und unmittelbar nach dem Einbruch der Burgunder in Paris vorging, trifft wörtlich mit dem überein, was diese Stadt von 1789 bis 1794 erlitten hat; nur daß im 18. Jahrhundert der Pöbel, im 15. dagegen der Adel die Gräuel verübte. Von allen Seiten her strömten Frevler jeder Art in die Stadt, wo sie sich dann ihrer wilden Wuth und Mordlust überließen. Diese stieg aufs höchste, als der Prevot Tanneguy du Chatel, der sich mit dem Dauphin in die Bastille gerettet hatte, einen Ausfall machte. Er ward zurückgetrieben, entkam nachher mit dem Dauphin glücklich aus der Stadt und begab sich nach Melun; die burgundische Partei rächte sich aber durch eine allgemeine Ermordung der Orleanisten und durch die Plünderung der Häuser aller derer, die man im Verdacht hatte, daß sie dem Grafen Armagnac anhingen. Am 12. Juni 1418 wurden alle Gefängnisse erstürmt und in allen Straßen von Paris die grausamsten Mordthaten begangen. Man tödtete zuerst die Wachen und Gefängnißwärter und dann die Gefangenen, sowie jeden Anderen, der dem Pöbel verdächtig war. Die Wuth des wilden Haufens war so groß, daß selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont blieb und daß man bis über die Knöchel im Blute watete. Die Darstellungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber gleichen bis auf ein Haar den Pariser Scenen der ersten Tage des September 1792; uns schaudert aber, dergleichen Dinge zu beschreiben. Uebrigens ward das Morden nicht etwa blos von dem Gesindel, von dem niedrigsten Haufen der Stadt und von gedungenen Verbrechern verübt, sondern die Häupter der ersten Familien des französischen Reiches, ein Lisle Adam, ein Harcourt, ein Luxembourg, ein Fosseusse, ein Chevreuse und Andere munterten die Mörder dazu auf und unterstützten sie durch Reisige. Unter den gleich anfangs von der einen Mitternacht bis zur anderen Gemordeten, welche das Journal von Paris aufzählt und deren Zahl 1518 betragen haben soll, befanden sich, außer vielen anderen Männern und Frauen des ersten Ranges, der Connetable, der Kanzler Henry de Marle, der Sohn desselben und die Bischöfe von Coutance,

Bayeux, Evreux und Senlis. Die chronologische Geschichte Karl's VI. sagt, es seien während dieser blutigen Tage im Ganzen 3000 Menschen erschlagen oder ersäuft worden. Nach dem Morden kamen der Herzog von Burgund und die Königin in die Stadt und übernahmen die Regierung; sie gebrauchten den König ebenso, wie ihn die Armagnac's gebraucht hatten (car le roi estoit du tout content des Bouguignons et des Armagnacs, et peu lui chaloit et lui estoit comme indifférent comme tout allast. Chacun qui avoit de lui connaissance pouvoit bien savoir l'estat triste et lamentable où il se trouvoit).

Das Reich schien damals seiner Auflösung nahe. Der Dauphin Karl, der sich in der nächsten Zeit zu Bourges aufhielt, erklärte sich zum Regenten und folgte in allen Dingen den Rathschlägen seines Tanneguy du Chatel und der Armagnac'schen Partei. Der König von England hatte bereits die ganze Normandie bis auf Cherbourg und Rouen besetzt und sieben Monate später waren auch diese beiden festen Städte in seine Gewalt gefallen. Der Herzog von Bretagne und die Titularkönigin von Sicilien als Vormünderin ihres Sohnes, des Herzogs von Anjou und Maine, wurden ihrer Lehenspflicht gegen Frankreich ungetreu und schlossen einen Waffenstillstand, ohne an die Pflichten zu denken, die sie dem König Karl VI. schuldig waren; im Süden des Reiches führten die souverainen Grafen von Foix, von Cominges und von Armagnac, welche zur Partei des Dauphin gehörten, Krieg gegen den auf burgundischer Seite stehenden Prinzen von Oranien, wobei sie jedoch wie dieser unter dem Schein von Parteizwecken ihre eigenen Vortheile verfolgten; und zu derselben Zeit, als Paris der Schauplatz von schauderhaften Mordthaten war und zwei Connetables, zwei Parlamente, zwei Regentschaften einander bekriegten, besetzte der Prinz von Oranien die Städte von Languedoc und ließ dort die Regentschaft der Königin und des Herzogs von Burgund anerkennen. Endlich schien die Einnahme von Rouen eine andere Stimmung hervorzubringen. Die Stadt, welche zwar dem Herzog von Burgund anhing, aber durchaus nicht wieder englisch werden wollte, hatte eine fünfmonatliche Belagerung mit allen ihren Leiden ausgehalten, bevor sie sich (Januar 1419) dem König Heinrich ergab. Dies machte einen Augenblick den Dauphin oder vielmehr seine Rathgeber zu einer Aussöhnung mit der Königin und dem Herzoge von Burgund geneigt, nachdem im vorhergehenden Jahre ein Versuch des Herzogs von Bretagne und der päpstlichen Legaten, einen Vergleich zu Stande zu bringen, gescheitert war. Beide Theile gingen auf eine Unterhandlung ein; allein diese hatte wieder keinen Erfolg. Der Herzog von Burgund suchte daher den König Heinrich von Eng-

land, der sich bereits auf den Münzen, die er in Rouen schlagen ließ, König von Frankreich nannte, für sich und für die Königin zu gewinnen. Er begab sich mit Isabella nach Pontoise, Heinrich kam in die nahe gelegene Stadt Mantes und es ward dann auf dem sogenannten Katzenfeld bei Meulant an der Seine in einem auf zwei Seiten mit Pallisaden eingeschlossenen offenen Raume in Gegenwart der beiderseitigen Heere eine Zusammenkunft zwischen beiden Theilen gehalten. Der Herzog und die Königin waren von der Tochter des Königs Karl, Katharina, begleitet, die dem englischen Könige schon längst zur Gemahlin angeboten worden war und von deren Reizen man die Erlangung besserer Bedingungen erwartete. In der That machte auch die Schönheit der Prinzessin einen sichtbaren Eindruck auf Heinrich; dessen ungeachtet gab er aber in Betreff des Hauptpunktes, seines Anspruches an Frankreich, nicht nach. Während diese Unterhandlungen mit England noch fortdauerten, versuchte Tanneguy du Chatel, welcher deshalb selbst nach Pontoise kam, eine Aussöhnung zwischen dem Dauphin und Johann dem Unerschrockenen zu Stande zu bringen. Du Chatel wußte des Letzteren Leute und eine seiner Geliebten, eine Frau von Giac, zu gewinnen und so gelang es ihm, im Juni 1419, den Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Dauphin zu bewegen. Diese Zusammenkunft ward am 11. Juli 1419 zu Pouilly le Fort zwischen Melun und Corbeil gehalten; das Ergebniß derselben war eine Aussöhnung, welche der Herzog und der Dauphin durch die heiligsten, vor dem Bischof von Laon, als Legaten des Papstes, auf die Evangelien und auf das Crucifix abgelegten Eide beschworen. Was zwischen Beiden mündlich ausgemacht worden war, wurde nachher schriftlich aufgesetzt, von beiden Theilen unterschrieben und bestätigt und dann dem Pariser Parlament mitgetheilt. Vermöge dieses Vertrages sollten künftig der Dauphin und der Herzog von Burgund die Regierung im Namen des Königs gemeinschaftlich führen.

Alle Städte des Reiches feierten die Beendigung des unseligen Zwistes der königlichen Familie durch lauten Jubel und durch Festlichkeiten aller Art. Wie nöthig die Eintracht war, zeigte sich gerade wieder, als ein englisches Heer unter dem Captal de Buch Pontoise erstürmte, dort große Geldvorräthe wegnahm und einzelne Schaaren bis vor Paris streiften. Aber die Hoffnung auf inneren Frieden dauerte nicht lange. Der Dauphin Karl war seit dem Tode des Grafen Armagnac in der Gewalt des ganz gewissenlosen Tanneguy du Chatel und dieser faßte mit seinen ritterlichen Freunden, dem Vicomte de Narbonne, den Herren von Barbazan, von Gitery und Anderen, welche noch immer wegen der Tödtung des Herzogs von Orleans

durch Johann erbittert und über die Mittel, dieselbe zu rächen, nicht bedenklich waren, den Entschluß, sich des lästigen Herzogs von Burgund durch Meuchelmord zu entledigen. Der 15jährige Dauphin ward zu einer ähnlichen That beredet, wie diejenige war, welche Johann einst an dem Herzoge von Orleans verübt hatte. Zur Ausführung dieser That bestimmte man die Gelegenheit einer nochmaligen Zusammenkunft, welche nach der zu Pouilly getroffenen Verabredung zwischen Johann und dem Dauphin am 18. August stattfinden sollte. Jeder der beiden Prinzen fürchtete sich vor den bösen Absichten des anderen; die Zusammenkunft ward deshalb von Woche zu Woche verschoben; endlich setzte man sie auf den 10. September fest. Der Herzog von Burgund fühlte zwar, als dieser Tag herannahte, neue Bedenklichkeiten; Tanneguy du Chatel wandte sich aber an dieselbe Dame, welche den Herzog früher zur Aussöhnung mit dem Dauphin bewogen hatte, und diese bewirkte, daß er sich endlich zu der Unterredung mit dem Dauphin entschloß. Die Zusammenkunft fand wirklich an dem bestimmten Tage zu Montereau Statt und zwar auf der Yonne-Brücke. Diese war durch doppelte Schranken so getheilt worden, daß in der Mitte ein für die Zusammenkunft bestimmter Raum blieb, in welchen dann der Herzog und der Dauphin mit je zehn Begleitern eintraten, während die 400 Mann, welche jeder von Beiden nach Montereau mitgebracht hatte, in einer bestimmten Entfernung zurückblieben. Unter den Begleitern des Dauphin, welche der Zusammenkunft beiwohnten, finden wir Tanneguy du Chatel, Barbazan, den Vicomte de Narbonne und andere Creaturen Armagnac's, welche durch dessen Mord tödtlich beleidigt waren. Viele von ihnen hatten Streitäxte mitgebracht und trugen unter ihren Kleidern einen Panzer (armés à couvert), während die Leute des Herzogs von Burgund blos Schwerter und Waffenröcke hatten. Außerdem war von den Ersteren eine Anzahl Leute in die bei der Brücke liegenden Häuser versteckt worden und man hatte wahrscheinlich den Herzog von Burgund zu täuschen gewußt, als derselbe diese Häuser durchsuchen ließ. Das Gespräch begann freundlich, doch hielt sich der Herzog von Burgund etwas entfernt, bis du Chatel ihn vorwärts stieß und die Thüre der Schranken schloß. Zu gleicher Zeit gab ein anderer Begleiter des Dauphin, der Präsident der Provence, Louvet, das verabredete Signal und nun hieb du Chatel mit seiner Axt auf den Herzog, sowie der Vicomte de Narbonne auf den Herrn von Noailles, welcher den Herzog schützen wollte; die aus den nahen Häusern hervorbrechenden Mörder aber vollendeten die schauderhafte Gräuelthat. Der Herzog von Burgund wurde erschlagen und auch Noailles fiel unter den Streichen der Mörder, die anderen Begleiter des Herzogs wurden

gefangen genommen mit alleiniger Ausnahme des Herrn von Montagu, welcher über die Schranken sprang und entkam. Nach dem 13 Seiten füllenden Auszug aus den Denkschriften über diesen Mord war die kannibalische Wuth der hochadeligen Mörder des 12. Jahrhunderts eben so groß, als die der radikalen Mörder des 18. (L'animosité des assassins, heißt es dort, fut telle, que chacun prit un morceau de la robe du duc et le porta comme une marque honorifique de cet affreux exploit. Du Chastel d'un des eperons noirs du duc fit faire un etuy pour enchasser la hache au bec de faucon dont il s'étoit servi.) Uebrigens lassen sich in Betreff der einzelnen Umstände der Mordscene die verschiedenen Erzählungen nicht in Einklang bringen, obgleich in der Hauptsache alle Berichte übereinstimmen. Inwiefern der Dauphin selbst bei der schändlichen That betheiligt war, ist nicht der Mühe werth zu untersuchen.

Die Ermordung des Herzogs von Burgund erbitterte besonders den Norden und Westen von Frankreich, weil die Leute, welche den Dauphin regierten und die That angestiftet hatten, in der Bretagne oder im Süden ansässig waren und aus diesem Grunde nicht für Franzosen galten (le dauphin estoit gouverné en ce tems par les seigneurs de Barbazan, Tanneguy du Chastel, le vicomte de Narbonne, le seigneur de Gitery et plusieurs autres, qui point n'estoient du royaume de France). Es erhob sich deshalb zugleich von diesen beiden Seiten und von Burgund her ein heftiger Sturm gegen den Dauphin und gegen alle seine Anhänger. Die Unzufriedenen fanden nicht nur an der Königin, in deren Gewalt der König war, einen Stützpunkt, sondern auch an dem Sohne und Erben des gemordeten Herzogs, Philipp dem Guten, und an seinem Neffen, dem Grafen von St. Paul, welcher, obgleich er erst im 14. Lebensjahre stand, von seinem Oheim als Stellvertreter des Königs und als Gouverneur von Paris zurückgelassen worden war und vorzugsweise vom Kanzler de Baitre geleitet wurde. Die Königin erließ an alle Städte des Reiches Rundschreiben gegen ihren Sohn und, wie es hieß, gegen seine Mitschuldigen, die Mörder des Herzogs von Burgund; in diesen Briefen wurde Namens des Königs allen Unterthanen befohlen, die Dienste seines Sohnes Karl zu verlassen, und damit, wie die Worte lauteten, jedermann die Schlechtigkeit des besagten Karl kennen lerne, so sollten die Briefe jede Woche aufs neue bekannt gemacht werden. In Paris erregte der laute Unwille über die Ermordung des Herzogs wilde Wuth, die rothe Schärpe und das Andreas-Kreuz erschienen wieder als Parteizeichen und der Adel, die Klerisei und die Mitglieder der Gerichte legten in die Hände des Grafen von St. Paul einen Eid ab, daß sie den Tod des Herzogs

rächen wollten. Auch ertheilte die Stadt Paris dem Grafen von St. Paul oder vielmehr dem Kanzler de Baitre und einigen der vornehmsten Bürger Auftrag und Vollmacht, mit dem Könige von England eine Uebereinkunft zu treffen. Alle die Städte aber, welche, ohne dem Herzoge anzugehören, seine Partei ergriffen hatten, schlossen unter einander und mit Paris einen engen Bund zur Selbsterhaltung. Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welcher die Nachricht vom Tode seines Vaters in Gent erhielt, überließ sich, da er erst 23 Jahre alt war, blindlings seinen Empfindungen. Er schickte den Marschall von Burgund zum König und zur Königin und suchte sie zu einer unnatürlichen Verbindung mit Heinrich V. von England zu bewegen, welcher seinen sonderbaren Anspruch an das französische Königthum durch eine Vermählung mit Isabeau's Tochter Katharina fester zu begründen strebte und im Laufe des Jahres 1419 nördlich und östlich von Paris eine Stadt nach der anderen eroberte. Wirklich begannen auch noch im September die Unterhandlungen zwischen Heinrich's Bevollmächtigten und den Gegnern des Dauphin und schon im November ward ein Waffenstillstand für Paris geschlossen, welcher nachher im December in einen allgemeinen verwandelt wurde. Der Dauphin hatte unterdessen den Herzog der Bretagne zu gewinnen und sich im Süden des Reiches festzusetzen gesucht. Hier hatte er Touraine, Poitou und Languedoc durchzogen, die Statthalterschaft der zuletzt genannten Provinz dem Grafen von Clermont übertragen, das Parlament von Toulouse wieder hergestellt, die Städte Nismes und Pont St. Esprit, welche Johann der Unerschrockene dem Prinzen von Oranien übergeben hatte, diesem wieder entrissen und die oranischen Truppen aus der ganzen Provinz verjagt. Er hatte außerdem durch Gesandte die Könige von Castilien und von Aragonien, sowie den Regenten von Schottland um Hülfe ersuchen lassen.

Während durch den Dauphin in den letzten Monaten des Jahres 1419 das südliche Frankreich ganz von den Anhängern des Herzogs von Burgund gesäubert ward, veranstalteten Philipp der Gute und die Königin einen großen Congreß zu Arras, um mit Heinrich V. über den Frieden zu unterhandeln. Außer den Gesandten Philipp's und der Königin erschienen daselbst auch Abgeordnete der vornehmsten Städte Frankreichs, sowie der Graf von St. Paul, welcher als Statthalter von Paris im Namen des Königs den Unterhandlungen beiwohnen sollte. Man kam über folgende Friedens-Präliminarien überein: der König von England solle die Prinzessin Katharina zur Gemahlin erhalten und sein Schwiegervater Karl bis an seinen Tod König von Frankreich bleiben, nachher aber sollte das Königreich an Heinrich und seine Erben fallen. Ferner solle, da König Karl aner-

kannter Maaßen unfähig sei, die Regierung zu führen, die Regentschaft einstweilen dem König Heinrich überlassen werden. Diesem sollten die Bürger jedes Standes die Huldigung leisten, indem sie zugleich versprächen, daß sie ihn gleich nach Karl's Tode als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen wollten. Nachdem diese Präliminarien angenommen waren, wurde ein Waffenstillstand gewährt, welcher bis zum März 1420 dauern sollte, von dem aber der Dauphin und dessen Anhänger (nommés Armagnacs) ausdrücklich ausgeschlossen wurden. Der Friede selbst ward im Mai 1420 zu Troyes abgeschlossen, wo sich der König Karl und seine Gemahlin aufhielten. Er wurde dort am 21. Mai unterzeichnet, nachdem Heinrich am Tage vorher mit 12,000 Mann angekommen war. Dieser ganz widersinnige und unnatürliche Vertrag, welcher von dem damals schon längere Zeit völlig wahnsinnigen König Karl zum Nachtheil seines eigenen Sohnes unterschrieben wurde, schloß den Dauphin ganz von der Nachfolge aus und knüpfte Frankreich und England als Ein Reich (perpetuellement et indivisément) innig zusammen; einstweilen wurde Heinrich als héritier de France bezeichnet. Die Aufnahme, die der Vertrag bei einem großen Theil der Franzosen fand, ist nur aus der Noth der Zeit, welche durch eine unerhörte Theurung gesteigert war, zu erklären. Am 2. Juni wurde zu Troyes Heinrich's Vermählung mit Katharina vollzogen. Er eroberte nachher Montereau, von wo er die Leiche des ermordeten Herzogs Johann in die Familiengruft nach Dijon bringen ließ. Hierauf nahm er Melun, dessen Besatzung kräftigen Widerstand leistete, und andere feste Plätze in Frankreich und hielt dann am 1. December seinen Einzug in Paris. Dieser Einzug war prachtvoll; denn Heinrich führte den König nach Paris zurück und war von vielen vornehmen burgundischen und englischen Herren, sowie von zwei Königinnen, seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin, begleitet. Gleich darauf ward in Paris eine sogenannte allgemeine Ständeversammlung gehalten; diese bestand aber zum Theil aus Engländern und es hatten in ihr sogar verschiedene englische Große zum Verdruß des Herzogs von Burgund den Vorrang vor diesem. Auch war ein gezwungenes Anlehen, welches beschlossen wurde, und die vorgenommene bedeutende Verschlechterung der Münze, die den achten Theil des im Reiche umlaufenden Silbergeldes an Heinrich brachte, nicht geeignet, dem neuen Regenten das Zutrauen des Volkes zu gewinnen. Uebrigens bestätigte und beschwor die Ständeversammlung, sowie das Pariser Parlament und die Universität den Vertrag von Troyes. Nachher sollte das Parlament in Gemeinschaft mit dem königlichen Rathe über die Klage, welche Philipp von Burgund gegen die Mörder seines Vaters erhob, Recht

sprechen. Dieses Gericht begann wirklich einen Proceß gegen die Urheber des Mordes und der Kanzler versprach, daß im Namen des Königs Heinrich erkannt werden solle, was Rechtens sei. Auch wurde der Dauphin zur Verantwortung vorgeladen, er erschien aber nicht. Die Gerichtsverhandlung endigte damit, daß Heinrich im Namen des Königs Karl ein Contumaz-Urtheil gegen die Mörder Johann's erließ. Ob auch der Dauphin schuldig erkannt und unter den Mördern aufgeführt worden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Der Geschichtschreiber Mezeray behauptet dies zwar und auch eine scheinbar urkundliche Nachricht in den Annotationen zur Geschichte des Juvenal des Ursins spricht sich so aus; allein der Name des Dauphin findet sich in dem erwähnten Contumaz-Urtheile nicht, sondern blos in dem vom Parlament ausgegebenen Entwurfe dieses Urtheils (le dauphin, heißt es in dem letzteren, et ses complices, meurtriers du duc de Bourgogne, sont déclarés criminels de lèze majesté au premier dégré et comme tels indignes et privés de toutes honneurs, successions et dignités, leurs sujets et vassaux déliés de tous sermens de féauté). Die meisten Franzosen leugnen daher auch, daß der Dauphin namentlich verurtheilt worden sei.

Von jetzt an bestanden in Frankreich zwei Regierungen, zwei Parlamente und zwiefache oberste Stellen. Auf der einen Seite suchte sich der englische König, auf der anderen der Dauphin als Regent geltend zu machen und beide hatten ihre Anhänger. Der Dauphin mußte sich, nachdem Heinrich in Paris als Stellvertreter und Nachfolger Karl's ausgerufen worden war, hinter die Loire zurückziehen und es seinen Leuten überlassen, die einzelnen festen Plätze im Norden dieses Flusses so lange als möglich zu behaupten. Das letztere gelang den Anhängern des Dauphin, welche im Kampfe mit ihren Gegnern durch Heinrich's Verhältniß zu den Schotten begünstigt wurden. Schottland ward nämlich damals ebenfalls in die französischen Händel verwickelt. Der Herzog von Albany herrschte in diesem Lande noch immer als Regent, da König Robert III. zwar mittlerweile gestorben war, sein Sohn und Nachfolger Jakob I. aber sich fortwährend in englischer Gefangenschaft befand. Dieser Regent erklärte sich, während Jakob vom englischen König gewonnen wurde, für den Dauphin von Frankreich und schickte ihm 5- oder 7000 Schotten unter der Führung seines Sohnes, des Grafen von Buchan, zu Hülfe. Im Jahre 1421 nun, als König Heinrich nach England zurückgekehrt war und mit seiner Gemahlin wie im Triumph durch die Städte zog, glaubte sein Bruder, der Herzog von Clarence, den er zum Statthalter der Normandie ernannt und mit dem Oberbefehl über die zurückgelassenen Truppen betraut hatte, die Provinz Anjou erobern zu

können, stieß aber auf das dem Dauphin zu Hülfe geschickte schottische Heer und ward bei Beaugé völlig geschlagen. 1200 Engländer blieben todt auf dem Schlachtfelde, unter ihnen auch der Herzog von Clarence, welcher zuerst von dem Ritter Sir John Swynton verwundet und nachher vom Grafen von Buchan selbst mit der Streitaxt getödtet worden war. Dieser glänzende Sieg, welcher vorzugsweise dem schottischen Oberanführer, sowie dem Grafen von Wigton und dem Lord Stuart von Darnley zugeschrieben wurde, richtete den Muth der ganz niedergeschlagenen Partei des Dauphin wieder auf. Heinrich eilte auf die Nachricht von der Niederlage seines Bruders nach Frankreich zurück und der Krieg begann jetzt mit verdoppelter Heftigkeit, führte aber zu keinem bestimmten Ergebniß, da der Dauphin sich in Acht nahm, entscheidende Schlachten zu wagen und die Belagerung der einzelnen Städte den König von England oft Monate lang aufhielt. Das letztere war besonders der Fall, als er im October 1421 die Stadt Meaux angriff; denn die aus tausend Franzosen, Schotten und Irländern bestehende Besatzung, befehligt von dem grausamen Bastard de Vauru, einem alten Anhänger der Armagnac's, vertheidigte sich sieben Monate lang gegen das ganze englische Heer, so daß die Stadt selbst zwar im Februar 1422 erstürmt wurde, die Burg aber sich erst im Mai ergab. Schon im folgenden Monat erkrankte Heinrich, auf einem Zug nach der Loire begriffen, sehr gefährlich; er ließ sich nach Vincennes bringen, traf mit vollem Bewußtsein die letzten Anordnungen und am 31. August 1422 erlag er, etwa 35 Jahre alt, der Krankheit. Während seiner Regierung zeigte er nicht nur Entschlossenheit und unermüdliche Thätigkeit, sondern er galt für einen sittenstrengen, kirchlich frommen Fürsten, der eifrig das Recht der Armen schützte und der einen Kreuzzug als sein künftiges Lebensziel betrachtete; besonders aber rühmte man seine Vorliebe für die englische Muttersprache. Nachdem man seiner Leiche in St. Denis ein Todtenamt gehalten, wurde dieselbe über Calais und Dover nach London gebracht und in der Westminster-Abtei mit ungemeiner Pracht bestattet. Wenige Wochen nachher (im October) starb auch Karl VI. von Frankreich. Er war in seinen letzten Tagen so sehr vernachlässigt worden, daß durch eine besondere Verordnung, die sich im Parlaments-Protokoll findet, vorgeschrieben werden mußte, es solle so viel von seiner fahrenden Habe versteigert werden, als nöthig sei, um die Kosten seiner Bestattung zu bestreiten (que par préprovision on vendroit le plus profitablement que faire se pourroit des biens meubles du feu roi jusqu'à la somme, qui seroit necessaire pour faire accomplir ses funerailles).

5. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VII. und Heinrich VI. bis auf den Frieden von Arras.

Nach Karl's VI. Tode nahm der Dauphin als Karl VII. sogleich den Königstitel an. Da weder Rheims noch Paris in seiner Gewalt war, so ließ er sich einstweilen zu Poitiers krönen; die Salbung in Rheims wurde für bessere Zeiten vorbehalten. In England veranlaßte der Tod Heinrich's V. die Pairs zu einem Schritte, welcher schon lange vorbereitet worden war. Sie hatten nämlich früher diesem Könige erklärt, daß ihnen die im Frieden von Troyes beschlossene Vereinigung von Frankreich und England mißfalle, weil dieselbe ihren Rechten nachtheilig zu werden drohe, und gleich nach dem Tode Heinrich's V. bewiesen sie, daß sie diese Rechte gegen seine Eingriffe zu schützen verständen. Heinrich hatte vor seinem Ende mündlich die Verfügung getroffen, daß während der Minderjährigkeit seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrich's VI., welcher erst neun Monate alt war, sein ältester Bruder, der Herzog von Bedford, die Regentschaft von Frankreich, sein zweiter Bruder aber, der Herzog von Glocester, die von England führen solle. Dieser Verfügung gemäß trat der Letztere gleich nach dem Tode des Königs als Regent von England auf und forderte, als das Parlament in der Mitte des November sich versammelte, von demselben die Anerkennung der ihm durch seinen Bruder übertragenen Gewalt. Die Pairs wiesen aber, nachdem sie das Archiv befragt und den Ausspruch der zwölf Richter eingeholt hatten, Glocester's Forderung zurück und trafen, ohne Rücksicht auf Heinrich's V. Anordnung, für sich allein eine neue Einrichtung. Sie erklärten: jene Forderung widerstreite dem Herkommen und der Constitution; Heinrich V. habe kein Recht gehabt, über die Regierung des Reiches zu verfügen; die Titel Regent, Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi), Gouverneur oder Vormund seien nicht zulässig, weil sie den Begriff von Souverainetät enthielten; es müsse daher durch die Pairs ein Regentschaftsrath bestellt werden; als Präsidenten wollten sie den Herzog von Bedford nach hergebrachter Weise unter dem Titel Protector des Königreichs und der Kirche von England anerkennen; so lange aber Bedford in Frankreich sei, dürfe der Herzog von Glocester in England seine Stelle vertreten. Auch ernannten die Pairs in der That sogleich einen Kanzler, einen Schatzmeister, einen Siegelbewahrer (privy seal) und 16 Räthe, welche unter dem Vorsitze Bedford's oder seines Bruders die Regierung führen sollten.

Die Lage Karl's VII. von Frankreich war gleich anfangs in jeder Beziehung sehr bedenklich. Sein Gegner Bedford besaß alle Vorzüge

Heinrich's V., ohne dabei wie dieser brutal, hochmüthig und grausam zu sein. Karl VII. dagegen hatte keine einzige ausgezeichnete Eigenschaft. Er war gutmüthig, aber auch schwach, und machte, wie die guten Leute pflegen, den wahren Freunden des Vaterlandes das Leben sehr sauer. Er ließ sich von seinen Lieblingen und zwar nicht nur von den Männern, denen er seine Gunst schenkte, sondern auch von den Weibern und Mädchen, denen er huldigte, unbedingt leiten. Dies war so sehr der Fall, daß einst Tanneguy du Chatel, einer seiner Lieblinge, es wagen durfte, den Grafen Dauphin von Auvergne vor den Augen des Königs niederzustoßen. Unter seinen vielen Geliebten ist die schöne Agnes Sorel von den französischen Geschichtschreibern unmäßig gepriesen worden, weil sie im Augenblick der Gefahr dem König Karl Standhaftigkeit einzuflößen wußte. Diese Eigenschaft fehlte ihm, wie jede andere männliche Tugend, ganz und gar. Selbst als die Männer, die sich in dem englisch-französischen Kriege von 1423 bis 1428 unsterblichen Ruhm erworben hatten, ein Graf Dunois, ein la Hire, ein Graf Richemont und Andere, den Nationalsinn der Franzosen in Flammen setzten und durch Begeisterung Unglaubliches zu erreichen wußten, war es nicht der König, der die Nation weckte, anführte und durch sein Beispiel zum Kampfe ermunterte, sondern man bediente sich des Gaukelspiels einer von Gott zur Rettung ihres Vaterlandes mit Wunderkraft ausgerüsteten Jungfrau. Endlich war Karl VII. auch auf eine sehr geringe Macht beschränkt. Er besaß, als er sich in Poitiers krönen ließ, fast nichts als die Provinz Berry, weshalb man ihn auch nach der Hauptstadt derselben spottweise den König von Bourges nannte. Während nämlich der Herzog von Bedford als Stellvertreter seines Neffen, Heinrich's VI., in Paris und in der ganzen Provinz Isle de France, in der Normandie, in Brie, in der Champagne, in der Picardie, in Ponthieu, Boulonais und Calaisis bis an die Grenzen von Flandern, sowie im Süden (im Lande Aquitanien) bis an die Pyrenäen und den Ocean herrschte, hatte Karl VII. nur mit Mühe das zuerst vom Prinzen von Oranien und dann vom Grafen von Foix besetzt gehaltene Languedoc wieder unterworfen und ward außerdem nur in der Dauphiné, in Auvergne, in Bourbonnais, Berry, Poitou, Saintonge, Touraine und Orleanais, sowie in einem Theile von Anjou anerkannt. Der Herzog von Bretagne, welchen Bedford für sich zu gewinnen suchte, schwankte zwischen England und Frankreich; sein Bruder aber, der Graf von Richemont, wandte sich nur für kurze Zeit der burgundischen Partei zu, indem er sich mit Herzog Philipp's Schwester Margaretha vermählte; später wurde er eine Hauptstütze Karl's VII.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen würde, da auch Karl's VII. Finanzen, seine ganze Verwaltung und sein Kriegswesen sich in der größten Verwirrung befanden, Frankreich 1424 und 1425 seinem Schicksale gänzlich erlegen sein, wenn damals nicht der Herzog von Glocester den von Bedford ganz gewonnenen Herzog von Burgund beleidigt hätte; denn da ohne die Mithülfe des Letzteren die Engländer sich in Frankreich nicht behaupten konnten, so mußte Bedford einige Zeit hindurch seine Aufmerksamkeit auf den Streit seines Bruders mit Burgund richten und dies verschaffte den Feldherren, welche aus Patriotismus Karl's VII. Sache führten, eine gerade in jenem Augenblicke sehr vortheilhafte Frist. Die Streitigkeit zwischen Philipp dem Guten von Burgund und dem Herzoge von Glocester drehte sich um eine Heirathsangelegenheit oder vielmehr um den Besitz von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau. Diese Länder hatte nämlich die Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau 1417 von ihrem Vater Wilhelm VI. geerbt und es war Aussicht vorhanden, daß dieselben in Zukunft an Burgund kämen, weil Jakobäa mit Johann von Brabant, einem Vetter des Herzogs Philipp von Burgund, vermählt war; auch vererbte später Johann wirklich, da er ebenso wie sein Bruder, Philipp von St. Paul, keine Nachkommen hinterließ, seine Länder an den Herzog von Burgund. Jene Aussicht schien jedoch zu verschwinden, als Jakobäa ihren Gemahl böslich verließ und ihre Hand dem Herzoge von Glocester anbot. Dieser konnte der Versuchung, mit ihr das reichste Erbe in Europa zu erlangen, nicht widerstehen, obgleich Jakobäa nichts weniger als reizend und, wie ihr Proceß mit ihrem früheren Gemahle beweist, noch dazu sehr schamlos war. Er vermählte sich mit ihr, nachdem Jakobäa sich von England aus eine Ehescheidung durch den abgesetzten aragonischen Papst Benedict XIII. erwirkt hatte. Als Vorwand zur Scheidung hatte sie den Umstand geltend gemacht, daß sie mit Johann von Brabant zu nahe verwandt wäre, obgleich vor ihrer Vermählung mit ihm eine Dispensation bei dem Constanzer Concilium eingeholt worden war. Philipp der Gute von Burgund nahm sich aber der Sache seines Vetters, die seine eigene war, kräftig an und gerieth so mit Glocester in die heftigste Feindschaft. Vergebens suchte der Herzog von Bedford seinen Bruder zu bewegen, daß er die Frage, ob seine Ehe oder die des Herzogs von Brabant gesetzlich gültig wäre, durch den Papst (Martin V.) entscheiden lasse; der Herzog von Glocester griff zu den Waffen, um dem Herzoge von Brabant, welcher im Besitze der Länder der Jakobäa war, diese gewaltsam zu entreißen. Er landete (1424) in Calais und eroberte wirklich einen großen Theil des Hennegau. Philipp von Burgund

bot aber seine ganze Macht gegen ihn auf und zog selbst diejenigen seiner Truppen, welche beim Heere Bedford's waren, an sich. Es war ein Glück für ihn, daß weder der englische Regentschaftsrath, dessen Präsident Glocester in Abwesenheit seines Bruders war, noch die Stände von Hennegau sich der Sache des Herzogs von Glocester und seiner Gemahlin ernstlich annehmen wollten. Die Stände hatten keine Lust, sich um der Jakobäa willen den Feindseligkeiten der Brabanter und Burgunder auszusetzen und die Engländer hinderte der Herzog von Bedford, für seines Bruders schlechte Sache zu fechten. Bald nachher kehrte Glocester nach England zurück und überließ der Jakobäa selbst die Fortsetzung des Kampfes, da sie eine halbe Amazone war. Von England aus schickte er eine Herausforderung an den Herzog von Burgund, um den Streit durch einen Zweikampf auszumachen, der in Gegenwart des Herzogs von Bedford gehalten werden solle. Auch erklärte sich Philipp sogleich dazu bereit. Die Wuth, welche beide Herzoge hierdurch zu erkennen gaben, rührte jedoch nicht etwa von dem Eifer des Einen für seinen Vetter und von der Liebe des Anderen zu seiner Gemahlin her, sondern Beide wurden nur von ihrem Eigennutz geleitet; der Herzog von Glocester hatte sogar, als er nach Calais kam, seine Geliebte, Eleonore Cobham, das Weib eines anderen Mannes, bei sich. Uebrigens fand der Zweikampf nachher doch nicht Statt. Jakobäa fiel bald in die Gewalt der Burgunder. Sie blieb eine Zeit lang zu Gent in Haft, während von Martin V. ein für sie höchst ungünstiges Schreiben eintraf, in welchem sogar ihr Gemahl, Herzog Humphrey (Humfried) von Glocester, mit dem Banne bedroht war. Sie entwischte jedoch in männlicher Kleidung nach der holländischen Grenze und fand Schutz bei den Holländern und Westfriesen, welche dann dafür durch den Herzog von Burgund bekriegt wurden (1426). Dieser Krieg dauerte zwei Jahre und der Herzog von Glocester schickte in demselben der Jakobäa einige hundert Ritter zu Hülfe, obwohl er damals öffentlich mit der ausschweifenden Eleonore Cobham zusammen lebte, die er auch später heirathete. Endlich wurde 1428 durch die Dazwischenkunft des Herzogs von Bedford und der englischen Regentschaft der ganze Streit beigelegt, weil derselbe die Fortsetzung des Krieges mit Karl VII. hinderte und die Engländer der burgundischen Hülfe zu berauben drohte. Glocester ward nicht allein vom Regentschaftsrath sehr streng getadelt, weil er Truppen zur Aufrechthaltung der Ansprüche der Jakobäa abgeschickt hatte, sondern der Herzog von Bedford verwehrte auch nachher, als Glocester die Holländer aufs neue unterstützen wollte, dies nachdrücklich. Endlich mußte Glocester die Jakobäa aufgeben und diese sah sich (1428) genöthigt, vom Kampfe abzu-

stehen und sogar den Herzog von Burgund als ihren Erben anzuerkennen mit der Zusage, ohne dessen Einwilligung sich nicht wieder zu vermählen. Obwohl sie diese Zusage nicht hielt, sondern einen geringen Edelmann aus Seeland heirathete, starb sie doch kinderlos (1436) und ihre Besitzungen wurden mit Burgund vereinigt, an welches inzwischen, nach ihres Schwagers Tode (1430), auch Brabant und Limburg gefallen waren.

Durch den Streit mit den Herzogen von Glocester und Burgund, von welchen jener zu gleicher Zeit auch mit seinem Oheim, dem Bischof von Winchester, ärgerliche Händel hatte, war nicht allein Philipp von Burgund, sondern auch der Regent Bedford und der Regentschaftsrath von England während der Jahre 1423 bis 1428 abgehalten worden, alle Kräfte auf den Krieg mit Frankreich zu richten. Unterdessen waren die Franzosen in ihrem Kampfe fortwährend von den Schotten unterstützt worden und auch zwei italienische Fürsten hatten ihnen Hülfe geschickt. Der Sohn des Regenten von Schottland, der Graf von Buchan, welcher den glänzenden Sieg bei Beaugé erfochten hatte, war zum Dank dafür von Karl VII. zum Connetable von Frankreich ernannt worden und leistete der Sache desselben die besten Dienste. Er blieb in Frankreich auch dann noch zurück, als sein Vater gestorben und die Regentschaft von Schottland an ihn gefallen war; sein Heer ward von Schottland aus, wo sein schwacher und unfähiger Bruder, Mandoc, einstweilen die Regierung leitete, durch neue Truppen unter Lord Stuart verstärkt. Von Italien her schickte dem König Karl VII. nicht nur der Graf von Savoyen Hülfe, sondern auch der Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, dessen Schwestersohn, der Herzog von Orleans, noch immer in englischer Gefangenschaft war, sandte 600 Lanzen und 1000 Schwergepanzerte. Außerdem bildeten die alten, abgehärteten Banditen, welche dem Grafen Armagnac gedient hatten, einen furchtbaren Theil von Karl's VII. Heer. Allein was half dies Alles? Es fehlte an einem Feldherrn. Man verstand nicht einmal die Abwesenheit des Herzogs von Bedford zu benutzen, welcher 1423 auf 1424 ein ganzes Jahr in England verweilte. Damals erlitt auch der schottische Graf von Buchan bei Crevant an der Yonne im Gebiet von Auxerre eine schwere Niederlage (19. Juli 1423) und gerieth in englische Gefangenschaft; er ward aber wieder losgekauft und erhielt von Karl VII. die Grafschaften Evreux und Dreux, sowie die Herrschaft Aubigny. Gleich nachher wurden die Schotten der Verwaltung des schwachen und unfähigen Mandoc müde und suchten die schon lange ohne Erfolg geführte Unterhandlung über die Befreiung ihres Königs Jakob aus der englischen Gefangenschaft zum Schlusse

zu bringen. Es traten daher englische und schottische Commissäre zusammen und schlossen in London einen Vertrag über die Freilassung des Königs von Schottland, kraft dessen König Jakob nach Schottland zurückkehren, aber für seine Verpflegung in England, die 18 Jahre gedauert hatte, 40,000 Mark bezahlen sollte. Diese Summe vermochte das arme Schottland nicht aufzubringen; man half sich damit, daß man den schottischen König mit einer englischen Prinzessin, Johanna Beaufort, vermählte, wobei 10,000 Mark von der geforderten Summe nachgelassen wurden. Zudem ward, was in der Ausführung auf größere Schwierigkeiten stoßen mußte, ausgemacht, daß sieben Jahre lang keine Feindseligkeiten zwischen beiden Nationen geübt und die Schotten aus Frankreich zurückgerufen werden sollten. In dieser Beziehung ging der schottische König zwar die Verpflichtung ein, seine Leute im Mai 1424 aus Frankreich zurückzurufen; er erklärte sich aber außer Stande, dafür zu bürgen, daß dieselben seinem Befehle Folge leisten würden. Auch blieb in der That der Graf Archibald von Douglas, ohne Rücksicht auf diesen von den schottischen Ständen bestätigten Vertrag, an der Spitze der Kerntruppen, welche für Karl VII. die Stadt Ivry eingenommen und besetzt hatten.

Die Besetzung von Ivry zog den Franzosen eine neue Niederlage zu. Der Herzog von Bedford war nach Frankreich zurückgekehrt und eilte im August 1424 Ivry wieder zu nehmen; er forderte auf eine ritterliche und romantische, für uns aber lächerliche und eher eines Boxers, als eines Feldherrn würdige Weise die Franzosen zur Schlacht heraus. Er ließ nämlich, wie es heißt, dem Grafen von Douglas durch einen Herold sagen, er komme, mit ihm zu trinken; dieser aber soll ihm geantwortet haben, der Schenktisch sei ganz eingerichtet und er selbst sei ausdrücklich deshalb aus Schottland gekommen. Inzwischen schickte der Dauphin ein aus Franzosen, Schotten und Italienern bestehendes Heer ab und nun ward wirklich eine Schlacht geliefert. Sie fand im August bei Verneuil Statt und endigte zum Verderben des französischen Heeres. Die Schuld dieses Unglückes schreiben viele Franzosen dem Umstande zu, daß ihre Landsleute durch die Streitlust des Grafen von Douglas zu einer übereilten Heftigkeit fortgerissen worden wären; es scheint aber, daß umgekehrt Douglas und sein Landsmann Stuart zum Zögern gerathen und dagegen d'Aumale und Narbonne einen unmittelbaren Angriff der Feinde verlangt hatten. Die Engländer hatten, wie sie pflegten, ihre Stellung durch spanische Reiter förmlich befestigt; diese Stellung stürmten die Franzosen mit unbedachtsamer Hitze und zogen sich dadurch eine Niederlage zu, welche gleich der bei Azincourt gerade die

Blüthe ihres Herrenstandes und ihrer Ritterschaft traf. Andererseits mußten freilich auch die Engländer diesmal ihren Sieg theuer erkaufen. So groß aber auch der Verlust der Letzteren war, so ist es doch eine Fabel, wenn die gewöhnlichen Geschichtsbücher, um eine Redensart mehr zu haben, erzählen, es sei durch den Herzog von Bedford jede Feier des Sieges verboten worden, weil derselbe zuviel Blut gekostet habe; denn das Gegentheil läßt sich aus den Parlaments-Registern und aus anderen Urkunden beweisen. Unter den gebliebenen Führern der Franzosen waren der Connetable Graf Buchan, der Graf von Douglas, Lord Stuart, Aumale, Narbonne, Harcourt, Ventadour und viele Andere. Die Italiener des Herzogs von Mailand waren, wie die Condottieri pflegten, frühe davon gegangen. Die Schlacht bei Verneuil würde den König Karl zu Grunde gerichtet und dem Kriege ein Ende gemacht haben, wenn nicht gerade damals der Herzog von Bedford durch den Streit zwischen den Herzogen von Burgund und Glocester genöthigt worden wäre, zwei Jahre hindurch seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande und auf die Unternehmungen seines Bruders zu richten. Uebrigens suchte gleich nachher König Karl den Herzog der Bretagne dadurch von den Engländern abzuziehen, daß er dem Bruder desselben, dem Grafen von Richemont, die erledigte Würde eines Connetable übertrug. Er verknüpfte zugleich damit die Hoffnung, daß hierdurch auch Philipp von Burgund als Schwager Richemont's gewonnen werden könne. Dieser Plan scheiterte aber; denn als der neue Connetable wirklich einen Bund des Herzogs von Bretagne mit Karl VII. zu Stande gebracht hatte, nöthigte Bedford alsbald den Herzog und die Stände von Bretagne, der Verbindung mit Frankreich wieder zu entsagen.

Der Krieg wurde seit der Schlacht bei Verneuil nach Art der Ritterfehden geführt. Obgleich nämlich das Land unsäglich litt und der Patriotismus der Franzosen nach und nach mächtig erwachte, traten doch keine Heere einander im Kampfe gegenüber. Der tapfere Schaarenführer La Hire, ein Gascogner, der sich längere Zeit zu Vitry gehalten hatte, wurde aus der Champagne gedrängt. Der Connetable Richemont zeigte sich zwar im Felde und im Kabinet tüchtig; er richtete aber sein Augenmerk weit mehr auf die Intriguen und Kabalen der Mätressen und Günstlinge des schwachen Karl's VII., als auf die Leitung des Krieges. Sowie er früher schon den Präsidenten der Provence, Louvet, und den Herrn von Giac nebst seiner Gemahlin aus dem Palast und den Armen des Königs gerissen und grausam hingerichtet hatte, so wollte er 1427 auch la Tremouille, den er doch selbst dem Könige zum Günstling empfohlen hatte, wieder verdrängen; er unterlag aber diesmal und der König erließ auf la

Tremouille's Betreiben ein öffentliches Ausschreiben gegen ihn. Ein Mann, der in solchem Grade mit den Kabalen des Hofes beschäftigt war, konnte daher natürlich auch nicht den günstigen Umstand benutzen, daß in den Jahren 1426 und 1427 Bedford fast ganz von den englischen und burgundischen Angelegenheiten in Anspruch genommen war; Richemont blieb damals ruhig in Vannes, anstatt mit den vom Grafen von Foix und von anderen Verbündeten gesandten Verstärkungen das ganz zusammengeschwundene Heer der Engländer anzugreifen. La Hire und der Graf von Dunois, der als Nebensohn des ermordeten Herzogs von Orleans gewöhnlich der Bastard von Orleans genannt wird, schützten und retteten in jener Zeit den König Karl; denn ohne sie wäre derselbe damals von dem englischen Helden Talbot sogar aus Bourges und Orleans vertrieben worden. Im Jahre 1428 erhielt Bedford endlich freie Hand und rüstete ein neues furchtbares Heer, um den Krieg zum Schlusse zu bringen. Er hatte im vorhergehenden Jahre nicht nur den Streit seines Bruders mit dem Herzoge von Burgund energisch beendigt, sondern auch den Herzog der Bretagne gezwungen, die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen, war dann im Winter nach Paris gegangen, hatte die Stände berufen und die englischen Herren und Barone aufgefordert, Truppen zu schicken. Im Jahre 1428 erschien der Graf von Salisbury mit 6000 Mann in Frankreich, diesen fügte Bedford noch 4000 Mann hinzu, und wenn auch gerade damals der beste englische General, der Graf von Warwick, nach England zurückkehrte, um die ihm von Heinrich V. übertragene Leitung der Erziehung Heinrich's VI. zu übernehmen, so stießen dagegen Talbot, Suffolk, Arundel und andere Herren mit bedeutenden Corps zu Salisbury's Heere. Auch König Karl sah sich nach neuer Hülfe um. Er glaubte sie bei König Jakob I. von Schottland zu finden und schloß mit demselben einen Vertrag, nach welchem die mit Karl's ältestem Sohne Ludwig verlobte schottische Prinzessin Margaretha ein Heer von 6000 Schotten als Ausstattung erhalten sollte und Karl dagegen dem Könige von Schottland nicht nur die Provinz Saintonge gab, sondern auch die Abtretung der Grafschaft Evreux zusagte, sobald die Engländer gänzlich aus Frankreich vertrieben sein würden. Allein dieser Vertrag kam erst am 19. Juli zu Stande, als Salisbury sich bereits mit 15,000 Mann gegen Orleans in Marsch gesetzt hatte und folglich das versprochene schottische Hülfsheer, wenn es auch nachher eingetroffen wäre, jedenfalls zu spät gekommen sein würde. Der Graf von Salisbury eroberte eine ganze Anzahl fester Plätze und begann im October die Belagerung von Orleans, das, am rechten Ufer der Loire und zwar an ihrem nördlichsten Winkel

gelegen, entscheidende Wichtigkeit hatte. Da diese Stadt gut befestigt und der Gebrauch des Geschützes bei den Engländern noch neu war, so billigte der Herzog von Bedford die Belagerung derselben in später Jahreszeit so wenig, daß er vielmehr für gut fand, in einem uns aufbehaltenen Briefe an seinen Neffen, den jungen König, jeden Antheil daran von sich abzuweisen (All things prospered for you, till the tyme of the seage of Orleans taken in hand, God knoweth by what advice). Zur Rettung der Stadt Orleans eilten aus allen Gegenden des französischen Reiches begeisterte Patrioten herbei und sowohl viele freiwillige Kämpfer, als auch alle ausgezeichneten Heerführer der Franzosen kamen entweder nach Orleans oder zum Könige, um die Stadt vertheidigen oder entsetzen zu helfen. Unter den Führern werden besonders genannt: der Bastard von Orleans, la Hire, Gaucourt, Xaintreilles, Quittery, Villars, Giresmes, Dorval, Thouars, Chabannes, Boussac, la Fayette und Graville. Während aber Männer und Weiber Unglaubliches thaten und litten, um Orleans zu retten, während der Patriotismus der Franzosen Wunder wirkte und sich immer allgemeiner verbreitete, lebte Karl VII. ganz sorglos und lustig mit seinen Günstlingen und Geliebten in Bourges. Man erzählt sogar, er habe einst, als ihm la Hire einen Bericht über die Gefahr, in welcher Orleans schwebe, abstattete, seine Gedanken nicht von den Anordnungen zu einer Festlichkeit abzuziehen vermocht und deshalb auf la Hire's Vortrag so wenig Acht gegeben, daß dieser ausgerufen habe: er müsse gestehen, daß Niemand ein Königreich lustiger zu verlieren vermöge, als König Karl. Die Engländer hatten den starken Brückenkopf auf dem südlichen Ufer der Loire, les Tournelles genannt, nach heftigem Kampfe erobert; als aber der Graf Salisbury aus einem Fenster desselben die Gegend überschaute, schlug eine Kugel ein, die Mauersplitter zerschmetterten ihm das Gesicht und er starb am 3. November (1428). Dieser Umstand hob einigermaaßen den Muth der Franzosen. Nach langem Zaudern brach endlich auch Karl im Anfang des Jahres 1429 auf, um Verstärkung und Proviant in die Stadt Orleans zu schaffen, deren Belagerer fast eben so sehr, als die Belagerten, an Lebensmitteln Mangel litten. Er hatte jedoch höchstens 6000 Mann bei sich, während die Zahl der Feinde vierfach größer war. Als Karl in die Nähe der Stadt gekommen war, erfuhr er, daß der englische General John Fastolf (Falstaff) *) mit 1800 Mann von Paris

---

*) Er selbst schreibt sich nur Fastolf; die häufig vorkommende Schreibart Falstaff ist dieselbe, die Shakespeare dem liederlichen Ritter beilegte, den er früher Oldcastle genannt. Indessen wurde der Dichter auch wegen der Anwendung dieses

abgegangen sei, um sowohl Munition, als auch den nöthigen Proviant, welcher nach der Gewohnheit des Mittelalters und wegen der Fasten hauptsächlich aus gesalzenen und geräucherten Heringen bestand, in das Lager vor Orleans zu bringen. Diesen Transport wollte Karl überfallen lassen; er schickte daher seine besten Truppen, zu welchen besonders die Schotten gezählt wurden, aus, und diese trafen am 12. Februar 1429 bei Rouvray, einem Dorfe im Beauce, auf John Falstaff's Schaar. Die Franzosen waren den Engländern an Zahl weit überlegen; sie begingen aber auch diesmal den Fehler, der ihnen bis dahin in allen Schlachten mit den kalten und besonnenen Engländern verderblich gewesen war. Sie griffen die Engländer mit übereilter Hitze innerhalb des spitzigen Pfahlwerkes derselben an und geriethen dabei überdies noch untereinander selbst in Zwist, indem die Einen zu Pferd, die Anderen zu Fuß angegriffen haben wollten. Die Engländer erfochten daher in dem Treffen bei Rouvray, welches man sonderbarer Weise das Herings-Treffen nennt, einen vollständigen Sieg. Jetzt glaubte jedermann, daß Orleans sich nicht länger werde halten können, und der König selbst verzagte; er wollte die Loire verlassen und sich in die Provence zurückziehen. Seine Gemahlin dagegen und seine Geliebte, Agnes Sorel, erwarben sich den Ruhm, daß sie mehr Muth und Patriotismus zeigten, als er. Von der Königin insbesondere rühmt man, daß sie ihre Kleinodien, ihr Gold, ihr Silber und sogar die Geräthschaften und Zierrathen ihrer Kapelle willig geopfert habe, um den Sold der Kriegsleute bestreiten zu können. Die Belagerten kamen inzwischen auf den Gedanken, nach Flandern zum Herzog Philipp zu senden und ihn zu bitten, daß er bei den Engländern als Vermittler auftreten und dem Gebiet von Orleans, dessen Herzog in England als Gefangener lebte, die Neutralität sichern möchte. Philipp der Gute that wirklich bei dem Herzog von Bedford Schritte in diesem Sinne, ohne jedoch etwas auszurichten.

In diesem Augenblick, als Orleans verloren schien, zugleich aber auch der Herzog von Burgund auf die Engländer eifersüchtig zu werden und seine Truppen allmälig von ihnen weg zu ziehen begann, fand sich zufällig ein Werkzeug, durch welches man mit Hülfe des Aberglaubens und Fanatismus jener Zeit den mächtig erwachenden Patriotismus aufs Höchste zu steigern im Stande war. Ein 18jähriges Bauernmädchen, geboren am Dreikönigstag 1412 in dem lothringischen Dorfe Dom Remy an der Maas, nahe bei Vaucouleurs im

---

zweiten Namens getadelt, weil darin eine Verunglimpfung des Sir John Fastolf oder Falstaff liege, der keineswegs ein feiger Mann gewesen sei.

Herzogthume Bar, Johanna d'Arcq oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die Jungfrau von Orleans, glaubte, was damals nicht selten war, vom Himmel selbst einen Beruf erhalten zu haben, nämlich Orleans zu retten und den König zur Krönung nach Rheims zu führen. Sie hatte, hieß es, schon im 13. Jahre himmlische Gesichte gehabt; sie verkehrte mit Eremiten, die heilige Katharina und die heilige Margaretha waren ihr befreundet und der Vorkämpfer und Führer der himmlischen Heerschaaren gegen die Banden der Hölle, der Erzengel Michael, war ihr Patron. Ohne Zweifel versetzte sie aufrichtig die Vorstellungen ihres Inneren in die Außenwelt, wo ihr dieselben anfangs nur als ein Lichtglanz, später in immer festeren Gestalten erschienen. Bemerkenswerth ist, daß in der Nähe ihres Geburtshauses ein uralter Baum neben einer Quelle stand, an welchen sich noch heitere Gebräuche aus dem keltischen Naturdienst anknüpften, namentlich ein Frühlingsfest, dessen Fortdauer die Kirche nie gestört hatte. Dom Remy hing dem nationalen Herrn, dem Dauphin, ein benachbarter Ort den Burgundern an; sie konnte häufig von Streitigkeiten hören und die unter den französichen Landbewohnern viel verbreitete volksthümliche Ansicht, welcher Königthum und Religion als eng verbunden galten, befestigte sich immer mehr in ihr. Der Jungfrau war unter Anderen geoffenbart worden, daß in einem Grabmale hinter dem Hauptaltar der St. Katharinenkirche zu Fierbois ein Ritterschwert verborgen sei, durch welches sie Frankreich retten solle. Eine außerordentliche Erscheinung war dieses Bauernmädchen auf jeden Fall und sie wirkte in der That Wunder, wenn man auch nicht zu glauben geneigt ist, daß sie von Gott zur Rettung Frankreichs besonders erkoren war. Man verstand übrigens in jener Zeit ebenso gut, als in der unsrigen, die Kunst, das Volk und die Enthusiasten durch künstliche Reizmittel aufzuregen und in der Aufregung zu erhalten. Hierbei waren König Karl und die vielen Weiber, mit welchen er umging, besonders seine Schwiegermutter, die Herzogin von Anjou, sehr thätig. Johanna ward zu Poitiers in Bezug auf den rechten Glauben von Theologen, sowie in Bezug auf ihre Keuschheit von den Damen des Hofes mit großem Aufsehen geprüft und bewährt gefunden. Dem König machte sie zu Chinon Enthüllungen über seine geheimsten Gedanken; höchst wahrscheinlich bezogen sich diese auf den Zweifel, der ihn quälte, ob seine Geburt rechtmäßig sei; denn seine unnatürliche Mutter hatte ihn zu Troyes für den Sprossen eines unerlaubten Verhältnisses erklärt und erst Johanna scheint durch die Festigkeit ihrer Zusicherung ihn von seiner Unruhe darüber befreit zu haben. Nachdem König und Parlament die Jungfrau dadurch, daß sie die göttliche Sendung

derselben anerkannten, zu einer Staatsperson gemacht hatten, ward ihr der Oberbefehl über die Truppen förmlich übertragen. Sie war aber verständig genug, vor der Befreiung von Orleans zweien bekannten Generalen, sowie nach dem Entsatze der Stadt dem Grafen Dunois und dem la Hire zu folgen. Die Hauptsache war jedoch, daß sie selbst an ihre Sendung glaubte, daß der Haß gegen die Engländer und die Liebe zum Vaterlande ihr von Kindesbeinen an eigen waren, und daß Muth, Geistesgegenwart, Frömmigkeit und Tugend ihr die Bewunderung eines jeden erwarben, welcher Gelegenheit hatte, sie zu sehen. Außerdem machte auch der Glaube an ihre göttliche Sendung der ritterlichen Zuchtlosigkeit und Anarchie, welche bisher den Franzosen verderblich gewesen war, ein Ende; denn es wurden jetzt die weisen Anordnungen der besten Anführer und Streiter als göttliche Eingebungen geltend gemacht. Dies erklärt den unerwarteten Effect eines schwärmerischen Einfalles.

Johanna hatte sich, als sie den von Gott erhaltenen Auftrag auszuführen beschloß, zuerst an den in Vaucouleurs commandirenden Edelmann Baudricourt gewandt und von ihm verlangt, daß er sie zum Könige schicke. Baudricourt hatte sie zweimal zurückgewiesen, willfahrte ihr aber, als sie ihn zum dritten Male anging, weil der Wunderglaube zu seiner Zeit allgemeiner war, als in der unserigen. Im Februar 1429 ward sie zu Chinon, wo Karl sich damals aufhielt, diesem vorgestellt. Hier that sie dem Könige vor dem ganzem Hofe den Zweck ihrer Sendung kund und die einfachen Worte, welche sie nach den Chroniken bei dieser Gelegenheit gesprochen haben soll, mußten den König bewegen, wenigstens den Versuch zu machen, ob Johanna nicht vielleicht der Theatergott sei, dessen sich das Schicksal bedienen wolle, um Frankreich aus einer ganz verzweifelten Lage zu erretten. (Gentil dauphin, sagte sie, j'ai nom Jeanne la Pucelle; le roi du ciel m'a envoyé pour vous secourir, s'il vous plaît me donner gens de guerre; par grace divine et force d'armes je ferai lever le siège d'Orleans et vous menerai sacrer à Rheims malgré tous vos ennemis. C'est ce que le roi du ciel m'a commandé de vous dire, et que sa volonté est, que les Anglois se retirent en leur pays u. s. w.) Der König ließ ihr eine Rüstung und jenes mit fünf eingelegten Kreuzen versehene Schwert aus der Kirche zu Fierbois geben; auch wurde ihr eine Fahne mit Lilien und dem Bildniß der Jungfrau Maria angefertigt. Nachdem sie hierauf die bereits oben erwähnte Prüfung durch die Geistlichkeit und die Damen des Hofes bestanden hatte und ihre göttliche Sendung auch vom Parlament anerkannt worden war, begann sie mit ganz außerordentlichem Erfolge die Ausführung ihres Werkes. Wer

bedenkt, was noch in unseren Zeiten die Wunder des Rockes Christi zu bewirken vermocht haben, der wird begreifen, daß in jenem Jahrhundert die Bewunderung einer Heldin und das Zutrauen zu ihrer Wunderkraft ganz Frankreich in Bewegung brachte. Schon vorher hatte die öffentliche Noth, sowie der Hinblick auf den Leichtsinn und die Verdorbenheit der höheren Stände einigen begeisterten Bußpredigern eine ungewöhnliche Theilnahme verschafft; Weissagungen von einer rettenden Jungfrau wurden umhergetragen und ihre ersten Leistungen genügten, um die kräftige Tochter eines Bauern, die sich zu Roß mit Anstand und Gewandtheit bewegte, im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, dem hochmüthigen, glänzenden Adel gegenüber, der für das gedrückte Land und für den angestammten König so wenig thun konnte oder mochte. Johanna begann ihr Werk damit, daß sie der vom Grafen Dunois commandirten Besatzung von Orleans Verstärkungstruppen und Lebensmittel zuzuführen beschloß. Sie setzte sich zu diesem Zwecke im April 1429 in Marsch und gelangte mit ihrer Schaar am 4. Mai glücklich in die Stadt. Hierauf nöthigte sie am 8. Mai den Feind, die Belagerung von Orleans, welche sieben Monate lang fortgesetzt worden war, ganz aufzuheben Durch die Befreiung von Orleans war der erste Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Der zweite bestand darin, daß sie den König Karl zur Krönung nach Rheims führen solle, wohin kein anderer Weg möglich war, als durch Gegenden, deren feste Plätze insgesammt feindliche Besatzungen hatten. Auch dies gelang ihr vollständig. Die wider alles Erwarten zu Stande gebrachte Befreiung von Orleans und der kühne Entschluß des von dem Mädchen angeführten französischen Heeres, sich durch die Engländer hindurch den Weg nach Rheims zu bahnen, vor allem Andern aber der allgemein verbreitete Glaube an die göttliche Sendung der Jungfrau erfüllten das englische Heer, welches zum Theil aus Franzosen bestand und welches ihr in anderer Weise dämonische Wunderkräfte zuschrieb, mit Schrecken. Schon bei Jargeau nahmen ihre Begleiter den Grafen Suffolk gefangen; die Generale Fastolf und Talbot wurden, als die von Johanna ermunterten französischen Führer bei Patay auf offenem Felde einen Angriff gegen sie wagten, vollständig geschlagen; Fastolf entfloh und Talbot gerieth in Gefangenschaft (18. Juni 1429). Der Herzog von Bedford hielt, als er erfuhr, daß das Volk und die Ritterschaft von allen Seiten dem patriotischen Heere der Jungfrau zuströme, nicht für rathsam, diesem Heere vorerst im offenem Felde entgegenzugehen; er sammelte seine Engländer in Paris und in Isle de France und überließ die Vertheidigung von Rheims den burgundischen Truppen, welche die Besatzung dieser Stadt bildeten. Karl und die Jungfrau traten in

Gien, wo sie ein Heer gesammelt hatten, den Marsch nach Rheims an. Sie mußten, um dahin zu gelangen, einen Weg von 80 Stunden machen und, wie schon bemerkt, durch ein Land ziehen, in welchem jeder haltbare Platz vom Feinde besetzt war. Sie schlugen sich glücklich durch. Unterwegs zeigte sich Karl, den sein Liebling La Tremouille ganz beherrschte, zaghaft und mißtrauisch. Die Franzosen griffen auf ihrem Marsche durch Burgund die Stadt Auxerre, welche ihnen ihre Thore verschloß, nicht an, entweder weil La Tremouille, um dessentwillen der Connetable Richemont seit drei Jahren vom Hofe verbannt war, sich hatte erkaufen lassen oder weil man den Herzog von Burgund, welcher immer kälter gegen die Engländer ward, durch die Schonung seiner Stadt gewinnen wollte. Troyes dagegen wurde von den Franzosen erobert. Noch ehe dieselben hierauf in die Nähe von Rheims kamen, hatte die burgundische Besatzung bereits diese Stadt verlassen, so daß Karl am 17. Juli 1429 ungehindert einziehen konnte und also auch die zweite Aufgabe der Jungfrau von Orleans zu aller Welt Erstaunen glücklich gelöst war. Fünf Tage vorher war der große Theologe Gerson gestorben; er hatte noch in einer besonderen Schrift Johanna's göttliche Sendung anerkannt. Karl ward in Rheims von dem neu ernannten Erzbischof mit den hergebrachten Ceremonieen gekrönt und gesalbt, obgleich keiner der weltlichen Pairs dabei anwesend war und auch die Reichskleinodien, Krone, Scepter (main de justice) u. s. w., fehlten, weil sie in dem von den Engländern besetzt gehaltenen St. Denis verwahrt wurden. Jetzt schien die Jungfrau von Orleans das Ziel ihrer Sendung erreicht zu haben und sie selbst wollte sich deshalb vom öffentlichen Leben zurückziehen. Sie warf sich dem Könige zu Füßen und bat ihn flehentlich, sie zu entlassen; dieser hielt sie aber zurück, um sich ihrer auch ferner zu bedienen. Sie nahm daher an den zunächst folgenden Kämpfen Theil und focht bei jeder Gefahr in den vorderen Reihen.

Noch in demselben Jahre, in welchem Orleans entsetzt und Karl VII. gekrönt worden war, eroberten die Franzosen Soissons, Provins, Chateau Thierry, Crépi, Senlis, Beauvais, Compiegne, Melun und Sens, und der Connetable Richemont bedrohte die Normandie so ernstlich, daß der Herzog von Bedford seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Provinz wenden und deshalb Paris auf einige Zeit von Truppen entblößen mußte. Dies bewog den König und die Jungfrau, gegen Paris vorzurücken, wo noch immer die Mehrzahl der Bewohner auf englisch-burgundischer Seite stand. Das Heer besetzte St. Denis und lagerte im Anfang des September auf dem Montmartre; es unternahm hierauf einen Angriff auf die Stadt, wurde

aber zurückgeschlagen und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Neid und Verrath, welcher die Jungfrau umgab und das Schwanken des Königs hatte dies Mißgeschick verschuldet. Karl selbst begab sich hierauf nach Bourges und brachte dort den Winter mit Lustbarkeiten zu. Die Jungfrau erhob er in den Adelstand, zu einer Zeit, wo ihr Ansehen und vielleicht ihr inneres Selbstvertrauen schon zu wanken begann. Im Frühling des folgenden Jahres (1430) ward der Herzog von Burgund, welcher seit einiger Zeit den Engländern keine Unterstützung mehr gewährt hatte, von ihnen aufs neue gewonnen und belagerte hierauf Compiegne. Johanna eilte daher in diese Stadt. Hier nahm sie eines Tages an einem Ausfalle Theil und gerieth dabei, wahrscheinlich durch Verrath, in burgundische Gefangenschaft (25. Mai); ein Bogenschütze hatte sie vom Pferde gerissen und der Bastard von Vandomme, ein Vasall des Herrn von Ligny-Luxemburg, sich ihrer bemächtigt. Es scheint fast, als wenn es der königlichen und aristokratischen Partei in Frankreich ganz gelegen gewesen wäre, der Bäuerin, welche die Retterin der Nation geworden war und das bürgerliche Nationalgefühl geweckt hatte, entledigt zu werden, sobald man des durch sie erregten Enthusiasmus entbehren und das Reich durch diplomatische Kniffe und militärische Waffen retten zu können glaubte. Im Allgemeinen hatte sich Johanna höchst einsichtsvoll benommen, im Lager die Kriegszucht erhalten und das Volk vor mancher Bedrückung geschützt. Als man sie über ihre Ansicht wegen der Streitigkeiten um das Papstthum befrug, lehnte sie die Entscheidung ab; wohl aber erließ sie drohende Mahnungen an die Hussiten. Ihre Umgebung hatte bei dem Ausfalle aus Compiegne nicht das Geringste gethan, um die Jungfrau, welche dabei den Rückzug deckte, glücklich in die Stadt zu bringen; man hatte vielmehr das Thor früher, als nöthig war, geschlossen und die Brücke aufgezogen. Auch nachher geschah von Seiten des französischen Hofes gar nichts, um Johanna aus der Gefangenschaft zu befreien, obgleich man zu ihrer Auslösung Gefangene genug gehabt hätte. Endlich benahmen sich Karl und sein Hof während des Processes, durch welchen die Engländer das Mädchen als eine Hexe oder Zauberin gerichtlich verurtheilen ließen, auf eine solche Weise, daß die von vielen Schriftstellern ausgesprochene Behauptung Glauben gefunden hat, Agnes Sorel habe ein junges Bauernmädchen, dessen Verdienste von ganz anderer Art waren, als die ihrigen, nicht länger eine Hauptrolle in Frankreich spielen lassen wollen.*) Die Engländer setzten es nämlich durch, daß der Herzog

*) Nach den besten Zeugnissen ist jedoch Agnes Sorel erst um die Zeit von Johanna's Tode, etwa 22 Jahre alt, als Ehrendame an den königlichen Hof gekommen.

von Burgund Johanna in ihre Gewalt gab; sie wagte zwar vorher einen kühnen Fluchtversuch, indem sie sich von dem Thurm zu Beaurevoir in Vermandois herabstürzte; sie wurde jedoch kaum verletzt, wenn auch bewußtlos, aufgehoben und bald nachher den Engländern ausgeliefert, die sie in Fesseln legten und nach Rouen brachten. Nun veranstaltete man (1431) einen geistlichen Proceß gegen Johanna, weil die Engländer, wie es scheint, für nöthig hielten, gerichtlich zu beweisen, daß das seitherige Glück der Franzosen ein Werk des Teufels und einer mit ihm verbundenen Betrügerin gewesen sei und folglich gegen so orthodoxe Feinde, wie die Engländer sind, am Ende doch nicht werde bestehen können. Ihre eifrige Rechtgläubigkeit hatten sie ohnedies der Christenheit kurz vorher bewiesen; denn ein Prinz des englischen Königshauses, der Kardinal-Bischof von Winchester, hatte eine Art Kreuzzug gegen die Hussiten gerüstet und war mit einer Vollmacht des Papstes nach dem Festlande abgegangen, ohne freilich mit seinem Zuge große Ehre einzulegen. Daher erhielt das Verfahren von Anfang an den Charakter eines geistlichen Processes; der französische Generalvicar der Inquisition hatte sie schon drei Tage nach ihrer Gefangennehmung dem Herzoge von Burgund und dem Grafen von Ligny-Luxemburg abgefordert, comme véhémentement soupçonnée, wie es hieß, de plusieurs crimes sentant l'hérésie, crimes, qui ne pourroient se dissimuler ni passer sans bonne et convenable réparation. Die Pariser Universität unterstützte, wie von den gelehrten Theologen der Sorbonne nicht anders zu erwarten gewesen war, die Forderung des Inquisitors bei dem Herzoge von Burgund und seinem General Johann von Ligny aufs nachdrücklichste; auch der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, welcher vorher seiner Schlechtigkeit wegen von seinen eigenen Unterthanen fortgejagt worden war, drängte sich hierbei, um an dem Verdienste der Verfolgung des patriotischen Mädchens Theil zu nehmen. Vergebens beschwor die Gräfin von Ligny ihren Gemahl fußfällig, die Unglückliche nicht geistlichen Richtern, deren Gericht damals barbarisch und deren Herzen von Eisen waren, zu überliefern; der Graf Johann, welcher nur an seinen und seines Vasallen Vandomme Vortheil dachte, lieferte das Mädchen gegen ein Jahrgeld von 300 Livres für Vandomme und gegen eine Summe von 10,000 Livres für sich selbst an den Herzog von Bedford aus. Dieser hätte nach dem kannibalischen Gebrauche jener Zeit die Gefangene ohne Weiteres tödten lassen können, ohne große Vorwürfe fürchten zu müssen; er that es aber nicht, weil er durch einen geistlichen Proceß die Wirkung des Glaubens an ihre göttliche Sendung zerstören zu können hoffte. Er fand hierzu gewissenlose geistliche Herren, die sich als Werkzeuge

gebrauchen ließen, und von Seiten dieser geistlichen Herren hatte dann die unglückliche Gefangene eine entsetzliche Behandlung zu dulden. Die Barbarei, Grobheit und Gemeinheit ihrer Richter und die schmähliche Art des Verfahrens gegen sie würden unglaublich sein, wenn sich nicht der ganze Wust der Proceß-Acten vollständig erhalten hätte. Die Hauptrolle spielten der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, dessen ganzes Leben eine Reihe von Schandthaten war, der Inquisitor, Jean Graverend, und zwei Promotoren oder Kirchenanwälte. Uebrigens empfand der eine von den beiden Letzteren (Epinel), nachdem er als erster Promotor, d. h. als derjenige Rechtsgelehrte, der bei geistlichen Gerichten den Generalprocurator vorstellte, mit Johanna schrecklich verfahren war, noch vor dem Ende des Processes Reue und mußte deshalb einem anderen, ganz unbarmherzigen Manne Platz machen. Johanna ward, nachdem sie der Bischof von Beauvais im Juli 1430 für sein geistliches Gericht in Anspruch genommen hatte, im October nach Rouen gebracht und durch gräßliche Kerker, sowie durch schwere Fesseln (sie war sogar mit einer Kette um den Leib angeschlossen) abscheulich gepeinigt. Erst im Januar 1431 ward sie auf Bedford's Geheiß dem Bischof und seinen Doctoren förmlich überlassen. Im Februar begann dann ihr Proceß, welcher bis in den Mai dauerte. Der erste Promotor brachte nun folgende Artikel gegen sie vor: 1) Sie habe, um in der Welt Bedeutung zu erlangen, einen Bund mit dem Teufel gemacht und von diesem die Geheimnisse und Voraussagungen erfahren, durch deren Ausspruch sie sich Glauben verschafft habe. 2) Sie habe das Volk verführt und die Franzosen gegen die Engländer aufgereizt. 3) Sie sei der Ketzerei schuldig, weil sie geduldet habe, daß man sie als eine Heilige verehre. 4) Sie habe im Widerspruch mit dem Schamgefühl und der Pflicht des weiblichen Geschlechtes männliche Kleidung getragen, die Waffen geführt und freventlich ihre Hände in Blut getaucht. Mit dieser Anklage wurde dann der Proceß begonnen, oder mit anderen Worten, man fing an, die Unglückliche durch Verhöre, durch grobe Schimpfreden und durch schmähende Predigten zu quälen. Einem Dominikaner, der ihr den Rath gab, sich an das Concilium in Basel zu wenden, drohte der Graf Warwick, ihn ersäufen zu lassen. Sodann ward sie im Gerichte selbst vor 40 bis 60 der sauberen beisitzenden geistlichen Doctoren gepeinigt, dann aber im Gefängniß von dem Bischof Cauchon und seinem Collegen, dem Inquisitor, verhört. Die Letzteren schrieben dabei auf, was ihnen beliebte, und ließen dagegen alles dasjenige weg, was zur Entschuldigung dienen konnte. Vermittelst der aus ihr herausgequälten Antworten wurden dann die erwähnten vier Artikel bis auf zwölf ver-

mehrt. Diese legte man, ohne daß Einsicht in die Acten gewährt ward, den 58 Doctoren des Gerichtes und dem Capitel von Rouen vor, welche hierauf am 12. April die Strafe lebenslänglicher harter Gefangenschaft bei magerer Kost für angemessen erklärten. Dieses gutachtliche Urtheil wurde der Universität Paris unterbreitet und von derselben einstimmig gebilligt. Darauf hin wurde ihr am 24. Mai neben dem Blutgerüst, womit man sie bedrohte, eine Abschwörungs-Urkunde vorgelegt; sie setzte ein Kreuz darunter, wobei ein Engländer ihr die Hand führte, und wurde sodann ins Gefängniß geführt, um bei Brod und Wasser ihre Sünden zu bereuen. Damit waren jedoch die Engländer nicht zufrieden; der Graf Warwick und der Bischof von Winchester, welche im vorhergehenden Jahre mit dem achtjährigen König Heinrich VI. nach Frankreich gekommen waren, verlangten vom Bischof Cauchon, daß er ein Todesurtheil gegen sie auswirke. Cauchon sagte ihnen dies auch sogleich ohne Bedenken zu. Ein Schein des Rechtes dazu wurde leicht aufgefunden. Es war nämlich nicht schwer, die von ihren Eingebungen überzeugte Jungfrau dahin zu bringen, daß sie nicht nur einige frühere Aeußerungen wiederholte, sondern auch ihre männliche Kleidung, welche man, als sie erkrankt war, in ihr Gefängniß gelegt hatte, wieder anzog. Dies war dann vom Bischof Cauchon und von dem Vice-Inquisitor der Diöcese Rouen, le Maitre, benutzt, um das vorige Urtheil dahin abzuändern, daß Johanna, weil sie sich als rückfällige, unverbesserliche Ketzerin bewiesen habe, der Strafe des Feuers schuldig sei und zur Erduldung derselben dem weltlichen Richter überantwortet werden solle (comme relapse excommuniée, rejettée du sein de l'église et jugée digne par ses forfaits d'être abandonnée à la justice séculaire). Hierauf ward sie dann endlich, nachdem sie vorher das Abendmahl genommen und ein Kreuz geküßt hatte, am 30. Mai 1431 auf dem Markt in Rouen verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen. Karl VII., seine vornehmen Generale und Hofleute und die Weiber, die ihn umgaben, thaten, soviel wir sehen, während des ganzen Jahres, vom Mai 1430 bis zum Mai 1431, durchaus nichts Bedeutendes, um das Leben und die Ehre der Heldin des französischen Volkes zu retten; denn Johanna war seit ihrer Gefangenschaft für die Aristokratie wieder eine bloße Bäuerin geworden. Was später zur Rettung ihrer Ehre geschah, mußte des Volkes wegen gethan werden; Karl VII. ließ es geschehen, weil er und die Seinigen ebenso dachten wie Caracalla, welcher nach der Ermordung seines Bruders Geta den schlimmen Eindruck dieser Gräuelthat dadurch zu verwischen suchte, daß er seinen Bruder für einen Gott erklären ließ. (Sit divus, dum non sit vivus!) Uebrigens ward erst 1456 unter Papst Ca-

lixtus III. von der alten Mutter und den Brüdern der Johanna beim römischen Stuhle die Revision ihres Processes durchgesetzt, die zwölf Anklage-Artikel vernichtet und das Andenken der Befreierin wieder zu Ehren gebracht. Die französische Nation hat auf jede Weise das Andenken der muthigen und begeisterten Bäuerin geehrt und verewigt und Johanna wird bis auf den heutigen Tag als das Ideal des französischen Enthusiasmus für Nationalität und Vaterland betrachtet.

An der grausamen Verfolgung der Heldin hatte der Herzog von Burgund, dessen Staaten im Jahre 1430 durch den Tod des Herzogs von Brabant einen bedeutenden Zuwachs erhielten, keinen Antheil. Dieser war ein höchst zweideutiger Verbündeter der Engländer und unterhandelte fortwährend mit den Franzosen, welche das ganze Jahr 1430 hindurch in der Champagne, in der Picardie, in Isle de France und sogar in der Normandie mit Erfolg kämpften. Erst als sie einen Angriff auf Rouen versuchten, ward das Glück ihnen wieder einmal untreu. Der König Karl versank auch in diesem Jahre nach einer kurzen Anstrengung wieder in sein gewöhnliches Leben des Müßigganges und der Wollust. Er bewies sich damals, wie in dem ganzen Kriege, verächtlich, und wenn er auch später, nach der Beendigung desselben, manches Achtungswerthe und Vortreffliche that, so verdankt er es doch nur der Schmeichelei der französischen Hofschriftsteller und Memoirenschreiber, daß seiner kleinen Seele, seinen geringen Fähigkeiten und seinem blos mit Weibern, Hofleben und Vergnügungen beschäftigten Verstande ein Antheil an der Wiedereroberung seines Reiches zugeschrieben wird. Während jeder Graf, Baron und Rittersmann, ja die ganze Nation eine ähnliche Energie zeigte, wie die Spanier in den Jahren 1809 bis 1812, lebte Karl unbekümmert um sein Reich in Lust und Freude. Er erschien nicht beim Heere und unterstützte nicht einmal den Aufstand in der Normandie, wo die Bauern, über die Erpressungen der Engländer erbittert, die Waffen ergriffen. Es gab daher auch keinen allgemeinen Plan und keine obere Leitung im Kampfe mit England, sondern jeder Hauptmann führte für sich allein Krieg. Nichtsdestoweniger ward eine Stadt nach der anderen von den Franzosen besetzt und der Herzog von Bedford konnte sich, nachdem er seinen zehnjährigen Neffen Heinrich VI. durch den Kardinal von Winchester in der Notre-Dame-Kirche zu Paris hatte krönen lassen (December 1431), nur mit großer Anstrengung im Besitze dieser Stadt behaupten. Ja, er fühlte sich sogar gedrungen, schon nach wenigen Tagen den jungen König von Paris nach Rouen und von da nach England zu bringen. Freilich war der ganze Zustand der Dinge ebenso verderblich für Karl's VII. Unterthanen, als

für denjenigen Theil von Frankreich, welcher unter der Herrschaft der Engländer stand und von diesen des Krieges wegen durch Auflagen gedrückt wurde. Das Volk litt unsäglich; ein Schriftsteller jener Zeit sagt sogar geradezu, Vernunft und Gerechtigkeit habe es nicht mehr gegeben und das Volk sei überall im Elend gewesen (il y avait ni raison, ni justice, et les peuples n'avoient d'autre recours, si non de crier misérablement). — Im Jahre 1431 fand der Erbfolgestreit wegen Lothringens Statt, in welchem, wie früher erzählt worden, einer der Prätendenten, der gute König René von Neapel, in Gefangenschaft gerieth.

Uebrigens brachte seit dem Jahre 1432 Karl's VII. Unthätigkeit ihm selbst und seinem Volke mehr Nutzen, als eine rasche Thätigkeit hätte bringen können; denn der Herzog Philipp von Burgund fand bald Karl's Indolenz vortheilhafter für seine Absichten, als den Stolz des Herzogs von Bedford. Dieser verlor nämlich damals seine kinderlose Gemahlin Anna, eine Schwester Philipp's, und vermählte sich schon sechs Monate nachher mit Jacqueline von Luxemburg, der Tochter eines burgundischen Vasallen, ohne dem Lehenrechte jener Zeit gemäß die Erlaubniß ihres Lehensherrn einzuholen. Dies entfremdete Philipp dem Regenten von England und erleichterte die Bemühungen der Franzosen, den Ersteren vom Bunde mit dem Reichsfeinde zu trennen. Doch konnte erst nach zwei Jahren eine Verbindung zwischen Karl VII. und Philipp zu Stande gebracht werden, weil immer wieder neue Hindernisse entgegentraten. Nicht nur bemühten sich die Engländer, Philipp von Burgund wieder mit dem Herzoge von Bedford auszusöhnen, sondern Philipp hatte auch 1433 in seinem eigenen Lande genug zu thun und gerieth zu der nämlichen Zeit mit seinem Schwager, dem Herzoge von Bourbon, in Krieg. Die Städte und Stände der mit seinem Gebiete vereinigten freien Provinzen nahmen an seinen Kriegen wenig Antheil und zwei dieser Städte, Gent und Ypern, welche damals ebenso wie Amsterdam und Rotterdam im 17. Jahrhundert eine Macht bildeten, erhoben sich 1433 in offnem Aufstande gegen ihn. Der Herzog von Bourbon aber behauptete, das Heirathsgut seiner Gemahlin nicht erhalten zu haben, fiel deshalb seinem Schwager in das Land und eroberte einige 30 Burgen, wofür Philipp sich dadurch rächte, daß er 1434 Beaujeu wegnahm. Nichtsdestoweniger söhnte sich Philipp im folgenden Jahre mit dem König Karl völlig aus. Dazu trug die Rückkehr des Connetable Richemont an den französischen Hof das Meiste bei. Dieser war, wie oben berichtet worden ist, durch den Einfluß la Tremouille's vom Hofe und vom Commando entfernt worden und la Tremouille hatte sogar zu bewirken gewußt, daß der König den Grafen Riche-

mont nicht einmal in der gefährlichsten Zeit des Krieges, als er ihm seine Dienste anbot und wirklich wesentliche Vortheile errang, an der Spitze eines Heeres dulden wollte; das rauhe, mürrische Auftreten des kraftvollen Mannes war dem weichlichen Herrscher zuwider. Endlich ward aber la Tremouille selbst gestürzt und dem Connetable der ihm gebührende Einfluß wieder ertheilt. Die Art, wie dies geschah, verdient näher angegeben zu werden; denn sie ist bezeichnend für Karl's Charakter und für die Schlaffheit, welche er während des aufopfernden Kampfes aller Klassen seines Volkes zeigte. La Tremouille's Einfluß war gegen das Ende des Jahres 1433 dem Bruder der Königin, dem Grafen Karl von Maine, sowie dem Herzoge von Alençon und mehreren anderen Herren unerträglich geworden; diese beschlossen daher seinen Sturz und vereinigten sich mit dem Connetable Richemont, sowie mit den Herren du Bueil, Chaumont, Coitivy, la Varenne und Rosnyeven. Es ward ausgemacht, daß man den verhaßten Liebling gewaltsam ergreifen, vom Hofe fortbringen und in Haft halten wolle. Die zuletzt genannten Herren übernahmen die Ausführung. Sie drangen Nachts in la Tremouille's Schlafzimmer, versetzten ihm, als er aus dem Bette sprang und sich wehren wollte, einen Dolchstich in den Unterleib und schleppten ihn dann gefesselt auf das Schloß Montresor. Gleich nach geschehener That begaben sich zwei von ihnen, du Bueil und Coitivy, zum Könige, meldeten ihm den Hergang der Sache und versicherten ihn, daß sie nur zum Besten des Staates gehandelt hätten. Karl blieb einige Zeit hindurch unentschieden, schon nach wenigen Tagen aber hatte sich sein Schwager Karl von Maine ihm so unentbehrlich gemacht, als la Tremouille nur jemals gewesen war und der König ließ gleich darauf den in Tours versammelten Ständen durch den Kanzler erklären, daß er mit dem, was jene Herren gethan hätten, gar nicht unzufrieden sei (que l'attentat commis par les sires de Bueil et de Coitivy étoit avoué par lui et qu'il les retenoit dans ses bonnes graces). Die Entfernung des seitherigen Lieblings hatte die unmittelbare Folge, daß der Connetable Richemont, welcher im Felde wie im Kabinet große Fähigkeiten gezeigt hatte und ungemein thätig war, wieder die Leitung der Geschäfte erhielt. Auch der Agnes Sorel wird ein bedeutender Antheil an der nun eintretenden günstigen Wendung der Dinge, namentlich an jedem Aufschwung zur Kraft und Entschlossenheit, zugeschrieben; vielleicht mit Recht; jedenfalls lag es aber in der Denkart höfischer Schriftsteller, lieber der graziösen Edeldame, als dem Volkskinde Johanna ihre Verdienste um Frankreich nachzurühmen. Als der Connetable die Leitung des Krieges wieder übernommen hatte, eilte er nach Compiegne und trieb

die Engländer aus vielen Orten der Picardie, hütete sich aber sorgfältig, den Herzog von Burgund anzugreifen, der den Krieg gegen den Herzog von Bourbon fortsetzte; er bemühte sich vielmehr, eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, was ihm endlich auch im Januar 1435 bei einer Zusammenkunft, welche zwischen ihm und den beiden Herzogen zu Nevers gehalten wurde, vollständig gelang. Bei dieser Zusammenkunft ward auch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund und des Königs Karl eingeleitet und zum Zwecke derselben, sowie zur Herstellung des Friedens überhaupt ein ausgedehnter, man kann fast sagen ein europäischer Congreß verabredet, welcher im Juli zu Arras gehalten werden sollte. Man lud auch den Papst und das Baseler Concilium ein, Gesandte zu schicken, damit, wenn die Engländer auf die billigen Friedensvorschläge, welche Frankreich in Arras machen wollte, nicht eingingen, der Herzog von Burgund seiner eidlichen Verbindlichkeiten gegen dieselben durch die Kirche entbunden werden könne.

Der Congreß ward im Juli und August gehalten und war so glänzend, daß die Chroniken berichten, es seien über 10,000 Menschen zu demselben zusammen gekommen. Es erschienen in Arras nicht nur englische und französische Gesandte, sowie der Herzog von Burgund, sondern auch der deutsche Kaiser, die Könige von Castilien, Aragonien, Navarra, Portugal, Sicilien, Schottland, Polen, Dänemark und Cypern, die Herzoge von der Bretagne und von Mailand und andere Fürsten hatten Gesandte geschickt. Von Seiten der Engländer, deren König zugleich als Beherrscher von Frankreich und von England gelten wollte, kamen nicht weniger als 37 Gesandte, an deren Spitze der Kardinal Heinrich von Winchester, der Erzbischof von York und zwei andere Bischöfe standen. Der König von Frankreich schickte 17 Gesandte, unter denen sich der Connetable Graf Richemont, sowie zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Bourbon und der Graf von Vandomme, befanden. Der Herzog von Burgund, in dessen Lande ja die Stadt Arras lag, war persönlich anwesend und zwar in Begleitung seiner Gemahlin, sowie des Herzogs von Geldern, der Bischöfe von Lüttich und von Cambray und der Grafen von Nevers, Vaudemont und Ligny; der zuerst genannte Bischof blendete Alle, welche weltlich dachten, und ärgerte alle Frommen durch die ganz thörichte Pracht und Ueppigkeit, die er entfaltete. Die Franzosen erboten sich auf dem Congreß, den Engländern die Normandie und Guyenne unter der Bedingung abzutreten, daß beide Provinzen französische Lehen blieben; allein bei der englischen Gesandtschaft befanden sich außer den genannten vier Bischöfen die Herren, welche seit Heinrich's V. Tod neben Bedford und Glocester den bedeutend-

sten Einfluß gehabt hatten, die Grafen von Warwick, Huntingdon und Suffolk, und von diesen war wenig Nachgiebigkeit zu erwarten. Sie forderten die Hälfte des französischen Reiches, sowie den Titel eines Königs von Frankreich für ihren König. Dazu konnten und wollten die Franzosen sich nicht verstehen und die englische Gesandtschaft verließ deshalb am 6. September trotzig den Congreß. Dies war vorauszusehen gewesen; auch hatte man die Engländer nur in der Absicht zugezogen, damit der Herzog von Burgund einen schicklichen Vorwand erhalte, sich der mit England eingegangenen Verbindung zu entziehen. Zwischen dem Herzoge selbst und dem König Karl ward leicht ein Vertrag zu Stande gebracht, da der Letztere seine Gesandten bevollmächtigt hatte, auf jede Forderung des Herzogs einzugehen; den Abschluß beschleunigte noch der Tod des Herzogs von Bedford, der am 14. September zu Rouen verschied. Der Vertrag wurde am 21. September 1435 unterzeichnet und legte dem Könige von Frankreich folgende Verpflichtungen auf. Karl mußte dafür, daß Philipp von Burgund ihn als seinen Oberherrn und als König von Frankreich anerkannte, erstens in aller Form erklären, daß er nur wegen seiner Jugend sich habe bewegen lassen, den Mord des Herzogs von Burgund zu billigen und die Mörder zu hegen. Er versprach ferner, die Mörder auszuliefern oder, wenn dies nicht geschehen könne, sie auf immer zu verbannen. Er verpflichtete sich drittens zur Stiftung einer Kapelle, welche mit dem nöthigen Einkommen für einen vom Herzoge zu ernennenden Kaplan ausgestattet werden sollte, sowie einer Karthäuser-Kirche zu Montereau, in welcher beständig Seelenmessen für den ermordeten Herzog gelesen werden sollten, und mußte außerdem an der Stelle, wo unter seinen Augen der Mord geschehen war, ein großes Kreuz errichten lassen. Viertens verstand er sich dazu, 50,000 Dukaten (écus d'or) für die dem Herzoge nach seiner Ermordung geraubten Effecten zu zahlen. Endlich überließ Karl — und dies ist der für die ganze spätere Geschichte, besonders aber für die des Königs Ludwig XI. folgenreichste Artikel des Vertrages — dem Herzoge oder seinem Sohne nicht nur die Städte Macon und St. Jangon als Pairie, sondern auch die Grafschaft Charolais und alle königlichen Rechte über dieselbe, über Burgund und über Artois, sowie die Grafschaft Boulogne und die Städte St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, St. Riquier, Crevecoeur und andere Orte an der Somme, jedoch unter der Bedingung, daß die genannten Städte für 400,000 Thaler wieder eingelöst werden könnten. Außerdem erließ der König dem Herzoge jede Art von Huldigung und versprach eine vollständige Amnestie. In Folge dieser Vertragsbedingungen ward der Herzog von Burgund, welcher früher sehr weislich jede Bewerbung um die

deutsche Kaiserwürde von sich gewiesen hatte, der mächtigste und reichste Herrscher in Europa.

Drei Tage nach der Unterzeichnung des Friedens von Arras hatte die Königin Isabella, Karl's VII. Mutter, ihr Leben unter den traurigsten Umständen geendet. Auch im Kriege hatten die Engländer seit dem Frühjahr stets den Kürzeren gezogen und eine Stadt nach der anderen verloren; der schmerzlichste Verlust aber, den sie erlitten, war der Tod des Herzogs von Bedford; denn dieser große Mann hatte allein den englischen Staat im Felde wie im Kabinet aufrecht erhalten und sein Bruder, der Herzog von Glocester, besaß nicht Ansehen genug, um dem Kardinal von Winchester, mit welchem er seit Heinrich's V. Tode in Streit gewesen war, und dem Herzoge von Somerset gewachsen zu sein. Es wurden daher gleich nach Bedford's Tode die Unruhen vorbereitet, welche in den folgenden 20 Jahren England eben so sehr zerrissen, als Frankreich vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf den Frieden von Arras zerrissen gewesen war.

6. Innere Unruhen in England unter Heinrich VI.

Die Erziehung des jungen Königs von England, Heinrich's VI., war zuerst seinem Großoheim, dem Herzoge von Exeter, anvertraut gewesen; nach dem Tode desselben (1424) erhielt sie der Graf von Warwick, dessen Patent und Instruction jedoch erst im Juni 1428 ausgefertigt wurden. Dieser leitete den unmündigen König ganz im Sinne der Adels-Partei, welche im Regentschaftsrath herrschte. Die Gegner bewogen daher den Knaben schon in seinem elften Jahre, größere Unabhängigkeit und die vorgängige Mittheilung dessen, was in seinem Namen verordnet werde, zu fordern. Man verwies ihn jedoch zur Ruhe und ertheilte dem Grafen von Warwick die Vollmacht, den König auf jede Weise beobachten und unter Aufsicht halten zu lassen. Im 14. Jahre verlangte Heinrich aufs neue, daß er, was mit gewissen Beschränkungen zu der Ausbildung eines künftigen Regenten für das praktische Leben durchaus nothwendig zu sein scheint, den Sitzungen des Regentschaftsrathes beiwohnen dürfe, um in denselben zu lernen, wie die Reichsangelegenheiten geführt würden (1434). Die streng aristokratischen Mitglieder des Rathes wiesen auch diese billige Forderung zurück und gaben dem jungen Könige eine lange theologisch-pedantische Antwort, welche darauf hinauslief, daß derselbe von der Theilnahme an der Regierung ganz und gar ausgeschlossen bleiben müsse (They therefore think, it would be perilous and harmfull to change the rule and government, that afore this in his tender age hath been appointed for the good and surety of

his noble person and of his land). Gern hätten sie auch nachher seine Zulassung verweigert, als er in seinem 17. Jahre (1437) sich der Vormundschaft wenigstens so weit entziehen wollte, daß er Kunde von dem erhalte, was im Kabinet vorging. Dies konnten sie jedoch nicht wagen. Sie gewährten ihm daher eine Theilnahme an der Regierung, setzten ihm aber dabei solche Schranken, daß die Leute, welche sich seiner bedienen wollten, nicht viel schaden konnten. Er sollte nämlich Strafen erlassen oder mildern, Pfründen vergeben und besondere Gunstbezeugungen für sich allein ertheilen dürfen; er sollte ferner von denjenigen Berathungen, welche für seine Krone und deren Vorrechte von Bedeutung wären, in Kenntniß gesetzt werden, und endlich bei allen Beschlüssen des Regentschaftsrathes, welche nicht eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen für sich hätten, den Ausschlag geben.

Von diesem Augenblicke an erhielt die bittere Feindschaft, welche schon seit Heinrich's V. Tod zwischen des jungen Königs Oheim, dem Herzoge von Glocester, und seinem Großoheim, Heinrich von Beaufort, Bischof von Winchester und Kardinal, bestand, eine für das Reich verderbliche Bedeutung. Der Kardinal, ein ebenso habgieriger, als hochmüthiger und herrschsüchtiger Mann, verschaffte sich dadurch einen großen Einfluß, daß er dem schwachen, unfähigen Könige, über dessen abergläubige Seele er ohnedies als Geistlicher große Gewalt hatte, zu schmeicheln wußte und daß er ihm, da Heinrich über die Reichseinkünfte nicht gebieten konnte, von Zeit zu Zeit bedeutende Summen lieh; er hatte sich jedoch durch seinen Papismus, seinen Kreuzzug gegen die Hussiten und sein Streben, den Frieden mit Frankreich herzustellen, bei der Nation nicht beliebt gemacht. Auch hatte er ein so böses Gewissen, daß er sich einst vom jungen Könige in einer noch vorhandenen Urkunde einen Generalpardon für alles, was er jemals begangen haben könnte, ertheilen ließ. Sein Gegner, der Herzog von Glocester, hatte sich durch seine niederländischen Händel und durch seine zwiefache Heirath mit Weibern anderer Männer, nämlich zuerst mit Jakobäa von Hennegau und dann mit Eleonore Cobham, ebenfalls viel geschadet; er gewann aber nachher dadurch wieder an Ansehen, daß er stets auf die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich drang. Beide Männer hatten in und außer dem Regentschaftsrath ihre Anhänger und suchten diese bei jeder Gelegenheit zu befördern und zu heben. Namentlich arbeitete beim Tode des Herzogs von Bedford Einer dem Anderen entgegen, um einem seiner Anhänger die Statthalterschaft von Frankreich zu verschaffen. Der Kardinal von Winchester wollte seinem Brudersohn, dem Grafen Beaufort von Somerset, die Regentschaft in Frankreich übertragen haben. Diesem

setzten aber der Herzog von Glocester und die Mehrzahl der Regentschaftsräthe den Herzog **Richard von York** entgegen, welcher nicht nur ein Enkel von des Königs Eduard III. viertem Sohne, dem Herzog Edmund von York, war, sondern auch von seiner Mutter Anna Mortimer, einer Urenkelin von Eduard's III. zweitem Sohne, dem Herzog von Clarence, die Rechte des Hauses Clarence geerbt hatte.*) Richard von York ward wirklich Bedford's Nachfolger in Frankreich; die Gegenpartei hintertrieb aber sieben Monate lang die Ausfertigung der Bestallungsurkunde für ihn, und veranlaßte dadurch, wie wir später sehen werden, den Verlust der Stadt Paris. York wurde bald zurückberufen; aber der Graf Warwick, der statt seiner den Oberbefehl in Frankreich übernahm, starb zu Rouen 1439. Mehrere Jahre nachher wurde Richard trotz aller Kabalen des Kardinals von Winchester zum zweiten Male als Statthalter nach Frankreich geschickt. Es bildeten sich also damals in England unter ähnlichen Verhältnissen zwei politische Parteien, wie in Frankreich zur Zeit Karl's VI die Parteien der beiden Häuser Orleans und Burgund entstanden waren.

Der Zwiespalt dieser Parteien verwandelte sich in eine offene Fehde, als die Frage wegen der Freilassung des Herzogs von Orleans entschieden wurde. Der Herzog von Orleans war 1415 bei

---

*) Folgende Stammtafel, die wir auf das Nothwendige beschränken, erläutert den Zusammenhang:

Eduard III.

Lionel, Herzog von Clarence.	Johann, Herzog von Lancaster.	Edmund, Herzog von York.
Philippa, Gräfin von March.	Heinrich V.	**Richard**, Herzog von Cambridge.
Anna Mortimer, vermählt mit Richard von Cambridge.	Heinrich VI.	Richard, Herzog von York.

König Heinrich V. hatte drei Brüder: den 1421 verstorbenen Thomas von Clarence, ferner die Herzoge Johann von Bedford und Humphrey von Glocester; außerdem zwei Schwestern, deren eine, Blanca, den deutschen Pfalzgrafen Ludwig heirathete. Richard von York, der Stifter der weißen Rose, hatte zwölf Kinder, von denen Eduard IV. und Richard III. (das elfte der Kinder) den Thron bestiegen und eine Tochter, Margaretha, mit Karl dem Kühnen von Burgund vermählt wurde. Unsere Stammtafel zählt von den 13 Kindern Eduard's III. nur die drei auf, die für die Geschichte der beiden Rosen wichtig sind; sein ältester Sohn war, wie früher ausgeführt worden, der schwarze Prinz, der Vater des kinderlos verstorbenen Königs Richard II.

Azincourt in englische Gefangenschaft gerathen und wurde noch immer in England zurückgehalten, weil er das ungeheure Lösegeld, welches man von ihm forderte, nicht aufzubringen vermochte. Im Jahre 1439 betrieb der Kardinal von Winchester die Freilassung desselben auf das nachdrücklichste, sowohl weil er durch ihn den Frieden mit Frankreich herstellen zu können hoffte, als auch weil König Heinrich des immerhin sehr bedeutenden Lösegeldes, welches der Herzog zu bezahlen versprach, für sich nöthig hatte. Der Herzog von Glocester dagegen bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben; er überreichte dem Könige sogar eine Anklageschrift gegen den Kardinal, in welcher diesem eine Reihe der ärgsten Vergehungen, wie Habgier und Treulosigkeit, vorgeworfen wurde; alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, er ward mit seiner Anklage abgewiesen und der Herzog von Orleans im Jahre 1440 frei gegeben. Von dieser Zeit an kränkten beide Prinzen einander bei jedem Anlaß öffentlich. Namentlich vergalt 1441 der Kardinal den zwei Jahre früher gegen ihn gethanen Schritt durch einen ähnlichen Versuch gegen Glocester. Dieser ward nämlich dem abergläubigen Volke als Schützer und Begünstiger von Leuten, die mit dem Teufel im Bunde ständen, verdächtig gemacht. Zuerst klagte man Roger Bolingbroke, einen der Kaplane des Herzogs, als Hexenmeister an und stellte ihn in seinem Zauber-Ornat auf dem St. Pauls-Kirchhofe zur Schau aus. Dann ward des Herzogs Gemahlin, Eleonore Cobham, angegriffen. Diese hatte sich in der zweiten Nacht nach Bolingbroke's Verhaftung aus Furcht, von dem ihr und ihrem Gemahle feindlich gesinnten Kardinal und seiner Geistlichkeit verfolgt zu werden, in die Sakristei der Westminster-Kirche als ein Asyl geflüchtet und wurde in die Sache des Kaplans verwickelt. Sie war lasterhaft, ausschweifend, hochmüthig, und habsüchtig, hatte ihren ersten Gemahl verlassen und den Herzog ungesetzlich geheirathet und es kann leicht sein, daß sie geglaubt hatte, sie könne durch den Kaplan die Mächte der Hölle zu ihrem Dienste aufbieten. Wenigstens fand sich in der gegen sie angestellten Untersuchung, daß sie sich von einer berühmten Hexe einen Liebestrank hatte bereiten lassen, um Glocester's wankelhafte Liebe zu fesseln, und daß sie durch Bolingbroke die Geister der Unterwelt über die Dauer von Heinrich's VI. Leben befragt hatte; auch hatten ihre Genossen auf ihren Antrieb ein Wachsbild, welches den König darstellte, durch langsam wirkendes Feuer vernichtet, um so durch magische Einwirkung des Königs Gesundheit langsam aufzuzehren. Sie wurde zugleich mit jener Hexe vor ein geistliches Gericht gestellt und ergab sich ohne lange Vertheidigung in das Schicksal, welches die geistlichen Herren über sie verhängten. Sie ward von diesen für ihre Albernheit und für ihren dummen, aber

bösartigen Aberglauben hart genug bestraft; denn sie mußte drei Tage barfuß und barhaupt mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die Straßen der Hauptstadt wandeln und wurde dann in lebenslängliche Haft gebracht, indem man hundert Pfund für ihren Unterhalt anwies.

An den Herzog selbst wagten sich seine Gegner erst dann, als die Partei, welche den Frieden wünschte, einen Waffenstillstand und eine Heirath des Königs, die zum Frieden führen sollte, durchgesetzt hatte. In Frankreich, namentlich im Süden, ging es immer schlimmer; schon 1442 wurde das feste Aix genommen und Bayonne bedrängt, so daß die englische Regierung zur Fortsetzung des Krieges freiwillige Gaben von Haus zu Haus einsammeln ließ. Der Herzog von Orleans hatte wahrscheinlich seit seiner Befreiung fortdauernd gearbeitet, um einen Frieden zu Stande zu bringen; es fanden sich aber unerwartete Hindernisse und man kam erst im Jahre 1444 zu einer Uebereinkunft, nachdem vorher auch ein Waffenstillstand zwischen Burgund und England geschlossen worden war. Der Kardinal von Winchester und seine Partei waren so eifrig, dem Kriege ein Ende zu machen, daß sie sich dazu verstanden, in der französischen Stadt Tours zu unterhandeln, während doch die Regentschaft seither immer verlangt hatte, daß dies auf englischem oder auf neutralem Gebiete geschehen solle. In Tours erschienen von französischer Seite der Graf Dunois, ein Halbbruder des Herzogs von Orleans, und der Graf von Vandomme, ein Prinz des königlichen Hauses, von Seiten Englands Wilhelm de la Pole, Graf und später Herzog von Suffolk, welcher damals zugleich mit dem Kardinal von Winchester und dem Herzoge von York den fast blödsinnigen König Heinrich beinahe unbedingt leitete. Der englische Unterhändler hatte sich in einer Urkunde, die wir unter den Actenstücken der englischen Geschichte finden, für den von ihm etwa abzuschließenden Vertrag im Voraus Straflosigkeit zusichern lassen; denn er fühlte, daß die von ihm geleitete Waffenstillstands-Unterhandlung und die mit demselben verbundene Kabale der Verheirathung des Königs ihm leicht einmal sehr gefährlich werden könne. Ein Frieden kam in Tours nicht zu Stande, wohl aber ein Waffenstillstand, welcher 18 Monate dauern und für den Landkrieg in der Mitte Juni, für den Kampf zur See am 1. Juli beginnen sollte. Auch die Verhandlungen wegen der Heirath des englischen Königs wurden in Tours zum Schlusse gebracht. Diese Verhandlungen waren von Glocester's Feinden aus dem Grunde begonnen worden, weil sie, um ihm den Untergang bereiten zu können, dem schwachen Könige eine Gemahlin geben wollten, welche ihnen Alles verdanke und von ihnen abhängig bleibe. Sie wählten Margaretha, die schöne 15jährige

Tochter des Titularkönigs von Neapel und Sicilien, Renatus, welcher erst kurz vorher von seinem fehlgeschlagenen Zuge nach Neapel zurückgekehrt war und auch in Frankreich alle seine Besitzungen eingebüßt hatte. An eine Mitgabe war also nicht zu denken, man mußte vielmehr bedacht sein, dem Vater der zukünftigen Königin von England wenigstens einen Sitz zu verschaffen. Dieser Umstand machte die Unterhandlung lange schwierig; allein der Graf von Suffolk vermochte damals Alles, weil der Kardinal von Winchester sich vom Hofe entfernt hatte und nur noch zuweilen dem Könige Geld lieh. Er beredete den König, seinem künftigen Schwiegervater die demselben ursprünglich gehörenden Herzogthümer Maine und Anjou, welche in den Händen der Engländer waren, abzutreten und bewirkte auch, daß die Mehrheit im Regentschaftsrathe ihre Einwilligung dazu ertheilte. Selbst der Herzog von Glocester gab über diese sonderbare Heirath laut seinen Beifall zu erkennen; denn es ist, wie Lingard richtig bemerkt, ein Irrthum, wenn einige Schriftsteller behaupten, Glocester habe sich der Heirath auch noch in der letzten Zeit widersetzt. Doch konnte ihn dies nachher nicht retten. Margaretha ward zu Nancy dem Grafen von Suffolk als Stellvertreter des Königs angetraut, sodann nach England gebracht und Ende Mai 1445 als Heinrich's Gemahlin zu Westminster gekrönt; das Parlament billigte ausdrücklich das Geschehene und Glocester gab nachmals seine Beistimmung.

Die neue Königin bemächtigte sich, da sie einen männlichen Sinn hatte, sogleich der Herrschaft über ihren schwachen Gemahl und der von ihr begünstigte Suffolk ward allmächtig. Durch seinen Einfluß kam auch eine zweimalige Verlängerung des Waffenstillstandes, zuerst bis Ostern 1446 und dann bis zum Juni 1449, zu Stande. Die Königin und ihr Günstling richteten ihre Verfolgungen alsbald gegen den Herzog von Glocester. Der Hauptgrund, warum sie diesen zu verderben suchten, war der doppelte Umstand, daß Glocester als der einzige noch lebende Oheim des Königs, so lange der Letztere keinen Sohn hatte, der künftige Thronerbe war, und daß er bei dem Volke, das ihn nur den guten Herzog nannte, als Vertreter einer nationalen Politik noch immer in großer Gunst stand. An seinem Sturze nahm auch der Herzog Richard von York Theil, welcher 1446 aus Frankreich zurückkehrte und mit großer Auszeichnung aufgenommen ward; denn so heftig auch nachher der Zwist zwischen den Häusern Lancaster und York wurde, so scheint man doch damals von Richard noch nichts befürchtet zu haben. Glocester ward von seinen Feinden beschuldigt, er gehe damit um, den König, dessen abergläubige Bußübungen eine Art von Blödsinn zur Folge gehabt hatten, gewaltsam den Händen der Margaretha und ihrer Günstlinge zu entreißen und unter seine

Vormundschaft zu bringen. Diese Beschuldigung wurde bald in eine förmliche Anklage umgewandelt und der König versammelte das Parlament, um den Herzog richten zu lassen. Da das Parlament nicht, wie gewöhnlich, nach Westminster, sondern (auf den 10. Februar 1447) nach Bury St. Edmunds berufen war und überdies die Deputirten des Volkes (knigths of the shire) den Befehl erhalten hatten, in demselben bewaffnet zu erscheinen, so ließ sich leicht erkennen, daß an keine unpartheiische Verhandlung zu denken sei. Auch hätte sich Glocester, welcher damals auf seiner Burg Devizes lebte, demselben leicht entziehen können; er that es aber nicht, sondern fand sich bald nach der Eröffnung des Parlaments (am 18. Februar) in demselben ein, obgleich das Sitzungsgebäude auf allen Seiten mit Bewaffneten umgeben war. Er ward noch an demselben Tage durch den Lord Constable von England, Beaumont, des Hochverraths angeklagt und verhaftet. Fünf Tage nachher fand man ihn Morgens todt im Bette liegend. Ob er gewaltsam aus der Welt geschafft wurde, ist schwer zu sagen. Da er nach der Sitte jener Zeit im Gefängnisse unmenschlich hart gehalten wurde, so könnte es leicht sein, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei; auch ist es nach dem Zeugnisse des Abtes von St. Albans, Whethamstede, gewiß, daß er nicht noch am Abend vor seinem Ende völlig gesund war, wie Hume, Rapin und Andere berichten. Lingard, auf jenes Zeugniß gestützt, behauptet zuversichtlich, daß Glocester nicht ermordet worden sei. Im Volke glaubte Jedermann an eine Tödtung des Herzogs, obgleich man Glocester's Leiche öffentlich ausstellen ließ und auf jede mögliche Weise zu beweisen suchte, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei. Der inzwischen zum Marquis, später zum Herzog erhobene Suffolk und die Königin selbst wurden laut des Mordes beschuldigt. Gleich darauf erbitterten Beide durch ihr Verfahren gegen Glocester's Freunde und Dienstleute das Volk noch mehr. Sir Roger Chamberlayne, Richard Middleton, Thomas Herbert, Richard und Arthur Needeham und andere Herren und Ritter, welche zur Hofhaltung Glocester's gehört hatten und nebst einer Anzahl Diener desselben am Tage seiner Verhaftung in Greenwich zusammengekommen waren, wurden unter dem Vorwande, daß sie Eleonore Cobham hätten befreien, den König stürzen und Glocester auf den Thron erheben wollen, von Leuten des Königs eingeschlossen und die Vornehmsten unter ihnen als Rädelsführer ins Gefängniß geworfen. Zu ihrer Bestrafung wurde eine außerordentliche gerichtliche Commission (Oyer and Terminer) bestellt, deren Präsident der Graf von Suffolk und deren Mitglieder lauter Creaturen desselben waren, und dieses Gericht verurtheilte die Verhafteten zum Tode. Zwar wagte man nicht, das

Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung vollstrecken zu lassen*); das ganze Verfahren war aber so empörend, daß dadurch das Gerücht von der Ermordung Glocester's die größte Wahrscheinlichkeit erhalten mußte.

Durch die Verfolgung des Herzogs von Glocester hatten Suffolk und die Königin das Haus Lancaster, des einzigen Mannes, welcher dasselbe hätte auf dem Throne erhalten können, beraubt und die Freunde dieses Hauses gegen sich aufgebracht. Als wenige Wochen nach Glocester's Tode auch der alte Kardinal von Winchester starb (April 1447), maaßte Suffolk sich die ganze Regierungsgewalt an, beleidigte den vorher mit ihm und dem Kardinal gegen Glocester verbündeten Herzog Richard von York und erbitterte so auch die Anhänger des Hauses York, obgleich dasselbe als ein Zweig der Königsfamilie mindestens das nämliche Recht gegen Heinrich VI. geltend machen konnte, mit welchem das Haus Lancaster einst unter Heinrich VI. gegen den König Richard II. aufgetreten war. Der Herzog Richard von York mußte die Statthalterschaft von Frankreich zum zweiten Male aufgeben und dem mittlerweile zur Würde eines Herzogs gestiegenen Grafen Edmund von Somerset überlassen, welcher bald mit Suffolk und Margaretha ein Kleeblatt bildete. Zugleich benutzte man eine in Irland ausgebrochene Empörung, um Richard dadurch zu entfernen, daß man ihn zum Statthalter dieser Insel ernannte. Richard begann aber jetzt, die Mißvergnügten, deren Zahl sehr groß war, um sich zu sammeln. Unmittelbar nachher wurden nicht nur Maine und Anjou dem Vater der Königin und somit den Franzosen übergeben, sondern die Engländer verloren auch nach Wiederanfang des Krieges die Städte Rouen, Harfleur, Cherbourg und in kurzer Zeit nahezu alle Besitzungen in Frankreich; nachdem Bordeaux und am 18. August 1451 Bayonne gefallen war, hielten sie sich nur noch in Calais und der bei dieser Stadt gelegenen Festung. Hierdurch ward die Erbitterung der Nation gegen die Königin, welche den bigotten und fast geistesschwachen König unbeschränkt beherrschte, und gegen Suffolk, welcher alle Geschäfte leitete, in hohem Grade gesteigert. Besonders richtete sich der allgemein herrschende Unwille gegen den Letzteren, dessen Vertraulichkeit mit Margaretha auch in anderer Beziehung übel gedeutet wurde. Ihm schrieb man die Vermählung des Königs und den in Folge derselben Statt gehabten Verlust von Maine und Anjou zu. Ihm warf man vor, daß er trotz der

---

*) Einige der Angeklagten waren schon aufgehängt und sollten eben geviertheilt werden, als ein Decret des Königs mitgetheilt wurde, welches Pardon brachte, weil es Freitag sei und weil er die Rache Gott anheimstelle.

Protestation Glocester's den Herzog von Orleans aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und, seiner Geliebten, der Königin, zu Gefallen, die Vertheidigung der Normandie vernachlässigt habe. In dieser Provinz, welche bald nachher von den Franzosen vollständig erobert wurde, hatte Rouen (1449) dem Feinde übergeben werden müssen, weil die Verstärkungen, welche dem Herzoge von Somerset geschickt wurden, zu spät ankamen, und auch davon warf man die Schuld auf Suffolk. Zudem hieß es von ihm, daß er alle Subsidien, welche das Parlament gewähre, für ganz andere Zwecke, als für den Krieg verwende. Endlich beschuldigte man Suffolk noch, er habe den Herzog von York blos deshalb nach Irland geschickt, damit derselbe dort ein Opfer der Rebellen werde.

Der drohende Verlust der Normandie brachte bereits die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch, und zwar sowohl im Volke, als im Parlament. Dieses war im November 1449 versammelt worden, um die nöthige Hülfe zur Rettung der Normandie zu gewähren; es war aber kaum zusammengetreten, als sich eine so heftige Opposition gegen die Regierung erhob, daß man rathsam fand, es von Westminster nach der City (zu den Dominikanern oder Blackfriars) zu verlegen. Schon im December fand eine unerhörte gerichtliche Demonstration gegen Suffolk Statt. Eines Abends fand man nämlich William Taillebois, welcher als eine Creatur Suffolk's bekannt war, nebst einer Anzahl Haudegen in der Nähe des Sitzungsgebäudes versteckt; dies deutete man so, als wenn Taillebois dem Lord Cromwell, dem Haupte der Opposition, aufgelauert habe, und das Gericht ließ ihn deswegen nicht nur in den Tower werfen, sondern verurtheilte ihn auch zu der in jener Zeit ungemein hohen Geldstrafe von 3000 Pfund. Schon 14 Tage nachher kam auch die Wuth des Volkes gegen Suffolk zu einem blutigen Ausbruch. Der Pöbel in Portsmouth überfiel und tödtete nämlich im Januar 1450 Suffolk's Freund, den Siegelbewahrer und Bischof von Chichester, Adam Molyns, welcher im Verdachte stand, das Hauptwerkzeug bei den Kabalen wegen den Provinzen Anjou und Maine gewesen zu sein. Man behauptete nachher, was freilich sehr unwahrscheinlich ist, Molyns habe, um die Wuth des Haufens von sich abzuwenden, vor seinem Ende die ärgsten Beschuldigungen gegen Suffolk ausgesprochen. Dies bewog den von allen Seiten her bedrohten Günstling der Königin, Ende Januar vor dem Parlament durch eine lange Rede, die sich im Protokoll (Rotulus) findet, sein ganzes politisches Leben zu rechtfertigen; er vermochte aber trotz aller seiner Anstrengungen den herannahenden Sturm nicht zu beschwören. Schon vier Tage nachher, als er jene Rede gehalten hatte, ward er im Unterhause von Lord Cromwell des Hoch-

verraths angeklagt. Das Unterhaus ordnete, obgleich die Anklage nicht im Einzelnen begründet worden war, augenblicklich eine Deputation an das Oberhaus ab, um von demselben die Verhaftung Suffolk's zu fordern. Die Pairs gaben jedoch, nachdem sie die Oberrichter befragt hatten, die Antwort: sie hätten kein Recht, einen Pair auf eine allgemeine Anklage hin in den Tower setzen zu lassen. Die erbitterten Mitglieder des Unterhauses ließen hierauf schon nach zwei Tagen durch ihren Sprecher dem Oberhause eine einzelne, recht sinnlose Beschuldigung vortragen, auf welche die Anklage des Hochverraths sich stütze: er treffe in Schloß Wallingford Anstalten, den Franzosen zur Landung in England behülflich zu sein. Nun ward wirklich Suffolk's Verhaftung angeordnet. Man warf ihn in den Tower, und bereits am 7. Februar wurden acht Klage-Punkte, sowie am 9. März noch 16 andere gegen ihn aufgestellt. Diese 24 verschiedenen Punkte, unter welchen sich übrigens die dem Gerüchte nach auf Suffolk's Befehl vollbrachte Ermordung des Herzogs von Glocester nicht findet, drehen sich um bloße Beschuldigungen, nicht um Handlungen, welche gerichtlich als Verbrechen erweisbar gewesen wären; die Stimmung der Nation war aber so gereizt, daß der König oder vielmehr seine Umgebung Suffolk nur durch ein eigenmächtiges Verfahren retten konnte, welches von den Pairs als eine Verletzung ihrer Vorrechte angesehen wurde und deshalb eine förmliche Protestation derselben hervorrief. Anstatt nämlich, wie Sitte und Recht es verlangten, das Oberhaus als Gerichtshof einzurichten und ihm die Verhandlung des Processes zu überlassen, beschied der König die Lords und den Kanzler zu sich, forderte vor ihnen Suffolk zur Selbstvertheidigung auf und gab, als dieser erklärte, er verzichte auf sein Vorrecht als Pair, stelle die Anklagepunkte durchaus in Abrede und gebe sein Schicksal dem Könige anheim, ohne weitere Verhandlung und ohne Urtheil durch den Mund des Kanzlers eine Entscheidung. Der König — so lautete der Spruch — wolle in Rücksicht der Anklage wegen Hochverraths Suffolk weder für schuldig noch für unschuldig erklären, in Betreff der anderen Anklage-Punkte aber befehle er ihm, das königliche Gebiet noch vor dem 1. Mai zu verlassen und in fünf Jahren nicht wieder zu betreten. Der Urtheilsspruch war also, wie man deutlich sieht, so gefaßt, daß der Angeklagte durch denselben blos dem allgemeinen Hasse auf einige Zeit entzogen werden sollte. Dieser Ausgang des Processes rief im ganzen Lande eine gewaltsame Bewegung hervor. An allen Kirchenthüren wurden Aufforderungen angeschlagen, daß man den Herzog aufsuchen und umbringen solle, und mehrere tausend Menschen versammelten sich vor Suffolk's Gefängniß, um gleich bei seiner Freilassung über ihn herzufallen. Suffolk entkam

zwar damals glücklich dem Verderben und gelangte auf seine Güter, konnte aber seinem Schicksale doch nicht entgehen. Seine unzähligen Feinde beobachteten jeden seiner Schritte und als er sich im Mai 1450 zu Ipswich eingeschifft hatte, um nach Frankreich zu fliehen, griff der Commandant eines großen Fahrzeuges, des „Nikolaus vom Tower", Suffolk's Schiff an, nahm ihn gefangen, ließ ihn nach zwei Tagen von Matrosen zum Tode verurtheilen und auf dem Meere enthaupten. Seine Leiche warf man in der Nähe von Dover auf den Strand hin, von wo sie seiner Wittwe (einer Enkelin des Dichters Chaucer) überbracht wurde.

Fast gleichzeitig begann ein Aufstand des unteren Volkes in der Grafschaft Kent, welcher vom Unmuthe der Massen und vom Druck der Verhältnisse Zeugniß gab. Als Führer trat Johann Cade, ein geborener Irländer, auf, der sich für einen Sohn des 1425 verstorbenen Grafen Edmund von March ausgab und daher den Namen John Mortimer annahm. Seine Anhänger, die „Gemeinen von Kent", reichten bei der Regierung Beschwerdeschriften ein, in welchen auf eine verworrene Weise die bittersten, aber wohl begründeten Klagen über die Noth der Zeit, über die Belastung des armen Volkes mit Anschuldigungen wegen der unglücklichen Kriegführung und wegen der am Hofe herrschenden Ränke verflochten werden; durchgängig nahmen sie Partei für den Herzog von York. Als Cade gleichzeitig mit einer Insurgentenschaar aus Essex vor London erschien, zeigte sich ihm die Bürgerschaft durchaus nicht abgeneigt. Er zog in die Stadt ein und gab seine Besitznahme derselben durch eine sinnbildliche Handlung kund, indem er sein Schwert an einem (noch erhaltenen) altrömischen Meilenstein wetzte, den man den „Stein von London" nannte. Nach einigen Gefechten bewog der Bischof von Winchester die Schaaren zum Abzug; Cade entfloh in der Richtung von Sussex, aber der Sheriff von Kent ergriff ihn in einem Garten und ließ ihn tödten.

Nicht lange nachher kehrte Herzog Richard von York mit einem Heere aus Irland zurück. Er hatte seine Statthalterschaft ohne Erlaubniß des Königs verlassen und setzte sich, sobald er an der englischen Küste gelandet war, gegen London hin in Marsch. Unterwegs ließ er den Sprecher des Unterhauses, William Tresham, einen der Hauptgegner Suffolk's, zu sich rufen; dieser ward aber, als er wieder heimkehrte, ganz nahe bei der Wohnung des Herzogs durch Leute des Lord Grey von Ruthyn ermordet. Richard marschirte gerades Weges nach dem Hoflager des Königs, benahm sich, als er zu Westminster vor Heinrich erschien, sehr trotzig und zwang ihn zu dem Versprechen, das Parlament einzuberufen. Alles am Hofe zitterte

vor Richard's Absichten. Zwar traf damals zufällig auch Somerset aus Frankreich ein, wodurch die Königin und ihr Anhang vorerst beruhigt wurden; es zeigte sich aber bald, daß Somerset gleich allen andern Männern, welche in die französischen Angelegenheiten verwickelt gewesen waren, vom Hasse des Volkes verfolgt werde. Die Unzufriedenheit im Lande und die Unfähigkeit des Königs waren so groß, daß Richard von York jetzt sogar mit seinen Ansprüchen auf die Nachfolge in der Herrschaft hervortreten und daß einer seiner Anhänger im Parlament den Antrag stellen konnte, ihn förmlich zum Thronerben zu erklären. Beharrte er doch selbst noch dann auf diesen Ansprüchen, als einige Jahre nachher (1453) der König einen Sohn erhielt, indem Richard's Anhänger die Echtheit desselben zu bestreiten suchten! Richard war der Enkel von Eduard's III. viertem Sohne (dem Herzog Edmund von York), er konnte aber gegen Heinrich VI. von dieser Abstammung kein Recht auf den Thron herleiten, so lange man Heinrich VI., Eduard's III. Enkel von seinem dritten Sohne (dem Herzog Johann von Lancaster), als rechtmäßigen König betrachtete; er stützte daher seine Ansprüche zugleich auf seine mütterliche Abstammung (s. die obige Stammtafel). Seine Mutter, Anna Mortimer, war nämlich eine Tochter Philippa's, der mit Edmund Mortimer, Grafen von March, vermählten einzigen Tochter des Herzogs von Clarence, und dieser Linie des königlichen Hauses war unter Richard II. durch eine Parlaments-Acte das Recht der Nachfolge vorbehalten worden. Der nächste Erbe aus dem Hause Lancaster selbst war, so lange Heinrich VI. keine Nachkommen hatte, der Herzog Edmund von Somerset, weil er der einzige noch lebende Sohn von Heinrich's IV. Bruder, Johann Beaufort, war. Ihn begünstigte Heinrich VI. oder vielmehr seine Gemahlin Margaretha; er hatte aber nicht nur zu Suffolk's Partei gehört, sondern sollte auch am Verluste der französischen Provinzen schuld gewesen sein und Richard's Anhänger nahmen daher gegen ihn die Leidenschaft des Volkes zu Hülfe. Sie stellten, nachdem der Versuch, dem Herzog von York die Nachfolge auf den Thron durch das Parlament ertheilen zu lassen, mißlungen war, im Unterhause den Antrag, daß Somerset und mit ihm die Herzogin von Suffolk, sowie alle Freunde und Verwandte des Hauses Lancaster vom Hofe entfernt werden sollten. Das Unterhaus nahm diesen Antrag auch wirklich an. Ihm widersetzte sich aber der König mit Glück und nun beschloß Richard, zu den Waffen zu greifen. Er rüstete in Wales ein Heer, welches aus Freunden und Vasallen der Grafen Mortimer von March bestand, und verstärkte dasselbe in England durch Anhänger seines eigenen Hauses. Margaretha und Somerset, die den willenlosen König in ihrer Gewalt hatten, suchten

den Herzog von York im Felde auf, verfehlten ihn aber, so daß Richard unerwartet vor London erschien, wo man ihn jedoch nicht einließ (1452). Als er sich hierauf nach Kent hinwendete, erreichte ihn das königliche Heer eine Stunde von London und nun wußten die Rathgeber des Königs den Herzog durch Unterhandlungen zu täuschen. Sie schickten zwei Bischöfe an Richard, welche ihm die Gewährung dessen, was er forderte, versprachen und ihn dadurch zur Nachgiebigkeit beredeten. Er beklagte sich gegen dieselben, daß Somerset und seine Partei ihn sowohl vor seiner Abreise nach Irland, als auch nach seiner Rückkehr hätten verhaften und des Verrathes anklagen wollen, und verlangte deshalb, daß alle Personen, welche ihn beleidigt hätten (all persons noised or indicted of treason), verhaftet und von einem neu bestellten Rathe gerichtet werden sollten. Der König bewilligte diese Forderung und versprach, den Herzog in seinem Zelte zu empfangen, wenn derselbe unbewaffnet und ohne Kopfbedeckung vor ihm erscheine. Er versprach sogar, die Verhaftung Somerset's vornehmen zu lassen, damit Richard bewogen werde, seine Truppen zu entlassen, hielt aber die seinigen beisammen. Soweit befolgte Heinrich die Rathschläge seiner Gemahlin und des Herzogs von Somerset; als aber Richard wirklich in der ausbedungenen demüthigenden Form vor ihm erschien und sich in seine Hände gab, hatte Heinrich nicht den Muth, auch das, was seine Umgebung weiter zu thun gerathen hatte, auszuführen, nämlich sich des Prätendenten auf irgend eine Weise zu entledigen. Während der Audienz war Somerset im Zelte des Königs versteckt; er trat hervor, als York ihn offen des Hochverraths beschuldigte und zu spät erkannte, daß er in eine Schlinge gelockt sei. Die beiden Gegner hatten hierauf in Anwesenheit des Königs einen heftigen Streit mit einander und Richard ward, als er sich entfernen wollte, verhaftet. Er wäre sogleich als Hochverräther vor die Pairs gestellt worden, wenn Somerset's Rath befolgt worden wäre. Dies geschah jedoch nicht, sondern Richard wurde sogar alsbald wieder aus der Haft entlassen. Was der Grund davon war, wagen wir nach den vorliegenden Acten und Geschichten jener Zeit nicht zu entscheiden. Entweder konnte sich der schwache, wiewohl noch nicht geisteskranke König zu einer politischen Mordthat nicht entschließen, oder Margaretha und Somerset wurden durch die Nachricht erschreckt, daß Richard's Sohn Eduard mit einem Heere von Walisern im Anmarsch sei, oder Beide fürchteten, daß sie ohne den berühmten Feldherrn Talbot, Graf von Shrewsbury, welcher damals auf Bitten der Bewohner von Guyenne in diese Provinz geschickt wurde, um die Franzosen wieder aus derselben zu vertreiben, einem neuen Aufstande nicht gewachsen sein möchten. Genug, Richard von York erhielt die Frei-

heit wieder, nachdem er zuvor in der Paulskirche vor den Pairs und vor einer großen Versammlung dem Könige mit den heiligsten Eiden aufs neue Treue geschworen hatte (1452).

Nach allem, was vorgefallen war, ließ sich nicht hoffen, daß irgend eine Form des Eides den Herzog binden werde. Ueberdies war bald nachher sein Anhang durch den dreifachen Umstand vergrößert, daß der nach Guyenne unternommene Zug einen unglücklichen Ausgang hatte, daß der 80jährige Talbot mit seinem Sohne, Lord Lisle, in heißem Kampfe das Leben verlor (Juli 1430) und daß der König nicht lange darauf in Geistesabwesenheit verfiel. Auch hatte damals der allgemeine Haß des Adels gegen die Königin und gegen Somerset einen so hohen Grad erreicht, daß man sogar, als dem Könige im October 1453 ein Sohn geboren wurde, die Echtheit desselben bestritt, obgleich nicht nur der König ihn als Sohn anerkannte, sondern auch das Volk sich seiner annahm. Im Vertrauen auf diese Lage der Dinge kehrte Richard von York in Begleitung der ersten Herren seiner Partei, von denen die Grafen von Salisbury und von Warwick fortan für seine Pläne thätiger waren, als er selbst, an den Hof zurück. Er brachte eine so große Zahl Bewaffneter mit, daß man sich genöthigt sah, ihm und seinen Begleitern einen Platz im königlichen Rathe zu geben. In diesem setzte die Partei York's gegen die Anhänger des Hauses Lancaster den Beschluß durch, daß Somerset gefänglich eingezogen werden sollte. Somerset ward hierauf sogleich in den Zimmern der Königin verhaftet und in den Tower eingesperrt (Januar 1454). Während des Winters hatte York, weil der König völlig geistesschwach geworden war, die Reichsverwaltung und im Februar eröffnete er als Stellvertreter des Königs das Parlament. In diesem hielten die Pairs zu Richard, obgleich es, wie aus den Protokollen hervorgeht, auch unter ihnen nicht an heftigen Gegnern desselben fehlte; das Unterhaus dagegen war so sehr über die Kabalen der Yorkisten erbittert, daß Richard den Sprecher desselben verhaften und mit einer Klage verfolgen ließ, um ihn entfernt zu halten. Alle Bitten der Vertreter des Volkes, ihren Präsidenten wieder frei zu lassen, wurden von dem Oberhause abgeschlagen und das Unterhaus mußte sich bequemen, einen anderen zu wählen. Uebrigens machten auch Richard's Feinde unter den Pairs ihm viel zu schaffen; er wurde von ihnen sogar einmal mit einer förmlichen Anklage bedroht. Nichtsdestoweniger ernannte ihn das Oberhaus im März zum Protector oder Regenten des Reiches, weil der König in einem Zustande war, der ihn zu jedem Geschäfte unfähig machte. Selbst in diesem Augenblicke war jedoch der Anhang des Hauses Lancaster noch stark genug, um dem Herzoge von York die Aussicht auf den Thron abzuschneiden.

Man wies ihm nämlich zwar eine jährliche Einnahme für die Verwaltung der Regentschaft an, er erhielt aber keine Regierungsrechte, welche dem Könige oder dem fünf Monate zuvor gebornen Prinzen von Wales hätten nachtheilig werden können. Es wurde vielmehr beschlossen, daß der König, sobald er wieder zum Bewußtsein komme, jeden Augenblick das Protectorat aufkündigen könne und daß der Titel eines Protectors dem Rechte des Prinzen von Wales keinen Eintrag thun dürfe; ja, es wurde sogar hinzugesetzt, daß, im Falle des Königs Zustand sich als unheilbar zeige, das Protectorat an den Prinzen von Wales bei seiner Großjährigkeit übergehen solle. Den Prinzen selbst übergab man auf sieben Jahre fünf Pairs von beiden Parteien, an deren Spitze jedoch York's Genosse, der Graf von Salisbury, stand. Dagegen gewährte man dem Herzog Richard den Vortheil, daß die unter den damaligen Umständen sehr wichtige Stelle eines Statthalters von Calais dem Herzoge von Somerset genommen und dem Protector anvertraut wurde.

Bis zum Ende des Jahres 1454 blieb die Reichsverwaltung in den Händen des Herzogs von York und seiner Partei; gegen Weihnachten aber erlangte der König endlich das Selbstbewußtsein wieder, und dies änderte die Lage der Dinge. Der König, welcher damals, wie ein Zeitgenosse ganz naiv berichtet, seinen Sohn zum ersten Male erkannte und sich dessen Namen sagen ließ *), zog gleich im Anfange des folgenden Jahres die Regierungsgeschäfte wieder an sich. Er bewies sich dabei gegen den Herzog von York zwar sehr freundlich, nahm ihm aber die Regentschaft und schenkte dem Herzoge von Somerset die Freiheit. Dieser ward sogar, obgleich er bei seiner Entlassung aus dem Tower Bürgschaft hatte stellen müssen, gleich nachher durch den königlichen Rath von aller weiteren Verantwortlichkeit freigesprochen. Uebrigens versuchte der König das Mögliche, um die beiden Herzoge mit einander auszusöhnen; er gebot Beiden, ihre Streitigkeiten der Entscheidung von Schiedsrichtern zu überlassen, welche bis zum 20. Juni ein Urtheil gefällt haben müßten, und beseitigte den Zwist wegen der Statthalterschaft von Calais dadurch, daß er diese selbst übernahm. Der Herzog von York wollte indessen nicht abwarten, bis seine Feinde stark genug geworden wären, um die Maske abwerfen zu können, sondern zog aufs neue das Schwert. Er begab

---

*) And on the monday afternoon the queen came to him and brought mylord prince with her, and there he asked, what the princes name was, and the queen told him Edward, and then he held up his hands and thanked god thereof. And he said, he never knew till that time, nor wist not what was said to him, nor wist not, where he had been, whilst he had been sick till now.

sich nach Wales, sammelte dort die Anhänger des Hauses Mortimer, zog dann die des Hauses York, welche der Herzog von Norfolk und die beiden Häupter des Hauses Nevil, nämlich der Graf von Salisbury und sein Sohn, der Graf von Warwick, ihm zuführten, an sich und marschirte auf die Hauptstadt des Reiches los. Unterwegs erließ er ein Schreiben an den Kanzler und ein zweites an den König, worin er erklärte, nur zu seiner Sicherheit die Waffen ergriffen zu haben. Bei St. Albans begegnete er dem Heere, welches Somerset und die übrigen Anhänger des Hauses Lancaster gesammelt hatten und bei dem sich auch der König Heinrich selbst befand. Dieser ließ Richard auffordern, sich über seine Absichten zu erklären, und erhielt statt einer Antwort die Forderung, daß Somerset nebst den vornehmsten seiner Freunde dem Herzoge von York ausgeliefert werden sollten. Richard's Forderung ward natürlich zurückgewiesen und so kam es denn am 23. Mai 1455 bei St. Albans zu einer Schlacht. Sie begann damit, daß die Rebellen die Stadt St. Albans zu erstürmen suchten. Clifford, welcher die Thore vertheidigte, schlug sie zwar zurück, Warwick drang aber durch einen Garten in St. Albans ein und nun entspann sich in den Straßen der Stadt ein heißes Gefecht, an welchem man auch den König Theil nehmen ließ. Das Heer des Letzteren unterlag zuletzt, weil die Bogenschützen der Waliser, welche in jenen Zeiten die Hauptkriegsmacht des brittischen Reiches bildeten, alle Tapferkeit der englischen Ritterschaft vereitelten. Auf Seiten der Königlichen wurden der Herzog von Buckingham, Lord Sudley und der Graf von Strafford, und zwar durch Pfeile, verwundet, der Herzog von Somerset aber, der Graf von Northumberland, Lord Clifford und andere Herren getödtet und der König selbst, den ein Pfeilschuß am Nacken verletzt hatte, gefangen genommen. Die Gesammtzahl der Getödteten wird von den meisten Geschichtschreibern ganz lächerlich bis auf mehrere Tausende übertrieben; Lingard hat sie, nach einer authentischen Quelle, auf 120 (six score) zurückgeführt. Der gefangene König ward von Richard und seinen Genossen mit aller Freundlichkeit behandelt und als ein Werkzeug für ihre Zwecke gebraucht. Er mußte bald nach der Schlacht von St. Albans dem Parlament Somerset und dessen Anhang als seine Feinde, York und die Seinigen als Freunde und Rächer, die Rebellion als eine zu seiner Befreiung vorgenommene rechtmäßige Bewaffnung darstellen.

Von dieser Zeit an strebte Richard von York offenbar nach dem Throne; er fand aber die Volksstimme zu mächtig und das Mitleid mit dem immer wieder von Zeit zu Zeit geistesabwesenden König zu groß, als das er gewagt hätte, diesen ganz zu beseitigen. Dagegen that er alle nöthigen Schritte, um sich der Regierung völlig zu be-

mächtigen. Im October, während das Parlament vertagt war, sank der König in seine Krankheit zurück; Richard eröffnete daher im November, als das Parlament wieder zusammentrat, die Sitzungen desselben als Stellvertreter des Königs. Er stand also wieder an der Spitze der Regierung und es fehlte ihm nur der Titel eines Protectors oder Regenten. Um diesen zu erlangen, ward die Komödie gespielt, durch welche in constitutionellen Staaten das Volk getäuscht wird: die Deputirten des Volkes im Unterhause mußten die Herren im Oberhause bitten und beschwören, daß sie einen Protector ernennen möchten; die Letzteren erwählten hierauf den Herzog von York und dieser sträubte sich lange und heftig, die Würde eines Protectors anzunehmen, bis er endlich (noch im November) den flehentlichen Bitten Gehör schenkte. Bei der Uebertragung des Protectorats auf ihn wurde aber die Clausel, welche man bei seiner früheren Ernennung zum Protector beigefügt hatte, weggelassen. Statt daß es nämlich damals hieß, der König könne, sobald er genese, den Herzog wieder unbedingt und ohne Anfrage beim Parlament entfernen, wurde jetzt folgende Erklärung dem Beschlusse angehängt: „die Regentschaft sei widerrufbar, sobald der König im Parlament nach dem Rathe und Beispiele der geistlichen und weltlichen Pairs für gut halte und beschließe, dieselbe aufzuheben.“ Freilich erhielt Richard nicht die unmittelbare Leitung der Staatsangelegenheiten, denn er wurde der Stimmenmehrheit eines Regentschaftsrathes unterworfen. Allein dies war keine Beschränkung für ihn, weil er sich der Majorität im Voraus versichert hatte und außerdem einer seiner Anhänger, der Graf von Salisbury, zum Kanzler, sowie ein anderer, der Graf von Warwick, zum Statthalter von Calais ernannt worden war. Die Königin, welche eigentlich an der Spitze des Hauses Lancaster stand, hatte Alles geschehen lassen müssen, weil der König in seinem Geiste so zerrüttet war, daß man ihn nicht öffentlich erscheinen und reden lassen konnte; sobald dies der Fall war, mußte York aufs neue weichen. Der König, dessen Krankheit an die seines mütterlichen Großvaters Karl's VI. von Frankreich erinnert, erlangte am Ende des Jahres 1455 sein Bewußtsein wieder und ward, als er im Februar 1456 vor dem Parlament erschien, mit solcher Freude begrüßt, daß die kühne Margaretha sich ermuthigt fühlte, in seinem Namen die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Das Oberhaus ertheilte seine Zustimmung zur Aufhebung des Protectorats, Salisbury mußte sein Kanzleramt niederlegen und der König setzte seine Anhänger in ihre früheren Stellen ein. Der Herzog von York trat also wieder zurück. Er und seine Gegner verhielten sich hierauf fast zwei Jahre lang ruhig. Doch blieben in diesen zwei Jahren

einer scheinbaren Ruhe beide Theile gerüstet, sie erschienen auch im Parlament nie anders, als mit ihren bewaffneten Getreuen umgeben und es fehlte in den Sitzungen desselben nicht an Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, sowie an Anträgen auf Strafe und Rachehandlungen wegen des Vergangenen; aber die Königin oder wer immer die weisen Schritte angab, welche in den Chroniken dem Könige zugeschrieben werden, wußte stets das Aeußerste zu verhüten. Im Anfange des Jahres 1458 ward vom Könige oder vielmehr von den Rathgebern seiner Gemahlin beschlossen, die offene Spaltung zwischen den Anhängern der Häuser York-Mortimer und Lancaster durch eine feierliche Aussöhnung zu beendigen. Man entbot daher die Großen beider Parteien nach London. Diese erschienen auch, jedoch an der Spitze bewaffneter Schaaren: Richard hatte 140 Reiter bei sich, sein Freund, der Graf von Salisbury, 400 Mann nebst 80 Rittern und Knappen, der Sohn des bei St. Albans getödteten Herzogs von Somerset 200 Mann. Die Freunde des Königs mußten sich außerhalb, die Anhänger des Herzogs von York innerhalb der City lagern und der Lordmayor überwachte an der Spitze von 5000 Bürgern beide Parteien, damit keine Feindseligkeiten ausbrächen. Nachdem beide Theile dem Könige ihre Klagen vorgetragen hatten, that dieser den schiedsrichterlichen Spruch: den Söhnen Clifford's und Somerset's solle ein Bußgeld für die Tödtung ihrer Väter bei St. Albans gezahlt werden, wogegen sie Vergessenheit des Geschehenen zu geloben hätten; York und beide Nevils stifteten Seelenmessen für die Gefallenen. Beim Zuge in die Paulskirche zum Versöhnungs-Gottesdienst führte York die Königin Margaretha am Arm (März 1458).

Obgleich nun die drei Häupter der Partei York, der Herzog Richard und die Grafen von Salisbury und Warwick, die Entscheidung des Königs angenommen hatten, so entwarfen sie doch schon am Ende des Jahres aufs neue den Plan, sich der Regierung zu bemächtigen, und rüsteten im Mai 1459 einen Angriff auf ihre Gegner, so daß sich auch der König genöthigt sah, ein Heer aufzustellen. Zum Kampfe kam es indessen erst im September. Mittlerweile breitete sich die Zwietracht so sehr in der Nation aus, daß jeder Engländer für York oder für Lancaster Partei nahm und demgemäß entweder die weiße oder die rothe Rose als Abzeichen zur Schau trug. Am 26. September kam es zwischen dem Grafen von Salisbury und dem Lord Audley, den der König an der Spitze eines Heeres ausgesandt hatte, zu einem Treffen, in welchem der Erstere siegte. Salisbury vereinigte sich hierauf bei Ludlow mit dem Herzoge von York, zog auch Warwick, der aus seiner Statthalterschaft Calais herüber gekommen war, an sich und wurde bald nachher noch durch eine Schaar

alter Krieger unter John Blount und Andreas Trollop verstärkt. Diese Truppenmacht kam am 12. October dem Könige, dessen Heer, wahrscheinlich übertrieben, auf 60,000 Mann angegeben wird, so nahe, daß beide Theile keine halbe Stunde weit von einander entfernt waren. Die Rebellen, welche mit einer furchtbaren Artillerie versehen waren, hatten sich in einem festen Lager verschanzt, der König dagegen stand auf offenem Felde und erwartete den Angriff. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, als plötzlich eine Veränderung der Dinge eintrat. Der König hatte seinen Gegnern Anerbietungen zu einer neuen Versöhnung machen lassen, York, Salisbury und Warwick hatten dieselben aber trotzig zurückgewiesen; dies erregte bei ihren Anhängern, welche immer noch geglaubt hatten, daß der Aufstand nicht gegen den König gerichtet sei, Bedenklichkeiten wegen des dem Kriege zu Grunde liegenden Zweckes. Ueberdies hatte der König trotz aller seiner Schwäche und Unfähigkeit durch sein gutmüthiges Wesen die Herzen des Volkes gewonnen. Vergebens suchten York, Salisbury und Warwick, als sie die bedenkliche Stimmung ihrer Anhänger bemerkten, das Gerücht vom Tode Heinrich's zu verbreiten; eine auf Befehl des Königs erlassene Proclamation bewog die beiden Anführer des besten, im Kriege erprobten Theiles ihrer Truppen, Trollop und Blount, zum Abfall, und kaum waren dieselben mit ihrer Schaar am 1. November zum Könige übergetreten, als ihr Beispiel von Anderen befolgt wurde und die gegen Heinrich verbündeten Herren sich plötzlich von ihren eigenen Leuten verlassen sahen. Sie ergriffen deshalb eiligst die Flucht: Richard rettete sich mit einem seiner Söhne nach Irland, Salisbury und Warwick flohen nach Devonshire und von da nach Calais. Der König gewährte hierauf dem Haufen, welcher gegen ihn ins Feld geführt worden war, Straflosigkeit und berief ein Parlament nach Coventry, um die Rädelsführer der Empörung gerichtlich zu verfolgen. Hier verdarb seine Gemahlin, welche die Staatsgeschäfte leitete, Alles durch ihre Leidenschaftlichkeit, nachdem es anfangs geschienen hatte, als wenn sie den errungenen Sieg mit großer Mäßigung gebrauchen werde. Sie bediente sich des Parlaments, um ohne Gericht, durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) den Herzog und die Herzogin von York nebst ihren Söhnen, den Grafen von Rutland und March, sowie den Grafen und die Gräfin von Salisbury, den Grafen von Warwick, den Lord Clinton und mehrere andere Ritter und Edle des Majestäts-Verbrechens schuldig erklären und, ohne daß dieselben vorher gehört worden wären, verurtheilen zu lassen. Der gutmüthige König wollte freilich durchaus die Clausel beigefügt haben, daß ihm erlaubt sei, das Urtheil aufzu-

heben, und versagte demjenigen Theile des Beschlusses seine Bestätigung, durch welchen über drei Lords, die sich am 2. November ihm zu Füßen geworfen und seine Verzeihung erhalten hatten, die Strafe der Gütereinziehung ausgesprochen wurde. Unglücklicher Weise begnügte sich die Königin mit jenen harten Verfügungen nicht, sondern erregte, als die Yorkisten sich zu einem neuen Kampfe rüsteten, dadurch große Unzufriedenheit, daß sie eine strenge Untersuchung wegen des letzten Aufstandes anstellen und über die Theilnehmer desselben die gesetzlichen grausamen Strafen des Hochverraths verhängen ließ. Diese Härte traf besonders die Bewohner der Grafschaft Kent und der Stadt London, weil dieselben sich bei dem Aufstande vorzugsweise betheiligt hatten.

Bald brach der Bürgerkrieg von neuem aus und zwar unter Umständen, welche für die Partei Lancaster sehr bedenklich waren. Warwick, bisher Oberbefehlshaber der Flotte und Statthalter von Calais, war gleich nach seiner Verurtheilung für abgesetzt erklärt worden und an seiner Stelle hatte man den Herzog von Exeter zum Ober-Admiral und den jungen Herzog von Somerset zum Gouverneur von Calais ernannt; allein da Warwick sowohl bei den Seeleuten, als auch bei der Besatzung dieser Stadt sehr beliebt war, so wurde Exeter von den Ersteren nicht anerkannt und Somerset hatte, als er in den Hafen von Calais einlaufen wollte, das Unglück, daß seine Leute ihn verließen und mit den Schiffen zu Warwick übertraten. Der Letztere war also Herr der See. Er segelte alsbald von Calais zum Herzoge von York nach Dublin und hier ward dann am Ende des Jahres 1459 eine allgemeine Conferenz von Häuptern der Yorkisten oder der weißen Rose gehalten, auf welcher man sich verabredete, die in der Grafschaft Kent und besonders in London herrschende Unzufriedenheit zu einem neuen Angriff auf den König und seine Anhänger zu benutzen. Zu diesem Zwecke erließ zunächst der Herzog von York ein heftiges und aufregendes, obgleich mit Betheurungen seiner Treue und Ergebenheit gegen den König angefülltes Manifest an die Nation. Dann landete (Ende Juni 1460) Warwick, der sogar einen Legaten des Papstes Pius II. für sich gewann, mit einem Heere an der Küste der Grafschaft Kent, deren Bewohner ihn und seine Freunde aus Furcht vor der königlichen Partei gerufen hatten. Die Bürger von London öffneten ihm ihre Thore, nachdem sie einen königlichen General, welcher ihm hatte zuvorkommen wollen, abgewiesen und genöthigt hatten, sich in den Tower zurückzuziehen. Von London aus marschirten die Yorkisten schon nach wenigen Tagen auf das Heer des Königs los, welches bei Coventry gelagert war. Dieses zog ihnen sogleich unter den Herzogen von Somerset und

Buckingham entgegen und am 10. Juli 1460 kam es bei Northampton zu einer Schlacht. Der König verlor dieselbe durch die Verrätherei des Walliser Lords Grey von Ruthyn, welcher gleich anfangs seinen Posten verließ und dem Feinde den Weg in das königliche Lager öffnete. Es kamen auf Seiten der Besiegten besonders viele Leute vom ersten Rang ums Leben; denn sobald der Kampf entschieden war, sorgte Warwick dafür, daß die Herren und Ritter des feindlichen Heeres erschlagen, die Gemeinen aber geschont wurden. Dieses Verfahren hielt Warwick in allen Schlachten ein und die Folge davon war, daß der Krieg der rothen und weißen Rose für den alten englischen Adel vernichtend ward. Die Königin Margaretha, welche beim Kampfe zugegen gewesen war, entfloh mit ihrem siebenjährigen Sohn Eduard und dem Herzoge von Somerset; sie gelangte, obwohl sie unterwegs von ihren eigenen Dienern geplündert wurde, glücklich nach Wales, von wo sie sich alsbald nach Schottland rettete. Ihr Gemahl dagegen ward, allerdings unter den ehrerbietigsten Formen, in Haft genommen und vom Herzog Richard von York nach London geführt. Hier wurde dann sogleich ein Parlament versammelt und Richard trat jetzt endlich offen mit seinen Ansprüchen an den englischen Thron hervor.

7. Krieg der Franzosen und Engländer und innerer Zustand von Frankreich nach dem Frieden von Arras.

Die in England herrschende Zwietracht kam den Bestrebungen der Franzosen, die verlorenen Theile ihres Reiches wieder zu erobern, sehr zu Statten. Dies zeigte sich schon gleich nach dem Tode des Herzogs von Bedford; denn der Streit, der sich zwischen dem Kardinal von Winchester und dem Herzoge von Glocester über Bedford's Nachfolge in der Regentschaft von Frankreich entspann, hatte die unmittelbare Folge, daß die Engländer aus Paris vertrieben wurden. Hier war man schon längst mit der englischen Herrschaft unzufrieden gewesen und kaum hatte sich daher Herzog Philipp der Gute von Burgund mit König Karl VII. völlig ausgesöhnt, als die Bürger demselben Lisle Adam, welcher 18 Jahre früher im Einverständniß mit ihnen ihre Stadt für den Herzog von Burgund besetzt und den damaligen Dauphin Karl VII. aus derselben verjagt hatte, ihre Thore für Karl VII. öffneten. Paris hatte nur eine schwache englische Besatzung, weil der an Bedford's Stelle ernannte Regent von Frankreich, Richard von York, wegen der Kabalen des Kardinals von Winchester nicht zu rechter Zeit mit den nöthigen Verstärkungen von England herüberkommen konnte; als daher Lisle Adam, welcher damals Marschall von Frankreich war, in Verbindung mit dem

Bastard von Orleans die Stadt angriff, erregten die Bürger in derselben einen Aufstand, der die Engländer auf die Bastille beschränkte; von hier erhielten sie freien Abzug und ganz Paris ward von den Truppen des französischen Königs besetzt (17. April 1436).

Nach der Eroberung von Paris wurde der Krieg Jahre lang von beiden Theilen mit Schlaffheit geführt. Zwar erwarb sich der tapfere Talbot auf Seiten der Engländer, sowie der Bastard von Orleans, la Hire und andere Männer auf Seiten der Franzosen in Rittergefechten und Belagerungen großen Ruhm; aber Entscheidendes wurde nicht vollbracht. Dagegen hatten die unglücklichen Bewohner der Provinz Gueynne und der Gegenden an der Seine, Somme und Loire durch den Krieg unsäglich zu leiden. Oberanführer der Engländer war zuerst der Herzog von York, nachher (seit 1437) der alte Beauchamp, Graf von Warwick, und, als dieser schon 1439 gestorben war, wieder der Herzog von York. Die Unternehmungen beider Männer beschränkten sich auf Streifzüge und auf die Vertheidigung oder Belagerung einzelner Plätze. Nach der im Jahre 1441 Statt gefundenen Eroberung von Pontoise, der wichtigsten Unternehmung, welche für König Karl damals gemacht wurde, dachte man auf beiden Seiten an Frieden; die Unterhandlungen über denselben führten aber um so weniger zum Ziel, als seit 1440 zugleich die Franzosen und die Engländer auf verschiedene Weise die Folgen des anarchischen Treibens ihrer Barone und ihrer Ritterschaft, sowie des Mangels einer regelmäßigen Militärgewalt, durch welche die Regierung die Ordnung hätte erhalten und die Polizei handhaben können, zu erdulden hatten. Ganz Frankreich war mit Kriegsleuten aus allen Gegenden angefüllt; denn das Kriegshandwerk war damals das einträglichste aller Gewerbe, weil die Soldaten nicht allein sehr gut bezahlt wurden, sondern auch noch dazu sich durch Beute und Raub bereichern durften. Unter den vielen Kriegerschaaren, welche damals Frankreich mißhandelten, zeichneten sich am meisten zwei Banden aus, die sich nicht schämten, durch selbstgewählte Namen ihre Grausamkeit zu bezeichnen. Dies waren die sogenannten écorcheurs und rotondeurs. Sie erfüllten das ganze Reich, besonders aber die Niederlande, die Champagne, Poitou und Guyenne, in welchen Provinzen der Krieg am ärgsten wüthete, mit dem Schrecken ihres Namens; auch Ritter, welche, wie Boussac, Chabannes und la Hire, von den Franzosen als Helden und als Retter des Vaterlandes gepriesen werden, hielten es nicht unter ihrer Ehre, an der Spitze dieser Horden zu fechten. Sie entschuldigten ihre Gräuelthaten damit, daß es den Engländern und den diesen unterworfenen Gegenden gelte. Hungersnoth und Pest wütheten in beiden Ländern;

endlich begann es an Menschen wie an Geld zu fehlen, der Papst sowohl als das ihm feindliche Concil von Basel mahnten zum Frieden.

Während so der Krieg mit England und der Mangel eines besoldeten Heeres die Bewohner von Frankreich den Mißhandlungen roher Kriegerbanden blosstellte, wurde das Reich zugleich dadurch der Auflösung nahe gebracht, daß König Karl sich fortwährend von Lieblingen und Weibern leiten ließ und daß die Prinzen und Großen sich, wie in Deutschland, ganz unabhängig zu machen suchten. Zwar wurden auf einer Reichsversammlung in Orleans (1439) vortreffliche Beschlüsse über eine Reform des Kriegswesens, des Staatshaushaltes und der Besteuerung gefaßt; es sollten die zur Vertreibung des Feindes nothwendigen Ausgaben durch eine Grund- und Kopfsteuer (die Taille) beigebracht und bei den Truppen strenge Mannszucht eingeführt werden. Schon der wohl durchdachte Plan gibt Zeugniß von der Hebung der Königsmacht wie der staatlichen Einheit; vielleicht gerade darum war er den Großen keineswegs willkommen. Es entstand im Jahre 1440 eine förmliche Empörung gegen den König, welche man ebenso die Praguerie zu nennen pflegt, wie man den demokratischen Aufstand im vorhergehenden Jahrhundert die Jacquerie genannt hat (Bd. VI, S. 506). Der Name wird gewöhnlich daher geleitet, daß man diesen inneren Krieg mit den Gräueln der Hussiten habe zusammenstellen wollen. Den unmittelbaren Anlaß zur Empörung der Großen gab die Art, wie Karl's VII. Schwager, der Graf Karl von Maine, nach dem Sturze des früheren Günstlinges la Tremouille sich benahm. Karl von Maine hatte sich des schwachen Königs ganz bemächtigt und kränkte durch sein Benehmen die übrigen Prinzen und Großen, besonders den Herzog von Bourbon, so sehr, daß diese eine förmliche Verschwörung gegen ihn und den König machten. Nach dem Berichte der Chroniken hätte der frühere Günstling des Königs, la Tremouille, erbittert über seine Entfernung vom Hofe, den Neid der Herzoge von Bourbon und von Alençon gegen Karl von Maine geweckt und sie zur Empörung getrieben. An dieser Verbindung der Großen nahmen, außer la Tremouille und den genannten beiden Herzogen, nicht nur der Graf von Vendome, der Graf Dunois oder der sogenannte Bastard von Orleans, die Herren von Prie und Chaumont, der Seneschall von Poitou, la Roche, sowie die Herren von Chabannes und Boucicault Theil; auch der Dauphin oder der nachherige König Ludwig XI., welcher über den Einfluß der Agnes Sorel erbittert war und mit seinem Vater stets im Streite lag, gesellte sich zu jenen Herren und ward an die Spitze der Verschwörung gestellt. Die Verschworenen sammelten sich in Niort um den Dauphin, beschlossen, den König zu entführen und unter die Vormundschaft

seines Sohnes zu bringen und erließen ein Manifest gegen ihn. Der König rief schnell den Connetable Richemont herbei; dieser folgte zur großen Freude desselben dem Rufe augenblicklich. Beide zogen dann rasch gegen die Verschworenen zu Feld und das drohende Wetter zerstreute sich hierauf sogleich. Karl bediente sich zur Unterdrückung der Verschwörung nicht blos der Waffengewalt, sondern seine Gegner wurden auch durch die Künste der Politik überwunden. Der Herzog von Bourbon, die Seele der Praguerie, hatte auf die Hülfe des Herzogs von Burgund gerechnet; dieser bot ihm aber nur seine Vermittelung an und der Herzog von Bourbon eilte, dieselbe anzunehmen. Auch der Dauphin suchte alsbald die Verzeihung seines Vaters zu erlangen, der Bastard von Orleans aber hatte sich schon vor diesen Beiden wieder beim König eingefunden. Karl verzieh allen Dreien; von la Tremouille dagegen, sowie von Chaumont und Prie wollte er nichts hören. In Betreff der Letzteren hatte er sogar einen heftigen Zank mit seinem Sohne. Dieser erklärte nämlich, er werde, wenn sein Vater jenen Herren nicht ebenfalls Verzeihung gewähre, seinem gegebenen Versprechen gemäß zu ihnen zurückkehren (il faut, que je m'en revoise); der König erwiderte ihm aber, er möge nur gehen, er habe sich schlecht genug gegen seinen Vater betragen (Lois, les portes sont ouvertes; et si elles ne vous sont assez grandes, je vous ferai abattre seize ou vingt toises de mur pour passer, où mieux vous semblera etc.). Der König gab nachher seinem Sohne die Statthalterschaft im Dauphiné nebst den Einkünften desselben zurück und verzieh auch den anderen Verbündeten. Die ganze Empörung war innerhalb eines halben Jahres gedämpft.

Jene neue Einrichtung des Kriegswesens, welche schon vor dem Ausbruche dieser Empörung entworfen worden war, gewährte nicht nur dem König Karl die Mittel zur Herstellung der Ordnung im Reiche und zur Begründung einer unabhängigen Macht der Krone, sondern Karl's Nachfolger wurden dadurch in den Stand gesetzt, die Macht der Großen ganz zu brechen und sogar der Stände entbehren zu können. Um nämlich dem Räuber- und Fehdewesen Schranken zu setzen, berief Karl den weltlichen Theil der Stände nach Orleans und legte mit Zustimmung derselben den ersten Grund zur Organisation einer disciplinirten stehenden Kriegsmacht. Ein besoldetes und also nicht mehr auf Raub und Plünderung angewiesenes Heer sollte eingerichtet werden; da aber dies feste, nicht blos auf kurze Zeit zugestandene Einnahmen voraussetzte, so mußte man erlauben, daß die dafür zu verwendenden Abgaben dauernd erhoben würden, statt daß früher die Steuern stets nur für bestimmte Zwecke und während einer von den Ständen festgesetzten Zeit entrichtet worden waren. Eine

solche Einrichtung mußte den Großen, sowie dem Ritterstande, welcher seither das Heer gebildet hatte, sehr nachtheilig werden; denn mit einem stehenden königlichen Heere konnte der König der Willkür der Großen und Edelleute innerhalb ihres eigenen Gebietes Schranken setzen. Freilich drohte damit zugleich auch ein Uebel über Frankreich zu kommen, welches in unserer Zeit alle Staaten zu Boden drückt und unerschwingliche Abgaben nöthig macht. Dies ahnte man jedoch damals nicht und das Volk entrichtete die neue Steuer gern, theils weil vor der Aufstellung einer königlichen Miliz niemand seines Eigenthums vor den Söldnern sicher gewesen war und während des Krieges die Bebauung des Bodens und jede Gewerbthätigkeit hatte unterbleiben müssen, theils aber auch weil seit der Erhebung jener bleibenden Steuer durch den König alle die Feudalabgaben, welche die Unterthanen den Standesherren für die Vertheidigung des Landes hatten entrichten müssen (taille personelle ou réelle, taille arbitraire ou à volonté, taille pour l'ost), ganz aufhörten. An das Letztere gewöhnten sich freilich die Herren nur langsam; denn selbst die scharfen Ordonnanzen, welche Karl's dritter Nachfolger, Ludwig XII., in dieser Hinsicht erließ, halfen dem Uebel nicht völlig ab. Hätten übrigens die 1439 in Orleans versammelten Stände geahnt, welche schlimmen Folgen die neue Einrichtung für sie selbst haben würde, sie würden nimmermehr ihre Zustimmung gewährt haben; es ward ihnen aber erst viel später einleuchtend. Man irrt daher auch wohl, wenn man behauptet, die einzige Veranlassung zu der genannten Praguerie sei die in Orleans beschlossene Maaßregel gewesen, weil der Adel in derselben eine Einrichtung gesehen habe, durch welche die Feudalmacht der Ritterschaft überflüssig gemacht und der Einfluß der Landherren vernichtet werden würde. Wenn man indessen bedenkt, daß Karl VII. kurz vorher (1438) auf der Reichsversammlung in Bourges die Rechte des Staates gegenüber der Kirche durch die pragmatische Sanction festgestellt hatte und daß er nun dem Kriegswesen einen sicheren Halt gab: so läßt sich nicht verkennen, wie beim Ausgang des Nationalkrieges die Monarchie in Frankreich sich im Sinne der Neuzeit zu entwickeln begann. In ihr verkörperte sich der Staatsgedanke und die bisher in ihrer Vereinzelung wehrlosen Glieder des Reiches gewöhnten sich daran, im König den Landeshort zu sehen. Uebrigens ward die neue Einrichtung erst im Jahre 1545 durch die Beschlüsse eines zu Chalons an der Marne abgehaltenen Kriegsrathes vollständig ausgeführt; wir wollen sie jedoch gleich hier ausführlich darstellen. Sie bestand darin, daß man ein zugleich aus Cavallerie und Infanterie zusammengesetztes stehendes Heer errichtete. Doch bildete eigentlich nur die erstere, welche 15 Compagnien stark war und den Namen

Gensdarmes führte, ein königliches und als besoldetes Militär stehend unterhaltenes Heer; die Infanterie dagegen oder, wie sie genannt wurde, die Franc-archers oder freien Schützen waren eine Art Nationalgarde, welche nicht von Ober- und Unterofficieren, die der König bestellte, commandirt wurde, sondern den einzelnen Gemeinden angehörte und deshalb bald in Mißachtung kam. Die Soldaten der letzteren Klasse waren uniformirt und mit Bogen bewaffnet. Sie wurden nur im Kriege besoldet, mußten aber stets zum Dienste bereit sein und waren deswegen von jeder Art Abgaben befreit, aus welchem Grunde sie auch den Namen franc-archers erhielten. Sie machten, weil sie vor den anderen Gliedern der Gemeinden gewisse Freiheiten voraus hatten, Anspruch auf Adel und waren die erste Infanterie der Franzosen, leisteten aber bald so wenig, daß Karl's VII. Nachfolger statt ihrer lieber Schweizer in Dienst nahm. Zu der stehenden Reiterei oder den Gensdarmes wurden nur die reicheren gedienten Leute des alten Heeres genommen und von ihnen durfte jeder statt der Schaaren, welche die Ritter sonst mit sich führten, nur eine bestimmte Zahl Diener mitbringen. Auch diese waren alle beritten und bestanden aus je einem Knappen (coutillier), zwei Bogenschützen (archers), einem Pagen und einem Reitknecht (gros valet). Die Gensdarmes (tous riches, mais ils portoient tous leurs harniers, et sans paniers) waren unter bestimmte Hauptleute vertheilt; diese mußten eine Liste ihrer Leute halten und erhielten nach derselben den Sold, welchen sie den Leuten auszubezahlen hatten. Es war ihnen bei schwerer Strafe untersagt, selbst Geld zu erheben, wie dies bisher geschehen war; auch durfte niemand außer dem König fernerhin für sich Soldaten werben. Für den Unterhalt der aus 7- bis 9000 Mann bestehenden Gensdarmes ward von den Ständen eine fortdauernd zu erhebende Steuer (taille perpetuelle) angewiesen. Die neue Einrichtung half, wiewohl freilich nicht unmittelbar, sondern nur nach und nach, den schreienden Mißbräuchen des bisher dem Herren- und Ritterstande überlassenen Militär-Wesens ab; sie wurde aber auch der Freiheit des Landes nachtheilig und zwar auf doppelte Weise. Erstens bedurfte der König von jetzt an der Stände weniger, da er jene bleibende Abgabe wohl auch ein wenig zu erhöhen wagte, und zweitens konnte er, was schon Ludwig XI. that, mit den auf diese Weise erhobenen Summen Schweizer in Dienst nehmen, welche für Geld zu Allem zu gebrauchen waren. Wie bald die Gensdarmes und Franc-archers, die doch nur der Stamm (cadre) einer Armee oder Polizei gegen die Miethstruppen hatten sein sollen, eine drückende Last für das Land wurden, sieht man daraus, daß viele Gemeinden, welche unter Karl VII. zu der ohne fernere Befragung der Stände zu er-

hebenden und zu erhöhenden Steuer nur 30 bis 40 Livres entrichteten, schon unter Karl's nächstem Nachfolger, Ludwig XI., 1000 zu zahlen hatten. Auch lesen wir bei Comines die bittere Klage, daß Ludwig XI. für seine Kriegsmacht (sans l'artillerie et autres choses semblables) 4,700,000 Livres erhebe, während doch sein Vater für die seinige nie mehr als 1,800,000 erhoben habe. Immerhin überwogen die Vortheile bei Weitem; ein Theil des unruhigen Adels nahm bald im Officierstand eine geordnete Stellung ein, der Bürger und Bauer aber sah in den königlichen Truppen, neben welchen künftig keine Compagnien mehr hausen durften, nicht mehr seine Quäler, sondern seine Beschützer.

Ehe diese Reform des Kriegswesens ausgeführt war, bemühte man sich mehrere Jahre lang (von 1439 bis 1443), einen Frieden zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Für die Herstellung desselben war besonders der bis zum Jahre 1440 in England gefangen gehaltene Herzog von Orleans thätig. Dieser hatte schon im Jahre 1437 sich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem Herzoge der Bretagne zu verschaffen gesucht, um durch den Letzteren den Herzog von Burgund zu gewinnen; erst 1439 aber wurde endlich durchgesetzt, daß in der Nähe von Calais und Gravelines ein Friedens-Congreß gehalten werden sollte und auch dem Herzoge von Orleans ward gestattet, nach Calais zu gehen, um das Friedenswerk zu fördern. Die Vermittelung übernahm die Herzogin von Burgund, eine Tochter der mit dem König Johann I. von Portugal vermählten Schwester Heinrich's IV. von England, Philippa. Als Bevollmächtigte des englischen Königs erschienen der Kardinal von Winchester, der Erzbischof von York, der Herzog von Norfolk, die Grafen von Buckingham, Strafford und Northampton und die Bischöfe von Nortwyk, Lisieux und St. David; Frankreich dagegen war durch die Erzbischöfe von Rheims und von Narbonne, den Bischof von Chalons, den Grafen von Vendome, den Bastard von Orleans, die Herren von Dampierre und von Crevecoeur und den Kanzler von Burgund vertreten. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, weil einerseits die englischen Gesandten Dinge verlangten, welche ihnen unmöglich zugestanden werden konnten, und weil andererseits die französischen ihnen nicht offen entgegen kamen. Auch ein zweiter Congreß, welcher im folgenden Jahre (1440) gehalten wurde, hatte kein Resultat. Wenn es übrigens der Herzogin von Burgund auch nicht gelang, die Könige von England und von Frankreich mit einander auszusöhnen, so machte sie doch dem verderblichen Zwiste der Häuser Orleans und Burgund ein Ende. Sie bewog nämlich ihren Gemahl zu dem Versprechen, sich mit dem gefangenen Herzog zu versöhnen

und sogar die Auslösung desselben bewirken zu helfen, wogegen dieser seine Nichte, die Tochter des Herzogs von Cleve, heirathen und einen Bund mit ihm gegen jedermann außer dem Könige von Frankreich und dessen Sohne, dem Dauphin, eingehen sollte. Die Versöhnung wurde auch wirklich zu Stande gebracht und Philipp von Burgund verbürgte sich nach Monstrelet's Versicherung bei dieser Gelegenheit mit Siegel und Unterschrift für die Zahlung der 120,000 Dukaten (écus d'or), welche der Herzog von Orleans für seine Freilassung aus der Gefangenschaft zahlen sollte. Diese Bürgschaftsleistung findet sich freilich nicht unter den Urkunden der englischen Geschichte, nach welchen nur der Dauphin, die Herzoge von der Bretagne und von Alençon, die Grafen von Vendome, la Marche und Harcourt, die Bischöfe von Rheims und Narbonne, sowie die Herren von Mailly und Loheac sich verbindlich gemacht hätten, einen Beitrag zur Auslösungssumme zu geben; allein da Philipp's Großmuth allgemein gepriesen wird, so könnte es doch wohl der Fall gewesen sein, daß er die eine Hälfte der Summe gezahlt hätte, während die andere von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Gefangenen zusammengebracht wurde. Dies wird auch durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß Philipp von Burgund zu den Männern gehörte, welche wegen der Auslösung des Herzogs von Orleans dem König Karl verdächtig wurden. Karl scheint nämlich über die Aufopferung, welche sein Sohn und die anderen Herren für den Herzog von Orleans bewiesen hatten, betroffen gewesen zu sein und eine neue aristokratische Verbindung gegen die königliche Macht geargwohnt zu haben. Als nun der Herzog von Orleans nach einer Zusammenkunft, die er mit Philipp von Burgund und den anderen Herren gehabt hatte, sich mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem auch burgundische Schaaren waren, an den Hof begeben wollte, verbat sich der König seinen Besuch oder wollte ihn doch nur unter der Bedingung gestatten, daß sich keine Burgunder im Gefolge des Prinzen befänden.

Karl VII. sah in der Harmonie seiner Verwandten und Reichsfürsten eine Feindseligkeit gegen die Monarchie, sowie den Versuch, die Bildung königlicher Truppen zu verhindern und in Frankreich deutsche Fürsten- und Adelsgewalt mit allen ihren verderblichen Folgen einzuführen. Er hatte ganz Recht, die Sache so anzusehen, und sie mußte ihm um so gefährlicher scheinen, als jetzt auch die Herzoge von Burgund und Orleans, von denen der Erstere königlichen Reichthum und königliche Macht besaß, sich an den Bund der Großen des Reiches angeschlossen hatten. Auch der Dauphin Ludwig, der sich damals an den Plänen der Verbündeten betheiligte, erkannte dies später und richtete, als er König geworden war, seine ganze Kraft

und Thätigkeit auf die Unterdrückung der großen Herren. Die Großen, welche zu des Herzogs von Orleans Loskaufung beigetragen hatten und denen sich auch der Herzog von Bretagne zugesellte, hatten es mit ihrer Verbindung offenbar auf eine neue Praguerie abgesehen. Sie baten 1442 den König um die Erlaubniß, sich in Nevers zu versammeln, indem sie den Schein annahmen, als wenn sie mit einander über Reichsangelegenheiten berathschlagen wollten. Karl verwies zwar die sämmtlichen Herren mit ihren Beschwerden an eine künftige Ständeversammlung, hielt aber doch für klug, die gewünschte Versammlung zu gestatten. Diese wurde wirklich gehalten und die Verbündeten setzten in derselben folgende Forderungen auf, welche sie dem Könige überreichten: Es solle Frieden mit England geschlossen werden; der König solle alle die Fehler, die sich in die Verwaltung eingeschlichen hätten, verbessern, besonders aber die Rechtspflege neu einrichten, die Processe abkürzen und die Richter besser wählen lassen, sowie die Zahl der Staatsräthe vermehren; ferner müßten die Räubereien der Hauptleute und Soldaten, wenn sie sich auch nicht ganz beseitigen ließen, doch wenigstens beschränkt werden; auch sollten die zum Unterhalt der Kriegsmacht angewiesenen Gelder fest bestimmt und geordnet werden, damit man den Sold regelmäßig bezahlen könne; außerdem müßten die regelmäßigen Steuern (tailles) und andere Abgaben vermindert werden, um die das Volk drückende Last zu erleichtern, und endlich sollten zu Mitgliedern des königlichen Rathes nur Prinzen von Geblüt, sowie für alle Stellen und Aemter nur Personen von Stande (naissance) ernannt werden. Man sieht, daß die Verbündeten das Volk auf ihre Seite zu ziehen suchten und sich deswegen das Ansehen gaben, als wenn sie dasselbe gegen den König in Schutz nehmen wollten, während sie sich doch sonst um des Volkes Wohl nicht im Geringsten kümmerten. Der letzte Theil ihrer Forderungen zeigt aber klar und deutlich, worin ihre eigentliche Absicht bestand. Der König vereitelte dieselbe dadurch, daß er den Herzog von Orleans zu sich herüberzog, indem er ihm begreiflich machen ließ, wie er (der König) ihm weit mehr Vortheile verschaffen könne und wolle, als jemals von den Prinzen und vom Volke für ihn zu erwarten wären. Er hatte nämlich dem Grafen von Vendome, einem Prinzen von Geblüt, welcher auf sein Geheiß der Versammlung zu Nevers beiwohnte, den Auftrag gegeben, insgeheim dem Herzoge von Orleans, welcher früher am Hofe sehr kalt empfangen worden war, nicht nur im Namen des Königs eine sehr günstige Aufnahme zu versprechen, sondern ihm überdies auch den Rang und das Ansehen des ersten Prinzen von Geblüt, sowie ein Jahrgeld von 10,000 Livres und eine außerordentliche Erhebung von 160,000 Livres zur Ab-

und sogar die Auslösung desselben bewirken zu helfen, wogegen dieser seine Nichte, die Tochter des Herzogs von Cleve, heirathen und einen Bund mit ihm gegen jedermann außer dem Könige von Frankreich und dessen Sohne, dem Dauphin, eingehen sollte. Die Versöhnung wurde auch wirklich zu Stande gebracht und Philipp von Burgund verbürgte sich nach Monstrelet's Versicherung bei dieser Gelegenheit mit Siegel und Unterschrift für die Zahlung der 120,000 Dukaten (écus d'or), welche der Herzog von Orleans für seine Freilassung aus der Gefangenschaft zahlen sollte. Diese Bürgschaftsleistung findet sich freilich nicht unter den Urkunden der englischen Geschichte, nach welchen nur der Dauphin, die Herzoge von der Bretagne und von Alençon, die Grafen von Vendome, la Marche und Harcourt, die Bischöfe von Rheims und Narbonne, sowie die Herren von Mailly und Loheac sich verbindlich gemacht hätten, einen Beitrag zur Auslösungssumme zu geben; allein da Philipp's Großmuth allgemein gepriesen wird, so könnte es doch wohl der Fall gewesen sein, daß er die eine Hälfte der Summe gezahlt hätte, während die andere von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Gefangenen zusammengebracht wurde. Dies wird auch durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß Philipp von Burgund zu den Männern gehörte, welche wegen der Auslösung des Herzogs von Orleans dem König Karl verdächtig wurden. Karl scheint nämlich über die Aufopferung, welche sein Sohn und die anderen Herren für den Herzog von Orleans bewiesen hatten, betroffen gewesen zu sein und eine neue aristokratische Verbindung gegen die königliche Macht geargwohnt zu haben. Als nun der Herzog von Orleans nach einer Zusammenkunft, die er mit Philipp von Burgund und den anderen Herren gehabt hatte, sich mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem auch burgundische Schaaren waren, an den Hof begeben wollte, verbat sich der König seinen Besuch oder wollte ihn doch nur unter der Bedingung gestatten, daß sich keine Burgunder im Gefolge des Prinzen befänden.

Karl VII. sah in der Harmonie seiner Verwandten und Reichsfürsten eine Feindseligkeit gegen die Monarchie, sowie den Versuch, die Bildung königlicher Truppen zu verhindern und in Frankreich deutsche Fürsten- und Adelsgewalt mit allen ihren verderblichen Folgen einzuführen. Er hatte ganz Recht, die Sache so anzusehen, und sie mußte ihm um so gefährlicher scheinen, als jetzt auch die Herzoge von Burgund und Orleans, von denen der Erstere königlichen Reichthum und königliche Macht besaß, sich an den Bund der Großen des Reiches angeschlossen hatten. Auch der Dauphin Ludwig, der sich damals an den Plänen der Verbündeten betheiligte, erkannte dies später und richtete, als er König geworden war, seine ganze Kraft

und Thätigkeit auf die Unterdrückung der großen Herren. Die Großen, welche zu des Herzogs von Orleans Loskaufung beigetragen hatten und denen sich auch der Herzog von Bretagne zugesellte, hatten es mit ihrer Verbindung offenbar auf eine neue Praguerie abgesehen. Sie baten 1442 den König um die Erlaubniß, sich in Nevers zu versammeln, indem sie den Schein annahmen, als wenn sie mit einander über Reichsangelegenheiten berathschlagen wollten. Karl verwies zwar die sämmtlichen Herren mit ihren Beschwerden an eine künftige Ständeversammlung, hielt aber doch für klug, die gewünschte Versammlung zu gestatten. Diese wurde wirklich gehalten und die Verbündeten setzten in derselben folgende Forderungen auf, welche sie dem Könige überreichten: Es solle Frieden mit England geschlossen werden; der König solle alle die Fehler, die sich in die Verwaltung eingeschlichen hätten, verbessern, besonders aber die Rechtspflege neu einrichten, die Processe abkürzen und die Richter besser wählen lassen, sowie die Zahl der Staatsräthe vermehren; ferner müßten die Räubereien der Hauptleute und Soldaten, wenn sie sich auch nicht ganz beseitigen ließen, doch wenigstens beschränkt werden; auch sollten die zum Unterhalt der Kriegsmacht angewiesenen Gelder fest bestimmt und geordnet werden, damit man den Sold regelmäßig bezahlen könne; außerdem müßten die regelmäßigen Steuern (tailles) und andere Abgaben vermindert werden, um die das Volk drückende Last zu erleichtern, und endlich sollten zu Mitgliedern des königlichen Rathes nur Prinzen von Geblüt, sowie für alle Stellen und Aemter nur Personen von Stande (naissance) ernannt werden. Man sieht, daß die Verbündeten das Volk auf ihre Seite zu ziehen suchten und sich deswegen das Ansehen gaben, als wenn sie dasselbe gegen den König in Schutz nehmen wollten, während sie sich doch sonst um des Volkes Wohl nicht im Geringsten kümmerten. Der letzte Theil ihrer Forderungen zeigt aber klar und deutlich, worin ihre eigentliche Absicht bestand. Der König vereitelte dieselbe dadurch, daß er den Herzog von Orleans zu sich herüberzog, indem er ihm begreiflich machen ließ, wie er (der König) ihm weit mehr Vortheile verschaffen könne und wolle, als jemals von den Prinzen und vom Volke für ihn zu erwarten wären. Er hatte nämlich dem Grafen von Vendome, einem Prinzen von Geblüt, welcher auf sein Geheiß der Versammlung zu Nevers beiwohnte, den Auftrag gegeben, insgeheim dem Herzoge von Orleans, welcher früher am Hofe sehr kalt empfangen worden war, nicht nur im Namen des Königs eine sehr günstige Aufnahme zu versprechen, sondern ihm überdies auch den Rang und das Ansehen des ersten Prinzen von Geblüt, sowie ein Jahrgeld von 10,000 Livres und eine außerordentliche Erhebung von 160,000 Livres zur Ab-

tragung der für sein Lösegeld schuldigen Summen zuzusichern. Der Herzog nahm dies Alles sehr gern an, trennte sich von den Verbündeten, kam um Pfingsten nach Limoges zum Könige, welcher sein Versprechen treu erfüllte, und bewog auch den Herzog von Burgund zum Austritt aus dem Bunde. Dadurch war der ganze Plan der Prinzen und Herren vereitelt; diese fügten sich, sobald sie von jenen Beiden verlassen worden waren, in den Willen des Königs und vom Volke war nicht weiter die Rede.

Fast um dieselbe Zeit, als König Karl sein Ansehen innerhalb der den Engländern entrissenen Landschaften zwischen Seine, Somme und Garonne neu begründete, wurde auch der Souveränetät der Grafen von Armagnac ein Ende gemacht. Dies geschah bei Gelegenheit eines Erbschaftsstreites über die Grafschaft Cominges. Der Stamm der Grafen von Cominges, deren Land freies Eigenthum war und also auch auf die Tochter überging, starb unter Karl's VI. Regierung mit der Gräfin Margaretha aus. Diese sehr unverträgliche und sinnliche Frau war dreimal vermählt gewesen. Ihr erster Gemahl war Graf Johann III. von Armagnac, der Bruder des 1418 in Paris ermordeten Connetable. Nach dem Tode desselben hatte sie Johann von Armagnac, einen Sohn des Grafen von Fezenzac, geheirathet; da derselbe aber ihrer Sinnlichkeit nicht genügte, so hatte sie sich von ihm getrennt und noch vor seinem Tode den Grafen von Foix zum Gemahle genommen. Dies rief zwischen den souveränen Grafen von Armagnac und von Foix einen Streit über das Erbe der Margaretha, die Grafschaft Cominges, hervor; Margaretha wollte aber, da sie auch mit dem Grafen von Foix zerfiel, ebenso wenig dem einen als dem anderen Theile ihr Erbe zukommen lassen und machte deshalb ein Testament, in welchem sie zunächst ihre einzige Tochter und nach deren Tode, welcher auch bald nachher erfolgte, den König von Frankreich zum Erben einsetzte. Sie ward dafür vom Grafen von Foix, der sich nicht, wie den Chroniken zufolge ihr zweiter Gemahl gethan hatte, ihretwegen zu Tode ärgerte, verhaftet, 25 Jahre lang in hartem Gefängniß gehalten und auf alle mögliche Art gequält. Sie ließ sich dessenungeachtet nicht zu einer Umänderung ihres letzten Willens bewegen und fand, als der König 1443 nach Languedoc kam, Mittel und Wege, ihm aus dem Gefängniß das Testament zukommen zu lassen. Der König übertrug hierauf die Entscheidung über die Ansprüche der Grafen von Armagnac und Foix an die Grafschaft Cominges und über die Rechte, welche er selbst durch das Testament erlangt habe, dem Parlament von Toulouse. Dieses sprach sich zu Gunsten des Testamentes aus und verbot bei der Gelegenheit zugleich dem Grafen von Armagnac, sich ferner den Titel eines souveränen

Herrn (par la grace de Dieu comte d'Armagnac) beizulegen. Der Letztere fügte sich anfangs, weil er nicht anders konnte, in den Spruch des Parlaments und überließ dem Könige die Grafschaft Comminges; sobald aber der König sich wieder entfernt hatte, suchte der Graf das Verlorene gewaltsam wieder zu erobern. Er vertraute bei diesem ungleichen Kampfe auf Verwandte, Freunde und Bundesgenossen. Er ward nämlich nicht nur von dem König Karl III. von Navarra, mit dessen Tochter er vermählt war, sowie von seinem natürlichen Sohne, Jean Dandie, Herrn von Lascün, welcher für ein Wunder der Tapferkeit galt, und von den Grafen de la Marche, d'Albret und Foix unterstützt, sondern er ließ auch die Beherrscher von Aragonien und England durch Gesandte um Hülfe bitten. In der That brachte er ein so starkes Heer zusammen, daß er noch im Herbst 1443 die ganze Grafschaft Comminges besetzen konnte. Seine Freude war jedoch von sehr kurzer Dauer. Schon im Frühjahre 1444 zog der Dauphin Ludwig mit den Truppen, an deren Spitze er in der Normandie die Engländer bekämpft hatte, nach Languedoc und eroberte nicht allein Comminges wieder, sondern entriß dem Grafen auch die Länder Rouergue und Armagnac, die ihm eigenthümlich gehörten, und nahm ihn selbst gefangen. Erst zwei Jahre nachher erhielt der Graf in Folge der dringenden Vorstellungen der Könige von Castilien und Aragonien, sowie der Grafen von Foix, d'Albret und la Marche die Freiheit und den Besitz der Länder Armagnac und Rouergue wieder; er durfte sich aber fortan nicht mehr Graf von Gottes Gnaden nennen.

Auf diese Weise wurde also um dieselbe Zeit, als in England die Jugend und Charakterschwäche Heinrich's VI. und der Zwist unter den Großen die größte Verwirrung hervorriefen, in Frankreich die Monarchie neu befestigt und der Anarchie eine Schranke gesetzt. Freilich dauerten die Kabalen am französischen Hofe ebenso fort, wie am englischen; allein Karl VII. war, trotz seiner Abhängigkeit von Günstlingen und Weibern, trotz seines grenzenlosen Leichtsinnes und seiner beständigen Ausschweifungen, nicht blödsinnig wie Heinrich VI., er war außerdem neben seiner Gutmüthigkeit schlau und wurde vom Glücke begünstigt. Dieses war ihm besonders in der letzten Zeit seiner Regierung sehr hold. Uebrigens haben die dankbaren Franzosen alles, was sich unter ihm Glückliches ereignete, seiner Weisheit zugeschrieben und ihn in dieser Hinsicht übermäßig gepriesen, weil er seinem Leben und Charakter nach durchaus Franzose war und dadurch, daß er einen Grafen Richemont und einen Grafen Dunois an die Spitze des Heeres stellte, ihre Nationalität und Freiheit rettete. Unter die glücklichen Ereignisse seiner Regierung rechnen wir besonders, daß er während des 1444 zu Tours geschlossenen Waffenstillstandes mit

England Gelegenheit erhielt, einen großen Theil des Verderbens, welches der Krieg seinem Reiche gebracht hatte, in die Nachbarländer hinüberzuleiten. 50- bis 60,000 abenteuernde und raubende Krieger, welche man noch immer bald als Armagnac's, bald als Ecorcheurs *) bezeichnete, hatten während des Krieges Frankreich verwüstet; sie behandelten Freund und Feind auf gleiche Weise und würden in den fünf Jahren des Waffenstillstandes doppelt gefährlich geworden sein, wenn nicht das Glück ein Mittel dargeboten hätte, sich ihrer zu entledigen. Dieses Mittel bestand in dem Hülfegesuch, welches Kaiser Friedrich III. in seinem Kriege mit den Schweizern an Karl VII. richtete. Der Letztere ging mit Freuden auf die Bitte des Kaisers ein und schickte jene Horden raubender Miethlinge in das Elsaß, nach Schwaben und in die Schweiz; andere wurden nach Lothringen geführt und blieben dort, bis beim Ablauf des Waffenstillstandes mit England der französische König ihrer aufs neue bedurfte. Ebendieselben vom Raube lebenden Kriegsschaaren erleichterten durch das Elend, welches sie über Frankreich gebracht hatten, dem Könige die vorher erwähnte Errichtung einer besoldeten und disciplinirten Kriegsmacht und machten die zu diesem Zweck eingeführte beständige Steuer dem Volke annehmlich. Mit Hülfe des neu geschaffenen königlichen Heeres aber stellte Karl die Ordnung im ganzen Reiche wieder her und machte aller Unordnung ein Ende. Er ward auf diese Weise nach und nach Herr im Lande, so daß man sogar in Languedoc, wo kurz vorher noch d'Albret, Foix und Armagnac als Souveräne gewaltet hatten, seine Gerechtigkeitspflege anrief und daß die Bürger der Städte fortan unmittelbar unter dem Könige zu stehen verlangten. (Diese sagten: qu'ils étoient sujets au roi sans moyen; que, comme les sujets ne pouvoient rien faire contre le gré de leur seigneur, aussi ne devoit le seigneur faire chose à leur préjudice, ni les mettre hors ses mains sans leur consentement et celui du roi.) Endlich hatte Karl VII. auch das Glück, daß er durch den Tod Johann's VI. von der Bretagne (1442) einen neuen Bundesgenossen gegen England gewann. Während nämlich dieser Herzog sich als Vasallen des englischen Königs und sein Herzogthum als zur Normandie gehörend betrachtet hatte, schloß sich sein Sohn, Franz I., wieder ganz an Frankreich an, huldigte dem französischen Könige und kündigte die bestehenden Verträge mit England förmlich auf.

Im Juni des Jahres 1449 sollte der mehrfach verlängerte Waffenstillstand zu Ende gehen. Die Feindseligkeiten waren aber

---

*) Die Bezeichnung „Schinder" kommt auch in deutschen, z. B. in Frankfurter Urkunden vor.

schon im vorhergehenden Jahre wieder begonnen worden. Ein aragonischer Heerführer in englischem Dienst hatte der Versuchung nicht widerstanden, eine Burg an der Grenze der Bretagne zu überfallen, daher sich der Herzog dieses Landes noch enger an Karl VII. anschloß. Zudem wollte der Herzog von York, welcher damals englischer Statthalter in der Normandie war, die von Suffolk bewilligte Abtretung von Anjou und Maine nicht zugeben und hatte namentlich die Stadt le Mans nicht geräumt. Die Franzosen hatten deshalb le Mans zu belagern begonnen und die englische Regierung hatte hierauf, statt einen kräftigen Widerstand anzuordnen, die Stadt durch Commissäre übergeben lassen. Durch diesen Beweis von Schwäche ermuthigt, übten die Franzosen auch im folgenden Jahre, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, als Bundesgenossen des Herzogs Franz von Bretagne, Feindseligkeiten. Sie erfreuten sich beim Wiederausbruch des Krieges des doppelten Vortheiles, daß die Schotten im December 1448 die früheren Bundesverträge mit ihnen erneuert hatten und daß von der Königin Margaretha und ihrem Günstling Suffolk, welche die Regierung in England führten, nichts geschehen war, um die englisch-französischen Besitzungen in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Vergebens hatte der Herzog von Somerset, welcher zugleich mit dem tapferen Talbot in der Normandie commandirte, den Herzog von Suffolk und die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß alle dortigen Burgen verfallen wären und das englische Heer zu schwach sei, um den von zwei Seiten her drohenden Franzosen die Spitze bieten zu können; man hatte ihm ungeachtet seiner Vorstellungen weder Geld noch Truppen geschickt. Von Westen her drohte ein französisches Heer unter dem Herzoge von Bretagne und dem Connetable Richemont, von Osten her König Karl VII. und der Graf Dunois, welcher unter der Bedingung zum Generalissimus ernannt worden war, daß er, so oft der Connetable sich beim Heere befinde, den Oberbefehl diesem überlassen müsse. Schon im November (1449) sah sich der Herzog von Somerset genöthigt, die Hauptstadt der Normandie zu räumen. Die Bürger von Rouen erhoben sich nämlich und drangen, von ihrem Erzbischof geleitet, auf Uebergabe, und da die aus nur 1200 Mann bestehende englische Besatzung natürlich nicht stark genug war, um zugleich dem äußeren Feinde und den Einwohnern einer bevölkerten Stadt Widerstand zu leisten, so mußte Somerset capituliren. Um Weihnachten 1449 konnten die Engländer ebenso den Besitz von Harfleur nicht länger behaupten und nun war nur noch der dritte Theil der Normandie in ihrer Gewalt. Auch dieser ward ihnen noch in den nächsten sieben Monaten durch den französischen König entrissen, welcher damals

eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit bewies. Karl bewerkstelligte nämlich gleich nach der Eroberung von Harfleur die Vereinigung der beiden französischen Heere, welche von verschiedenen Seiten her in die Normandie eingedrungen waren, und die Engländer, die endlich eine kleine Verstärkung unter Sir Thomas Kyriel erhalten hatten, wurden zuerst im April bei Fourmigny unweit Bayeux, nahe der Küste von Calvados, auf offenem Feld geschlagen und dann in Caen, wohin sich Somerset mit dem Reste des Heeres und mit seiner ganzen Familie zurückgezogen hatte, nach einer vierwöchentlichen Belagerung (1. Juli) zur Capitulation gezwungen. Einen Monat später wurde auch Cherbourg von den Franzosen genommen und hiermit die Eroberung der ganzen Normandie vollendet.

Der König Karl hatte sich bei diesen Unternehmungen persönlich bedeutende Verdienste erworben; er war und blieb aber, obgleich er auch bei anderen Gelegenheiten großen Muth bewiesen hatte, in seinem Leben und Wandel derselbe Mann, der er von jeher gewesen war. Er beschäftigte sich in der Regel nur mit Spiel und Possen, setzte seine Ausschweifungen bis ins hohe Alter fort und schenkte leichtfertigen Mädchen und Hofleuten seine Gunst. Er gerieth daher zuletzt auch wegen der Agnes Sorel und des Grafen von Maine mit seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, in eine solche Zwietracht, daß dieser als Staatsmann und später als Regent unübertreffliche, als Mensch aber verächtliche und jedes Verbrechens fähige junge Mann mehrere Male den Versuch machte, seinen Vater zu stürzen. Erbittert über Agnes Sorel war Ludwig zuerst an die Spitze der unter dem Namen der Praguerie bekannten Verschwörung getreten, nach deren Unterdrückung er in die Dauphiné verwiesen wurde. Sobald er von dort wieder zurückgekehrt war, wollte er den Herrn von Chabannes und die schottische Garde seines Vaters bereden, diesen entweder gefangen zu nehmen oder gar, wie Andere behaupten, zu ermorden; Chabannes lehnte jedoch den Antrag unwillig ab und zeigte die Sache dem Könige an, welcher dann seinen Sohn zur Rechenschaft zog und, als derselbe der Schuld überführt worden war, wieder nach der Dauphiné in das Exil schickte. Von dort aus soll Ludwig aufs neue gegen seinen Vater in eine feindselige Verbindung mit dem Schatzmeister und Finanzminister desselben, Jacques Coeur, einem unermeßlich reichen, aber auch großgesinnten Kaufherrn, der viele Neider hatte, getreten sein; Beide wurden sogar beim Könige angeschuldigt, seine geliebte Agnes Sorel durch Gift aus der Welt geschafft zu haben.*) Wir lassen es unentschieden, ob Ludwig, welcher

*) Von dem Schlosse Beauté, das Karl VII. ihr geschenkt hatte, erhielt sie den Namen Dame de Beauté; sie hinterließ dem König drei Töchter.

später alle italienischen und griechischen Tyrannen an Grausamkeit und teuflisch ausgesonnener Quälerei übertraf, diesen Mord wirklich veranstaltet hat; ausgemacht ist aber, daß Agnes Sorel am 28. Februar 1450 plötzlich starb. Ihr Tod wurde von den Franzosen aus demselben Grunde beklagt, aus welchem sie im 18. Jahrhundert auch den Tod der Pompadour beklagten. Es ward nämlich nachher am Hofe noch ärger, als es vorher gewesen war; denn Karl machte zwar, wie Ludwig XV., eine andere Dame (die Nichte der Agnes Sorel, Antoinette de Maigielais) zur repräsentirenden Mätresse, begünstigte aber, da diese ihn nicht zu fesseln vermochte, nachher ein Fräulein und eine Frau nach der anderen, so daß die Geschichtschreiber von ihm ebenso wie von Ludwig XV. berichten, sein Palast sei zuletzt ein förmlicher Harem geworden.

Auf dem Kriegszuge, welchen die Franzosen zur Wiedereroberung der ganzen Normandie unternommen hatten, war Herzog Franz I. von der Bretagne, der seit 1442 regierte, eines plötzlichen Todes gestorben. Die Art und Weise, wie derselbe endete, ist so auffallend, daß sie näher angegeben zu werden verdient. Franz I. war ein schwacher, argwöhnischer und abergläubiger Mann, der sich von seinen drei täglichen Gesellschaftern, Arthur von Montauban, Jean Hingant und dem Bischof von St. Malo, unbedingt leiten ließ. Diese wußten ihm einen seiner beiden Brüder, Giles, dessen reiche Gemahlin Arthur für sich gewünscht hatte, verhaßt zu machen, als derselbe sich mit der dem Adel der Bretagne eigenthümlichen Heftigkeit über die geringen Einkünfte beschwerte, welche Franz ihm ausgesetzt hatte. Giles ließ sich hierauf mit den Engländern ein; Franz dagegen bediente sich des französischen Königs, um in dessen Namen seinen Bruder gerichtlich verfolgen zu können. Giles ward gefänglich eingezogen und in Dinan als Criminalverbrecher behandelt, obgleich ein zweiter Bruder des Herzogs, Peter, sowie sein Oheim, der Connetable Graf von Richemont, sich mit dringenden Bitten an Herzog Franz wandten und ihm vorstellten, daß Giles ein Opfer boshafter Verläumder sei. Selbst der Generalfiscal (procureur général) weigerte sich, den Proceß gegen Giles zu führen und auch die Stände, an welche Franz sich in Folge dieser Weigerung wenden mußte, um sich auf ihren Ausspruch berufen zu können, wiesen die Sache von sich. Nichtsdestoweniger ließ Franz seinen Bruder von Kerker zu Kerker schleppen, aufs härteste behandeln und, nachdem ein Versuch, ihn zu vergiften, mißglückt war, durch Erstickung tödten. Man hatte jedoch vor seinem Ende einem Franziskaner erlaubt, ihm die Beichte abzunehmen, und diesem hatte Giles den Auftrag gegeben, den Herzog Franz innerhalb 40 Tagen vor Gottes Richterstuhl zu laden, weil derselbe ihm weder

ein ordentliches Gericht gestattet habe, noch auch selbst gegen ihn aufgetreten sei. Der Mönch entledigte sich seines Auftrages bei einem Zusammentreffen mit dem Herzoge und die feierliche Art, mit welcher er es that, wirkte auf den schwachen Mann, welcher von dem Aberglauben seiner Zeit beherrscht ward und noch dazu ein böses Gewissen hatte, gleich einem Todesurtheile, zumal da bei der Vorladung auch der Connetable gegenwärtig war, welcher nicht nur früher bemüht gewesen war, den Brudermord zu hindern, sondern auch nachher nicht aufgehört hatte, die grausige That mit den härtesten Worten zu tadeln. Franz fühlte sich, unmittelbar nachdem die Vorladung ihm überbracht worden war, krank, hatte seit diesem Augenblicke stets das Bild des ermordeten Bruders vor Augen, schwand körperlich hin und starb bald nachher eines plötzlichen Todes (1450). So weit ist die Geschichte von seinem Ende gewiß; die Chroniken der Bretagne haben sie aber mit vielen Anekdoten ausgeschmückt und erbaulich gemacht. Uns scheint Alles ohne Wunder begreiflich, weil wir wissen, daß die moralische und physische Ordnung der Dinge im Leben ebenso, wie Seele und Leib im Menschen, mit einander verschlungen sind, wiewohl wir dies nur selten wahrnehmen. Uebrigens folgte dem Herzog Franz sein zweiter Bruder, Peter, in der Herrschaft nach, und dieser huldigte, obgleich er sich wie ein König krönen ließ, dem französischen Könige ohne Widerspruch. Nach Peter's Tode (1457) wurde sein alter Oheim, der Connetable Arthur von Richemont, Herzog der Bretagne; er huldigte dem König feierlich, aber unter sehr sorgfältigen Vorbehalten.

Karl VII. hatte, um das ganze Königreich wieder unter seiner Herrschaft zu vereinigen, nur noch Guyenne zu erobern; er versuchte auch dies und die inneren Unruhen, welche Englands Kräfte lähmten, erleichterten ihm sein Unternehmen. Noch im Herbste des Jahres 1450 eroberte ein französisches Corps, welches Karl nach der Einnahme von Caen an die Garonne geschickt hatte, Bergerac, Gensac und andere feste Plätze an der Dordogne. Im März des nächsten Jahres marschirte das ganze königliche Heer gegen Guyenne. Es stand unter dem Oberbefehl des Grafen Dunois, welcher als Generalissimus die Normandie erobert hatte, und war in vier Armee-Corps getheilt, von denen das eine von Dunois selbst, die anderen von den Grafen von Penthièvre, von Foix und von Armagnac angeführt wurden. Während die drei Letzteren jeder einen Theil der Provinz eroberten, zog Dunois vor Blaye an der Gironde, welche Stadt nicht nur der Sitz des Obergerichtes (chambre royale) war, sondern auch für die Vormauer von Guyenne galt und von den Engländern als ein für die Vertheidigung der Provinz so wichtiger

Punkt angesehen wurde, daß vermöge eines eigens erlassenen Gesetzes die Besatzung der Burg nur aus geborenen Engländern bestehen durfte. Gleichwohl wurde die Stadt selbst schon am dritten Tage nach dem Eintreffen des französischen Heeres mit Sturm genommen und unmittelbar darauf die Belagerung der Burg angefangen. Da das französische Heer so rasche und bedeutende Fortschritte machte und keine Aussicht vorhanden war, daß die englische Regierung der bedrängten Provinz werde Hülfe leisten können, so traten auf Anregung des französischen Kanzlers des Ursins, welcher ausdrücklich deshalb den Connetable begleitet hatte, die Stände von Guyenne, Adel, Klerus und Bürgerschaft, im Anfange des Juni zu Bordeaux zusammen, um zu berathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sie waren kaum versammelt, als Dunois sie durch zwei Gesandte zur Anerkennung des französischen Königs als ihres Oberherrn auffordern und im Namen desselben ihnen solche Vortheile anbieten ließ, daß sie schon am 12. Juni 1451 einen Vertrag mit ihm schlossen. Sie verpflichteten sich in demselben, die Stadt Bordeaux und den übrigen, von den Franzosen noch nicht besetzten Theil ihrer Provinz dem Könige von Frankreich zu übergeben, wenn ihnen nicht bis zum 20. Juni aus England hinreichende Hülfe geschickt würde, um die Fortsetzung der Belagerung zu hindern. Dagegen wurde ihnen im Namen des Königs Karl versprochen, daß jede Stadt von Guyenne ihre alten Vorrechte und Freiheiten behalten, daß in Bordeaux ein Parlament und ein Münzhof errichtet und in den nächsten zwei Jahren die Münze nicht geändert werden, sowie daß jeder, der sich mit seiner Habe nach England begeben wolle, Abzugsfreiheit haben solle. Außer diesen allgemeinen Bedingungen, welche besonders die Städte angingen, machten die Häupter der adeligen Familien oder mit anderen Worten die Standesherren, wie sie zu thun pflegen, noch insgeheim gewisse Privatvortheile für sich und ihre Familien aus. Fast alle diese Herren erhielten dafür, daß sie die Abschließung des Vertrages betrieben hatten, Gnadenbezeugungen oder Jahrgelder; dem Herrn von Montferrand z. B. wurden nicht blos alle Güter, die man ihm abgenommen hatte, zurückgegeben, sondern auch ein Jahrgeld von 4000 Livres gewährt. Die Hülfe aus England kam nicht; die Burg wurde daher den Franzosen übergeben. Graf Dunois hielt hierauf am 29. Juni seinen Einzug in Bordeaux und im Anfange des folgenden Monats war die ganze Provinz, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Bayonne, ihrem früheren Oberherrn wieder unterworfen. Schon im August mußte sich auch Bayonne dem siegenden Heere ergeben. Zwar empörte sich Guyenne schon im folgenden Jahre wieder gegen den französischen König; allein dieser behauptete

sich dessen ungeachtet nachher im Besitze der Provinz. Dieselben Herren nämlich, welche den Vertrag von Bordeaux veranlaßt hatten, fühlten sich gleich anfangs unter der französischen Regierung unbehaglich, ohne daß man anzugeben wüßte, worüber sie sich eigentlich zu beschweren hatten. Sie suchten sich daher der Franzosen wieder zu entledigen, und die Herren von Montferrand, de l'Esparre, Rosan, Duras, l'Anglade und Lalande schickten Bevollmächtigte nach London, um die Engländer herbei zu rufen; sie standen dabei im Einverständniß mit einem Theil der Bürgerschaft, indem dieselbe sich wegen des Weinhandels auf England angewiesen sah und in ihrem Vortheil empfindlich gekränkt fühlte. Von England aus schiffte man hierauf sogleich ein kleines Heer unter dem 80jährigen Talbot nach Guyenne ein. Dieser erschien am 18. October 1452 unerwartet vor Bordeaux und war, da die Bürgerschaft ihn sogleich einließ, eher in der Stadt, als der Commandant der französischen Besatzung auch nur die Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatte. Ein großer Theil von Guyenne folgte dem Beispiele der Hauptstadt und Talbot drang auf der einen Seite in Perigord ein und eroberte auf der anderen das wichtige Fronsac fast unter den Augen des französischen Königs, der sich in der Provinz befand. Dieser sammelte hierauf ein Heer, um die Engländer wieder zu vertreiben. Im Juli des Jahres 1453 lagerte er sich vor der Stadt Castillon und zwar mit einem so bedeutenden Zuge von Geschütz, daß 700 Artilleristen zur Bedienung desselben erforderlich waren. Talbot eilte mit seinem Sohne herbei, um die Stadt zu entsetzen; dieser Versuch mißlang aber, der alte Held selbst verlor nebst seinem Sohne nach einem mörderischen Gefechte das Leben und sein Tod entschied nicht nur das Treffen, sondern zugleich auch das Schicksal von Guyenne. Die ganze Provinz ward nämlich unmittelbar nachher wieder unterworfen und auch die Stadt Bordeaux, deren Bürger am längsten und hartnäckigsten Widerstand leisteten, mußte sich im October 1453 ergeben. Sie ward mit einer Contribution und mit dem Verluste ihrer Privilegien bestraft; doch gab Karl diese gleich nachher der Stadt aus Gnaden wieder zurück. Er gewährte außerdem eine allgemeine Amnestie und schloß von derselben nur 20 Personen aus, welche auf Lebenszeit verbannt wurden. Die in Bordeaux befindlichen Engländer durften mit ihrer Habe entweder nach England oder nach Calais, der einzigen Stadt, welche die Engländer noch in Frankreich besaßen, abziehen. Als fünf Jahre nachher der Herzog Johann von Alençon, der seine Ansprüche an den König nicht befriedigt sah, sich mit den Engländern in geheime Verhandlungen einließ, zeigte sich die Monarchie völlig in ihrer neu gewonnenen Kraft; Karl stellte den Herzog, der von königlichem Blut,

ein Nachkomme des heiligen Ludwig war, vor einem hierzu ernannten hohen Gerichtshof und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Zwar behielt er auf dem Gnadenwege das Leben und seine Familie einige Güter; aber er kam in lebenslängliche Haft und sein Herzogthum wurde von der Krone eingezogen (1458).

Im Jahre 1461 starb König Karl VII. auf dem Schlosse Meung, mit seinem ältesten Sohne entzweit; ihm folgte dieser Sohn, Ludwig XI., in der Regierung nach (1461—1483). Von dieser Epoche an erhielt die Monarchie in Frankreich zu derselben Zeit eine bis dahin unerhörte Stärke, als sie sich bei den Engländern in Aristokratie und Anarchie aufzulösen drohte. Ludwig XI. ist nämlich als Regent, als Gründer einer monarchischen Ordnung und als Schöpfer eines stolzen und trotzenden Nationalgefühls einer der bedeutendsten Könige von Frankreich und seine Landsleute haben ihn deshalb stets mit Recht geehrt und bewundert. Dagegen ist er als Mensch in eben so hohem Grade verabscheuungswürdig. Wir haben bereits gesehen, daß er seinem Vater nach dem Throne und, wie es heißt, sogar nach dem Leben gestrebt und mit den Prinzen und Herren gemeine Sache gemacht hatte, als diese das Ansehen des Königs und folglich auch das der Nation auf dieselbe Weise verkleinern wollten, wie dies in Deutschland seit dem Tode des Kaisers Friedrich II. geschehen war. Als König suchte Ludwig XI. die monarchische Gewalt auf jede Weise zu vermehren und fest zu gründen und er scheute zu diesem Zwecke kein Verbrechen, schonte keines Menschen und übte gegen seine eigenen Freunde und Werkzeuge unerhörte Grausamkeiten. Uebrigens hatte man, schon ehe er König ward, von seinem moralischen Charakter einen so schlechten Begriff, daß sein Vater während der letzten Zeit in steter Furcht vor ihm lebte und aus Angst, von ihm vergiftet zu werden, fast keine Speise mehr zu genießen wagte und daß nachher das Gerücht Glauben fand, Karl sei in Folge davon Hungers gestorben. Mit Ludwig's XI. Regierung beginnt in gewissem Sinne die neuere Geschichte, indem von seiner Zeit an, besonders aber nach dem Zuge seines Sohnes Karl's VIII. nach Italien, die Franzosen mit Hülfe gedungener Schweizertruppen dieselbe Rolle in Europa spielten, welche vorher die Deutschen gespielt hatten, während die Spanier, nicht mehr die Deutschen, ihnen diese Rolle streitig machten. Von dem Augenblicke an nämlich, als die Franzosen und Spanier um den Besitz von Italien, die Deutschen und Franzosen um die Beute des gesunkenen Staates Burgund und des geschwächten Herzogthums Lothringen stritten, und der Kaiser durch drohende Bewegungen der Magyaren und Türken gehindert war, die Franzosen von Italien abzuwehren, entstand jenes System des Gleichgewichtes

der größeren europäischen Mächte, um welches sich die ganze neuere Geschichte dreht. Da Ludwig's XI. Regierung und die Geschichte von Italien, Spanien, Oestreich und der Schweiz (Deutschland spielte leider eine passive Rolle) aufs innigste mit der Geschichte des mächtigen, unter Karl's VII. Regierung entstandenen Reiches zusammenhängt, welches den bescheidenen Titel Herzogthum Burgund führte, so glauben wir die zunächst folgenden Begebenheiten im südwestlichen Europa und in Deutschland mit der Geschichte der beiden letzten burgundischen Herzoge beginnen zu müssen.

VI. Geschichte Burgunds, der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

---

1. Geschichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode König Karl's VII. von Frankreich.

Als 1361 mit Herzog Philipp die ältere, dem capetingischen Hause angehörende Linie der Beherrscher von Burgund ausstarb, fiel dieses Land als erledigtes Lehen an Frankreich zurück. König Johann benutzte damals nicht, wie später Ludwig XI. that, die Gelegenheit, um wenigstens den eigentlich französischen, westlich vom Genfer, Neufchateller und Bieler See gelegenen Theil von Burgund dem französischen Reiche einzuverleiben, sondern er gab das Herzogthum seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen, als erbliches Lehen. Schon dieser erste Herzog aus dem Hause Valois (1361–1404) erweiterte Burgund durch Landstriche, welche als Eigenthum (Allodium) auch an die weibliche Linie übergehen konnten. Er heirathete 1369 seines Vorgängers hinterlassene Braut Margaretha, die Erbin von Flandern, von Artois, Antwerpen, Mecheln, Nevers, Rethel und der Franche-Comte oder, wie dieselbe auch hieß, der Grafschaft Burgund. Nach seinem und seiner Gemahlin Tode wurden zwar der Sitte jener Zeit gemäß die burgundischen Besitzungen wieder zersplittert, indem sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene (1404 bis 1419), dieselben mit seinen Brüdern Anton und Philipp theilte; allein nachher fielen doch alle Länder mit alleiniger Ausnahme von Nevers und Rethel wieder an Johann oder an seinen Sohn zurück. Jeder der drei auf Philipp den Kühnen folgenden Herzoge des jüngeren burgundischen Hauses erweiterte das Gebiet durch Heirath, Kauf oder auch durch Wiedervereinigung getrennt gewesener Provinzen und Burgund

wurde eines der mächtigsten Reiche. Schon Johann brachte die reichsten und blühendsten französischen Niederlande und die streitbare Bevölkerung des Jura-Gebirges an Burgund und machte sich, wie bereits früher dargestellt worden ist, zum eigentlichen Beherrscher von Frankreich. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp der Gute (1419—1467), erwarb noch viel bedeutendere Besitzungen. Zuerst erwarb er die Grafschaft Namur an der Maas, indem er dem Grafen Johann, der kinderlos und von Schulden bedrängt war, die Summe von 130,000 Kronen bezahlte. Unter ihm wurden ferner, als die durch seinen Oheim Anton gestiftete Nebenlinie ausstarb, nicht nur die demselben zugefallenen burgundischen Gebiete Brabant und Limburg wieder mit denen der Hauptlinie vereinigt und überdies noch andere von Anton erworbene Länder dem Herzogthum zugefügt (1430), sondern Philipp der Gute brachte auch, wie oben angegeben worden, die bedeutenden Besitzungen der Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau an sein Haus. Ferner war Luxemburg, einst Stammland deutscher Kaiser, an eine Erbtochter aus dem Geschlechte Karl's IV., Gräfin Elisabeth, gekommen; diese jedoch überließ es 1443 an den Herzog von Burgund, der die übrigen Mitbewerber durch beträchtliche Zahlungen abfand. Auf diese Weise kam Philipp der Gute allmählich in den Besitz von Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Nieder-Lothringen (le Lothier) und Antwerpen. Er gab, wie wir ebenfalls schon erzählt haben, seine Verbindung mit England rechtzeitig auf, schloß sich statt dessen an den französischen König an und sicherte sich 1435 durch den mit diesem geschlossenen Vertrag von Arras nicht nur alle Erwerbungen, welche in der Zeit des Krieges und der Anarchie gemacht worden waren, sondern er wurde auch durch jenen Vertrag so mächtig in Frankreich, daß später König Ludwig XI. während seiner ganzen Regierung vorzugsweise darauf bedacht war, dem Sohne Philipp's alles dasjenige wieder zu entreißen, was der Vater an sich gebracht hatte. Philipp erlangte nämlich die Befreiung von der Vasallen-Pflicht gegen Frankreich, sowie den Besitz der Grafschaften Macon, Auxerre und Ponthieu, der Herrschaften Peronne, Roye, Montdidier, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville und Dourdan und der Städte Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne. Das burgundische Gebiet wurde also damals bis in die Nähe von Paris ausgedehnt. Die burgundische Hofhaltung zeichnete sich aus durch Pracht und Courtoisie; der Farbenglanz des Ritterthums entfaltete sich in Festlichkeiten, die mit allegorischem und mythologischem Zierrath ausgestattet waren. Bei Philipp's dritter Vermählung (mit Isabella von Portugal) wurde der Orden des

goldenen Vließes (Toison d'or) gestiftet (1430); wir haben schon dargethan, wie diese Hof-Orden für ihre Zeit ebenso charakteristisch waren, als vordem die geistlichen Rittergesellschaften.*)

Philipp der Gute spielte auch in den Streitigkeiten über den Besitz von Ober-Lothringen, welches damals ausschließend Lothringen genannt wurde, eine bedeutende Rolle. Diese Streitigkeiten müssen wir etwas ausführlicher angeben, weil nachher Philipp's Sohn, Karl der Kühne, durch sein Verhältniß zu Lothringen in die Händel gerieth, welche ihm verderblich wurden. Ueber Lothringen herrschte im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts Herzog Karl I., dessen Bruder, der Kardinal Ludwig, das Herzogthum Bar und die Grafschaft Pont à Mousson erbeigenthümlich besaß und folglich auch durch Testament über diesen Besitz verfügen konnte. Beide starben bald nach einander und zwar Herzog Karl zuerst. Nun hatte der Kardinal Ludwig den uns bereits aus der italienischen Geschichte bekannten Renatus oder Rainer, welcher mit des Herzogs Karl zweiter Tochter, Isabella, vermählt war, nicht nur zum Erben von Bar und Pont à Mousson eingesetzt, sondern er hatte auch, als sein Bruder Karl 1431 starb, über das Herzogthum Lothringen zu Gunsten des Renatus verfügt. Dieser gelangte beim Tode des Kardinals ohne Widerspruch in den Besitz von Bar und Pont à Mousson; das Herzogthum dagegen ward ihm von dem Grafen Anton von Vaudemont streitig gemacht, weil der Kardinal kein Recht gehabt hatte, über dasselbe testamentarisch zu verfügen. Anton, welcher die Grafschaft Vaudemont von seiner Mutter geerbt hatte, war der Sohn von einem in der Schlacht bei Azincourt erschlagenen Bruder Karl's und Ludwig's und hatte als männlicher Sprößling des lothringischen Hauses allerdings ein näheres Recht an die Nachfolge, als Renatus, welcher seine Ansprüche nur auf das Testament des Kardinals Ludwig und auf seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs Karl gründete. Beide Prätendenten griffen sogleich zu den Waffen. Sie kamen zwar bald nachher überein, die Entscheidung, ob Lothringen ein bloßes Mannslehen sei, oder ob es auch auf weibliche Nachkommen vererbt werden könne, dem deutschen Kaiser und dem Baseler Concilium zu überlassen, weil Lothringen mit dem deutschen Reiche verbunden war; als aber der Spruch zu Gunsten des Renatus ausfiel, weigerte sich Anton von Vaudemont, demselben Folge zu leisten. Obgleich sein Nebenbuhler bereits alle festen Plätze des Herzogthums besetzt hatte und außerdem auch als Bruder der damaligen Königin von

---

*) Seit dem Uebergang der spanischen Niederlande an Oestreich (1714) wird der Orden des goldenen Vließes von Oestreich wie von Spanien vertheilt.

Frankreich gefährlich scheinen konnte, so ließ Anton sich dadurch doch nicht vom Kampfe abschrecken, weil er mit Recht glaubte, daß er gerade wegen des zweiten Umstandes auf die Hülfe Philipp's des Guten von Burgund rechnen könne, welcher zu jener Zeit (1431) noch mit Karl VII. in Krieg war. In der That nahm sich der König von Frankreich seines Schwagers René und Philipp von Burgund des Grafen von Vaudemont an. Beide schickten ihren Schützlingen gedungene Miethlinge zu Hülfe. Karl VII. sandte den Statthalter (lieutenant général) von Champagne und Brie, Barbazan, mit einem Heere, welches alsbald ganz Lothringen und sogar die Grafschaft Vaudemont besetzte. Philipp der Gute aber ließ nicht nur den Marschall von Burgund, Toulongeon, nach Lothringen ziehen, sondern nahm auch Schaaren der sogenannten Bastarde in Dienst. Beide Heere übten furchtbare Grausamkeiten und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht auffallend, welche gräßlichen Leute die ihrer Tapferkeit wegen gepriesenen Schaaren waren, deren sich die Fürsten jener Zeit im Kriege bedienten und die sie statt der Soldzahlung auf Plünderung und Raub anwiesen. Die zuletzt erwähnten Bandenführer gehörten einer besonderen, zahlreichen Menschenklasse an. Sie waren nämlich außereheliche Söhne von Großen und von Mädchen bürgerlichen Standes, machten sich eine Ehre daraus, Bastarde vornehmer Väter zu heißen und erwarben sich als Anführer roher Abenteurer ritterliche Ehren und Güter. Wir brauchen des Beispiels wegen nur daran zu erinnern, daß der Bastard von Orleans, Graf Dunois, einen berühmten Namen und die Ehre, Frankreichs Retter genannt zu werden, erlangt hat. An solche Bastarde und ihre Genossen hatte sich Philipp von Burgund gleich anfangs gewandt, als Anton von Vaudemont in der Haupstadt seiner Grafschaft von den Truppen Karl's VII. belagert wurde, und dieselben brachten bald ein Heer von Abenteurern zusammen, welches nach dem Berichte von Monstrelet alle Eigenschaften der modernen Freischärler in sich vereinigte (c'étoient de pauvres compagnons, mais roides, vigoureux et qui ne cherchoient que leur avantage, tant sur leur propre pays qu'ailleurs). Diese von Philipp in Dienst genommenen Bandenführer waren die Bastarde von Humières, von Fosseuse, von Brimen, von Neuville und eine Art Schinderhannes, den man Robinet Hundepfeifer (Robinet Huche-Chien) nannte. Sie wurden dadurch herbeigelockt, daß ihnen der Marschall von Burgund reiche Beute versprach und alles Land, durch welches sie ziehen würden, preisgab. Auch verwüsteten sie in der That die ganze Champagne und das Gebiet von Bar auf eine schauderhafte Weise. Das Gesindel, aus welchem ihre Schaaren bestanden, war gleichwohl für

den Gegner Anton's von Vaudemont nicht gefährlich und würde sich von selbst zerstreut haben, wenn nicht Renatus mit thörichter Hitze die verzweifelten Räuber angegriffen hätte, statt sie den für sie selbst am meisten verderblichen Folgen ihres zuchtlosen Treibens zu überlassen. Er brach, nachdem er die Stadt Vaudemont drei Monate lang belagert und bereits aufs Aeußerste gebracht hatte, gegen den Rath des kriegserfahrenen Barbazan auf, um den burgundischen Schaaren, welche sieben Stunden von ihm entfernt waren, ein Treffen anzubieten. Dieses Treffen wurde (2. Juli 1431) im Gebiete von Bar, nahe bei der Maas geliefert. Der Ort selbst, bei welchem es Statt fand, ist nicht sicher bekannt; nach Henry Martin war es zwischen Sandrecourt und Bulligneville. Vor dem Beginn des Kampfes redete der Graf von Vaudemont die burgundischen Bastarde in einem Stile an, welcher ganz ihrer würdig war (assurant les uns et les autres sur la damnation de son ame, que sa querelle étoit bonne et juste). Sein Gegner verschmähte beim Kampfe selbst nochmals den verständigen Rath Barbazan's und griff den Feind mit einer ritterlichen, aber höchst unbesonnenen Heftigkeit an. Der Marschall von Burgund, welcher anfangs Miene machte, als wenn er Stand halten wollte, dann aber sich plötzlich auf beiden Flügeln zurückzog, empfing die Angreifenden mit einem furchtbaren Artillerie-Feuer seines hinter der Linie aufgestellten Geschützes und in Folge davon war das Treffen in weniger als einer halben Stunde zu seinem Vortheile beendigt. Renatus selbst ward nebst dem Bischof von Metz von den Burgundern gefangen, Barbazan aber getödtet. Der Graf von Vaudemont war und blieb jetzt Herr von Lothringen; denn Renatus wurde bis zum Jahre 1437 gefangen gehalten und mußte dann, um in das Königreich Neapel, auf welches er als Sprößling des Hauses Anjou Ansprüche machte, gelangen zu können, nicht blos ein Lösegeld von 200,000 Dukaten bezahlen, sondern auch seine Tochter Jolanthe mit Anton's Sohn Friedrich vermählen. Da er sechs Jahre lang ein Gefangener des Herzogs von Burgund war, so leitete dieser allein die Unterhandlungen zwischen ihm und Anton und schrieb die Bedingungen vor. Auf diese Weise erwarb Philipp der Gute für Burgund ein Schutzrecht über Lothringen, welches eigentlich dem deutschen Kaiser gebührte, von demselben aber bei seiner Ohnmacht nicht geltend gemacht werden konnte. Uebrigens wurde damals zugleich auch der zwischen Anjou und Burgund bestehende Zwist ausgeglichen und des Renatus Sohn, der Herzog von Calabrien, mit einer Tochter der Agnes von Burgund und des Herzogs von Bourbon vermählt. René von Neapel blieb allerdings Herzog von Lothringen, ebenso sein Sohn und sein Enkel; aber

nach dem Tode des Letzteren (1473) kam der Sohn Friedrich's von Vaudemont und der Jolanthe, René II., zur Regierung und wurde Stifter des neulothringischen Hauses.

Die inneren Angelegenheiten des großen burgundischen Reiches machten Philipp dem Guten ebenso, wie seinen Vorgängern und seinem Nachfolger, viel zu schaffen. Die Städte und Stände aller Provinzen besaßen sehr große Vorrechte; sie hatten sich besonders in den Niederlanden fast ganz unabhängig gemacht und städtische und ständische Verwaltungen eingerichtet, welche die Bürgerschaften und Stände mit dem Fürsten in einen Rang stellten. Es verfloß daher kein Jahr, ohne daß in irgend einer Stadt Bürger und Regierung mit einander in Streit geriethen. Die privilegirten Klassen hatten überdies sowohl in den wallonischen Provinzen, als in den von Flämingern und Friesen bewohnten Ländern, gleich denen des englischen Reiches, die Masse des Volkes auf ganz verschiedene Weise in ihr Interesse zu ziehen verstanden, weshalb sie auch ihre Freiheiten unter harten Kämpfen und schweren Leiden bis zur Zeit der französischen Revolution behauptet haben. Diese Verhältnisse machten es dem Herzog Philipp von Burgund, der doch den König von Frankreich zu einem harten Frieden nöthigte und mit England einen siegreichen Krieg führte, unmöglich, in seinen eigenen Provinzen eine monarchische oder militärische Ordnung einzuführen, welche ihn in den Stand gesetzt hätte, ein festes System zu befolgen. Er erklärte einmal dem Kanzler Ludwig's XI., als derselbe sich gegen ihn etwas trotzig benahm, sein Herr möge bedenken, daß er hätte König sein können, dies aber nicht gewollt habe; dagegen konnte er mit Gent und Brügge kaum fertig werden. Diese Städte, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörten und schon mit ihren alten Grafen, sowie mit den Königen von Frankreich manchen blutigen Kampf gehabt hatten, waren nach und nach beinahe ganz unabhängig geworden und Philipp lag fast beständig mit einer derselben in Streit. Im Jahre 1437 kam er sogar in Gefahr, mit seinem Gefolge von den Brügger Bürgern und ihren Arbeitern erschlagen zu werden. Er war nämlich im vorhergehenden Jahre, bald nachdem er sich durch den Frieden von Arras der französischen Oberhoheit entledigt hatte, nach Flandern zurückgekehrt, wo die Bürger von Brügge und Gent die Bewohner von Sluis und anderen Orten drückten und überdies die Genter die ihnen aufgedrungenen Herren von Adel nicht nur aus ihrer Stadt gejagt, sondern sogar einen Preis auf den Kopf mehrerer von ihnen gesetzt hatten. Philipp machte damals sein Ansehen gegen beide Städte geltend; er setzte sogar seine Kriegs-Amtleute in Flandern ein, ordnete einen Roewart von Flandern an, ernannte Johann von Comines zum Gou-

verneur von Gent und gab außerdem den Städten Oudenarde und Kortryk ritterschaftliche Statthalter. Auch die Bürger von Brügge demüthigten sich, nachdem sie den Herzog mit seiner bewaffneten Ritterschaft lange nicht in die herzogliche Burg ihrer Stadt hatten einlassen wollen, am 17. October 1436 durch Absendung ihrer Bürgermeister, Schöffen, Rathsherren und Dekens (Dechanten der Gilden). Schon im nächsten Monat aber rief das Verfahren der Brügger gegen die Stadt Sluis und gegen mehrere adelige Herren einen neuen Streit über die Gerichtsbarkeit hervor, welche Brügge anderen Städten gegenüber sich angemaaßt hatte. Philipp zog deshalb im December mit 700 Bogenschützen gegen Brügge, nahm die Städte Sluis, Oudenarde und Nieuwport unmittelbar unter seine Regierung und brachte es dahin, daß sich um Weihnachten die Brügger wieder in seinen Willen fügten. Doch auch diesmal dauerte das wieder hergestellte Verhältniß der Stadt zu ihrem Herrn nicht lange; denn schon im Januar 1437 übten beide Theile wieder offene Feindseligkeiten gegen einander. Der Streit währte die folgenden Monate hindurch fort und sowohl in Gent als in Brügge ward jeder geächtet und verfolgt, der von einer Aussöhnung mit dem Landesherrn auch nur zu reden wagte. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß die Demokraten sehr besorgt wurden, als Philipp am 21. Mai mit einem beträchtlichen Heere, darunter viele wallonische Bogenschützen, nach Rousselaere kam und am 22. in Brügge einziehen wollte. Man öffnete ihm zwar nach einigem Widerstreben die Thore der Stadt, schloß aber, sobald er mit einigen hundert Mann eingerückt war, dieselben wieder zu und trennte so den Herzog von dem übrigen Theile seiner Kriegsschaar. Philipp zog, ohne dies zu merken, bis auf den Freitagsmarkt, wo dann sogleich ein Tumult gegen ihn entstand. Das Volk ermordete nämlich zwei angesehene Bürger, welche ihn huldigend begrüßten, und als hierauf des Herzogs Bogenschützen zu schießen begannen, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Philipp gerieth dadurch in große Gefahr, weil er nicht in der Stadt bleiben und doch weder zu seinen Leuten vor den Thoren gelangen, noch auch diese an sich ziehen konnte. Er kam zwar glücklich bis an das Thor, dieses war aber zugeschlossen und verrammelt und Philipp wäre umgebracht worden, wenn nicht ein Brügger Bürger, Jakob von Hardoyen, welcher an der Spitze einer Deputation vor ihm erschienen und dann mit ihm zurückgezogen war, durch einen herbeigerufenen Schmidt das Thor hätte einschlagen lassen. Der Schmidt wurde am folgenden Tage zur Strafe dafür, daß er den Herzog gerettet hatte, von seinen Mitbürgern enthauptet und geviertheilt. Diese ließen auch 22 von

Philipp's Begleitern, welche sie nebst 148 anderen gefangen genommen hatten, in der Stadt enthaupten.

Nun entstand ein förmlicher Krieg der mächtigen Stadt mit ihrem Oberherrn. Dieser schnitt die Bürger von der Verbindung mit der See gänzlich ab, besetzte die Ortschaften der Umgegend, plünderte und verheerte Alles rings umher und verfolgte alle Personen, welche Brügge begünstigten. Zwar baten ihn die Städte Gent, Kortryk (Courtray) und Ypern, sowie die zahlreichen Handelsleute aus der Fremde, deren Schicksal an das einer Stadt geknüpft war, welche damals dieselbe Wichtigkeit hatte, wie später Amsterdam und London, dringend um Beilegung der Streitsache mit Brügge; er nahm aber auf alle Bitten und Vorstellungen keine Rücksicht. Selbst der Umstand, daß er durch den Krieg mit England öfters abberufen ward, hatte keinen Einfluß auf die von ihm gegen Brügge beschlossenen Maaßregeln; er überließ die Sache während seiner Abwesenheit den in Flandern stehenden Truppen und seiner Gemahlin und kehrte, so oft er konnte, selbst wieder nach Flandern zurück. Indessen konnte er doch lange nichts gegen die Stadt ausrichten, und selbst als endlich die Zünfte und Waffengenossenschaften von Gent wegen der in den Gewerken und im Wollehandel mit England eingetretenen Stockung auszogen, um sich mit ihm zu vereinigen, ließen sich die Bürger von Brügge nicht zur Unterwerfung bewegen. Diese fuhren fort, Sluis zu befehden, welches auch von den Gentern feindlich behandelt ward, weil es denselben die Zufuhr zur See wehrte. Im Januar 1438 sahen endlich die Bürger von Brügge ein, daß ein längerer Widerstand ihnen verderblich werden müsse. Sie schickten daher 14 Abgeordnete an den Herzog, welcher in Arras Hof hielt und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Schon im Februar machte der Herzog den Deputirten die Bedingungen bekannt, unter welchen er Verzeihung gewähren wolle; erst im April aber überbrachten die Deputirten seinen Beschluß den Brüggern. Die von Philipp gewährten Bedingungen betrafen hauptsächlich die künftige Stellung der Frankonaten (Freigebornen) oder derjenigen Einwohner von Flandern, welche weder zu den Bürgern noch zum Adel gehörten, sondern das sogenannte freie Land bewohnten. Diese Frankonaten, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildeten und zu denen auch die aus Brügge Verbannten gehörten, hatten seit Johann dem Unerschrockenen große Privilegien erkauft, waren aber durch die Bürgerschaften stets gehindert worden, von denselben Gebrauch zu machen. Sie sollten fortan neben den drei Ständen als vierter Stand (veerde Led) gelten und erhielten also gleiche Rechte mit den Bürgern. Ferner mußte der gesammte Magistrat dem Herzog eine Stunde weit barfuß ent-

gegengehen und ihn fußfällig um Gnade bitten. Außerdem schrieb Philipp der Stadt Brügge vor, daß sie auf die Herrschaft über Sluis ganz verzichten, 20,000 „goldene Reiter" (Dukaten) zahlen und jeder Protestation gegen die Ausschließung von 44 ihrer Bürger aus der Amnestie entsagen müsse. Diese 44 hatte Philipp schon früher, als die Brügger das erste Mal um Frieden baten, von der zu gewährenden Amnestie ausgenommen und ihre Mitbürger mußten jetzt wirklich zugeben, daß dieselben für vogelfrei und friedelos erklärt und ihres Vermögens beraubt wurden. Auch später waren die Brügger wie die Genter wiederholt in offener Fehde mit ihrem Herzoge, besonders weil er bei dem Pomp seiner Hofhaltung und dem königlichen Luxus seines ganzen Lebens oft versuchte, von den reichen Städten auf die eine oder andere Weise Geld zu erheben. Im Jahre 1453 lieferten ihm die Genter eine große Schlacht bei Gaveren, in welcher sie 20,000 Mann verloren haben sollen; jedenfalls bezeugt diese Angabe, daß Gent in jener Zeit eine der volkreichsten Städte war. Fünf Jahre später wurde er in derselben bei einem feierlichen Einzug mit verschwenderischer Pracht empfangen. Alle diese Streitigkeiten gehören jedoch mehr der Specialgeschichte der Niederlande, als der zusammenhängenden Geschichte der größeren europäischen Staaten an, welche wir vorzugsweise ins Auge fassen. Uebrigens war unter Philipp dem Guten der Zustand der belgischen Provinzen nach der Schilderung Philipp's von Comines, eines Zeitgenossen und geborenen Belgiers, über alle Vorstellung glücklich. Comines berichtet nämlich, der Herzog Philipp habe wenig Steuern erhoben (le quel peu tailloit), und die Reichthümer aller Länder seien nach Flandern, Brabant und Artois geströmt (ils estoient comblez de richesses et en grand repos, ce quil's ne furent oncques puis). Daß die belgischen Städte in Handel und Industrie sogar mit Florenz wetteiferten, haben wir bereits an einer anderen Stelle (Bd. VI, S. 271) bemerkt.

Für die allgemeine Geschichte ist in Betreff Philipp's des Guten nichts so wichtig, als sein Verhältniß zu Frankreich und zu dem Dauphin Ludwig XI., welcher nachher als König der größte Feind Burgunds war. Philipp verband sich mit dem Sohne Karl's VII. innig und wähnte fälschlich, ihn durch Bande der Dankbarkeit an sein Haus zu knüpfen. Auch seinen eigenen Sohn, den Grafen von Charolais und nachherigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, suchte er durch Heirath mit dem französischen Königshause zu verbinden. Er verlobte ihn zu diesem Zwecke schon beim Frieden von Arras mit Karl's VII. Tochter, Katharina, obgleich Beide noch Kinder waren, und die Prinzessin ward in ihrem zehnten Jahre nach Burgund gebracht, um daselbst erzogen zu werden; das Schicksal vereitelte aber

Philipp's Absichten, da Katharina früher starb. Nach ihrem Tode wollte Karl der Kühne, welcher schon damals voll von Chimären der künftigen Größe seines Reiches war, sich dadurch eine Aussicht auf den englischen Thron verschaffen, daß er eine Tochter des Herzogs von York heirathete, obgleich dieser damals doch zwei Söhne hatte; Philipp gab aber seine Einwilligung nicht dazu, sondern vermählte Karl mit Isabella von Bourbon, um ihn bei Frankreich zu erhalten. Mit dem Dauphin Ludwig blieb Philipp fortwährend in einem nahen Verhältnisse und dieser warf sich ihm endlich bei einem Zwiste mit Karl VII. ganz in die Arme. Ludwig war nach der vereitelten Verschwörung gegen seinen Vater vom Hofe und von den Geschäften entfernt gehalten und auf die Dauphiné beschränkt worden, welche er als unabhängiges Fürstenthum verwaltete. In diesem Lande zeigte er dasselbe Streben, sich der Aristokratie furchtbar und bei dem unterdrückten Volke beliebt zu machen, welches nachher seine entsetzlich grausame Regierung für die französische Nation so wohlthätig gemacht hat. Es gelang ihm, in der Dauphiné, wo das Faustrecht fast noch ärger als in Deutschland geübt wurde, den Privatkriegen der Ritterschaft ein Ende zu machen, Handel und Verkehr zu fördern und das Münzwesen besser zu ordnen. Bald nach seiner Verweisung in die Dauphiné gerieth Ludwig durch eine Heirathsverbindung, welche er anknüpfte, aufs neue mit seinem Vater in Zwist. Er verlobte sich nämlich mit der savoyischen Prinzessin Charlotte, welche noch halb ein Kind war. Wahrscheinlich bestimmten ihn finanzielle Rücksichten zu dieser Verbindung; denn er befand sich oft in Geldverlegenheit. Er war in erster Ehe mit der sehr geistreichen, aber, wie es scheint, etwas leichtfertigen Prinzessin Margaretha von Schottland vermählt gewesen, welche nur 12,000 Dukaten (écus d'or) zur Mitgabe erhalten hatte; der Herzog von Savoyen dagegen gab 260,000 Dukaten. Der König ward durch die Verlobung seines Sohnes sehr erzürnt, weil Ludwig, der sich in der Dauphiné als unabhängiger Herrscher betrug, dadurch in dem Herzoge von Savoyen einen Verbündeten erhielt. Er schickte Gesandte nach Savoyen, um gegen die Verlobung zu protestiren, da er seine Einwilligung dazu nicht ertheilt habe; der Herzog berief sich aber darauf, daß ihm durch den Legaten des Papstes die Versicherung gegeben worden sei, der Dauphin habe die Zustimmung seines Vaters vorher eingeholt, und die Vermählung wurde später wirklich vollzogen.

Der Zwist zwischen dem Könige und dem Dauphin ward mit jedem Jahre bitterer, da der Letztere in der Dauphiné wie ein souveräner Fürst regierte. Er verwandelte das Obergericht dieser Provinz in ein Parlament, änderte die alten Einrichtungen, ließ Münzen

Bastard von Orleans die Stadt angriff, erregten die Bürger in derselben einen Aufstand, der die Engländer auf die Bastille beschränkte; von hier erhielten sie freien Abzug und ganz Paris ward von den Truppen des französischen Königs besetzt (17. April 1436).

Nach der Eroberung von Paris wurde der Krieg Jahre lang von beiden Theilen mit Schlaffheit geführt. Zwar erwarb sich der tapfere Talbot auf Seiten der Engländer, sowie der Bastard von Orleans, la Hire und andere Männer auf Seiten der Franzosen in Rittergefechten und Belagerungen großen Ruhm; aber Entscheidendes wurde nicht vollbracht. Dagegen hatten die unglücklichen Bewohner der Provinz Gueynne und der Gegenden an der Seine, Somme und Loire durch den Krieg unsäglich zu leiden. Oberanführer der Engländer war zuerst der Herzog von York, nachher (seit 1437) der alte Beauchamp, Graf von Warwick, und, als dieser schon 1439 gestorben war, wieder der Herzog von York. Die Unternehmungen beider Männer beschränkten sich auf Streifzüge und auf die Vertheidigung oder Belagerung einzelner Plätze. Nach der im Jahre 1441 Statt gefundenen Eroberung von Pontoise, der wichtigsten Unternehmung, welche für König Karl damals gemacht wurde, dachte man auf beiden Seiten an Frieden; die Unterhandlungen über denselben führten aber um so weniger zum Ziel, als seit 1440 zugleich die Franzosen und die Engländer auf verschiedene Weise die Folgen des anarchischen Treibens ihrer Barone und ihrer Ritterschaft, sowie des Mangels einer regelmäßigen Militärgewalt, durch welche die Regierung die Ordnung hätte erhalten und die Polizei handhaben können, zu erdulden hatten. Ganz Frankreich war mit Kriegsleuten aus allen Gegenden angefüllt; denn das Kriegshandwerk war damals das einträglichste aller Gewerbe, weil die Soldaten nicht allein sehr gut bezahlt wurden, sondern auch noch dazu sich durch Beute und Raub bereichern durften. Unter den vielen Kriegerschaaren, welche damals Frankreich mißhandelten, zeichneten sich am meisten zwei Banden aus, die sich nicht schämten, durch selbstgewählte Namen ihre Grausamkeit zu bezeichnen. Dies waren die sogenannten écorcheurs und rotondeurs. Sie erfüllten das ganze Reich, besonders aber die Niederlande, die Champagne, Poitou und Guyenne, in welchen Provinzen der Krieg am ärgsten wüthete, mit dem Schrecken ihres Namens; auch Ritter, welche, wie Boussac, Chabannes und la Hire, von den Franzosen als Helden und als Retter des Vaterlandes gepriesen werden, hielten es nicht unter ihrer Ehre, an der Spitze dieser Horden zu fechten. Sie entschuldigten ihre Gräuelthaten damit, daß es den Engländern und den diesen unterworfenen Gegenden gelte. Hungersnoth und Pest wütheten in beiden Ländern;

endlich begann es an Menschen wie an Geld zu fehlen, der Papst sowohl als das ihm feindliche Concil von Basel mahnten zum Frieden.

Während so der Krieg mit England und der Mangel eines besoldeten Heeres die Bewohner von Frankreich den Mißhandlungen roher Kriegerbanden blosstellte, wurde das Reich zugleich dadurch der Auflösung nahe gebracht, daß König Karl sich fortwährend von Lieblingen und Weibern leiten ließ und daß die Prinzen und Großen sich, wie in Deutschland, ganz unabhängig zu machen suchten. Zwar wurden auf einer Reichsversammlung in Orleans (1439) vortreffliche Beschlüsse über eine Reform des Kriegswesens, des Staatshaushaltes und der Besteuerung gefaßt; es sollten die zur Vertreibung des Feindes nothwendigen Ausgaben durch eine Grund- und Kopfsteuer (die Taille) beigebracht und bei den Truppen strenge Mannszucht eingeführt werden. Schon der wohl durchdachte Plan gibt Zeugniß von der Hebung der Königsmacht wie der staatlichen Einheit; vielleicht gerade darum war er den Großen keineswegs willkommen. Es entstand im Jahre 1440 eine förmliche Empörung gegen den König, welche man ebenso die Praguerie zu nennen pflegt, wie man den demokratischen Aufstand im vorhergehenden Jahrhundert die Jacquerie genannt hat (Bd. VI, S. 506). Der Name wird gewöhnlich daher geleitet, daß man diesen inneren Krieg mit den Gräueln der Hussiten habe zusammenstellen wollen. Den unmittelbaren Anlaß zur Empörung der Großen gab die Art, wie Karl's VII. Schwager, der Graf Karl von Maine, nach dem Sturze des früheren Günstlinges la Tremouille sich benahm. Karl von Maine hatte sich des schwachen Königs ganz bemächtigt und kränkte durch sein Benehmen die übrigen Prinzen und Großen, besonders den Herzog von Bourbon, so sehr, daß diese eine förmliche Verschwörung gegen ihn und den König machten. Nach dem Berichte der Chroniken hätte der frühere Günstling des Königs, la Tremouille, erbittert über seine Entfernung vom Hofe, den Neid der Herzoge von Bourbon und von Alençon gegen Karl von Maine geweckt und sie zur Empörung getrieben. An dieser Verbindung der Großen nahmen, außer la Tremouille und den genannten beiden Herzogen, nicht nur der Graf von Vendome, der Graf Dunois oder der sogenannte Bastard von Orleans, die Herren von Prie und Chaumont, der Seneschall von Poitou, la Roche, sowie die Herren von Chabannes und Boucicault Theil; auch der Dauphin oder der nachherige König Ludwig XI., welcher über den Einfluß der Agnes Sorel erbittert war und mit seinem Vater stets im Streite lag, gesellte sich zu jenen Herren und ward an die Spitze der Verschwörung gestellt. Die Verschworenen sammelten sich in Niort um den Dauphin, beschlossen, den König zu entführen und unter die Vormundschaft

seines Sohnes zu bringen und erließen ein Manifest gegen ihn. Der König rief schnell den Connetable Richemont herbei; dieser folgte zur großen Freude desselben dem Rufe augenblicklich. Beide zogen dann rasch gegen die Verschworenen zu Feld und das drohende Wetter zerstreute sich hierauf sogleich. Karl bediente sich zur Unterdrückung der Verschwörung nicht blos der Waffengewalt, sondern seine Gegner wurden auch durch die Künste der Politik überwunden. Der Herzog von Bourbon, die Seele der Praguerie, hatte auf die Hülfe des Herzogs von Burgund gerechnet; dieser bot ihm aber nur seine Vermittelung an und der Herzog von Bourbon eilte, dieselbe anzunehmen. Auch der Dauphin suchte alsbald die Verzeihung seines Vaters zu erlangen, der Bastard von Orleans aber hatte sich schon vor diesen Beiden wieder beim König eingefunden. Karl verzieh allen Dreien; von la Tremouille dagegen, sowie von Chaumont und Prie wollte er nichts hören. In Betreff der Letzteren hatte er sogar einen heftigen Zank mit seinem Sohne. Dieser erklärte nämlich, er werde, wenn sein Vater jenen Herren nicht ebenfalls Verzeihung gewähre, seinem gegebenen Versprechen gemäß zu ihnen zurückkehren (il faut, que je m'en revoise); der König erwiderte ihm aber, er möge nur gehen, er habe sich schlecht genug gegen seinen Vater betragen (Lois, les portes sont ouvertes; et si elles ne vous sont assez grandes, je vous ferai abattre seize ou vingt toises de mur pour passer, où mieux vous semblera etc.). Der König gab nachher seinem Sohne die Statthalterschaft im Dauphiné nebst den Einkünften desselben zurück und verzieh auch den anderen Verbündeten. Die ganze Empörung war innerhalb eines halben Jahres gedämpft.

Jene neue Einrichtung des Kriegswesens, welche schon vor dem Ausbruche dieser Empörung entworfen worden war, gewährte nicht nur dem König Karl die Mittel zur Herstellung der Ordnung im Reiche und zur Begründung einer unabhängigen Macht der Krone, sondern Karl's Nachfolger wurden dadurch in den Stand gesetzt, die Macht der Großen ganz zu brechen und sogar der Stände entbehren zu können. Um nämlich dem Räuber- und Fehdewesen Schranken zu setzen, berief Karl den weltlichen Theil der Stände nach Orleans und legte mit Zustimmung derselben den ersten Grund zur Organisation einer disciplinirten stehenden Kriegsmacht. Ein besoldetes und also nicht mehr auf Raub und Plünderung angewiesenes Heer sollte eingerichtet werden; da aber dies feste, nicht blos auf kurze Zeit zugestandene Einnahmen voraussetzte, so mußte man erlauben, daß die dafür zu verwendenden Abgaben dauernd erhoben würden, statt daß früher die Steuern stets nur für bestimmte Zwecke und während einer von den Ständen festgesetzten Zeit entrichtet worden waren. Eine

solche Einrichtung mußte den Großen, sowie dem Ritterstande, welcher seither das Heer gebildet hatte, sehr nachtheilig werden; denn mit einem stehenden königlichen Heere konnte der König der Willkür der Großen und Edelleute innerhalb ihres eigenen Gebietes Schranken setzen. Freilich drohte damit zugleich auch ein Uebel über Frankreich zu kommen, welches in unserer Zeit alle Staaten zu Boden drückt und unerschwingliche Abgaben nöthig macht. Dies ahnte man jedoch damals nicht und das Volk entrichtete die neue Steuer gern, theils weil vor der Aufstellung einer königlichen Miliz niemand seines Eigenthums vor den Söldnern sicher gewesen war und während des Krieges die Bebauung des Bodens und jede Gewerbthätigkeit hatte unterbleiben müssen, theils aber auch weil seit der Erhebung jener bleibenden Steuer durch den König alle die Feudalabgaben, welche die Unterthanen den Standesherren für die Vertheidigung des Landes hatten entrichten müssen (taille personelle ou réelle, taille arbitraire ou à volonté, taille pour l'ost), ganz aufhörten. An das Letztere gewöhnten sich freilich die Herren nur langsam; denn selbst die scharfen Ordonnanzen, welche Karl's dritter Nachfolger, Ludwig XII., in dieser Hinsicht erließ, halfen dem Uebel nicht völlig ab. Hätten übrigens die 1439 in Orleans versammelten Stände geahnt, welche schlimmen Folgen die neue Einrichtung für sie selbst haben würde, sie würden nimmermehr ihre Zustimmung gewährt haben; es ward ihnen aber erst viel später einleuchtend. Man irrt daher auch wohl, wenn man behauptet, die einzige Veranlassung zu der genannten Praguerie sei die in Orleans beschlossene Maaßregel gewesen, weil der Adel in derselben eine Einrichtung gesehen habe, durch welche die Feudalmacht der Ritterschaft überflüssig gemacht und der Einfluß der Landherren vernichtet werden würde. Wenn man indessen bedenkt, daß Karl VII. kurz vorher (1438) auf der Reichsversammlung in Bourges die Rechte des Staates gegenüber der Kirche durch die pragmatische Sanction festgestellt hatte und daß er nun dem Kriegswesen einen sicheren Halt gab: so läßt sich nicht verkennen, wie beim Ausgang des Nationalkrieges die Monarchie in Frankreich sich im Sinne der Neuzeit zu entwickeln begann. In ihr verkörperte sich der Staatsgedanke und die bisher in ihrer Vereinzelung wehrlosen Glieder des Reiches gewöhnten sich daran, im König den Landeshort zu sehen. Uebrigens ward die neue Einrichtung erst im Jahre 1545 durch die Beschlüsse eines zu Chalons an der Marne abgehaltenen Kriegsrathes vollständig ausgeführt; wir wollen sie jedoch gleich hier ausführlich darstellen. Sie bestand darin, daß man ein zugleich aus Cavallerie und Infanterie zusammengesetztes stehendes Heer errichtete. Doch bildete eigentlich nur die erstere, welche 15 Compagnien stark war und den Namen

Gensdarmes führte, ein königliches und als besoldetes Militär stehend unterhaltenes Heer; die Infanterie dagegen oder, wie sie genannt wurde, die Franc-archers oder freien Schützen waren eine Art Nationalgarde, welche nicht von Ober- und Unterofficieren, die der König bestellte, commandirt wurde, sondern den einzelnen Gemeinden angehörte und deshalb bald in Mißachtung kam. Die Soldaten der letzteren Klasse waren uniformirt und mit Bogen bewaffnet. Sie wurden nur im Kriege besoldet, mußten aber stets zum Dienste bereit sein und waren deswegen von jeder Art Abgaben befreit, aus welchem Grunde sie auch den Namen franc-archers erhielten. Sie machten, weil sie vor den anderen Gliedern der Gemeinden gewisse Freiheiten voraus hatten, Anspruch auf Adel und waren die erste Infanterie der Franzosen, leisteten aber bald so wenig, daß Karl's VII. Nachfolger statt ihrer lieber Schweizer in Dienst nahm. Zu der stehenden Reiterei oder den Gensdarmes wurden nur die reicheren gedienten Leute des alten Heeres genommen und von ihnen durfte jeder statt der Schaaren, welche die Ritter sonst mit sich führten, nur eine bestimmte Zahl Diener mitbringen. Auch diese waren alle beritten und bestanden aus je einem Knappen (coutillier), zwei Bogenschützen (archers), einem Pagen und einem Reitknecht (gros valet). Die Gensdarmes (tous riches, mais ils portoient tous leurs harniers, et sans paniers) waren unter bestimmte Hauptleute vertheilt; diese mußten eine Liste ihrer Leute halten und erhielten nach derselben den Sold, welchen sie den Leuten auszubezahlen hatten. Es war ihnen bei schwerer Strafe untersagt, selbst Geld zu erheben, wie dies bisher geschehen war; auch durfte niemand außer dem König fernerhin für sich Soldaten werben. Für den Unterhalt der aus 7- bis 9000 Mann bestehenden Gensdarmes ward von den Ständen eine fortdauernd zu erhebende Steuer (taille perpetuelle) angewiesen. Die neue Einrichtung half, wiewohl freilich nicht unmittelbar, sondern nur nach und nach, den schreienden Mißbräuchen des bisher dem Herren- und Ritterstande überlassenen Militär-Wesens ab; sie wurde aber auch der Freiheit des Landes nachtheilig und zwar auf doppelte Weise. Erstens bedurfte der König von jetzt an der Stände weniger, da er jene bleibende Abgabe wohl auch ein wenig zu erhöhen wagte, und zweitens konnte er, was schon Ludwig XI. that, mit den auf diese Weise erhobenen Summen Schweizer in Dienst nehmen, welche für Geld zu Allem zu gebrauchen waren. Wie bald die Gensdarmes und Franc-archers, die doch nur der Stamm (cadre) einer Armee oder Polizei gegen die Miethstruppen hatten sein sollen, eine drückende Last für das Land wurden, sieht man daraus, daß viele Gemeinden, welche unter Karl VII. zu der ohne fernere Befragung der Stände zu er-

hebenden und zu erhöhenden Steuer nur 30 bis 40 Livres entrichteten, schon unter Karl's nächstem Nachfolger, Ludwig XI., 1000 zu zahlen hatten. Auch lesen wir bei Comines die bittere Klage, daß Ludwig XI. für seine Kriegsmacht (sans l'artillerie et autres choses semblables) 4,700,000 Livres erhebe, während doch sein Vater für die seinige nie mehr als 1,800,000 erhoben habe. Immerhin überwogen die Vortheile bei Weitem; ein Theil des unruhigen Adels nahm bald im Officierstand eine geordnete Stellung ein, der Bürger und Bauer aber sah in den königlichen Truppen, neben welchen künftig keine Compagnien mehr hausen durften, nicht mehr seine Quäler, sondern seine Beschützer.

Ehe diese Reform des Kriegswesens ausgeführt war, bemühte man sich mehrere Jahre lang (von 1439 bis 1443), einen Frieden zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Für die Herstellung desselben war besonders der bis zum Jahre 1440 in England gefangen gehaltene Herzog von Orleans thätig. Dieser hatte schon im Jahre 1437 sich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem Herzoge der Bretagne zu verschaffen gesucht, um durch den Letzteren den Herzog von Burgund zu gewinnen; erst 1439 aber wurde endlich durchgesetzt, daß in der Nähe von Calais und Gravelines ein Friedens-Congreß gehalten werden sollte und auch dem Herzoge von Orleans ward gestattet, nach Calais zu gehen, um das Friedenswerk zu fördern. Die Vermittelung übernahm die Herzogin von Burgund, eine Tochter der mit dem König Johann I. von Portugal vermählten Schwester Heinrich's IV. von England, Philippa. Als Bevollmächtigte des englischen Königs erschienen der Kardinal von Winchester, der Erzbischof von York, der Herzog von Norfolk, die Grafen von Buckingham, Strafford und Northampton und die Bischöfe von Nortwyk, Lisieux und St. David; Frankreich dagegen war durch die Erzbischöfe von Rheims und von Narbonne, den Bischof von Chalons, den Grafen von Vendome, den Bastard von Orleans, die Herren von Dampierre und von Crevecoeur und den Kanzler von Burgund vertreten. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, weil einerseits die englischen Gesandten Dinge verlangten, welche ihnen unmöglich zugestanden werden konnten, und weil andererseits die französischen ihnen nicht offen entgegen kamen. Auch ein zweiter Congreß, welcher im folgenden Jahre (1440) gehalten wurde, hatte kein Resultat. Wenn es übrigens der Herzogin von Burgund auch nicht gelang, die Könige von England und von Frankreich mit einander auszusöhnen, so machte sie doch dem verderblichen Zwiste der Häuser Orleans und Burgund ein Ende. Sie bewog nämlich ihren Gemahl zu dem Versprechen, sich mit dem gefangenen Herzog zu versöhnen

und sogar die Auslösung desselben bewirken zu helfen, wogegen dieser seine Nichte, die Tochter des Herzogs von Cleve, heirathen und einen Bund mit ihm gegen jedermann außer dem Könige von Frankreich und dessen Sohne, dem Dauphin, eingehen sollte. Die Versöhnung wurde auch wirklich zu Stande gebracht und Philipp von Burgund verbürgte sich nach Monstrelet's Versicherung bei dieser Gelegenheit mit Siegel und Unterschrift für die Zahlung der 120,000 Dukaten (écus d'or), welche der Herzog von Orleans für seine Freilassung aus der Gefangenschaft zahlen sollte. Diese Bürgschaftsleistung findet sich freilich nicht unter den Urkunden der englischen Geschichte, nach welchen nur der Dauphin, die Herzoge von der Bretagne und von Alençon, die Grafen von Vendome, la Marche und Harcourt, die Bischöfe von Rheims und Narbonne, sowie die Herren von Mailly und Loheac sich verbindlich gemacht hätten, einen Beitrag zur Auslösungssumme zu geben; allein da Philipp's Großmuth allgemein gepriesen wird, so könnte es doch wohl der Fall gewesen sein, daß er die eine Hälfte der Summe gezahlt hätte, während die andere von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Gefangenen zusammengebracht wurde. Dies wird auch durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß Philipp von Burgund zu den Männern gehörte, welche wegen der Auslösung des Herzogs von Orleans dem König Karl verdächtig wurden. Karl scheint nämlich über die Aufopferung, welche sein Sohn und die anderen Herren für den Herzog von Orleans bewiesen hatten, betroffen gewesen zu sein und eine neue aristokratische Verbindung gegen die königliche Macht geargwohnt zu haben. Als nun der Herzog von Orleans nach einer Zusammenkunft, die er mit Philipp von Burgund und den anderen Herren gehabt hatte, sich mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem auch burgundische Schaaren waren, an den Hof begeben wollte, verbat sich der König seinen Besuch oder wollte ihn doch nur unter der Bedingung gestatten, daß sich keine Burgunder im Gefolge des Prinzen befänden.

Karl VII. sah in der Harmonie seiner Verwandten und Reichsfürsten eine Feindseligkeit gegen die Monarchie, sowie den Versuch, die Bildung königlicher Truppen zu verhindern und in Frankreich deutsche Fürsten- und Adelsgewalt mit allen ihren verderblichen Folgen einzuführen. Er hatte ganz Recht, die Sache so anzusehen, und sie mußte ihm um so gefährlicher scheinen, als jetzt auch die Herzoge von Burgund und Orleans, von denen der Erstere königlichen Reichthum und königliche Macht besaß, sich an den Bund der Großen des Reiches angeschlossen hatten. Auch der Dauphin Ludwig, der sich damals an den Plänen der Verbündeten betheiligte, erkannte dies später und richtete, als er König geworden war, seine ganze Kraft

und Thätigkeit auf die Unterdrückung der großen Herren. Die Großen, welche zu des Herzogs von Orleans Loskaufung beigetragen hatten und denen sich auch der Herzog von Bretagne zugesellte, hatten es mit ihrer Verbindung offenbar auf eine neue Praguerie abgesehen. Sie baten 1442 den König um die Erlaubniß, sich in Nevers zu versammeln, indem sie den Schein annahmen, als wenn sie mit einander über Reichsangelegenheiten berathschlagen wollten. Karl verwies zwar die sämmtlichen Herren mit ihren Beschwerden an eine künftige Ständeversammlung, hielt aber doch für klug, die gewünschte Versammlung zu gestatten. Diese wurde wirklich gehalten und die Verbündeten setzten in derselben folgende Forderungen auf, welche sie dem Könige überreichten: Es solle Frieden mit England geschlossen werden; der König solle alle die Fehler, die sich in die Verwaltung eingeschlichen hätten, verbessern, besonders aber die Rechtspflege neu einrichten, die Processe abkürzen und die Richter besser wählen lassen, sowie die Zahl der Staatsräthe vermehren; ferner müßten die Räubereien der Hauptleute und Soldaten, wenn sie sich auch nicht ganz beseitigen ließen, doch wenigstens beschränkt werden; auch sollten die zum Unterhalt der Kriegsmacht angewiesenen Gelder fest bestimmt und geordnet werden, damit man den Sold regelmäßig bezahlen könne; außerdem müßten die regelmäßigen Steuern (tailles) und andere Abgaben vermindert werden, um die das Volk drückende Last zu erleichtern, und endlich sollten zu Mitgliedern des königlichen Rathes nur Prinzen von Geblüt, sowie für alle Stellen und Aemter nur Personen von Stande (naissance) ernannt werden. Man sieht, daß die Verbündeten das Volk auf ihre Seite zu ziehen suchten und sich deswegen das Ansehen gaben, als wenn sie dasselbe gegen den König in Schutz nehmen wollten, während sie sich doch sonst um des Volkes Wohl nicht im Geringsten kümmerten. Der letzte Theil ihrer Forderungen zeigt aber klar und deutlich, worin ihre eigentliche Absicht bestand. Der König vereitelte dieselbe dadurch, daß er den Herzog von Orleans zu sich herüberzog, indem er ihm begreiflich machen ließ, wie er (der König) ihm weit mehr Vortheile verschaffen könne und wolle, als jemals von den Prinzen und vom Volke für ihn zu erwarten wären. Er hatte nämlich dem Grafen von Vendome, einem Prinzen von Geblüt, welcher auf sein Geheiß der Versammlung zu Nevers beiwohnte, den Auftrag gegeben, insgeheim dem Herzoge von Orleans, welcher früher am Hofe sehr kalt empfangen worden war, nicht nur im Namen des Königs eine sehr günstige Aufnahme zu versprechen, sondern ihm überdies auch den Rang und das Ansehen des ersten Prinzen von Geblüt, sowie ein Jahrgeld von 10,000 Livres und eine außerordentliche Erhebung von 160,000 Livres zur Ab-

tragung der für sein Lösegeld schuldigen Summen zuzusichern. Der Herzog nahm dies Alles sehr gern an, trennte sich von den Verbündeten, kam um Pfingsten nach Limoges zum Könige, welcher sein Versprechen treu erfüllte, und bewog auch den Herzog von Burgund zum Austritt aus dem Bunde. Dadurch war der ganze Plan der Prinzen und Herren vereitelt; diese fügten sich, sobald sie von jenen Beiden verlassen worden waren, in den Willen des Königs und vom Volke war nicht weiter die Rede.

Fast um dieselbe Zeit, als König Karl sein Ansehen innerhalb der den Engländern entrissenen Landschaften zwischen Seine, Somme und Garonne neu begründete, wurde auch der Souveränetät der Grafen von Armagnac ein Ende gemacht. Dies geschah bei Gelegenheit eines Erbschaftsstreites über die Grafschaft Cominges. Der Stamm der Grafen von Cominges, deren Land freies Eigenthum war und also auch auf die Tochter überging, starb unter Karl's VI. Regierung mit der Gräfin Margaretha aus. Diese sehr unverträgliche und sinnliche Frau war dreimal vermählt gewesen. Ihr erster Gemahl war Graf Johann III. von Armagnac, der Bruder des 1418 in Paris ermordeten Connetable. Nach dem Tode desselben hatte sie Johann von Armagnac, einen Sohn des Grafen von Fezenzac, geheirathet; da derselbe aber ihrer Sinnlichkeit nicht genügte, so hatte sie sich von ihm getrennt und noch vor seinem Tode den Grafen von Foix zum Gemahle genommen. Dies rief zwischen den souveränen Grafen von Armagnac und von Foix einen Streit über das Erbe der Margaretha, die Grafschaft Cominges, hervor; Margaretha wollte aber, da sie auch mit dem Grafen von Foix zerfiel, ebenso wenig dem einen als dem anderen Theile ihr Erbe zukommen lassen und machte deshalb ein Testament, in welchem sie zunächst ihre einzige Tochter und nach deren Tode, welcher auch bald nachher erfolgte, den König von Frankreich zum Erben einsetzte. Sie ward dafür vom Grafen von Foix, der sich nicht, wie den Chroniken zufolge ihr zweiter Gemahl gethan hatte, ihretwegen zu Tode ärgerte, verhaftet, 25 Jahre lang in hartem Gefängniß gehalten und auf alle mögliche Art gequält. Sie ließ sich dessenungeachtet nicht zu einer Umänderung ihres letzten Willens bewegen und fand, als der König 1443 nach Languedoc kam, Mittel und Wege, ihm aus dem Gefängniß das Testament zukommen zu lassen. Der König übertrug hierauf die Entscheidung über die Ansprüche der Grafen von Armagnac und Foix an die Grafschaft Cominges und über die Rechte, welche er selbst durch das Testament erlangt habe, dem Parlament von Toulouse. Dieses sprach sich zu Gunsten des Testamentes aus und verbot bei der Gelegenheit zugleich dem Grafen von Armagnac, sich ferner den Titel eines souveränen

Herrn (par la grace de Dieu comte d'Armagnac) beizulegen. Der Letztere fügte sich anfangs, weil er nicht anders konnte, in den Spruch des Parlaments und überließ dem Könige die Grafschaft Comminges; sobald aber der König sich wieder entfernt hatte, suchte der Graf das Verlorene gewaltsam wieder zu erobern. Er vertraute bei diesem ungleichen Kampfe auf Verwandte, Freunde und Bundesgenossen. Er ward nämlich nicht nur von dem König Karl III. von Navarra, mit dessen Tochter er vermählt war, sowie von seinem natürlichen Sohne, Jean Dandie, Herrn von Lascün, welcher für ein Wunder der Tapferkeit galt, und von den Grafen de la Marche, d'Albret und Foix unterstützt, sondern er ließ auch die Beherrscher von Aragonien und England durch Gesandte um Hülfe bitten. In der That brachte er ein so starkes Heer zusammen, daß er noch im Herbst 1443 die ganze Grafschaft Comminges besetzen konnte. Seine Freude war jedoch von sehr kurzer Dauer. Schon im Frühjahre 1444 zog der Dauphin Ludwig mit den Truppen, an deren Spitze er in der Normandie die Engländer bekämpft hatte, nach Languedoc und eroberte nicht allein Comminges wieder, sondern entriß dem Grafen auch die Länder Rouergue und Armagnac, die ihm eigenthümlich gehörten, und nahm ihn selbst gefangen. Erst zwei Jahre nachher erhielt der Graf in Folge der dringenden Vorstellungen der Könige von Castilien und Aragonien, sowie der Grafen von Foix, d'Albret und la Marche die Freiheit und den Besitz der Länder Armagnac und Rouergue wieder; er durfte sich aber fortan nicht mehr Graf von Gottes Gnaden nennen.

Auf diese Weise wurde also um dieselbe Zeit, als in England die Jugend und Charakterschwäche Heinrich's VI. und der Zwist unter den Großen die größte Verwirrung hervorriefen, in Frankreich die Monarchie neu befestigt und der Anarchie eine Schranke gesetzt. Freilich dauerten die Kabalen am französischen Hofe ebenso fort, wie am englischen; allein Karl VII. war, trotz seiner Abhängigkeit von Günstlingen und Weibern, trotz seines grenzenlosen Leichtsinnes und seiner beständigen Ausschweifungen, nicht blödsinnig wie Heinrich VI., er war außerdem neben seiner Gutmüthigkeit schlau und wurde vom Glücke begünstigt. Dieses war ihm besonders in der letzten Zeit seiner Regierung sehr hold. Uebrigens haben die dankbaren Franzosen alles, was sich unter ihm Glückliches ereignete, seiner Weisheit zugeschrieben und ihn in dieser Hinsicht übermäßig gepriesen, weil er seinem Leben und Charakter nach durchaus Franzose war und dadurch, daß er einen Grafen Richemont und einen Grafen Dunois an die Spitze des Heeres stellte, ihre Nationalität und Freiheit rettete. Unter die glücklichen Ereignisse seiner Regierung rechnen wir besonders, daß er während des 1444 zu Tours geschlossenen Waffenstillstandes mit

England Gelegenheit erhielt, einen großen Theil des Verderbens, welches der Krieg seinem Reiche gebracht hatte, in die Nachbarländer hinüberzuleiten. 50- bis 60,000 abenteuernde und raubende Krieger, welche man noch immer bald als Armagnac's, bald als Ecorcheurs*) bezeichnete, hatten während des Krieges Frankreich verwüstet; sie behandelten Freund und Feind auf gleiche Weise und würden in den fünf Jahren des Waffenstillstandes doppelt gefährlich geworden sein, wenn nicht das Glück ein Mittel dargeboten hätte, sich ihrer zu entledigen. Dieses Mittel bestand in dem Hülfegesuch, welches Kaiser Friedrich III. in seinem Kriege mit den Schweizern an Karl VII. richtete. Der Letztere ging mit Freuden auf die Bitte des Kaisers ein und schickte jene Horden raubender Miethlinge in das Elsaß, nach Schwaben und in die Schweiz; andere wurden nach Lothringen geführt und blieben dort, bis beim Ablauf des Waffenstillstandes mit England der französische König ihrer aufs neue bedurfte. Ebendieselben vom Raube lebenden Kriegsschaaren erleichterten durch das Elend, welches sie über Frankreich gebracht hatten, dem Könige die vorher erwähnte Errichtung einer besoldeten und disciplinirten Kriegsmacht und machten die zu diesem Zweck eingeführte beständige Steuer dem Volke annehmlich. Mit Hülfe des neu geschaffenen königlichen Heeres aber stellte Karl die Ordnung im ganzen Reiche wieder her und machte aller Unordnung ein Ende. Er ward auf diese Weise nach und nach Herr im Lande, so daß man sogar in Languedoc, wo kurz vorher noch d'Albret, Foix und Armagnac als Souveräne gewaltet hatten, seine Gerechtigkeitspflege anrief und daß die Bürger der Städte fortan unmittelbar unter dem Könige zu stehen verlangten. (Diese sagten: qu'ils étoient sujets au roi sans moyen; que, comme les sujets ne pouvoient rien faire contre le gré de leur seigneur, aussi ne devoit le seigneur faire chose à leur préjudice, ni les mettre hors ses mains sans leur consentement et celui du roi.) Endlich hatte Karl VII. auch das Glück, daß er durch den Tod Johann's VI. von der Bretagne (1442) einen neuen Bundesgenossen gegen England gewann. Während nämlich dieser Herzog sich als Vasallen des englischen Königs und sein Herzogthum als zur Normandie gehörend betrachtet hatte, schloß sich sein Sohn, Franz I., wieder ganz an Frankreich an, huldigte dem französischen Könige und kündigte die bestehenden Verträge mit England förmlich auf.

Im Juni des Jahres 1449 sollte der mehrfach verlängerte Waffenstillstand zu Ende gehen. Die Feindseligkeiten waren aber

---

*) Die Bezeichnung „Schinder" kommt auch in deutschen, z. B. in Frankfurter Urkunden vor.

schon im vorhergehenden Jahre wieder begonnen worden. Ein aragonischer Heerführer in englischem Dienst hatte der Versuchung nicht widerstanden, eine Burg an der Grenze der Bretagne zu überfallen, daher sich der Herzog dieses Landes noch enger an Karl VII. anschloß. Zudem wollte der Herzog von York, welcher damals englischer Statthalter in der Normandie war, die von Suffolk bewilligte Abtretung von Anjou und Maine nicht zugeben und hatte namentlich die Stadt le Mans nicht geräumt. Die Franzosen hatten deshalb le Mans zu belagern begonnen und die englische Regierung hatte hierauf, statt einen kräftigen Widerstand anzuordnen, die Stadt durch Commissäre übergeben lassen. Durch diesen Beweis von Schwäche ermuthigt, übten die Franzosen auch im folgenden Jahre, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, als Bundesgenossen des Herzogs Franz von Bretagne, Feindseligkeiten. Sie erfreuten sich beim Wiederausbruch des Krieges des doppelten Vortheiles, daß die Schotten im December 1448 die früheren Bundesverträge mit ihnen erneuert hatten und daß von der Königin Margaretha und ihrem Günstling Suffolk, welche die Regierung in England führten, nichts geschehen war, um die englisch-französischen Besitzungen in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Vergebens hatte der Herzog von Somerset, welcher zugleich mit dem tapferen Talbot in der Normandie commandirte, den Herzog von Suffolk und die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß alle dortigen Burgen verfallen wären und das englische Heer zu schwach sei, um den von zwei Seiten her drohenden Franzosen die Spitze bieten zu können; man hatte ihm ungeachtet seiner Vorstellungen weder Geld noch Truppen geschickt. Von Westen her drohte ein französisches Heer unter dem Herzoge von Bretagne und dem Connetable Richemont, von Osten her König Karl VII. und der Graf Dunois, welcher unter der Bedingung zum Generalissimus ernannt worden war, daß er, so oft der Connetable sich beim Heere befinde, den Oberbefehl diesem überlassen müsse. Schon im November (1449) sah sich der Herzog von Somerset genöthigt, die Hauptstadt der Normandie zu räumen. Die Bürger von Rouen erhoben sich nämlich und drangen, von ihrem Erzbischof geleitet, auf Uebergabe, und da die aus nur 1200 Mann bestehende englische Besatzung natürlich nicht stark genug war, um zugleich dem äußeren Feinde und den Einwohnern einer bevölkerten Stadt Widerstand zu leisten, so mußte Somerset capituliren. Um Weihnachten 1449 konnten die Engländer ebenso den Besitz von Harfleur nicht länger behaupten und nun war nur noch der dritte Theil der Normandie in ihrer Gewalt. Auch dieser ward ihnen noch in den nächsten sieben Monaten durch den französischen König entrissen, welcher damals

eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit bewies. Karl bewerkstelligte nämlich gleich nach der Eroberung von Harfleur die Vereinigung der beiden französischen Heere, welche von verschiedenen Seiten her in die Normandie eingedrungen waren, und die Engländer, die endlich eine kleine Verstärkung unter Sir Thomas Kyriel erhalten hatten, wurden zuerst im April bei Fourmigny unweit Bayeux, nahe der Küste von Calvados, auf offenem Feld geschlagen und dann in Caen, wohin sich Somerset mit dem Reste des Heeres und mit seiner ganzen Familie zurückgezogen hatte, nach einer vierwöchentlichen Belagerung (1. Juli) zur Capitulation gezwungen. Einen Monat später wurde auch Cherbourg von den Franzosen genommen und hiermit die Eroberung der ganzen Normandie vollendet.

Der König Karl hatte sich bei diesen Unternehmungen persönlich bedeutende Verdienste erworben; er war und blieb aber, obgleich er auch bei anderen Gelegenheiten großen Muth bewiesen hatte, in seinem Leben und Wandel derselbe Mann, der er von jeher gewesen war. Er beschäftigte sich in der Regel nur mit Spiel und Possen, setzte seine Ausschweifungen bis ins hohe Alter fort und schenkte leichtfertigen Mädchen und Hofleuten seine Gunst. Er gerieth daher zuletzt auch wegen der Agnes Sorel und des Grafen von Maine mit seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, in eine solche Zwietracht, daß dieser als Staatsmann und später als Regent unübertreffliche, als Mensch aber verächtliche und jedes Verbrechens fähige junge Mann mehrere Male den Versuch machte, seinen Vater zu stürzen. Erbittert über Agnes Sorel war Ludwig zuerst an die Spitze der unter dem Namen der Praguerie bekannten Verschwörung getreten, nach deren Unterdrückung er in die Dauphiné verwiesen wurde. Sobald er von dort wieder zurückgekehrt war, wollte er den Herrn von Chabannes und die schottische Garde seines Vaters bereden, diesen entweder gefangen zu nehmen oder gar, wie Andere behaupten, zu ermorden; Chabannes lehnte jedoch den Antrag unwillig ab und zeigte die Sache dem Könige an, welcher dann seinen Sohn zur Rechenschaft zog und, als derselbe der Schuld überführt worden war, wieder nach der Dauphiné in das Exil schickte. Von dort aus soll Ludwig aufs neue gegen seinen Vater in eine feindselige Verbindung mit dem Schatzmeister und Finanzminister desselben, Jacques Coeur, einem unermeßlich reichen, aber auch großgesinnten Kaufherrn, der viele Neider hatte, getreten sein; Beide wurden sogar beim Könige angeschuldigt, seine geliebte Agnes Sorel durch Gift aus der Welt geschafft zu haben.*) Wir lassen es unentschieden, ob Ludwig, welcher

*) Von dem Schlosse Beauté, das Karl VII. ihr geschenkt hatte, erhielt sie den Namen Dame de Beauté; sie hinterließ dem König drei Töchter.

später alle italienischen und griechischen Tyrannen an Grausamkeit und teuflisch ausgesonnener Quälerei übertraf, diesen Mord wirklich veranstaltet hat; ausgemacht ist aber, daß Agnes Sorel am 28. Februar 1450 plötzlich starb. Ihr Tod wurde von den Franzosen aus demselben Grunde beklagt, aus welchem sie im 18. Jahrhundert auch den Tod der Pompadour beklagten. Es ward nämlich nachher am Hofe noch ärger, als es vorher gewesen war; denn Karl machte zwar, wie Ludwig XV., eine andere Dame (die Nichte der Agnes Sorel, Antoinette de Maigielais) zur repräsentirenden Mätresse, begünstigte aber, da diese ihn nicht zu fesseln vermochte, nachher ein Fräulein und eine Frau nach der anderen, so daß die Geschichtschreiber von ihm ebenso wie von Ludwig XV. berichten, sein Palast sei zuletzt ein förmlicher Harem geworden.

Auf dem Kriegszuge, welchen die Franzosen zur Wiedereroberung der ganzen Normandie unternommen hatten, war Herzog Franz I. von der Bretagne, der seit 1442 regierte, eines plötzlichen Todes gestorben. Die Art und Weise, wie derselbe endete, ist so auffallend, daß sie näher angegeben zu werden verdient. Franz I. war ein schwacher, argwöhnischer und abergläubiger Mann, der sich von seinen drei täglichen Gesellschaftern, Arthur von Montauban, Jean Hingant und dem Bischof von St. Malo, unbedingt leiten ließ. Diese wußten ihm einen seiner beiden Brüder, Giles, dessen reiche Gemahlin Arthur für sich gewünscht hatte, verhaßt zu machen, als derselbe sich mit der dem Adel der Bretagne eigenthümlichen Heftigkeit über die geringen Einkünfte beschwerte, welche Franz ihm ausgesetzt hatte. Giles ließ sich hierauf mit den Engländern ein; Franz dagegen bediente sich des französischen Königs, um in dessen Namen seinen Bruder gerichtlich verfolgen zu können. Giles ward gefänglich eingezogen und in Dinan als Criminalverbrecher behandelt, obgleich ein zweiter Bruder des Herzogs, Peter, sowie sein Oheim, der Connetable Graf von Richemont, sich mit dringenden Bitten an Herzog Franz wandten und ihm vorstellten, daß Giles ein Opfer boshafter Verläumder sei. Selbst der Generalfiscal (procureur général) weigerte sich, den Proceß gegen Giles zu führen und auch die Stände, an welche Franz sich in Folge dieser Weigerung wenden mußte, um sich auf ihren Ausspruch berufen zu können, wiesen die Sache von sich. Nichtsdestoweniger ließ Franz seinen Bruder von Kerker zu Kerker schleppen, aufs härteste behandeln und, nachdem ein Versuch, ihn zu vergiften, mißglückt war, durch Erstickung tödten. Man hatte jedoch vor seinem Ende einem Franziskaner erlaubt, ihm die Beichte abzunehmen, und diesem hatte Giles den Auftrag gegeben, den Herzog Franz innerhalb 40 Tagen vor Gottes Richterstuhl zu laden, weil derselbe ihm weder

ein ordentliches Gericht gestattet habe, noch auch selbst gegen ihn aufgetreten sei. Der Mönch entledigte sich seines Auftrages bei einem Zusammentreffen mit dem Herzoge und die feierliche Art, mit welcher er es that, wirkte auf den schwachen Mann, welcher von dem Aberglauben seiner Zeit beherrscht ward und noch dazu ein böses Gewissen hatte, gleich einem Todesurtheile, zumal da bei der Vorladung auch der Connetable gegenwärtig war, welcher nicht nur früher bemüht gewesen war, den Brudermord zu hindern, sondern auch nachher nicht aufgehört hatte, die grausige That mit den härtesten Worten zu tadeln. Franz fühlte sich, unmittelbar nachdem die Vorladung ihm überbracht worden war, krank, hatte seit diesem Augenblicke stets das Bild des ermordeten Bruders vor Augen, schwand körperlich hin und starb bald nachher eines plötzlichen Todes (1450). So weit ist die Geschichte von seinem Ende gewiß; die Chroniken der Bretagne haben sie aber mit vielen Anekdoten ausgeschmückt und erbaulich gemacht. Uns scheint Alles ohne Wunder begreiflich, weil wir wissen, daß die moralische und physische Ordnung der Dinge im Leben ebenso, wie Seele und Leib im Menschen, mit einander verschlungen sind, wiewohl wir dies nur selten wahrnehmen. Uebrigens folgte dem Herzog Franz sein zweiter Bruder, Peter, in der Herrschaft nach, und dieser huldigte, obgleich er sich wie ein König krönen ließ, dem französischen Könige ohne Widerspruch. Nach Peter's Tode (1457) wurde sein alter Oheim, der Connetable Arthur von Richemont, Herzog der Bretagne; er huldigte dem König feierlich, aber unter sehr sorgfältigen Vorbehalten.

Karl VII. hatte, um das ganze Königreich wieder unter seiner Herrschaft zu vereinigen, nur noch Guyenne zu erobern; er versuchte auch dies und die inneren Unruhen, welche Englands Kräfte lähmten, erleichterten ihm sein Unternehmen. Noch im Herbste des Jahres 1450 eroberte ein französisches Corps, welches Karl nach der Einnahme von Caen an die Garonne geschickt hatte, Bergerac, Gensac und andere feste Plätze an der Dordogne. Im März des nächsten Jahres marschirte das ganze königliche Heer gegen Guyenne. Es stand unter dem Oberbefehl des Grafen Dunois, welcher als Generalissimus die Normandie erobert hatte, und war in vier Armee-Corps getheilt, von denen das eine von Dunois selbst, die anderen von den Grafen von Penthièvre, von Foix und von Armagnac angeführt wurden. Während die drei Letzteren jeder einen Theil der Provinz eroberten, zog Dunois vor Blaye an der Gironde, welche Stadt nicht nur der Sitz des Obergerichtes (chambre royale) war, sondern auch für die Vormauer von Guyenne galt und von den Engländern als ein für die Vertheidigung der Provinz so wichtiger

Punkt angesehen wurde, daß vermöge eines eigens erlassenen Gesetzes die Besatzung der Burg nur aus geborenen Engländern bestehen durfte. Gleichwohl wurde die Stadt selbst schon am dritten Tage nach dem Eintreffen des französischen Heeres mit Sturm genommen und unmittelbar darauf die Belagerung der Burg angefangen. Da das französische Heer so rasche und bedeutende Fortschritte machte und keine Aussicht vorhanden war, daß die englische Regierung der bedrängten Provinz werde Hülfe leisten können, so traten auf Anregung des französischen Kanzlers des Ursins, welcher ausdrücklich deshalb den Connetable begleitet hatte, die Stände von Guyenne, Adel, Klerus und Bürgerschaft, im Anfange des Juni zu Bordeaux zusammen, um zu berathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sie waren kaum versammelt, als Dunois sie durch zwei Gesandte zur Anerkennung des französischen Königs als ihres Oberherrn auffordern und im Namen desselben ihnen solche Vortheile anbieten ließ, daß sie schon am 12. Juni 1451 einen Vertrag mit ihm schlossen. Sie verpflichteten sich in demselben, die Stadt Bordeaux und den übrigen, von den Franzosen noch nicht besetzten Theil ihrer Provinz dem Könige von Frankreich zu übergeben, wenn ihnen nicht bis zum 20. Juni aus England hinreichende Hülfe geschickt würde, um die Fortsetzung der Belagerung zu hindern. Dagegen wurde ihnen im Namen des Königs Karl versprochen, daß jede Stadt von Guyenne ihre alten Vorrechte und Freiheiten behalten, daß in Bordeaux ein Parlament und ein Münzhof errichtet und in den nächsten zwei Jahren die Münze nicht geändert werden, sowie daß jeder, der sich mit seiner Habe nach England begeben wolle, Abzugsfreiheit haben solle. Außer diesen allgemeinen Bedingungen, welche besonders die Städte angingen, machten die Häupter der adeligen Familien oder mit anderen Worten die Standesherren, wie sie zu thun pflegen, noch insgeheim gewisse Privatvortheile für sich und ihre Familien aus. Fast alle diese Herren erhielten dafür, daß sie die Abschließung des Vertrages betrieben hatten, Gnadenbezeugungen oder Jahrgelder; dem Herrn von Montferrand z. B. wurden nicht blos alle Güter, die man ihm abgenommen hatte, zurückgegeben, sondern auch ein Jahrgeld von 4000 Livres gewährt. Die Hülfe aus England kam nicht; die Burg wurde daher den Franzosen übergeben. Graf Dunois hielt hierauf am 29. Juni seinen Einzug in Bordeaux und im Anfange des folgenden Monats war die ganze Provinz, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Bayonne, ihrem früheren Oberherrn wieder unterworfen. Schon im August mußte sich auch Bayonne dem siegenden Heere ergeben. Zwar empörte sich Guyenne schon im folgenden Jahre wieder gegen den französischen König; allein dieser behauptete

sich dessen ungeachtet nachher im Besitze der Provinz. Dieselben Herren nämlich, welche den Vertrag von Bordeaux veranlaßt hatten, fühlten sich gleich anfangs unter der französischen Regierung unbehaglich, ohne daß man anzugeben wüßte, worüber sie sich eigentlich zu beschweren hatten. Sie suchten sich daher der Franzosen wieder zu entledigen, und die Herren von Montferrand, de l'Esparre, Rosan, Duras, l'Anglade und Lalande schickten Bevollmächtigte nach London, um die Engländer herbei zu rufen; sie standen dabei im Einverständniß mit einem Theil der Bürgerschaft, indem dieselbe sich wegen des Weinhandels auf England angewiesen sah und in ihrem Vortheil empfindlich gekränkt fühlte. Von England aus schiffte man hierauf sogleich ein kleines Heer unter dem 80jährigen Talbot nach Guyenne ein. Dieser erschien am 18. October 1452 unerwartet vor Bordeaux und war, da die Bürgerschaft ihn sogleich einließ, eher in der Stadt, als der Commandant der französischen Besatzung auch nur die Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatte. Ein großer Theil von Guyenne folgte dem Beispiele der Hauptstadt und Talbot drang auf der einen Seite in Perigord ein und eroberte auf der anderen das wichtige Fronsac fast unter den Augen des französischen Königs, der sich in der Provinz befand. Dieser sammelte hierauf ein Heer, um die Engländer wieder zu vertreiben. Im Juli des Jahres 1453 lagerte er sich vor der Stadt Castillon und zwar mit einem so bedeutenden Zuge von Geschütz, daß 700 Artilleristen zur Bedienung desselben erforderlich waren. Talbot eilte mit seinem Sohne herbei, um die Stadt zu entsetzen; dieser Versuch mißlang aber, der alte Held selbst verlor nebst seinem Sohne nach einem mörderischen Gefechte das Leben und sein Tod entschied nicht nur das Treffen, sondern zugleich auch das Schicksal von Guyenne. Die ganze Provinz ward nämlich unmittelbar nachher wieder unterworfen und auch die Stadt Bordeaux, deren Bürger am längsten und hartnäckigsten Widerstand leisteten, mußte sich im October 1453 ergeben. Sie ward mit einer Contribution und mit dem Verluste ihrer Privilegien bestraft; doch gab Karl diese gleich nachher der Stadt aus Gnaden wieder zurück. Er gewährte außerdem eine allgemeine Amnestie und schloß von derselben nur 20 Personen aus, welche auf Lebenszeit verbannt wurden. Die in Bordeaux befindlichen Engländer durften mit ihrer Habe entweder nach England oder nach Calais, der einzigen Stadt, welche die Engländer noch in Frankreich besaßen, abziehen. Als fünf Jahre nachher der Herzog Johann von Alençon, der seine Ansprüche an den König nicht befriedigt sah, sich mit den Engländern in geheime Verhandlungen einließ, zeigte sich die Monarchie völlig in ihrer neu gewonnenen Kraft; Karl stellte den Herzog, der von königlichem Blut,

ein Nachkomme des heiligen Ludwig war, vor einem hierzu ernannten hohen Gerichtshof und ließ ihn zum Tode verurtheilen. Zwar behielt er auf dem Gnadenwege das Leben und seine Familie einige Güter; aber er kam in lebenslängliche Haft und sein Herzogthum wurde von der Krone eingezogen (1458).

Im Jahre 1461 starb König Karl VII. auf dem Schlosse Meung, mit seinem ältesten Sohne entzweit; ihm folgte dieser Sohn, Ludwig XI., in der Regierung nach (1461—1483). Von dieser Epoche an erhielt die Monarchie in Frankreich zu derselben Zeit eine bis dahin unerhörte Stärke, als sie sich bei den Engländern in Aristokratie und Anarchie aufzulösen drohte. Ludwig XI. ist nämlich als Regent, als Gründer einer monarchischen Ordnung und als Schöpfer eines stolzen und trotzenden Nationalgefühls einer der bedeutendsten Könige von Frankreich und seine Landsleute haben ihn deshalb stets mit Recht geehrt und bewundert. Dagegen ist er als Mensch in eben so hohem Grade verabscheuungswürdig. Wir haben bereits gesehen, daß er seinem Vater nach dem Throne und, wie es heißt, sogar nach dem Leben gestrebt und mit den Prinzen und Herren gemeine Sache gemacht hatte, als diese das Ansehen des Königs und folglich auch das der Nation auf dieselbe Weise verkleinern wollten, wie dies in Deutschland seit dem Tode des Kaisers Friedrich II. geschehen war. Als König suchte Ludwig XI. die monarchische Gewalt auf jede Weise zu vermehren und fest zu gründen und er scheute zu diesem Zwecke kein Verbrechen, schonte keines Menschen und übte gegen seine eigenen Freunde und Werkzeuge unerhörte Grausamkeiten. Uebrigens hatte man, schon ehe er König ward, von seinem moralischen Charakter einen so schlechten Begriff, daß sein Vater während der letzten Zeit in steter Furcht vor ihm lebte und aus Angst, von ihm vergiftet zu werden, fast keine Speise mehr zu genießen wagte und daß nachher das Gerücht Glauben fand, Karl sei in Folge davon Hungers gestorben. Mit Ludwig's XI. Regierung beginnt in gewissem Sinne die neuere Geschichte, indem von seiner Zeit an, besonders aber nach dem Zuge seines Sohnes Karl's VIII. nach Italien, die Franzosen mit Hülfe gedungener Schweizertruppen dieselbe Rolle in Europa spielten, welche vorher die Deutschen gespielt hatten, während die Spanier, nicht mehr die Deutschen, ihnen diese Rolle streitig machten. Von dem Augenblicke an nämlich, als die Franzosen und Spanier um den Besitz von Italien, die Deutschen und Franzosen um die Beute des gesunkenen Staates Burgund und des geschwächten Herzogthums Lothringen stritten, und der Kaiser durch drohende Bewegungen der Magyaren und Türken gehindert war, die Franzosen von Italien abzuwehren, entstand jenes System des Gleichgewichtes

der größeren europäischen Mächte, um welches sich die ganze neuere Geschichte dreht. Da Ludwig's XI. Regierung und die Geschichte von Italien, Spanien, Oestreich und der Schweiz (Deutschland spielte leider eine passive Rolle) aufs innigste mit der Geschichte des mächtigen, unter Karl's VII. Regierung entstandenen Reiches zusammenhängt, welches den bescheidenen Titel Herzogthum Burgund führte, so glauben wir die zunächst folgenden Begebenheiten im südwestlichen Europa und in Deutschland mit der Geschichte der beiden letzten burgundischen Herzoge beginnen zu müssen.

VI. Geschichte Burgunds, der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

1. Geschichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode König Karl's VII. von Frankreich.

Als 1361 mit Herzog Philipp die ältere, dem capetingischen Hause angehörende Linie der Beherrscher von Burgund ausstarb, fiel dieses Land als erledigtes Lehen an Frankreich zurück. König Johann benutzte damals nicht, wie später Ludwig XI. that, die Gelegenheit, um wenigstens den eigentlich französischen, westlich vom Genfer, Neufchateller und Bieler See gelegenen Theil von Burgund dem französischen Reiche einzuverleiben, sondern er gab das Herzogthum seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen, als erbliches Lehen. Schon dieser erste Herzog aus dem Hause Valois (1361 – 1404) erweiterte Burgund durch Landstriche, welche als Eigenthum (Allodium) auch an die weibliche Linie übergehen konnten. Er heirathete 1369 seines Vorgängers hinterlassene Braut Margaretha, die Erbin von Flandern, von Artois, Antwerpen, Mecheln, Nevers, Rethel und der Franche-Comte oder, wie dieselbe auch hieß, der Grafschaft Burgund. Nach seinem und seiner Gemahlin Tode wurden zwar der Sitte jener Zeit gemäß die burgundischen Besitzungen wieder zersplittert, indem sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene (1404 bis 1419), dieselben mit seinen Brüdern Anton und Philipp theilte; allein nachher fielen doch alle Länder mit alleiniger Ausnahme von Nevers und Rethel wieder an Johann oder an seinen Sohn zurück. Jeder der drei auf Philipp den Kühnen folgenden Herzoge des jüngeren burgundischen Hauses erweiterte das Gebiet durch Heirath, Kauf oder auch durch Wiedervereinigung getrennt gewesener Provinzen und Burgund

wurde eines der mächtigsten Reiche. Schon Johann brachte die reichsten und blühendsten französischen Niederlande und die streitbare Bevölkerung des Jura-Gebirges an Burgund und machte sich, wie bereits früher dargestellt worden ist, zum eigentlichen Beherrscher von Frankreich. Sein Sohn und Nachfolger, **Philipp der Gute** (1419—1467), erwarb noch viel bedeutendere Besitzungen. Zuerst erwarb er die Grafschaft Namur an der Maas, indem er dem Grafen Johann, der kinderlos und von Schulden bedrängt war, die Summe von 130,000 Kronen bezahlte. Unter ihm wurden ferner, als die durch seinen Oheim Anton gestiftete Nebenlinie ausstarb, nicht nur die demselben zugefallenen burgundischen Gebiete Brabant und Limburg wieder mit denen der Hauptlinie vereinigt und überdies noch andere von Anton erworbene Länder dem Herzogthum zugefügt (1430), sondern Philipp der Gute brachte auch, wie oben angegeben worden, die bedeutenden Besitzungen der Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau an sein Haus. Ferner war Luxemburg, einst Stammland deutscher Kaiser, an eine Erbtochter aus dem Geschlechte Karl's IV., Gräfin Elisabeth, gekommen; diese jedoch überließ es 1443 an den Herzog von Burgund, der die übrigen Mitbewerber durch beträchtliche Zahlungen abfand. Auf diese Weise kam Philipp der Gute allmählich in den Besitz von Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Nieder-Lothringen (le Lothier) und Antwerpen. Er gab, wie wir ebenfalls schon erzählt haben, seine Verbindung mit England rechtzeitig auf, schloß sich statt dessen an den französischen König an und sicherte sich 1435 durch den mit diesem geschlossenen Vertrag von Arras nicht nur alle Erwerbungen, welche in der Zeit des Krieges und der Anarchie gemacht worden waren, sondern er wurde auch durch jenen Vertrag so mächtig in Frankreich, daß später König Ludwig XI. während seiner ganzen Regierung vorzugsweise darauf bedacht war, dem Sohne Philipp's alles dasjenige wieder zu entreißen, was der Vater an sich gebracht hatte. Philipp erlangte nämlich die Befreiung von der Vasallen-Pflicht gegen Frankreich, sowie den Besitz der Grafschaften Macon, Auxerre und Ponthieu, der Herrschaften Peronne, Roye, Montdidier, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville und Dourdan und der Städte Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne. Das burgundische Gebiet wurde also damals bis in die Nähe von Paris ausgedehnt. Die burgundische Hofhaltung zeichnete sich aus durch Pracht und Courtoisie; der Farbenglanz des Ritterthums entfaltete sich in Festlichkeiten, die mit allegorischem und mythologischem Zierrath ausgestattet waren. Bei Philipp's dritter Vermählung (mit Isabella von Portugal) wurde der Orden des

goldenen Vließes (Toison d'or) gestiftet (1430); wir haben schon dargethan, wie diese Hof-Orden für ihre Zeit ebenso charakteristisch waren, als vordem die geistlichen Rittergesellschaften.*)

Philipp der Gute spielte auch in den Streitigkeiten über den Besitz von Ober-Lothringen, welches damals ausschließend Lothringen genannt wurde, eine bedeutende Rolle. Diese Streitigkeiten müssen wir etwas ausführlicher angeben, weil nachher Philipp's Sohn, Karl der Kühne, durch sein Verhältniß zu Lothringen in die Händel gerieth, welche ihm verderblich wurden. Ueber Lothringen herrschte im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts Herzog Karl I., dessen Bruder, der Kardinal Ludwig, das Herzogthum Bar und die Grafschaft Pont à Mousson erbeigenthümlich besaß und folglich auch durch Testament über diesen Besitz verfügen konnte. Beide starben bald nach einander und zwar Herzog Karl zuerst. Nun hatte der Kardinal Ludwig den uns bereits aus der italienischen Geschichte bekannten Renatus oder Rainer, welcher mit des Herzogs Karl zweiter Tochter, Isabella, vermählt war, nicht nur zum Erben von Bar und Pont à Mousson eingesetzt, sondern er hatte auch, als sein Bruder Karl 1431 starb, über das Herzogthum Lothringen zu Gunsten des Renatus verfügt. Dieser gelangte beim Tode des Kardinals ohne Widerspruch in den Besitz von Bar und Pont à Mousson; das Herzogthum dagegen ward ihm von dem Grafen Anton von Vaudemont streitig gemacht, weil der Kardinal kein Recht gehabt hatte, über dasselbe testamentarisch zu verfügen. Anton, welcher die Grafschaft Vaudemont von seiner Mutter geerbt hatte, war der Sohn von einem in der Schlacht bei Azincourt erschlagenen Bruder Karl's und Ludwig's und hatte als männlicher Sprößling des lothringischen Hauses allerdings ein näheres Recht an die Nachfolge, als Renatus, welcher seine Ansprüche nur auf das Testament des Kardinals Ludwig und auf seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs Karl gründete. Beide Prätendenten griffen sogleich zu den Waffen. Sie kamen zwar bald nachher überein, die Entscheidung, ob Lothringen ein bloßes Mannslehen sei, oder ob es auch auf weibliche Nachkommen vererbt werden könne, dem deutschen Kaiser und dem Baseler Concilium zu überlassen, weil Lothringen mit dem deutschen Reiche verbunden war; als aber der Spruch zu Gunsten des Renatus ausfiel, weigerte sich Anton von Vaudemont, demselben Folge zu leisten. Obgleich sein Nebenbuhler bereits alle festen Plätze des Herzogthums besetzt hatte und außerdem auch als Bruder der damaligen Königin von

*) Seit dem Uebergang der spanischen Niederlande an Oestreich (1714) wird der Orden des goldenen Vließes von Oestreich wie von Spanien vertheilt.

Frankreich gefährlich scheinen konnte, so ließ Anton sich dadurch doch nicht vom Kampfe abschrecken, weil er mit Recht glaubte, daß er gerade wegen des zweiten Umstandes auf die Hülfe Philipp's des Guten von Burgund rechnen könne, welcher zu jener Zeit (1431) noch mit Karl VII. in Krieg war. In der That nahm sich der König von Frankreich seines Schwagers René und Philipp von Burgund des Grafen von Vaudemont an. Beide schickten ihren Schützlingen gedungene Miethlinge zu Hülfe. Karl VII. sandte den Statthalter (lieutenant général) von Champagne und Brie, Barbazan, mit einem Heere, welches alsbald ganz Lothringen und sogar die Grafschaft Vaudemont besetzte. Philipp der Gute aber ließ nicht nur den Marschall von Burgund, Toulongeon, nach Lothringen ziehen, sondern nahm auch Schaaren der sogenannten Bastarde in Dienst. Beide Heere übten furchtbare Grausamkeiten und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht auffallend, welche gräßlichen Leute die ihrer Tapferkeit wegen gepriesenen Schaaren waren, deren sich die Fürsten jener Zeit im Kriege bedienten und die sie statt der Soldzahlung auf Plünderung und Raub anwiesen. Die zuletzt erwähnten Bandenführer gehörten einer besonderen, zahlreichen Menschenklasse an. Sie waren nämlich außereheliche Söhne von Großen und von Mädchen bürgerlichen Standes, machten sich eine Ehre daraus, Bastarde vornehmer Väter zu heißen und erwarben sich als Anführer roher Abenteurer ritterliche Ehren und Güter. Wir brauchen des Beispiels wegen nur daran zu erinnern, daß der Bastard von Orleans, Graf Dunois, einen berühmten Namen und die Ehre, Frankreichs Retter genannt zu werden, erlangt hat. An solche Bastarde und ihre Genossen hatte sich Philipp von Burgund gleich anfangs gewandt, als Anton von Vaudemont in der Hauptstadt seiner Grafschaft von den Truppen Karl's VII. belagert wurde, und dieselben brachten bald ein Heer von Abenteurern zusammen, welches nach dem Berichte von Monstrelet alle Eigenschaften der modernen Freischärler in sich vereinigte (c'étoient de pauvres compagnons, mais roides, vigoureux et qui ne cherchoient que leur avantage, tant sur leur propre pays qu'ailleurs). Diese von Philipp in Dienst genommenen Bandenführer waren die Bastarde von Humières, von Fosseuse, von Brimen, von Neuville und eine Art Schinderhannes, den man Robinet Hundepfeifer (Robinet Huche-Chien) nannte. Sie wurden dadurch herbeigelockt, daß ihnen der Marschall von Burgund reiche Beute versprach und alles Land, durch welches sie ziehen würden, preisgab. Auch verwüsteten sie in der That die ganze Champagne und das Gebiet von Bar auf eine schauderhafte Weise. Das Gesindel, aus welchem ihre Schaaren bestanden, war gleichwohl für

den Gegner Anton's von Vaudemont nicht gefährlich und würde sich von selbst zerstreut haben, wenn nicht Renatus mit thörichter Hitze die verzweifelten Räuber angegriffen hätte, statt sie den für sie selbst am meisten verderblichen Folgen ihres zuchtlosen Treibens zu überlassen. Er brach, nachdem er die Stadt Vaudemont drei Monate lang belagert und bereits aufs Aeußerste gebracht hatte, gegen den Rath des kriegserfahrenen Barbazan auf, um den burgundischen Schaaren, welche sieben Stunden von ihm entfernt waren, ein Treffen anzubieten. Dieses Treffen wurde (2. Juli 1431) im Gebiete von Bar, nahe bei der Maas geliefert. Der Ort selbst, bei welchem es Statt fand, ist nicht sicher bekannt; nach Henry Martin war es zwischen Sandrecourt und Bulligneville. Vor dem Beginn des Kampfes redete der Graf von Vaudemont die burgundischen Bastarde in einem Stile an, welcher ganz ihrer würdig war (assurant les uns et les autres sur la damnation de son ame, que sa querelle étoit bonne et juste). Sein Gegner verschmähte beim Kampfe selbst nochmals den verständigen Rath Barbazan's und griff den Feind mit einer ritterlichen, aber höchst unbesonnenen Heftigkeit an. Der Marschall von Burgund, welcher anfangs Miene machte, als wenn er Stand halten wollte, dann aber sich plötzlich auf beiden Flügeln zurückzog, empfing die Angreifenden mit einem furchtbaren Artillerie-Feuer seines hinter der Linie aufgestellten Geschützes und in Folge davon war das Treffen in weniger als einer halben Stunde zu seinem Vortheile beendigt. Renatus selbst ward nebst dem Bischof von Metz von den Burgundern gefangen, Barbazan aber getödtet. Der Graf von Vaudemont war und blieb jetzt Herr von Lothringen; denn Renatus wurde bis zum Jahre 1437 gefangen gehalten und mußte dann, um in das Königreich Neapel, auf welches er als Sprößling des Hauses Anjou Ansprüche machte, gelangen zu können, nicht blos ein Lösegeld von 200,000 Dukaten bezahlen, sondern auch seine Tochter Jolanthe mit Anton's Sohn Friedrich vermählen. Da er sechs Jahre lang ein Gefangener des Herzogs von Burgund war, so leitete dieser allein die Unterhandlungen zwischen ihm und Anton und schrieb die Bedingungen vor. Auf diese Weise erwarb Philipp der Gute für Burgund ein Schutzrecht über Lothringen, welches eigentlich dem deutschen Kaiser gebührte, von demselben aber bei seiner Ohnmacht nicht geltend gemacht werden konnte. Uebrigens wurde damals zugleich auch der zwischen Anjou und Burgund bestehende Zwist ausgeglichen und des Renatus Sohn, der Herzog von Calabrien, mit einer Tochter der Agnes von Burgund und des Herzogs von Bourbon vermählt. René von Neapel blieb allerdings Herzog von Lothringen, ebenso sein Sohn und sein Enkel; aber

nach dem Tode des Letzteren (1473) kam der Sohn Friedrich's von Vaudemont und der Jolanthe, René II., zur Regierung und wurde Stifter des neulothringischen Hauses.

Die inneren Angelegenheiten des großen burgundischen Reiches machten Philipp dem Guten ebenso, wie seinen Vorgängern und seinem Nachfolger, viel zu schaffen. Die Städte und Stände aller Provinzen besaßen sehr große Vorrechte; sie hatten sich besonders in den Niederlanden fast ganz unabhängig gemacht und städtische und ständische Verwaltungen eingerichtet, welche die Bürgerschaften und Stände mit dem Fürsten in einen Rang stellten. Es verfloß daher kein Jahr, ohne daß in irgend einer Stadt Bürger und Regierung mit einander in Streit geriethen. Die privilegirten Klassen hatten überdies sowohl in den wallonischen Provinzen, als in den von Flämingern und Friesen bewohnten Ländern, gleich denen des englischen Reiches, die Masse des Volkes auf ganz verschiedene Weise in ihr Interesse zu ziehen verstanden, weshalb sie auch ihre Freiheiten unter harten Kämpfen und schweren Leiden bis zur Zeit der französischen Revolution behauptet haben. Diese Verhältnisse machten es dem Herzog Philipp von Burgund, der doch den König von Frankreich zu einem harten Frieden nöthigte und mit England einen siegreichen Krieg führte, unmöglich, in seinen eigenen Provinzen eine monarchische oder militärische Ordnung einzuführen, welche ihn in den Stand gesetzt hätte, ein festes System zu befolgen. Er erklärte einmal dem Kanzler Ludwig's XI., als derselbe sich gegen ihn etwas trotzig benahm, sein Herr möge bedenken, daß er hätte König sein können, dies aber nicht gewollt habe; dagegen konnte er mit Gent und Brügge kaum fertig werden. Diese Städte, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörten und schon mit ihren alten Grafen, sowie mit den Königen von Frankreich manchen blutigen Kampf gehabt hatten, waren nach und nach beinahe ganz unabhängig geworden und Philipp lag fast beständig mit einer derselben in Streit. Im Jahre 1437 kam er sogar in Gefahr, mit seinem Gefolge von den Brügger Bürgern und ihren Arbeitern erschlagen zu werden. Er war nämlich im vorhergehenden Jahre, bald nachdem er sich durch den Frieden von Arras der französischen Oberhoheit entledigt hatte, nach Flandern zurückgekehrt, wo die Bürger von Brügge und Gent die Bewohner von Sluis und anderen Orten drückten und überdies die Genter die ihnen aufgedrungenen Herren von Adel nicht nur aus ihrer Stadt gejagt, sondern sogar einen Preis auf den Kopf mehrerer von ihnen gesetzt hatten. Philipp machte damals sein Ansehen gegen beide Städte geltend; er setzte sogar seine Kriegs-Amtleute in Flandern ein, ordnete einen Roewart von Flandern an, ernannte Johann von Comines zum Gou-

verneur von Gent und gab außerdem den Städten Oudenarde und Kortryk ritterschaftliche Statthalter. Auch die Bürger von Brügge demüthigten sich, nachdem sie den Herzog mit seiner bewaffneten Ritterschaft lange nicht in die herzogliche Burg ihrer Stadt hatten einlassen wollen, am 17. October 1436 durch Absendung ihrer Bürgermeister, Schöffen, Rathsherren und Dekens (Dechanten der Gilden). Schon im nächsten Monat aber rief das Verfahren der Brügger gegen die Stadt Sluis und gegen mehrere adelige Herren einen neuen Streit über die Gerichtsbarkeit hervor, welche Brügge anderen Städten gegenüber sich angemaaßt hatte. Philipp zog deshalb im December mit 700 Bogenschützen gegen Brügge, nahm die Städte Sluis, Oudenarde und Nieuwport unmittelbar unter seine Regierung und brachte es dahin, daß sich um Weihnachten die Brügger wieder in seinen Willen fügten. Doch auch diesmal dauerte das wieder hergestellte Verhältniß der Stadt zu ihrem Herrn nicht lange; denn schon im Januar 1437 übten beide Theile wieder offene Feindseligkeiten gegen einander. Der Streit währte die folgenden Monate hindurch fort und sowohl in Gent als in Brügge ward jeder geächtet und verfolgt, der von einer Aussöhnung mit dem Landesherrn auch nur zu reden wagte. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß die Demokraten sehr besorgt wurden, als Philipp am 21. Mai mit einem beträchtlichen Heere, darunter viele wallonische Bogenschützen, nach Rousselaere kam und am 22. in Brügge einziehen wollte. Man öffnete ihm zwar nach einigem Widerstreben die Thore der Stadt, schloß aber, sobald er mit einigen hundert Mann eingerückt war, dieselben wieder zu und trennte so den Herzog von dem übrigen Theile seiner Kriegsschaar. Philipp zog, ohne dies zu merken, bis auf den Freitagsmarkt, wo dann sogleich ein Tumult gegen ihn entstand. Das Volk ermordete nämlich zwei angesehene Bürger, welche ihn huldigend begrüßten, und als hierauf des Herzogs Bogenschützen zu schießen begannen, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Philipp gerieth dadurch in große Gefahr, weil er nicht in der Stadt bleiben und doch weder zu seinen Leuten vor den Thoren gelangen, noch auch diese an sich ziehen konnte. Er kam zwar glücklich bis an das Thor, dieses war aber zugeschlossen und verrammelt und Philipp wäre umgebracht worden, wenn nicht ein Brügger Bürger, Jakob von Hardoyen, welcher an der Spitze einer Deputation vor ihm erschienen und dann mit ihm zurückgezogen war, durch einen herbeigerufenen Schmidt das Thor hätte einschlagen lassen. Der Schmidt wurde am folgenden Tage zur Strafe dafür, daß er den Herzog gerettet hatte, von seinen Mitbürgern enthauptet und geviertheilt. Diese ließen auch 22 von

Philipp's Begleitern, welche sie nebst 148 anderen gefangen genommen hatten, in der Stadt enthaupten.

Nun entstand ein förmlicher Krieg der mächtigen Stadt mit ihrem Oberherrn. Dieser schnitt die Bürger von der Verbindung mit der See gänzlich ab, besetzte die Ortschaften der Umgegend, plünderte und verheerte Alles rings umher und verfolgte alle Personen, welche Brügge begünstigten. Zwar baten ihn die Städte Gent, Kortryk (Courtray) und Ypern, sowie die zahlreichen Handelsleute aus der Fremde, deren Schicksal an das einer Stadt geknüpft war, welche damals dieselbe Wichtigkeit hatte, wie später Amsterdam und London, dringend um Beilegung der Streitsache mit Brügge; er nahm aber auf alle Bitten und Vorstellungen keine Rücksicht. Selbst der Umstand, daß er durch den Krieg mit England öfters abberufen ward, hatte keinen Einfluß auf die von ihm gegen Brügge beschlossenen Maaßregeln; er überließ die Sache während seiner Abwesenheit den in Flandern stehenden Truppen und seiner Gemahlin und kehrte, so oft er konnte, selbst wieder nach Flandern zurück. Indessen konnte er doch lange nichts gegen die Stadt ausrichten, und selbst als endlich die Zünfte und Waffengenossenschaften von Gent wegen der in den Gewerken und im Wollehandel mit England eingetretenen Stockung auszogen, um sich mit ihm zu vereinigen, ließen sich die Bürger von Brügge nicht zur Unterwerfung bewegen. Diese fuhren fort, Sluis zu befehden, welches auch von den Gentern feindlich behandelt ward, weil es denselben die Zufuhr zur See wehrte. Im Januar 1438 sahen endlich die Bürger von Brügge ein, daß ein längerer Widerstand ihnen verderblich werden müsse. Sie schickten daher 14 Abgeordnete an den Herzog, welcher in Arras Hof hielt und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Schon im Februar machte der Herzog den Deputirten die Bedingungen bekannt, unter welchen er Verzeihung gewähren wolle; erst im April aber überbrachten die Deputirten seinen Beschluß den Brüggern. Die von Philipp gewährten Bedingungen betrafen hauptsächlich die künftige Stellung der Frankonaten (Freigebornen) oder derjenigen Einwohner von Flandern, welche weder zu den Bürgern noch zum Adel gehörten, sondern das sogenannte freie Land bewohnten. Diese Frankonaten, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildeten und zu denen auch die aus Brügge Verbannten gehörten, hatten seit Johann dem Unerschrockenen große Privilegien erkauft, waren aber durch die Bürgerschaften stets gehindert worden, von denselben Gebrauch zu machen. Sie sollten fortan neben den drei Ständen als vierter Stand (veerde Led) gelten und erhielten also gleiche Rechte mit den Bürgern. Ferner mußte der gesammte Magistrat dem Herzog eine Stunde weit barfuß ent-

gegengehen und ihn fußfällig um Gnade bitten. Außerdem schrieb Philipp der Stadt Brügge vor, daß sie auf die Herrschaft über Sluis ganz verzichten, 20,000 „goldene Reiter" (Dukaten) zahlen und jeder Protestation gegen die Ausschließung von 44 ihrer Bürger aus der Amnestie entsagen müsse. Diese 44 hatte Philipp schon früher, als die Brügger das erste Mal um Frieden baten, von der zu gewährenden Amnestie ausgenommen und ihre Mitbürger mußten jetzt wirklich zugeben, daß dieselben für vogelfrei und friedelos erklärt und ihres Vermögens beraubt wurden. Auch später waren die Brügger wie die Genter wiederholt in offener Fehde mit ihrem Herzoge, besonders weil er bei dem Pomp seiner Hofhaltung und dem königlichen Luxus seines ganzen Lebens oft versuchte, von den reichen Städten auf die eine oder andere Weise Geld zu erheben. Im Jahre 1453 lieferten ihm die Genter eine große Schlacht bei Gaveren, in welcher sie 20,000 Mann verloren haben sollen; jedenfalls bezeugt diese Angabe, daß Gent in jener Zeit eine der volkreichsten Städte war. Fünf Jahre später wurde er in derselben bei einem feierlichen Einzug mit verschwenderischer Pracht empfangen. Alle diese Streitigkeiten gehören jedoch mehr der Specialgeschichte der Niederlande, als der zusammenhängenden Geschichte der größeren europäischen Staaten an, welche wir vorzugsweise ins Auge fassen. Uebrigens war unter Philipp dem Guten der Zustand der belgischen Provinzen nach der Schilderung Philipp's von Comines, eines Zeitgenossen und geborenen Belgiers, über alle Vorstellung glücklich. Comines berichtet nämlich, der Herzog Philipp habe wenig Steuern erhoben (le quel peu tailloit), und die Reichthümer aller Länder seien nach Flandern, Brabant und Artois geströmt (ils estoient comblez de richesses et en grand repos, ce quil's ne furent oncques puis). Daß die belgischen Städte in Handel und Industrie sogar mit Florenz wetteiferten, haben wir bereits an einer anderen Stelle (Bd. VI, S. 271) bemerkt.

Für die allgemeine Geschichte ist in Betreff Philipp's des Guten nichts so wichtig, als sein Verhältniß zu Frankreich und zu dem Dauphin Ludwig XI., welcher nachher als König der größte Feind Burgunds war. Philipp verband sich mit dem Sohne Karl's VII. innig und wähnte fälschlich, ihn durch Bande der Dankbarkeit an sein Haus zu knüpfen. Auch seinen eigenen Sohn, den Grafen von Charolais und nachherigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, suchte er durch Heirath mit dem französischen Königshause zu verbinden. Er verlobte ihn zu diesem Zwecke schon beim Frieden von Arras mit Karl's VII. Tochter, Katharina, obgleich Beide noch Kinder waren, und die Prinzessin ward in ihrem zehnten Jahre nach Burgund gebracht, um daselbst erzogen zu werden; das Schicksal vereitelte aber

Philipp's Absichten, da Katharina früher starb. Nach ihrem Tode wollte Karl der Kühne, welcher schon damals voll von Chimären der künftigen Größe seines Reiches war, sich dadurch eine Aussicht auf den englischen Thron verschaffen, daß er eine Tochter des Herzogs von York heirathete, obgleich dieser damals doch zwei Söhne hatte; Philipp gab aber seine Einwilligung nicht dazu, sondern vermählte Karl mit Isabella von Bourbon, um ihn bei Frankreich zu erhalten. Mit dem Dauphin Ludwig blieb Philipp fortwährend in einem nahen Verhältnisse und dieser warf sich ihm endlich bei einem Zwiste mit Karl VII. ganz in die Arme. Ludwig war nach der vereitelten Verschwörung gegen seinen Vater vom Hofe und von den Geschäften entfernt gehalten und auf die Dauphiné beschränkt worden, welche er als unabhängiges Fürstenthum verwaltete. In diesem Lande zeigte er dasselbe Streben, sich der Aristokratie furchtbar und bei dem unterdrückten Volke beliebt zu machen, welches nachher seine entsetzlich grausame Regierung für die französische Nation so wohlthätig gemacht hat. Es gelang ihm, in der Dauphiné, wo das Faustrecht fast noch ärger als in Deutschland geübt wurde, den Privatkriegen der Ritterschaft ein Ende zu machen, Handel und Verkehr zu fördern und das Münzwesen besser zu ordnen. Bald nach seiner Verweisung in die Dauphiné gerieth Ludwig durch eine Heirathsverbindung, welche er anknüpfte, aufs neue mit seinem Vater in Zwist. Er verlobte sich nämlich mit der savoyischen Prinzessin Charlotte, welche noch halb ein Kind war. Wahrscheinlich bestimmten ihn finanzielle Rücksichten zu dieser Verbindung; denn er befand sich oft in Geldverlegenheit. Er war in erster Ehe mit der sehr geistreichen, aber, wie es scheint, etwas leichtfertigen Prinzessin Margaretha von Schottland vermählt gewesen, welche nur 12,000 Dukaten (écus d'or) zur Mitgabe erhalten hatte; der Herzog von Savoyen dagegen gab 260,000 Dukaten. Der König ward durch die Verlobung seines Sohnes sehr erzürnt, weil Ludwig, der sich in der Dauphiné als unabhängiger Herrscher betrug, dadurch in dem Herzoge von Savoyen einen Verbündeten erhielt. Er schickte Gesandte nach Savoyen, um gegen die Verlobung zu protestiren, da er seine Einwilligung dazu nicht ertheilt habe; der Herzog berief sich aber darauf, daß ihm durch den Legaten des Papstes die Versicherung gegeben worden sei, der Dauphin habe die Zustimmung seines Vaters vorher eingeholt, und die Vermählung wurde später wirklich vollzogen.

Der Zwist zwischen dem Könige und dem Dauphin ward mit jedem Jahre bitterer, da der Letztere in der Dauphiné wie ein souveräner Fürst regierte. Er verwandelte das Obergericht dieser Provinz in ein Parlament, änderte die alten Einrichtungen, ließ Münzen

mit seinem Bilde prägen*) und unterhandelte mit den Schweizern, mit den italienischen Fürsten, mit Navarra, Aragonien und England, wie wenn er ein unabhängiger Regent wäre. Er erbitterte dadurch seinen Vater im höchsten Grade. Nachher hörte Karl auch noch von seinen Kundschaftern, Ludwig sei innig mit Burgund verbunden, er werde nächstens am Hofe erscheinen und die ihm tödtlich verhaßten Minister, Hofleute, Mätressen und Helfershelfer mit Gewalt vertreiben. Karl ließ zwar den Ersten, welcher ihn durch diese falschen oder wahren Anzeigen geängstigt hatte, als Verläumder anklagen und verurtheilen; der Haß zwischen Vater und Sohn nahm aber in den Jahren 1452 bis 1456 in solchem Grade zu, daß Karl sogar den Beistand seines Sohnes verschmähte, als die kaum eroberte Provinz Guyenne wieder abfiel und die Engländer den Empörten Hülfe schickten. Im Jahre 1456 kam es endlich zu offenen Feindseligkeiten zwischen Beiden. Ludwig rüstete damals nicht nur Truppen, sondern er suchte auch den Prinzen von Oranien, die Berner und sogar den Papst gegen seinen Vater zu gewinnen. Diesen Anlaß ergriff Chabannes, Graf von Dammartin, nebst allen denjenigen, welche gleich ihm von einem Prinzen, wie Ludwig war, das Schrecklichste zu fürchten hatten, als eine Gelegenheit, den König gegen seinen Sohn aufzuregen. Chabannes schrieb dem Könige: Ludwig habe alle Einwohner der Dauphiné zu den Waffen gerufen und den Bastard von Armagnac an die Spitze seines Heeres gestellt; der König dürfe also nicht säumen, Gegenanstalten zu treffen, zumal da die Ritterschaft der Dauphiné, über die Begünstigung der Bürger und Bauern erbittert, zum königlichen Heere stoßen werde, sobald sich dasselbe nur zeige. Das letztere gab dem Könige den Muth zur Bekriegung des Dauphin. Umsonst versuchten der Papst, der König von Castilien und der Herzog von Burgund eine Vermittelung; Karl ertheilte dem Grafen von Dammartin den Auftrag, in die Dauphiné einzurücken und sich der Person Ludwig's zu bemächtigen. Das Heer, welches der Graf von Dammartin gegen den Dauphin führte, hatte unmittelbar vorher unter Anführung des Grafen Clermont eine ähnliche Expedition gegen den Grafen Johann V. von Armagnac gemacht. Johann hatte nämlich zuerst durch eine förmliche Vermählung mit seiner leiblichen Schwester die ganze Christenheit geärgert: was freilich, da Beide nachher auch im Elende des Exils einander ehelich liebten, eher ein Unglück als ein Verbrechen zu nennen wäre, aber hauptsächlich dadurch großes Aergerniß erregte, daß Johann aus der päpstlichen Kanzlei eine Dispensation erhalten

*) Er gilt überhaupt für den ersten französischen Fürsten, der seine Büste auf Münzen prägen ließ; man nannte dieselben daher Testons (têtons), d. i. Kopfstücke.

haben wollte, welche freilich der Papst Calixtus III. nachher, als Lärm entstand, nicht anerkannte. Außerdem hatte sich der Graf Johann Gewaltthätigkeiten gegen benachbarte Bischöfe erlaubt. Doch würden weder diese, noch die unerlaubte Ehe Johann's den König zur Bekriegung desselben bewogen haben, wenn nicht Johann's Bruder, Lescun, der Bastard von Armagnac genannt, an der Spitze der Truppen des Dauphin gestanden hätte. Johann wurde von Land und Leuten vertrieben, seiner beiden Besitzungen Armagnac und Rouergue beraubt und nebst seiner Gemahlin genöthigt, nach Aragonien zu fliehen, von wo er erst unter Ludwig's XI. Regierung wieder zurückkehren durfte. Was den Krieg gegen den Dauphin betrifft, so kam es zwischen diesem und den königlichen Truppen nicht zum Kampfe, weil Ludwig keinen Widerstand zu leisten wagte und auf die Nachricht, daß man ihn aufheben und gefangen fortführen wolle, sogleich die Flucht ergriff. Er wollte sich anfangs nach Savoyen retten; als er aber vernahm, daß der Weg dahin verlegt sei, sah er sich genöthigt, nach Brüssel zu fliehen, obgleich seine argwöhnische Seele dem Herzoge von Burgund nicht ganz traute. Dieser ließ ihm Schutz und Gastfreundschaft zu Theil werden, entschuldigte sich aber zugleich in einem Briefe bei dem König Karl darüber, daß er seinem rebellischen Sohne einen Aufenthalt bei sich gewähre. (Je ne m'en donnois point de garde, j'en ai été bien emerveillé et vous en avertis comme raison est. Vous savez, mon très redouté seigneur, que pour honneur de vous, de lui et de votre noble maison raison veut, que je lui fasse tout honneur, révérence et plaisir, que je pourrai bonnement.) Philipp selbst befand sich übrigens, als der Dauphin nach Belgien kam, nicht dort, sondern in Holland, wo er den Utrechtern einen seiner zahlreichen natürlichen Söhne, David, mit gewaffneter Hand als Bischof aufdrang. Ludwig traf daher in Brüssel nur die Herzogin Isabella, Philipp's dritte Gemahlin, und diese, eine portugiesische Prinzessin, empfing ihn auf orientalische Weise; denn der burgundische Hof war damals lange vorher, ehe die spanische Etiquette durch Heirath nach Belgien kam, wegen seines Pompes und Luxus berühmt und glänzender, als irgend ein königlicher Hof jener Zeit. Ludwig gerieth durch die Art, wie er in Brüssel aufgenommen wurde, in doppelte Verlegenheit, weil er nichts weniger als prachtliebend, eitel und an Formen gewöhnt, sondern vielmehr stets nur um das materiellste Wesen der Dinge besorgt war und überdies bei seiner bösartigen, treulosen und ängstlich argwöhnischen Natur hinter einem solchen Empfange geheime Absichten versteckt glaubte. Wir wollen in Betreff der Art, wie Ludwig in Brüssel empfangen ward, einige Einzelheiten angeben, um theils die

Entstehung des spanischen Ceremoniels, welches schon den beiden Kaisern Karl IV. und Sigismund mehr am Herzen lag, als die Förderung deutscher Nationalität und Einheit, anschaulich zu machen, theils aber auch um den Rang zu bezeichnen, welchen Frankreich seit der Besiegung Englands erhalten hatte. Nach dem Berichte St. Palaye's, welcher diesen Dingen, wie alle dem, was Ritter und Ritterzeiten angeht, einen unsäglichen Fleiß gewidmet hat, gingen die Herzogin und ihre Schwiegertochter, die Gräfin von Charolais, an der Spitze der Damen, Herren und Ritter dem Dauphin bis an den im Hofe des Palastes befindlichen Schlagbaum entgegen und knieten, als Ludwig vom Pferde sprang, auf den platten Boden nieder. Ludwig küßte Beide und umarmte auch die anderen Damen. Als sie sich hierauf in den Palast begaben, wollte die Herzogin durchaus nicht gestatten, daß der Dauphin zur Linken gehe. (Monsieur, sagte sie, il me semble, que vous avez désir, qu'on se moque de moi, car vous voulez me faire ce qui ne m'appartient pas.) Der Prinz erwiderte aber, er müsse ihr nothwendig Ehre erweisen, denn er sei der ärmste Mensch in Frankreich und wisse nicht, wo er Zuflucht suchen solle, außer bei seinem Oheim und bei ihr. Endlich ließen sich die Herzogin und die Gräfin auch, so oft sie mit dem Dauphin speisten, nicht wie sonst bedienen (on ne les servoit pas à couvert) und wenn sie mit ihm gingen, trugen sie ihre Schleppen selbst. Auch der Herzog erwies, als er aus Holland zurückkehrte und vom Dauphin im Hofe des Palastes empfangen wurde, ihm dieselbe Ehrenbezeugung, wie vorher seine Gemahlin: er ließ sich durchaus nicht abhalten, ihn mit drei Kniebeugungen zu begrüßen.

Der Dauphin nahm seine Wohnung in dem bei Nivelle in Brabant gelegenen Orte Genappe und Philipp der Gute wies ihm monatlich 2500 Livres für seine Hofhaltung an. Seinem Sohne, Karl dem Kühnen, trug Philipp auf, für die Unterhaltung des Dauphin zu sorgen, obgleich Karl fast zehn Jahre jünger war als dieser.*) Beide Prinzen waren von ganz verschiedenem Charakter und der Verkehr derselben mit einander erzeugte deshalb eine tödtliche Feindschaft zwischen ihnen. Der burgundische Prinz Karl, dem man später den Beinamen des Kühnen gegeben hatte, während man ihn den Toll-

---

*) In der Muße zu Genappe wurde von Anton de la Sale zur Unterhaltung des Dauphin und unter seiner Mitwirkung eine Sammlung kleiner Erzählungen abgefaßt, die den Titel „Cent nouvelles nouvelles" (hundert neue Novellen) führt und sich somit als eine Nachahmung des Decamerone ankündigt. Die sehr lebendige Darstellung ist mehr zu loben als der gewählte Stoff; denn mit Ausnahme einer einzigen Geschichte, die einen ehrenwerthen humoristischen Charakterzug des berühmten Talbot zum Gegenstand hat, sind sie sämmtlich sehr lasciven Inhalts.

kühnen hätte nennen sollen, war ritterlich, stolz, heftig und dachte nur an Krieg und Eroberungen; der Dauphin Ludwig dagegen war grausam, schmutzig, gemein und bösartig, aber mäßig, verständig, volksfreundlich, jeder Verstellung fähig, diplomatisch und politisch schlau, sowie feig von Gesinnung, obgleich es ihm im Kriege keineswegs an Muth fehlte. Trotz des tödtlichen Hasses Beider gegen einander wählte Karl bei der Geburt seiner Tochter Maria, der nachherigen Gemahlin des Kaisers Maximilian I., den Dauphin zum Taufpathen derselben (Februar 1457). Der Dauphin dagegen, welcher überall Feindschaft zu stiften wußte, machte, wie ihm wenigstens vorgeworfen wird, einen aus geringfügigem Anlaß entstandenen Zwist zwischen dem Herzoge und seinem Sohne unversöhnlich. Jener Anlaß war der Umstand, daß zwei Kammerherren des Herzogs, Anton Robin und Philipp von Croy, der Sohn des Herrn von Chimay, als einst die beiden ersten Kammerherren verhindert waren, den Dienst zu verrichten, sich darüber stritten, wer von ihnen berechtigt sei, die Stelle derselben zu versehen. Der Herzog und der Dauphin nahmen Robin's Partei, der Graf von Charolais die des Herrn von Croy, woraus denn, und zwar, wie es hieß, durch die Schuld des Dauphin, ein heftiger Zwist zwischen Vater und Sohn entstand, so daß der Letztere, welcher seitdem einen unversöhnlichen Haß gegen die Familie Croy hegte, sich in seine Statthalterschaft Holland begab und lange Zeit in derselben blieb.

Karl VII. hatte, sobald der Dauphin aus dem Lande geflohen war, die Dauphiné besetzt und ihr zwei Statthalter gegeben. Ludwig erkannte diese zwar nie an, sondern setzte ihnen den Bastard von Armagnac entgegen, welchem er in dem Patent das Zeugniß gab, daß derselbe ihm Alles aufgeopfert habe (qui a quitté biens, parens et amis, et m'a toujours fidélement servi); allein der König behauptete nichtsdestoweniger sein Ansehen in der Dauphiné, deren Einwohner später sehr bereuten, daß sie nicht fester an dem Dauphin gehalten hatten. Philipp von Burgund ward um des Dauphins willen von Karl bedroht und hart behandelt, und im Jahre 1458 entspann sich sogar bei Gelegenheit eines gegen den Herzog von Alençon eingeleiteten Processes ein ernster Zwist zwischen ihm und dem Könige. Den Herzog von Alençon, einen Prinzen von Geblüt, unterdrückte Karl VII. zum Schrecken der Großen, welche noch an eine neue Praguerie denken mochten; denn Karl bahnte nicht blos in Rücksicht der Dauphiné und der ehemals souveränen Fürsten von Armagnac, Foix, Cominges, sondern auch in anderen Beziehungen seinem Sohne Ludwig den Weg zu der souveränen königlichen Macht, zu welcher die französischen Könige seit Ludwig's Zeit und durch ihn gelangt sind.

Karl ließ, wie bereits erwähnt, den Herzog von Alençon 1456 durch den Grafen Dunois verhaften, indem er ihn beschuldigte, mit den Engländern über einen neuen Angriff auf das französische Reich unterhandelt zu haben. Er behielt ihn zwei Jahre lang in Haft, machte während dieser Zeit allerlei Versuche, ihn unter einem Scheine des Rechtes verurtheilen zu lassen, und stellte ihn dann trotz der dringenden Fürbitten der beiden ersten Pairs des Reichs, des Herzogs von Burgund und des Herzogs der Bretagne, vor ein Blutgericht. Karl beorderte nämlich im August 1458 das Parlament nach Montargis, wo dasselbe ganz unter seinem Einflusse stand, berief auch die weltlichen und geistlichen Pairs dahin und ließ durch dieses Gericht das Todesurtheil über den Herzog von Alençon aussprechen. Er vollzog zwar nachher das Urtheil nicht, ließ aber den Herzog in einem Schlosse gefangen halten. Erst nach Karl's Tode ward der Herzog auf Ludwig's Befehl wieder freigelassen und dieser, welcher glaubte, daß derselbe um seinetwillen so hart behandelt worden wäre, gab ihm auch seine eingezogenen Güter und Besitzungen zurück. Den Herzog von Burgund hatte Karl zuerst auf sehr gebieterische Weise zu dem Gerichte über Alençon entbieten lassen; als Philipp aber in Begleitung seiner Ritterschaft erscheinen wollte, erhielt er den Befehl, nicht selbst zu kommen, sondern nur Bevollmächtigte (des officiers) zu schicken. Philipp nahm hierauf eine kriegerische Stellung an, der König dagegen sammelte in der Picardie so viele Truppen, daß man den Ausbruch eines Krieges besorgte. Auch mit dem Grafen von Charolais conspirirte der König gegen dessen Vater und gegen seinen eigenen Sohn; er konnte aber mit ihm nicht einig werden, weil der burgundische Prinz den Herrn von Croy verderben, der König von Frankreich dagegen denselben nicht aufopfern wollte. (Pour deux royaumes comme le mien, sagte er, je ne consentirois un vilain fait.)

2. Frankreich und Burgund von Ludwig's XI. Thronbesteigung bis zum Tode Philipp's des Guten.

Im Juli 1461 ward Ludwig der XI. durch den Tod seines Vaters König von Frankreich. Jedermann hatte geglaubt, er würde, sobald er den Thron besteige, den Herzog Philipp von Burgund, der ihn viele Jahre hindurch beschützt und ernährt und um seinetwillen sich sogar mit Karl VII. ganz entzweit hatte, vorzugsweise begünstigen; Ludwig war aber zu sehr Politiker und Diplomat, um die Schwäche der Dankbarkeit zu kennen. Gleich im ersten Augenblicke bewies er seinem bisherigen Schützer, daß er weit mehr von Argwohn, als von dem Gefühle der Dankbarkeit geleitet werde. Er nahm nämlich Philipp's Anerbieten, ihn an der Spitze einer zahlreichen Ritterschaft

nach Frankreich zu geleiten, nicht an, sondern forderte nur die angesehensten burgundischen Herren mit ihrem gewöhnlichen Gefolge zu seiner Begleitung nach Frankreich auf; es war immer noch ein Zug von 4000 Bewaffneten. Am 18. August ließ er sich zu Rheims vom Erzbischof salben und vom Herzog von Burgund die Krone aufsetzen, nachdem derselbe ihn vorher auf seinen Wunsch zum Ritter geschlagen hatte, obwohl, wie ein Chronist bemerkt, „eigentlich alle Königskinder von Frankreich schon bei der Taufe Ritter sind". Bei dieser Feierlichkeit machte der alte, gute und ehrwürdige Herzog Philipp auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck, als er nach dem Krönungsmahle vor dem Könige niederkniete und ihn bat, allen denen, die ihn bei Lebzeiten seines Vaters beleidigt hätten, zu verzeihen. Der König konnte sich freilich nicht durchaus weigern, eine Amnestie zuzusagen, von welcher er nur den Kanzler Juvenal des Ursins, den Grafen von Dammartin (Chabannes) und fünf andere Männer ausschloß; sein grausames und rachgieriges Gemüth erlaubte ihm aber nicht, zu halten, was er versprochen hatte. Er rächte sich bald nachher durch Absetzungen und Verfolgungen an allen Dienern seines Vaters und begünstigte dagegen diejenigen, welche ihm wider seinen Vater beigestanden hatten, so daß der Herzog von Burgund, als er seinen wohlgemeinten Rath verschmäht sah, den Widerstand der beleidigten Aristokratie des Adels und der Beamten voraussagte. Am 30. August zog der Herzog unter dem Jubel der Pariser, die ihn als ihren alten Freund betrachteten, in die Hauptstadt ein; am nächsten Tage erschien der König. Letzterer bewies anfangs dem Herzoge selbst und dem Grafen von Charolais, aus Politik und um Beide zu täuschen, viele Freundschaft; er ertheilte dem Grafen sogar die Regierung der Normandie mit einem Jahrgelde von 36,000 Livres; gleich nachher aber suchte er auf jede Weise den übermächtigen Vasallen zu schwächen. Karl der Kühne trat deshalb auch, während sein Vater sich ruhig verhielt, alsbald in nähere Verbindung mit dem Herzoge von Bretagne, welcher ebenso wie er Ursache hatte, den Versuchen Ludwig's, die großen Vasallen des Reiches zu demüthigen, entgegen zu wirken.

Schon unter Ludwig's Vater war die Bretagne dem früheren Vasallen-Verhältniß zu Frankreich wieder näher gebracht worden. Einige Jahre nach dem Tode des Herzogs Franz I. war nämlich, wie oben bemerkt, dessen Nachfolger Peter II. gestorben (1457) und das Herzogthum an seinen Oheim, den bekannten Connetable, Grafen von Richemont, gekommen. Dieser, welcher als Herzog der Bretagne Arthur III. heißt, hatte nicht nur die Connetable-Würde beibehalten, sondern es auch ganz unbestimmt gelassen, ob die dem Könige geleistete Huldigung eine ihn verpflichtende (ein sogenannter hommage lige)

sei oder nicht, obgleich seine Stände auf der Erklärung bestanden hatten, daß die Bretagne eine Art Königreich sei und daß deshalb die Huldigung des Herzogs nur als eine bloße Form, nicht aber als eine Anerkennung des Souverains angesehen werden müsse. Arthur war schon 1458 gestorben und hatte seinen Neffen, Franz II., zum Nachfolger erhalten. Von diesem verlangte Ludwig statt der Ehren-Huldigung ein förmliches Vasallen-Gelöbniß (einen hommage lige); Franz weigerte sich dessen jedoch und schloß, um dem befürchteten Andringen widerstehen zu können, mit dem Grafen von Charolais einen geheimen Vertrag. Der neue König gerieth dadurch allerdings in Besorgniß, wagte aber weder dem Herzoge von Burgund, noch dem Grafen von Charolais öffentlich entgegenzutreten. Er erwies sich vielmehr in den beiden ersten Jahren seiner Regierung dem alten Herzoge sogar auf jede Weise gefällig. Den Sohn desselben suchte er dagegen nach seiner heimtückischen Art durch angezettelte Conspirationen und durch die Begünstigung seiner Feinde zu kränken und er that dies in so auffallender Weise, daß schon damals die heftige persönliche Feindschaft, welche zwischen dem neuen Könige von Frankreich und dem künftigen Herzoge von Burgund bestand, für Jedermann sichtbar wurde. Er machte unter Andern einen Todfeind Karl's, den Herrn von Croy, dessen er sich schon früher gegen den heftigen und trotzigen Fürsten angenommen hatte, zu seinem Hofmarschall, schenkte demselben die Stadt Guines und ihr Gebiet und ließ diese Gunstbezeugung, blos um den Grafen von Charolais zu ärgern, in Paris unter Trompetenschall bekannt machen. Der alte Herzog that alles Mögliche, um die Heftigkeit seines Sohnes zu mäßigen, gerieth aber bald selbst mit dem Könige in Zwist. Dieser muthete ihm nämlich ebenso, wie dem Herzoge der Bretagne, zu, daß er die geleistete Huldigung als eine verpflichtende betrachte, und als Philipp sich dessen weigerte, trat der hinterlistige Ludwig zwar, wie immer, wenn er ernsten Widerstand erfuhr, behutsam zurück, um auf eine bessere Gelegenheit zu lauern, ärgerte aber den Herzog bald durch eine andere Forderung. Er schickte Gesandte an Philipp, welche unter dem Vorwande, ihn zu Rüstungen gegen eine Landung der Engländer aufzufordern, darauf dringen sollten, daß die französische Salzsteuer auch in Burgund eingeführt werde. Philipp erkannte in dieser Forderung den Versuch, ihn als einen eigentlichen Vasallen zu behandeln und schickte deshalb einen seiner Großen, den Herrn von Chimay aus dem Hause Croy, ab, um gegen die Mißdeutung der geleisteten Huldigung zu protestiren. Der König wollte den burgundischen Gesandten nicht vor sich lassen; der Herr von Chimay pflanzte sich aber so nahe an das königliche Gemach auf, daß der König ihn

endlich anreden mußte. Ludwig that dies auf eine solche Art, daß er jeden Anderen eingeschreckt haben würde. „Was für ein Mann", schrie er, „ist denn der Herzog von Burgund? Ist er ein Anderer oder von anderem Metall, als die übrigen Fürsten und Herren meines Königreichs?" „Ja", erwiderte der Herr von Chimay, „der Herzog von Burgund ist wahrhaftig ein Anderer und von anderem Metall (voirement autre et d'autre metal), als die übrigen Fürsten Ihres Reiches und der umliegenden Länder; denn er hat Sie gegen die Absichten Ihres Vaters Karl, dem Gott seine Sünden vergeben möge, bewacht und beschützt (il vous a gardé, porté et soutenu) und sich dadurch dessen Mißfallen zugezogen. Das hatten andere Fürsten weder thun wollen, noch thun dürfen." Der König entfernte sich bei diesen Worten unwillig, hielt aber doch für klug, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Dagegen machte er eine andere Forderung, welche der alte Herzog nicht wohl verweigern konnte, weil sie in dem Vertrage von Arras begründet war. Er verlangte die dem Herzoge überlassenen Städte an der Somme zurück, welche nach jenem Vertrage gegen eine bestimmte Summe Geld wieder eingelöst werden konnten und deren Rückgabe schon Karl VII. vergebens zu bewirken gesucht hatte. Da er aber einsah, daß er dieser Forderung auf geradem Wege kein Gehör verschaffen könne, so bediente er sich seiner gewohnten italienischen Arglist, welche ihm und der französischen Nation während seiner ganzen Regierung durch Verrath, Lüge und Frevel zu großen Zwecken verhalf. Er täuschte den Grafen von Charolais durch die Vorspiegelung, daß jene Summe ihm zufallen werde, und bestach die vertrauten Diener des alten Herzogs, damit sie diesen beredeten, er könne und dürfe die Städte nicht behalten, wenn ihm das im Vertrage ausbedungene Geld bezahlt werde. Philipp erfüllte wirklich die Forderung Ludwig's, der die festgesetzte Summe (400,000 Goldgulden) in zwei Terminen bezahlte; diese Wiedereroberung der Grenzstädte im Nordosten ward mit Recht als ein Meisterstück der königlichen Politik und als ein Triumph für die Nation betrachtet, da sie keinen Tropfen Blut gekostet hatte (1463). Der Graf von Charolais, welcher zugleich mit seinem Vater und mit dem Könige entzweit war, hatte freilich zuletzt gemerkt, daß er betrogen sein werde, und die Herren von Imbrecourt und von Contay an Ludwig gesandt, um in seinem und der Provinz Artois Namen gegen die Rückgabe der Städte zu protestiren; er kam aber mit seiner Beschwerde zu spät. Was übrigens die dem Herzog bezahlte Geldsumme betrifft, so hatte Ludwig, dessen Moral nichts weniger als engherzig war, sie leicht herbeizuschaffen gewußt: er hatte geborgt, er hatte die zum Solde der Kriegsleute und Hofbedienten bestimmten Gelder in Beschlag ge-

nommen, er hatte sich der deponirten Summen bemächtigt und dagegen alle Diejenigen, deren Geld er gebrauchte, auf den Ertrag einer außerordentlichen Steuer angewiesen, welche ihm die Stände der einzelnen Provinzen gewährten.

Kaum hatte Ludwig die Städte an der Somme eingelöst, als er Philipp zu bewegen suchte, ihm auch die einst an den ersten Herzog von Burgund verpfändeten Städte Orchies, Douay und Lille gegen die Pfandsumme zurückzugeben. Dies ward freilich abgelehnt; Ludwig hatte aber durch den wiedererlangten Besitz der zuerst erwähnten Städte die Grenze Frankreich's gegen das burgundische Gebiet hin ausgedehnt und konnte jetzt in seinen Plänen weiter vorschreiten. Zunächst suchte er den Grafen von Charolais unschädlich zu machen und ihm einen Verbündeten zu entziehen, welcher nach dem Tode des alten Herzogs von Burgund für Frankreich sehr gefährlich werden konnte. Dieser Verbündete Karl's des Kühnen war der Herzog Franz II. von Bretagne, welcher längst erkannt hatte, daß Ludwig entschlossen sei, ihn und die anderen Großen zu unterdrücken und dagegen das Volk zu heben. Es entging dem Könige so wenig, als irgend Jemandem in seinem Reiche, daß nächstens eine Verschwörung aller Großen zu erwarten wäre, an deren Spitze, sobald Karl Herzog von Burgund geworden sei, die beiden ersten Pairs des Reichs, Burgund und Bretagne, sich stellen würden. Um dies zu hindern, beschloß Ludwig, dem Herzoge der Bretagne zuvorzukommen, indem er zugleich die zwischen Karl und seinem Vater bestehende Zwietracht zu unterhalten und zu vergrößern suchte, was er auch durch die in seinem Solde stehenden Hofleute des Herzogs Philipp, sowie durch den Anhang des Herrn von Croy und des Grafen von Etampes, der Todfeinde Karl's, erreichte. Er zog unvermerkt ein Heer an den Grenzen der Bretagne zusammen und ließ dann durch seinen Kanzler, Peter von Morvilliers, dem Herzoge erklären, daß der König ihm verbiete, sich fernerhin einen Herzog von Gottes Gnaden zu nennen und Regierungshandlungen zu üben, welche nur einem souveränen Herrn zukämen. Als solche Handlungen wurden bei dieser Gelegenheit bezeichnet: Goldmünzen schlagen zu lassen; von den Unterthanen andere Steuern, als die von Alters hergebrachten, zu erheben; den Vasallen bei der Huldigung die Verpflichtung aufzulegen, daß sie dem Lehensherrn gegen und wider Alle, welche leben und sterben können, dienen wollten; endlich sich von seinen Prälaten huldigen zu lassen, weil diese unmittelbare Vasallen der Krone wären (de recevoir les sermens de fidélité des prélats, ainsi que leurs aveux et dénombremens, attendu qu'ils rélevoient nuement de la couronne de France). Der Kanzler hatte den Auftrag, dem Herzoge den Krieg

zu erklären, wenn derselbe die Forderungen des Königs nicht sogleich zugestehe. Diesmal war jedoch Ludwig der Betrogene; denn er sah sich genöthigt, einen Aufschub von drei Monaten zu gewähren, weil der Herzog ihm vorstellte, daß er zuerst seine Stände versammeln müsse, ohne deren Zustimmung Alles, was er bewillige, ungültig sei. Da der König seine Truppen hierauf sogleich in die Picardie schickte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er besorgt habe, der Herzog Philipp oder vielmehr dessen Sohn Karl möchte sich bei dem Unternehmen gegen den Herzog der Bretagne nicht ruhig verhalten. Auch waren in der That mehr oder weniger alle Großen des Reiches, welche während der letzten Regierungen unabhängig geworden waren, ganz besonders aber der Herzog von Burgund, bei dem, was Ludwig von dem Herzoge der Bretagne verlangte, betheiligt. Der König mußte sich nachher gefallen lassen, daß die Streitigkeit mit dem Letzteren in die Länge gezogen wurde. Er hatte wegen dieser Angelegenheit sogar im Juli 1464 zu Hesdin eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund, bei welcher er sich namentlich auch über die Haltung seines Sohnes Karl beklagte. Er kam mit dem Herzoge überein, daß der Streit mit dem Herzoge von Bretagne im September 1464 zu Chinon schiedsrichterlich beendigt werden solle; hier reisten jedoch die Bevollmächtigten des Letzteren im October wieder ab, ohne sich dem Ausspruche des königlichen Commissars gefügt zu haben.

Die Schuld der Zögerung und Widersetzlichkeit des schwachen Herzogs Franz II. ward dem Grafen von Charolais, der sich immer noch in Holland aufhielt, zugeschrieben. Karl der Kühne und Franz II. hatten schon früher gemeinschaftliche Pläne gegen Ludwig entworfen und im März 1464 ihre Verbindung mit dem ausdrücklichen Zusatze erneuert, daß sie einander gegen Jeden, selbst gegen den König, beistehen würden. Ludwig wußte, daß Abgeordnete des Herzogs der Bretagne als Franziskaner verkleidet bei allen Großen des Reiches umherreisten, um sie auf die Absichten des Königs aufmerksam zu machen und daß Tannegui du Chatel, Genlis und Romillé, der Vicekanzler von Bretagne, von Seiten des Herzogs Franz, sowie der Graf von St. Paul und dessen Bruder Jakob von Luxemburg von Seiten des Grafen von Charolais die Seele der beabsichtigten Verbindung gegen ihn wären. Romillé reiste nach England, um dort das Nöthige zu verabreden, während Jakob von Luxemburg, des Grafen von Charolais Statthalter zu Rennes, der sich aber bei diesem in Holland aufhielt, seinen Stellvertreter Anton von Lamet fortwährend zwischen Holland und der Bretagne hin und her schickte. Endlich ertheilte König Ludwig, welcher kein Verbrechen scheute, wenn es ihm nützen konnte, einem jener vielen furchtbaren Haudegen und

außerehelichen Rittersöhne,. dem Bastard von Rubempré, den Auftrag, den bretagnischen Vicekanzler Romillé mit seinen Papieren in Gorkum aufzuheben. Rubempré schiffte sich auch wirklich mit einer kleinen Zahl handfester Männer ein, landete an der holländischen Küste, ließ seine Leute auf Walchern zurück und ging mit zwei Begleitern nach Gorkum, wo er jedoch, weil der Graf von Charolais sich daselbst aufhielt, Verdacht erregte und verhaftet wurde. Durch einen der burgundischen Hofleute, Olivier de la Marche, dessen Denkwürdigkeiten eine Hauptquelle dieser Geschichten sind, ward dann dem alten Herzoge sogleich berichtet, Rubempré habe den Auftrag gehabt, den Grafen von Charolais aufzuheben und zum König Ludwig zu bringen, weil dieser durch Sterndeuter erfahren habe, daß der Herzog nicht mehr lange leben werde. Der Letztere glaubte dies, weil er den Charakter des Königs von der schlimmsten Seite her hatte kennen lernen und weil Ludwig sich wirklich auf ganz thörichte Weise mit astrologischen Studien beschäftigte. Auch sah alle Welt die Sache so an und es erschienen die heftigsten Schriften gegen den König, welcher damals sogar von den Kanzeln herab geschmäht wurde. Vergebens bot Ludwig Alles auf, um den Herzog von Burgund zu beruhigen; dieser reiste sogar schnell von Hesdin ab, als der König sich bei ihm zum Essen melden ließ. Endlich schickte Ludwig eine glänzende Gesandtschaft, an deren Spitze der französische Kanzler Morvilliers stand und welche die Auslieferung der Verläumder des Königs verlangte; diese wurde aber von dem Herzoge in Gegenwart seines Sohnes abgefertigt. Doch sprach Philipp selbst sich gegen die Gesandten keineswegs so heftig aus, als sein Sohn, dessen Stolz dadurch schwer gekränkt wurde, daß der französische Kanzler eine Aeußerung von ihm mit den Worten erwiderte, er sei nicht gekommen, um mit ihm, sondern um mit seinem Vater zu sprechen (Monseigneur de Charolais, je ne suis pas venu pour parler à vous, mais à Monseigneur votre père). Karl gerieth über diese Antwort in die größte Wuth und stieß, wie Comines*) berichtet, gegen den Erzbischof von Narbonne, welcher den zweiten Platz unter den Gesandten hatte, die Drohung aus: der König habe ihm durch seinen Kanzler den Kopf waschen lassen, werde aber, noch ehe ein Jahr verflossen sei, dies bereuen. (Rocommandez moi, sagte er, humblement à la bonne grace du roy, et dites lui, qu'il m'a bien fait laver la tête par son chancelier, mais qu'avant qu'il soit un an, il s'en repentira.)

---

*) Die berühmten Denkwürdigkeiten (Mémoires) von Philipp de Comines beginnen mit der Darstellung dieser Begebenheit.

Von dem Augenblicke an, als es zwischen Ludwig und dem Herzoge von Burgund zu einem entschiedenen Bruche gekommen war, machte der gesammte hohe Adel Frankreichs, welcher unter dem Schutze von Bretagne und Burgund seit einem Jahre gegen die demokratischen Umtriebe Ludwig's conspirirt hatte, Anstalten zum Kriege. Abgesehen von tiefer liegenden Interessen war den Herren und Damen vom hohen Adel der sparsame, bürgerlich einfache Hof zuwider, an welchem es weder Turniere noch Ballfeste gab. Aber auch viele Herren vom niederen Adel hatte Ludwig durch die Strenge verletzt, womit er ihnen das Jagdvergnügen beschränkte, dem er selbst eifrig ergeben war. Dieser Hang, sowie seine astrologischen Grillen und sein abergläubiges Wesen überhaupt (er trug gern Marienbilder von Zinn oder Blei am Hute) beweisen zur Genüge, daß seine Denkweise nicht so consequent angelegt war, wie man sie manchmal darstellt. In seinem Verhalten gegen die großen Vasallen aber hielt er stets an den gleichen streng durchdachten Grundsätzen fest und wenn er auch Bürger und Bauern mit Steuern drückte, erweiterte er doch den Gemeinden ihre Rechte, wo er nur konnte und sein Wirken blieb im großen Ganzen ein demokratisches. Auch wußten die hohen Herren trotz alles freundschaftlichen Zuredens, wessen sie sich von ihm zu versehen hatten. Sie gaben sich selbst für Volksfreunde aus, was immerhin einen Fortschritt erkennen läßt. Sie ernannten Bevollmächtigte, die sich durch eine rothseidene Schleife am Gürtel unter einander kenntlich machten (et portoyent, iceux qui avoyent les scelez, secrètement chascun une aiguillete de soye rouge à sa ceinture, à quoy ils congnoissoyent les uns les autres), und diese schlossen (Ende 1464) in Paris einen Bund, welcher den Namen des Bundes für das öffentliche Wohl (ligue du bien public) annahm. Philipp der Gute hielt sich anfangs, seines Sohnes Heftigkeit scheuend, von dem Bündnisse fern, wurde aber bald durch seinen Schwestersohn, den Herzog von Bourbon, in dasselbe hineingezogen. Dieser zürnte dem Könige, weil ihm die durch den Tod des Herzogs Arthur von Bretagne erledigte Connetable-Würde nicht ertheilt worden war, und trat deshalb nicht nur selbst der Verschwörung bei, sondern brachte auch seinem Oheim die Ueberzeugung bei, daß der unter dem Vorwande einer Vereinigung für das öffentliche Wohl geschlossene Bund der Großen gegen einen demokratischen Despoten durchaus rechtmäßig sei (Anfang 1465). Der Herzog willigte ein, daß ein Heer aufgestellt werde und rief seine Vasallen zu den Waffen. Er mußte daher auch jetzt zugeben, daß sein rüstiger Sohn ein Commando führe und an der Leitung der Dinge Antheil nehme. Dieser war kaum in die Lage gebracht, selbstständig zu han-

deln, als er dieselbe unverständige Heftigkeit des Charakters, die ihm von jeher eigen gewesen war und ihn später unglücklich machte, zu erkennen gab und durch seine erste Handlung seinen alten, schwachen Vater in die größte Wuth versetzte. Er verjagte nämlich einen der Herren von Croy, welche seines Vaters Rathgeber und vertraute Freunde und dagegen seine persönlichen Feinde waren, eigenmächtig vom Hofe, indem er ihnen gebot, augenblicklich das Land zu verlassen und ihn durch Androhung des Todes so sehr einschreckte, daß er nicht einmal Abschied vom Herzoge zu nehmen wagte. König Ludwig suchte sich, als der Krieg mit den Großen drohte, zuerst durch treulose Künste aus der Gefahr zu ziehen und traf dann aufs neue Anstalten zur Errichtung eines stehenden Heeres. In Beziehung auf das letztere stellte er das Steuergericht, welches er früher abgeschafft hatte, wieder her, hob durch eine oft schmutzige Sparsamkeit und durch strenge Beitreibung der Abgaben seine Finanzen und machte gleich den Tyrannen Italiens den Söldnerdienst zu dem besten Gewerbe des Mittelstandes und des niederen Adels. Wie einträglich der Söldnerdienst unter ihm ward, geht daraus hervor, daß Ludwig den Reisigen (Gensdarmes) je 15 Livres, den Bogenschützen aber halb so viel monatlich bezahlte und daß also unter ihm der Sold eines geworbenen Kriegers weit bedeutender wurde, als der Tagelohn des geschicktesten und fleißigsten Arbeiters war.

Im März (1465) trat auch Ludwig's Bruder, der 19jährige, nicht sehr begabte Herzog Karl von Berry, welchem der König schon längst nicht getraut hatte, offen zu den Verbündeten über und begab sich mit ihnen nach der Bretagne. Dies war dann endlich das Signal zu dem Bürgerkriege, welcher den Namen des Krieges für das öffentliche Wohl (guerre du bien public) erhalten hat. Die Herzoge von Berry, von Bourbon, von der Bretagne und von Alençon, der Graf von Armagnac und Johann von Calabrien, Herzog von Lothringen und Bar, welcher gegen den Willen seines Vaters, des Titularkönigs Renatus von Neapel und Sicilien, dem Bunde beigetreten war, erließen heftige Manifeste gegen den König, in denen sie behaupteten, daß ihr Aufstand keinen anderen Zweck habe, als das Wohl des Volkes zu fördern, wobei allerdings die Dreistigkeit dieser Herren sehr auffallend ist, indem sie kurz vorher zu Tours, wo der König sie versammelt hatte, ihren höchsten Unwillen über die Verbindung von Burgund und Bretagne kund gegeben hatten. Der Herzog von Bourbon klagt in seinem Briefe an den König, in welchem er seine Weigerung, Truppen zum Heere des Königs zu stellen, ausspricht, ganz in der Manier seiner Standesgenossen, daß der König durchaus nur nach eigenem Willen regiert, das Herkommen nicht

beachtet, in seinem Rathe die Prinzen und Großen durch gemeine Leute ersetzt und die Gegenvorstellungen des Adels verachtet habe. Dann fährt er fort: um so vielen Uebeln abzuhelfen und aus Mitleid mit dem armen Volke hätten alle Prinzen und Großen sich unter einander enge verbunden, damit sie den König zu einer Aenderung seines Systems brächten, Alles zu dessen eigenem Besten und zum Besten seiner Krone. Uebrigens gehörten zu den Verbündeten unter Andern auch Dunois, Loheac und Chabannes, Graf von Dammartin. Der König dagegen erhielt an dem Herzog Franz Sforza von Mailand, der ihm seinen Sohn Galeazzo Maria zu Hülfe schickte, einen guten Bundesgenossen. Dieser hatte nämlich ein besonderes Interesse, dem König Ludwig gegen die Verbündeten beizustehen, weil der Herzog Karl von Orleans, welcher vor dem Ausbruche des Krieges (1465) gestorben war, kurz nachdem ihn der König empfindlich beleidigt hatte, eben so wenig, als sein Sohn und sein Neffe den Franz Sforza als rechtmäßigen Beherrscher des Herzogthums Mailand anerkannten; sie nahmen vielmehr dieses Land als Erbe der Mutter Herzog Karl's, Valentine Visconti, für ihr Haus in Anspruch (Bd. VII, S. 89).

Im Mai hatte sich fast das ganze Reich, Lyonnois, Dauphiné und Normandie etwa ausgenommen, gegen den König erhoben. Im Juni führte Ludwig seine Truppen gegen den Herzog von Bourbon und bedrohte gerade Bourges, als er die Nachricht erhielt, daß zu gleicher Zeit der Herzog von Bretagne in seinem Rücken erscheine und daß der alte Herzog von Burgund seinem Sohne, den er seit einiger Zeit ganz nach seinem Willen schalten ließ, ein Heer von 26,000 Mann zum Zuge gegen Paris anvertraut habe. Auf diese Nachricht ließ Ludwig einen Theil seiner Truppen zurück, um Auvergne und Berry besetzt zu halten, während Galeazzo Maria die Länder la Forest und Beaujolais verheerte; mit der Hauptmasse seines Heeres brach er selbst gegen den Grafen von Charolais auf, welcher nach der Somme hin heranzog, während der Herzog von Bretagne an der Loire heraufmaschirte, um sich in Isle de France mit jenem zu vereinigen und dann mit der verbundenen Macht Beider Paris zu besetzen. Der Graf von Charolais setzte zwar ungehindert über die Somme und die Seine hinüber, konnte aber nicht in Paris eindringen, weil die Bürger der Stadt ihm mit großer Standhaftigkeit den Eintritt verwehrten und weil die Herzoge von Bretagne und Berry nicht an dem bestimmten Punkte zu ihm stießen. Sein Heer, in welchem eine große Zahl Bastarde, unter ihnen auch Bastarde des Herzogs von Burgund, eine bedeutende Rolle spielten, war nach der von Comines gegebenen genauen Schilderung schlecht geordnet und noch schlechter eingeübt, sowie des Krieges ungewohnt. Er selbst war

ein unvorsichtiger Anführer und der alte Herzog hatte unnöthiger Weise seines Sohnes Tollkühnheit noch dadurch vermehrt, daß er beim Abmarsche aus Burgund ihn ermunterte, tüchtig zuzuschlagen, da, wenn es nöthig sei, er selbst an der Spitze von 100,000 Mann nachkommen werde. Anfangs wollte Karl zwar nach dem vergeblichen Angriff auf Paris wieder umkehren, da Bretagne und Berry immer noch ausblieben und dagegen der König mit seinem Heere heranzog; er ließ sich aber dadurch zurückhalten, daß der Kanzler von Bretagne ihm von Zeit zu Zeit Briefe vorzeigte, in welchen die Ankunft des Herzogs als nahe bevorstehend verkündigt ward. Auch war dieser nebst dem Herzoge von Berry ihm wirklich schon so nahe gekommen, daß Ludwig einige Zeit ungewiß war, ob er zuerst sie oder den Grafen von Charolais angreifen solle. Die Mehrheit seines Kriegsrathes stimmte für das letztere, weil Karl zwar eine zahlreiche und vortreffliche Artillerie, aber ein keineswegs furchtbares Heer hatte (mais ils dirent tous, qu'il vailloit mieux tomber sur les Bourgongnons, parceque l'ancienne haine d'entre les Français et les Bourgongnons éstoit plus grande que contre les Bretons). So kam es denn am 16. Juli 1465 bei Montlhery im Seine-Departement zu einem Treffen zwischen Ludwig und dem Grafen von Charolais. In Rücksicht dieses Treffens würden wir, selbst wenn die Beschreibung von Schlachten in das vorliegende Werk gehörte, nicht wagen, auf das Nähere einzugehen, da man weder durch eine genaue Vergleichung dessen, was die beiden Berichterstatter Olivier de la Marche und Comines, welche zugegen waren, erzählen, noch auch durch die gelehrten Anmerkungen, welche die Franzosen über Beide gegeben haben, in den Stand gesetzt wird, ein richtiges Urtheil zu fällen, was auch Duclos in seiner berühmten Geschichte Ludwig's XI. gefühlt hat. Uebrigens kämpfte sowohl der König von Frankreich, als der Erbe von Burgund mit großem persönlichem Muth; der Letztere kam sogar in Gefahr, gefangen genommen zu werden, und wurde nur durch einen rüstigen Reiter, den er dafür auf der Stelle zum Ritter schlug, gerettet. Der Sieg blieb unentschieden. Beide Führer rühmten sich desselben; Ludwig, weil die Burgunder mehr Leute verloren hatten als er, sowie weil er Paris entsetzte und daselbst als Sieger empfangen ward,*) Karl aber noch weit mehr, weil er auf dem Schlachtfelde übernachtete und ganz ungehindert nach Etampes abzog, wo die Herzoge von Berry und Bretagne sich mit ihm vereinigten.

Das verbündete Heer der Ligue, welches Philipp der Gute durch die Zusendung bedeutender Schaaren von Reiterei verstärkte und

*) Zum Abendessen lud er angesehene Bürger mit ihren Frauen ein und erzählte ihnen von der Schlacht in so beredsamer Weise, daß sie in Thränen ausbrachen; so meldet J. de Troyes („Chronique scandaleuse“).

dem sich die Herzoge von Bourbon und von Nemours, sowie Johann von Lothringen, der Graf von Armagnac und der Herr von Albret angeschlossen, rückte nach der Schlacht bei Montlhery vor Paris. Unter ihren Truppen zeichnete sich besonders ein Corps von 500 Schweizern aus, welches taktische Uebung mit Disciplin und Ordnung verband. Es war das erste schweizerische Fußvolk, welches in Frankreich Aufsehen machte. Dasselbe stand im Dienste des Herzogs von Lothringen, Johann von Calabrien, in dessen Heer sich außerdem eine Schaar abgehärteter Reiter befand, welche von Kopf bis zu Fuß mit Eisen bedeckt waren, auf ganz gepanzerten Pferden saßen und dem Hause Anjou Jahre lang in Italien gedient hatten. Die Gesammtzahl der vor Paris vereinigten Truppen der Ligue wird von Comines auf 100,000 Mann angegeben, sie betrug aber gewiß nur etwa die Hälfte. Jedenfalls litt das Land um Paris herum unsäglich, da die beiderseitigen Heere einander vom Juli bis zum September gegenüber lagen und sich in kleinen Gefechten bekämpften und da der König auch noch den in der Normandie aufgebotenen Hinterbann an sich zog. Gleichwohl ward im Ganzen Ordnung und Zucht gehalten und nur die Truppen des Herzogs von Nemours und des Grafen von Armagnac machten in dieser Hinsicht eine Ausnahme, da sie vom Raube leben mußten. Paris wurde von den Truppen des Königs tapfer vertheidigt. Dieser verlangte damals auch, daß sich die dortigen Studenten bewaffneten; der Rector der Universität, Wilhelm Fichet, widersetzte sich aber mit großem Nachdruck und Ludwig's Forderung blieb unerfüllt. Der in unserer Zeit oft zum Ideal gemachte König vergaß bei seiner bösartigen Natur dies dem Rector nicht; er wartete einige Jahre und jagte ihn dann aus dem Lande. Ludwig vertraute übrigens damals, wie in dem ganzen Kriege mit den Großen, weniger auf seine Kriegsmacht, als auf die Künste der Arglist, in denen er Meister war. Er suchte seine Gegner zu entzweien und gab scheinbar nach, um dann die Herren einzeln zu Grunde zu richten. Diese selbst boten ihm hierzu die Mittel dar. Es bestand unter ihnen eine so große Verschiedenheit des Charakters, daß eine dauernde Freundschaft zwischen ihnen unmöglich war. Dies hatte sich z. B. schon zu Etampes in Betreff des Herzogs von Berry und des Grafen von Charolais gezeigt. Der Erstere sprach sich dort öffentlich über das Schicksal der unglücklichen Opfer des Bürgerkrieges mild und theilnehmend aus, der Letztere dagegen brutal, hochmüthig und egoistisch, wie Leute seiner Kaste und seines Ranges zu thun pflegen, wenn ihr Interesse gefährdet ist. (Avez vous oui parler cet homme? sagte Karl vom Herzoge von Berry; il se trouve ebahi pour sept à huit cents hommes, qu'il voit par la ville allants blessés, qui ne lui sont rien, ni qu'il ne conoit point, il s'ebahiroit bientôt, si le cas

lui touchoit, de quelque chose, et seroit homme pour appointer bien legèrement et nous laisser en la fange; et pour les anciennes guerres, qui ont été entre le roi Charles son père et le duc de Bourgogne mon père, aisément toutes ces deux parties se convertiroient contre nous, par quoi est nécessaire de se pourvoir d'amis.)

Als Ludwig auf den Gedanken kam, zu diplomatischen Künsten seine Zuflucht zu nehmen, traf es sich zufällig, daß der Graf von Charolais zu einer Aussöhnung geneigt war, weil eine Kränkung, die ihm von den Städten Lüttich und Dinant angethan worden war, in ihm den Wunsch erregt hatte, schnell zur Rache gegen diese Städte schreiten zu können. Die Lütticher hatten nämlich, durch das trügerische Versprechen des Königs, ihnen beizustehen, verleitet, dem Herzog von Burgund durch einen Herold Krieg auf Tod und Leben (à feu et à sang) ankündigen lassen und sogar den Versuch gemacht, Luxemburg zu überfallen. Die Bürger von Dinant aber, einer in jener Zeit sehr bevölkerten Stadt des Bisthums Lüttich, hatten die Grafschaft Namur verheert und einen Mann von Holz oder Stroh, der den Grafen von Charolais vorstellen sollte, mit einer schimpflichen Inschrift vor den Thoren von Bouvignes, das auf der anderen Seite der Maas im Burgundischen lag, an den Galgen gehängt. (Vées là, riefen sie in der Inschrift den Burgundern zu, le fils de votre duc, le faux traitre comte de Charolais, que le roi de France a fait ou fera pendre.) Die Unterhandlungen zwischen dem Könige und den Verbündeten wurden bei Charenton eröffnet. Ludwig schickte anfangs Bevollmächtigte dahin, erschien aber bald in eigener Person, weil er für gut hielt, zu derselben Zeit, wo mit den Verbündeten über die Befriedigung ihrer Forderungen unterhandelt wurde, den Prinzen und Herren zu schmeicheln, besonders aber sich vor dem Stolze des Grafen von Charolais zu demüthigen. Er kam, ohne vorher Geißeln oder Bürgschaften gefordert zu haben, nach Charenton und vertraute sich auf diese Weise ganz dem ritterlichen Ehrenworte des Grafen von Charolais an, welcher viel zu romantisch war, um gleich dem Könige weder Wort noch Ehre zu achten, wenn es äußere Vortheile galt. Ludwig redete den Grafen vertraulich an, erinnerte ihn an die drohende Antwort, die er seinem „närrischen" Kanzler Morvilliers gegeben hatte und erklärte, er erkenne jetzt erst klar, daß der Graf von Charolais aus königlich französischem Blute sei. Als ihn Karl nach der Ursache des letzteren fragte, erwiderte er: der Graf habe, als er von Morvilliers mit heftigen Worten angefahren worden sei, eine Drohung ausgestoßen, welche jetzt in Erfüllung gegangen wäre; er habe nämlich ihm sagen lassen, er wolle es dahin bringen,

daß der König jenes Wort binnen einem Jahre sehr bereue, und dies sei jetzt geschehen. (Vous m'avez tenu promesse, et encore beaucoup plutôt que le bout de l'an; avec telles gens veux je avoir à besogner, qui tiennent ce qu'ils promettent tout de suite.) Die Forderungen der Prinzen und Herren waren so übertrieben und dienten dabei so offenbar zum Verderben des Reiches, daß der König anfangs großen Anstand nahm, sich auf dieselben einzulassen. Nicht blos die Prinzen und Herzoge, sondern auch jeder der Herren Tanneguy du Chatel (Sohn des Mitschuldigen am Morde bei Montereau), Dunois, Albret, Armagnac, Dammartin, Loheac, Bueil und St. Paul forderten Geld, Güter und Vortheile auf Kosten des Königs und des Reiches. Von dem vorgeblichen Gegenstande des Bundes, dem öffentlichen Wohle, war keine Rede, außer daß man die Berufung einer Versammlung zur Reform des Staatswesens verlangte, welche nachher eben so endigte, wie die Reichstage in Deutschland. Ludwig faßte jenen Forderungen gegenüber einen unerwarteten Entschluß, zu welchem ihm auch der Herzog von Mailand und sein Sohn gerathen hatten. Diese Beiden, welche Meister in allen Künsten der italienischen Treulosigkeit waren, hatten nämlich dem Könige sagen lassen: sie seien überzeugt, das einzige Mittel zur Trennung und Beseitigung des Bündnisses der Großen bestehe darin, daß Ludwig diesen Alles, was sie verlangten, gewähre, nachher aber, wenn es darauf ankomme, den Vertrag entweder zu erfüllen oder zu brechen, nur auf die Umstände Rücksicht nehme und blos frage, was ihm selbst am vortheilhaftesten sei. Sie gaben ihm also den Rath, welchen Guido von Montefeltro bei Dante dem Papste gibt: Lunga promessa, con l'attender corto, Ti fara triomfar nell' alto Seggio (durch viel Versprechen und wenig Halten wirst du auf deinem hohen Stuhl triumphiren; Hölle XXVII, 110). Ludwig befolgte nicht allein diesen Rath, sondern er ging sogar noch weiter. Er gewährte den Verbündeten mehr, als sie verlangten; denn er war mit Recht der Meinung, daß, je weiter die Herren jetzt ihre Forderungen trieben, nachher das Volk desto eher sich seine demokratische Dictatur werde gefallen lassen, um der Oligarchie der Großen entledigt zu werden. Uebrigens trennte er den Grafen von Charolais, weil derselbe an der Spitze eines förmlichen Reiches stand und eine Macht besaß, die es allenfalls allein mit der königlichen aufnehmen konnte, ganz von den Anderen, indem er am 5. October 1465 zu Conflans mit ihm einen besonderen Vertrag schloß. Die Uebereinkunft mit den übrigen Mitgliedern des Bundes ward erst am 29. October zu St. Maur unterzeichnet. Die sämmtlichen Herren konnten schon aus der Bereitwilligkeit, mit welcher Ludwig sogar die übertriebensten Forderungen

zugestand, sowie aus dem heftigen Widerspruch des Parlaments beim Registriren der Verträge ersehen, daß weder der König, noch das Volk, noch das Parlament ernstlich daran denke, die Monarchie in eine ganz schmähliche Oligarchie umwandeln zu lassen; sie wurden aber vom Grafen von Charolais fortgerissen und überdies die Kleineren unter ihnen, ein Dammartin, ein Loheac, ein Dunois u. s. w., durch die ihnen gewährten Vortheile von den Größeren getrennt. Wir begnügen uns, einige wenige Punkte aus beiden Verträgen anzuführen, da diese nie ausgeführt wurden und Ludwig sogar seinem Bruder das ihm Zuerkannte nie zu Theil werden ließ. Der Graf von Charolais, welchen der König in der Vertragsurkunde seinen Bruder und Vetter nennt, sollte die erst kürzlich von Ludwig neu zurück erkauften Städte an der Somme, die Districte (prévôtés) Vimeu, Beauvoisis und Foullop, die Städte Peronne, Montdidier und Roye und die Grafschaften Boulogne und Guines erhalten. Dem Bruder des Königs sollte nicht allein das Herzogthum Berry zurückgegeben werden, sondern Ludwig versprach ihm auch noch die Normandie mit der an derselben haftenden Lehenshoheit über Bretagne und Alençon. Der Herzog Johann von Lothringen und Calabrien sollte die ihm bequem gelegenen Städte Mouzon, St. Menehould, Vaucouleurs und Epinal erhalten, sowie außerdem noch 500 Lanzen (zu je fünf Mann) nebst dem Solde für dieselben und 100,000 Ducaten baar, um das Königreich Neapel wieder erobern zu können. Dem Herzoge von Bretagne wurden nicht nur die Grafschaften Etampes und Montfort und die Statthalterschaft in der niederen Normandie zugesprochen, sondern der König entsagte auch jedem Anspruch an irgend ein kirchliches Regale in der Bretagne. Der Herzog von Bourbon sollte die Castellanei von Usson und eine andere Herrschaft in der Auvergne erhalten, der Graf von Armagnac aber die vier Castellaneien, welche ihm unter der vorigen Regierung bei seiner Vertreibung nach Aragonien entrissen worden waren, sowie außerdem noch das Commando einer königlichen Ordonnanz-Compagnie und ein Jahrgeld. Dem Herzog von Nemours wurde die geforderte Statthalterschaft von Paris und von ganz Isle de France nebst einem Jahrgelde gewährt. Den Grafen Dunois und Dammartin sollten ihre eingezogenen Güter zurückgegeben werden. D'Albret erhielt Güter, die in der Nähe seiner Erbgüter lagen, der Graf von St. Paul aber die Connetable-Würde, welche seit dem Tode des Herzogs Arthur von Bretagne unbesetzt geblieben war. Loheac endlich ward Marschall von Frankreich, sowie Bueil (le sire de Bueil) Admiral und Tanneguy du Chatel Oberstallmeister. Nur eine einzige wahrhaft populäre Forderung erhoben die Herren, nämlich die förm-

liche Wiederherstellung der pragmatischen Sanction; denn Ludwig hatte dieselbe dem Papst zu Liebe für ungültig erklärt und nachher im Stillen wieder nach derselben verfahren lassen. Uebrigens begnügte sich der König bei der Abschließung dieser Verträge, welche er weder halten konnte noch wollte, nicht mit dem stillen Vorbehalt der Jesuiten (der reservatio mentalis), sondern er legte im Parlament eine förmliche und juristische Protestation nieder, in welcher er die Verträge für erzwungen und ungültig erklärte (qu'il n'acceptoit, heißt es in derselben, une paix si desavantageuse, que contre son courage et volonté par force et contrainte et pour éviter les inconvéniens tant de sa personne que du royaume, qu'il voyoit en disposition d'advenir).

Der Erste, welcher dessen, was Ludwig ihm hatte geben müssen, wieder beraubt wurde, war Ludwig's Bruder, Karl von Berry. Der König benutzte einen zwischen Karl und dem Herzoge von Bretagne entstandenen Zwist, um die Normandie wieder an sich zu reißen. Er gab, ehe er in dieses Land einbrach, dem Herzoge von Bretagne die Versicherung, daß er es allein auf seinen Bruder abgesehen habe; und da weder der Graf von Charolais, welcher damals mit seinem Rachezug gegen Lüttich und Dinant beschäftigt war, noch einer der anderen Herren dem Herzoge von Berry Hülfe leistete, so war die Normandie den königlichen Truppen bald unterworfen und wurde schon im Januar 1466 durch ein Patent Ludwig's dem Reiche wieder einverleibt. Sie ward für den Widerstand, den die Einwohner mehrere Monate hindurch hier und da geleistet hatten, hart bestraft. Karl von Berry flüchtete sich zum Herzoge der Bretagne. Von diesem Augenblick an war Ludwig unabläßig bedacht, auch den übrigen Vasallen durch List wieder zu entreißen, was er ihnen in dem Friedensvertrage hatte einräumen müssen. Burgund ward unterdessen immer mächtiger. Die Städte Dinant und Lüttich mußten es schwer büßen, daß sie im Vertrauen auf Ludwig, den Grafen von Charolais verhöhnt hatten und in das Burgundische eingefallen waren. Karl der Kühne zog nämlich, sobald er den Vertrag mit Ludwig abgeschlossen hatte, gegen die Lütticher und demüthigte sie. Sie mußten sich verpflichten, ihm jährlich 2000 Gulden und außerdem noch binnen sechs Jahren 600,000 Gulden zu zahlen, die Beherrscher des burgundischen Reiches für immer als ihre Schutzvögte (mainbourgs) anzuerkennen und ihrem Bischofe allen Schaden, den sie ihm zugefügt hatten, zu ersetzen. Trotz dieser harten Bestrafung ließen sich die Lütticher bald nachher aufs neue von Ludwig aufregen, und auch die Leute von Dinant fielen raubend in Namur und in das Hennegau ein. Karl rüstete daher im Juli 1466 einen neuen furchtbaren Kriegszug, griff

dann im August zuerst die Stadt an und ließ dieselbe, da sich die Bürger aus Furcht vor seinem Zorne dem burgundischen Heere mit unbeschreiblicher Wuth widersetzten, acht Tage lang mit kolossalen Geschützen so heftig beschießen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Als die bis dahin gewerbreiche und besonders in der Metallfabrication ausgezeichnete Stadt in seiner Gewalt war, verfuhr er gegen sie gerade so, wie der Tatare Timur zu verfahren pflegte. Er machte sie nicht nur dem Erdboden gleich, sondern ließ auch die Einwohner zusammenhauen und 800 derselben, paarweise an einander gebunden, in die Maas werfen. Die Lütticher fügten sich hierauf ganz in seinen Willen. Er gewährte ihnen Gnade, gab aber dem Theile seines Heeres, welcher bei der Plünderung von Dinant leer ausgegangen war, die den Lüttichern gehörenden Städte Huy und St. Tron zur Plünderung preis. Auf diese Weise ward Karl der Kühne noch vor seinem Regierungsantritt für seine Unterthanen und seine schwächeren Nachbarn ein Gegenstand des Schreckens; er erfüllte aber dadurch, daß er selbst sein Reich verwüstete und seine vielen Kriegsleute, die er nicht anders ernähren konnte, im eigenen Lande wie im feindlichen hausen ließ, den König von Frankreich mit Hoffnungen. Im folgenden Jahre (15. Juni 1467) starb zu Brügge Philipp der Gute, welcher schon früher vom Schlage gerührt worden war, und Karl der Kühne ward als einziger ehelicher Sohn desselben Beherrscher des burgundischen Reiches.

3. Karl der Kühne und Ludwig XI. bis zur Einmischung des Ersteren in die deutschen Angelegenheiten.

Die innere Beschaffenheit des burgundischen Staates war beim Tode Philipp's des Guten von der Art, daß ein kriegerischer und dabei übermüthiger und unvorsichtiger Regent, wie Karl der Kühne war, das ganze aus verschiedenartigen Provinzen und Stämmen zusammengesetzte Reich nothwendiger Weise zu Grunde richten mußte. Dies fühlte Niemand besser als Ludwig XI., der deshalb auch in allen Städten Burgunds eine Anzahl Wühler unterhielt, um durch die Benutzung der Unzufriedenheit, welche die von Philipp erfundenen neuen Steuern hervorriefen, jeden Augenblick Unruhen erregen zu können. Dem üppig blühenden burgundischen Reiche mangelte eines Theils alle Centralisation, also diejenige Leitung von oben, welche zur glücklichen Führung von Kriegen unentbehrlich ist, anderes Theils hatte dasselbe aber auch keine geregelte Einrichtung der Finanzen und da man aus diesem Grunde kein stehendes Heer halten konnte, so hatte der Beginn eines jeden Krieges die nothwendige Folge, daß der Beherrscher entweder zu neuen Steuern, welche eigenmächtig

erhoben wurden, seine Zuflucht nehmen mußte oder daß die friedlichen Einwohner durch die nicht bezahlten und vom Raube lebenden Truppen mißhandelt wurden. Beides war schon in den letzten Jahren Philipp's der Fall gewesen; denn Karl's Aufgebot hatte ebenso die burgundischen Lande wie die benachbarten Orte geplündert und Philipp hatte, um die ungeheure Artillerie, welche das burgundische Heer furchtbar machte, anschaffen zu können, den reichen flandrischen Städten Steuern auferlegt und dadurch eine solche Unzufriedenheit erregt, daß gleich nach seinem Tode in Gent heftige Unruhen ausbrachen. Es verhielt sich mit der Größe des burgundischen Reiches gerade so, wie mit dem Reichthum der Niederlande, in welchen der Sitz dieses Reiches war: sie beruhte auf Frieden, Ordnung, Sparsamkeit und Beobachtung der Verfassung. Darin hatte auch Philipp sie gesucht; seinem Sohne dagegen genügte dies nicht. Johannes von Müller hat in seiner Schweizergeschichte den Glanz des burgundischen Reiches, sowie den Charakter Karl's des Kühnen und den Reichthum, die Pracht und den königlichen Luxus desselben nach seiner Weise geschildert, wie er denn auch Ludwig XI. als einen zweiten Karl den Großen gepriesen hat. Uns gefällt diese Manier so wenig, als irgend etwas anderes Manierirtes; wir wollen daher nur einiges Einzelne mittheilen, um anzudeuten, daß in Burgund schon unter Philipp die Ueppigkeit der Ritterschaft und des Hofes eben so groß war, als der Wohlstand und Reichthum der Bürgerschaften. Die Truppen wurden größtentheils von ritterlichen Bastarden angeführt, und Philipp hatte seinerseits dieses Corps von außerehelichen Officieren beträchtlich vermehrt; denn er hinterließ über 20 Bastarde. Diese Nebensöhne hatten gleich ihren Müttern versorgt werden müssen und es ist deshalb doppelt zu verwundern, daß Philipp, obgleich sein Sohn Karl sogar noch in den beiden letzten Jahren viel Geld auf den Krieg verwendet hatte, einen bedeutenden Privatschatz hatte sammeln können. Philipp hinterließ nämlich außer dem ungemünzten Golde, den Perlen, Edelsteinen und seltenen Prachtstücken, welche aufgehäuft und bei festlichen Gelegenheiten zur Schau ausgestellt worden waren, 400,000 Dukaten (écus d'or) baar, 72,000 Mark Silber in Geräth, sowie 2,000,000 in Kostbarkeiten verschiedener Art.

In der letzten Zeit hatte Philipp die Genter und andere Städte durch die Einführung einer neuen Abgabe auf Getreide, welche besonders für die niedere Bürgerklasse drückend war, sehr erbittert. Nach seinem Tode glaubten die Genter von derselben wieder befreit zu werden, da sie Karl dem Kühnen stets gegen seinen Vater, dessen Residenz Brügge gewesen war, beigestanden hatten; Karl erließ aber, als er nach der Bestattung seines Vaters zur Feier der Huldigung

(blyde Inkomst, joyeuse entrée) in Gent eingezogen war, keine Bekanntmachung dieses Inhalts und rief dadurch einen Aufstand hervor. Die gesammte Bürgerschaft ergriff die Waffen und der neue Herzog ward gewissermaaßen der Gefangene derselben. Er sah sich also genöthigt, den Forderungen des tobenden Pöbels vorerst nachzugeben, wozu ihm auch die Mitglieder der Ritterschaft, welche sein Gefolge bildeten, riethen. Knirschend willigte er ein, daß jene Abgabe aufhören und die Genter von den Beschränkungen und Demüthigungen frei sein sollten, welche Herzog Philipp bei ihrer letzten Empörung ihnen auferlegt hatte. Das Glück der Genter mußte nothwendiger Weise auch in anderen Städten Unruhen hervorrufen und König Ludwig suchte aus diesem Umstande, wie aus dem ganzen Verfahren und Wesen Karl's für sich Nutzen zu ziehen. Karl der Kühne war der Held und das Ideal der Ritterschaft, er vermehrte die Pracht seines Vaters, hatte aber dessen Sinn für das Sammeln eines Privatschatzes nicht; er wendete außerdem viele Summen auf sein Heer und wollte mit Gewalt durchsetzen, was Ludwig weit leichter durch List erlangte; es brach daher auch gleich in den ersten Jahren seiner Regierung bald hier bald dort eine Empörung aus. Ludwig dagegen lebte einfach, wie einer aus dem Volke, scheute nicht, des öffentlichen Vortheiles wegen persönliche Kränkungen zu erleiden, suchte seine Zwecke mehr durch Unterhandlungen, als durch die Waffen zu erreichen, und vertraute auf die Pariser, welche ihm unbeschreiblich gewogen waren, sowie auf das Volk überhaupt, das er überall begünstigte, während er den Adel niederhielt. Er dachte Tag und Nacht nur an Geschäfte, suchte und fand die Leute, welche er brauchte, unterhielt überall Spione und gewann sich überall durch Bestechung Anhänger, wußte Alle, die sich gegen ihn verbündeten, zu überlisten, zürnte nicht, wenn ihm Einer eines größeren Vortheils wegen nicht Wort hielt und gründete seine Entwürfe auf die Selbstsucht und Bestechlichkeit der Großen, wodurch er stets weit sicherer zu dem gewünschten Ziele gelangte, als wenn er sich auf die Ehrlichkeit derselben gestützt hätte. Er erneuerte daher auch, als Franz Sforza von Mailand 1466 gestorben war, das zwischen diesem und ihm bestandene enge Bündniß mit dem Sohne desselben, dem ihm geistesverwandten, schrecklichen Galeazzo Maria. Bald nach dem kurz zuvor erwähnten Vorfalle in Gent regte er die Lütticher gegen Karl den Kühnen auf, unterhielt auch nachher fortwährend eine geheime Verbindung mit ihnen und versprach ihnen seinen Schutz, überließ sie aber, sobald die Sache gefährlich ward, ihrem Schicksale. Die Lütticher zürnten ihrem Herzoge, weil er ihnen im vorhergehenden Jahre nicht nur die Zahlung einer ungeheuren Summe auferlegt, sondern die Stadt Huy aus-

drücklich von der Zahlung eines Beitrages zu derselben freigesprochen hatte. Sie überfielen diese Stadt jetzt, gaben aber glücklicher Weise ihren Bischof und den Herrn von Imbrecourt, welche sie dort gefangen genommen hatten, wieder frei, und der Letztere bewog den Herzog zur Schonung der 300 Geißeln, welche er hatte niederhauen lassen wollen. Karl sammelte hierauf die Truppen, mit denen er die Stadt aufs neue angreifen wollte, im Gebiete von Löwen und die Lüttichrer zogen gegen ihn aus, weil sie erwarteten, Ludwig XI. werde ihnen zu Hülfe kommen. Dies erlaubte jedoch die Politik des Königs nicht, welcher damals zwar bereits den Herzog von Berry der Vortheile des Tractats von St. Maur beraubt und andere ehemalige Mitglieder der Ligue ganz für sich gewonnen hatte, aber noch immer durch den Herzog von Bretagne beunruhigt war und erst mit diesem fertig sein mußte, ehe er sich mit dem Herzoge von Burgund einlassen durfte. Er gab bei dieser Gelegenheit den Beweis, wie sehr er sich die Politik seines Verbündeten, des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand, angeeignet habe; denn er unterhielt einerseits in Lüttich Agenten, welche das Feuer schürten und schickte andererseits eine drohende Gesandtschaft an Karl, ließ ihm aber zugleich zu verstehen geben, daß er sich nicht ernstlich um die Lüttichrer bekümmere. Er sandte nämlich den Connetable, Grafen von St. Paul, einen ehemaligen Theilnehmer des Fürstenbundes, welchen er ganz an sich gezogen hatte, mit der drohenden Botschaft in Karl's Lager, ließ denselben aber von dem in seine arglistigen Entwürfe eingeweihten Kardinal de la Balue und einigen anderen Männern begleiten, welche einen entgegengesetzten Auftrag hatten. (Toutefois ils offirirent, heißt es von den Letzteren, s'il vouloit consentir que le roy peust faire la guerre en Bretagne, que le dit seigneur le laisseroit faire avec les Liègeois.) Der Herzog von Burgund zog am 11. November 1467 vor das von Ludwig verlassene Lüttich und demüthigte die trotzigen Wallonen zum dritten Male. Bald nachher regte der König dieselben von neuem auf.

Wie mit Lüttich, so hatte Karl auch mit den Städten und Ständen von Brabant, Hennegau und Flandern viel zu schaffen, weil er die Rechte derselben kränkte und Steuern von ihnen forderte. König Ludwig dagegen brachte es dahin, daß er die Commission, welche er zum Behuf einer Reform des Reiches hatte errichten müssen, gebrauchen konnte, um gegen die edlen Herren, denen sonst nicht beizukommen war, gerichtlich zu verfahren. Von derselben Commission erwirkte er auch in Betreff der von Karl dem Kühnen in der Picardie besetzten Städte, besonders St. Quentins, einen Spruch, an welchen sich freilich Karl vorerst wenig kehrte. Mit seinem Bruder, Karl von Berry, suchte Ludwig um so mehr freundlich übereinzukommen, als sich die

Herzoge von Bretagne und von Burgund schon seit mehreren Jahren um eine innige Verbindung mit Eduard IV., dem ersten englischen Könige aus dem Hause York, bemüht hatten. Diese Verbindung kam endlich auch, nachdem Ludwig durch diplomatische Künste den Bund der beiden Herzoge unschädlich zu machen gewußt hatte, gegen das Ende des Jahres 1467 wirklich zu Stande. Damals verlobte sich nämlich Karl der Kühne, welcher seine frühere Gemahlin, Isabella von Bourbon, durch den Tod verloren hatte, mit Eduard's IV. Schwester, Margaretha von York; im Juli 1468 ward zu Brügge die Vermählung Beider mit großer Pracht vollzogen und Eduard IV. versprach dem Bundesgenossen Karl's, dem Herzoge von Bretagne, 3000 Bogenschützen zu einem Einfalle in die Normandie zu schicken, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß die zu erobernden Plätze den Engländern verbleiben müßten. Ludwig hatte damals sowohl den Herzog von Bourbon schon ganz von dessen früheren Verbündeten entfernt, als auch seinen Bruder Karl von Berry dahin zu bringen gesucht, daß derselbe sich für den Besitz der Normandie durch eine aus der Staatskasse zu zahlende jährliche Summe entschädigen lassen wollte. Um dies auszuführen, versammelte Ludwig im April 1468 zu Tours eine ziemlich demokratisch zusammengesetzte Reichsversammlung, welcher viele Herren, Barone und Bischöfe, sowie die Abgeordneten von 64 Städten, je ein Geistlicher und zwei Weltliche von jeder, beiwohnten, in der aber die ersten Pairs des Reiches fehlten. Diese Versammlung wurde vom Könige selbst, zu dessen Linken der König René saß, mit einer Rede eröffnet, worin er erklärte, die Lösung der Normandie vom Reiche nicht verantworten zu können. Die Stände erklärten sich hierauf sehr entschieden gegen den Herzog von Berry und dessen Schützer, Franz II. von Bretagne, weil die Normandie unzertrennlich von der Krone sei; sie beschloß, daß dem Ersteren 12,000 Livres jährlich auf liegende Güter und 60,000 Livres baar angewiesen werden sollten. Die Versammlung blieb nur acht Tage zusammen; doch bewirkte sie noch die Einsetzung einer Commission zur Beseitigung der schweren Besteuerung und zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Was diese Commission durchsetzte, war nicht so wichtig als eine Bestimmung, die Ludwig sechs Monate vorher von freien Stücken getroffen hatte: daß nämlich die Beamten, insbesondere die Richter, künftig nur durch richterlichen Spruch absetzbar sein sollten. Unmittelbar nach Auflösung der Generalstaaten wagte der König einen Angriff auf Bretagne, ehe noch die englischen Hülfstruppen angekommen waren; er zog zugleich alle außerhalb der Bretagne gelegenen Güter des Herzogs Franz ein, sowie, um diesen persönlich zu ärgern, die Herrschaften der am meisten

begünstigten Geliebten desselben, der Antoinette de Maignelais oder, wie sie genannt wurde, der Dame de Villequier. Während seine Truppen in die Normandie und die Bretagne eindrangen, ließ sich Karl der Kühne, der dem Könige und dessen Diplomaten nicht gewachsen war, von Zeit zu Zeit bereden, den Waffenstillstand mit Ludwig zu verlängern, verschwendete das zum Kriege nothwendige Geld bei verschiedenen Festlichkeiten und erschien erst im September, als es schon zu spät war, an der Somme. Der Herzog von Bretagne und sein Schützling, Karl von Berry, hatten nicht nur bereits einen Waffenstillstand geschlossen, sondern es war auch durch den Herzog von Calabrien zu Ancenis ein Friede zu Stande gebracht worden, den der Herzog von Bretagne ratificirte und zu dessen Annahme nachher Karl von Berry durch seinen Liebling Odet d'Aidie, Herrn von Lescun, beredet wurde. Dieser Friede war ein Meisterstück der Politik; denn Ludwig erreichte durch denselben seinen Zweck, Herr im Reiche zu werden, und spielte dem Herzoge von Burgund einen sehr argen Streich. Karl von Berry söhnte sich nämlich in Folge jenes Friedensschlusses mit Ludwig aus, nahm einstweilen die ihm bewilligten Gelder an und ging auf den Vorschlag ein, daß seine weiteren Forderungen durch eine zwischen dem Herzoge von Calabrien und dem Connetable Grafen von St. Paul zu verabredende Uebereinkunft innerhalb eines Jahres geordnet werden sollten. Doch traute Karl von Berry seinem Bruder nicht und blieb vorerst in der Bretagne zurück.

An den Herzog von Burgund, welcher mit seinen Truppen gegen die Somme heranzog, schickte Franz von Bretagne auf Bitten Ludwig's eine Abschrift des geschlossenen Vertrags; Karl der Kühne sah aber die ganze Sache anfangs als eine bloße Kriegslist an, weil eine der Hauptbedingungen des Vertrages darin bestand, daß die Herzoge von Bretagne und Berry dem Bündnisse mit ihm entsagen sollten. Er hätte sich deshalb auch fast an des Herzogs von Bretagne Wappenherold, der ihm jene Abschrift überbrachte, vergriffen. Indessen erhielt er bald nachher die Beglaubigung der Nachricht*) und nahm dann den Antrag zu Unterhandlungen an. Diese führten zu keinem Ziele, weil die Bevollmächtigten des Königs sich auf den oben erwähnten Ausspruch der Reichs-Reformations-Commission beriefen, von welchem Karl der Kühne nichts wissen wollte. Karl widersetzte sich

---

*) Bien fort esbahi fut le duc de Bourgogne de ces nouvelles veu qu'il ne s'éstoit mis au champ que pour secourir les dits ducs, et fut en très grand danger le dit heraut; et cuida le dit duc, pourcequ'il (der Herold) éstoit passé par le roy, qu'il eut contrefait les lettres; toute fois il eut de semblables lettres par ailleurs.

vielmehr so trotzig, daß er sogar während der Berathungen sein Heer sammeln ließ und daß auch der Graf von Dammartin, Ludwig's General, die Geduld verlor und ebenfalls seine Truppen in Marsch setzte. König Ludwig dagegen war weniger ungeduldig und weniger reizbar von Seiten der Ehre: er ließ damals dem Herzoge von Burgund nicht nur 120,000 Dukaten anbieten, sondern lieferte sogar, was in der That nur durch ein unbedingtes Vertrauen auf die Macht seines persönlichen Auftretens erklärlich ist, sich selbst in die Hände seines ärgsten Feindes. In demselben Augenblicke nämlich, als er die Lütticher durch seine Agenten aufforderte, im Rücken Karl's Unruhen zu erregen, ließ er dem Herzoge einen Besuch in Peronne an der Somme anbieten. Dieser, welcher anfangs durch einen solchen Antrag sehr überrascht war, beantwortete denselben durch einen eigenhändig geschriebenen Geleitsbrief, der dem Könige freundliche Aufnahme und Schutz zusicherte. Ludwig reiste hierauf, von nur 150 Personen begleitet, nach Peronne und ward von Karl sehr ehrenvoll empfangen. Man berichtet, doch ohne Beweis, daß der treulose Kardinal de la Balue die ganze Sache mit dem Herzog Karl verabredet habe. Die Begrüßung vor der Stadt war anscheinend sehr herzlich; die beiden Fürsten umarmten einander und zogen zusammen in Peronne ein.

Ludwig erhielt, weil die Burg von Peronne nur enge und schlechte Räume hatte, in der Stadt selbst eine Wohnung, welche sehr anständig war; er fühlte sich aber hier sogleich unbehaglich und unsicher, als er drei Brüder, Philipp von Savoyen, Franz von Savoyen, Bischof von Genf, und Jakob von Savoyen, Grafen von Romont, sowie einige deutsche Herren und andere Männer, die ihn tödtlich haßten, eintreffen sah. Er zog daher alsbald auf die Burg. Dies war kaum geschehen, als in Peronne die Nachricht eintraf, daß die Lütticher sich empört hätten und daß 2000 von ihnen die Stadt Tongern überfallen, den Bischof, die Domherren und den Herrn von Imbrecourt gefangen mit sich nach Lüttich geschleppt und, wie flüchtige Bürger von Tongern dem Herzoge berichteten, den Archidiakonus Robert de Moriamez nicht nur vor den Augen des Bischofs gemordet, sondern auch die Leiche desselben kannibalisch zerrissen hätten. Karl der Kühne und seine Rathgeber waren zu sehr mit dem Charakter und der Politik des Königs und der Leute, welche derselbe hervorzog und gebrauchte, bekannt, um nicht zu vermuthen, daß Ludwig die Lütticher zur Empörung ermuntert habe; auch war überdies zu gleicher Zeit gemeldet worden, daß man unter den tobenden Lüttichern französische Agenten gesehen habe. Der Herzog gerieth bei diesen Nachrichten in wahre Wuth. Er ließ, da er dem Könige die ganze Sache

zuschrieb, sogleich die Thore der Stadt und der Burg schließen und würde, wie sein Kammerherr, der Geschichtschreiber Philipp von Comines, behauptet, gegen Ludwig aufs heftigste verfahren sein, wenn jener ihn nicht zurückzuhalten verstanden hätte. Comines erzählt, es sei, als Karl seinen ersten Zorn ausgeschüttet habe, glücklicher Weise Niemand als er und zwei Kammerdiener zugegen gewesen und ihnen sei es gelungen, den Herzog zu besänftigen. (Avec moy n'y avoit à ces paroles que deux valets de chambre, l'un appelé Charles de Visen, natif de Dijon, homme honneste et qui avoit grand credit avec son maistre. Nous n'aigrismes rien, nous adoucismes à notre pouvoir.) Derselbe Comines rieth auch dem besorgten Könige, einen sehr harten Vertrag, welchen Karl ihm vorlegen würde, unbedingt anzunehmen, weil der Herzog in einer Wuth sei, die an Raserei grenze.*) Dieser Vertrag ward dem gefangenen König wirklich vorgelegt und Ludwig trug kein Bedenken, alles, was man von ihm verlangte, einzugehen, um nur frei zu werden, da ja das Halten bei ihm stand. Am 14. October unterschrieb er die Bedingungen, welche der übermüthige Herzog durch Drohungen erzwungen hatte und sie beschworen den Frieden mit Karl auf ein Stück vom wahren Kreuze Christi, das man zu diesem Zweck aus des Königs Reisegeräthe herbeiholen ließ. Ludwig bestätigte nicht nur die Verträge von Arras und Conflans, sondern gestand auch zu, daß Karl's Abhängigkeit von Frankreich in den leeren Schein der Lehensverbindlichkeit einzelner Provinzen verwandelt und alle Gerichtsbarkeit in Flandern den französischen Parlamenten entzogen werde. Der Herzog von Berry sollte statt der Normandie die Champagne und Brie erhalten. Wir sind in Betreff der Art, wie Ludwig die damals eingegangenen Verpflichtungen ansah, anderer Meinung, als sein Biograph Duclos; denn wir halten dafür, daß ein auf solche Weise zu Stande gebrachter Vertrag ebensowenig bindend sein könne, als ein von Räubern auf der Heerstraße abgezwungenes Versprechen. Nur zwei Umstände werfen einen Schatten auf das Verfahren des Königs und auf seinen Charakter. Er gab nämlich erstens die Lüttiche r, welche er doch durch seine Gesandten zum Aufstande gereizt hatte, nicht blos in dem Vertrage ganz auf, sondern er ließ sich auch zwingen, den Herzog auf seinem Rachezug gegen Lüttich zu begleiten, obgleich man dort französische Fahnen aufgepflanzt hatte. Zweitens muß selbst Comines, welcher in Peronne, ohne den Herzog zu beleidigen oder gegen sich

---

*) Von seinem Fenster aus sah Ludwig den alten Thurm, in welchem einst (929) ein französischer König, Karl der Einfältige, als Gefangener eines Vasallen geendet hatte (s. Bd. IV, S. 492).

zu reizen, fortwährend den König aus der Falle zu ziehen suchte und die Politik desselben auch sonst billigte, das Eingeständniß machen: Ludwig habe angeboten, Geiseln für die Ausführung des Vertrages zu stellen, würde dieselben aber, wenn sie gestellt worden wären, höchstwahrscheinlich ohne Bedenken im Stiche gelassen haben (ceux qu'il nomma s'offrirent hautement, je ne sçais s'ils disoient ainsi à part, je me doute, que non; et la verité je crois, qu'il les y eust laissèz). Acht Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages von Peronne (22. October) stand der Herzog in Begleitung des Königs vor Lüttich; der Letztere war selbst beim Kampfe gegen seine Verbündeten behülflich. Die Stadt, die von allem Geschütz entblößt und fast offen war, vertheidigte sich mit Hülfe der Schmiede und Bergleute aus der Umgegend noch acht Tage lang. Am 30. October erfolgte die Erstürmung und Plünderung; Ludwig mußte die Gräuel mit ansehen, welche durch die von allen Seiten her zusammengerafften Schaaren des Herzogs in Lüttich begangen wurden. Männer und Frauen, auch Priester wurden in den Kirchen geschlachtet, die Gefangenen in der Maas ertränkt, der größte Theil der Stadt angezündet und die Flüchtigen bis in die Ardennen verfolgt. Erst am 2. November athmete Ludwig wieder frei; denn an diesem Tage durfte er in sein Reich zurückkehren.

Nach seiner Heimkehr hielt Ludwig zunächst für vortheilhaft, den Vertrag von Peronne zu erfüllen und vor allem Anderen seinen Bruder, Karl von Berry, sowie die übrigen Verbündeten des Herzogs von Burgund zu befriedigen. Er ließ daher jenen Vertrag in das Protokoll des Pariser Parlaments eintragen, beschenkte die Gesandten, welche Karl der Kühne an ihn schickte, mit freigebiger Hand, hob die Urtheile der französischen Reichsgerichte, welche gegen den Herzog von Bretagne und dessen Unterthanen erlassen worden waren, wieder auf, gab alle eingezogenen Besitzungen zurück und wies dem Herzoge von Bourbon, dem Herrn von Croy und dem Connetable St. Paul liegende Güter und Jahrgelder an. Während Ludwig auf solche Weise mit Schlauheit den Umständen diente und seinen Vortheil verfolgte, bereitete sich der unruhige, heftige, nur auf Krieg und Eroberung bedachte Herzog von Burgund neue Händel und Verlegenheiten, indem er mit dem damals zu ihm in die Niederlande gekommenen Erzherzog Sigismund von Tyrol Unterhandlungen anknüpfte, welche später sein Verderben herbeiführten, statt ihn, wie er gemeint hatte, zum mächtigen Könige zu machen. Mit dem Herzoge von Berry konnte sich Ludwig nicht eher, als im Herbst 1469, verständigen. Daran war Ludwig's vertrautester Minister, der Kardinal Balue, schuld, welcher bis dahin die völlige Aussöhnung zwischen bei-

den Brüdern gehindert und in Verbindung mit dem Bischof von Verdun auch dem Herzoge von Burgund die Geheimnisse des Königs verrathen hatte, im Herbst 1469 aber ertappt und nebst jenem Bischof sehr strenge bestraft wurde; der König ließ diesen in die Bastille, den Kardinal aber im Schloß Onzain bei Blois in einen eisernen Käfig von acht Quadratfuß Grundfläche einsperren, in welchem er zehn Jahre lang blieb. Ludwig hatte den Grundsatz, in seinen Geschäften sich nur solcher Leute zu bedienen, welche er als schlau und gewandt erprobt hatte und die sich in keiner Sache durch Gewissenhaftigkeit aufhalten oder bedenklich machen ließen. Er blieb übrigens dabei stets sein eigener Meister und betrachtete seine Diener, sowie seine ganze Umgebung nur als Werkzeuge, die er ohne Bedenken wegwarf, wenn sie nicht in seine Gedanken eingingen. Zu jenen Leuten hatte früher der Schatzmeister seines Vaters, Jacques Coeur, gehört, der seine Verbindung mit Ludwig oder vielmehr seinen königlichen Reichthum zu Karl's VII. Zeit schwer büßen mußte; zu ihnen gehörten auch Balue und viele Andere, welche Ludwig später mit unmenschlichen Martern quälen ließ. Zur Aussöhnung mit seinem Bruder bediente sich Ludwig eines Mannes, welcher bisher stets sein Gegner gewesen war, nämlich des bereits früher erwähnten Odet d'Aidie, Herrn von Lescun. Dieser bewog den Herzog von Berry zu einem Vertrage, welcher demselben das Herzogthum Guyenne als Entschädigung für die Normandie gewährte. Uebrigens mußte der neue Herzog von Guyenne sich zugleich durch Eid und Siegelbriefe verpflichten, daß er sich nie um Karl's Erbtochter bewerben wolle ohne besondere Erlaubniß des Königs: ein Beweis, wie sehr der Letztere den Herzog von Burgund scheute. Die beiden Brüder hielten eine Besprechung auf einer Schiffbrücke, die zu diesem Zweck an der Grenze von Guyenne über die Sèvre Niortaise gelegt worden war. Uebrigens blieb Herzog Karl, auch nachdem er jenen Vertrag geschlossen hatte, mit Karl dem Kühnen in Verbindung; er schickte ihm z. B. nicht lange nachher ein geheimes Billet, in welchem er ihn ermahnte, durch die niederländischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit nicht von Frankreich ablenken zu lassen (mettez peine de contenter vos sujets et ne vous souciez; car vous ne manquerez d'amis). Um jene Zeit ließ Ludwig einen anderen von den Frevlern, welche er, wenn sie ihm brauchbar schienen, zu seinen Busenfreunden machte, dafür bestrafen, daß er sich der von ihm gegründeten neuen Ordnung nicht fügen wollte. Dies war jener Graf von Armagnac, der unter Karl VII. aus Frankreich vertrieben worden war. Ludwig hatte ihm seine gottlose Heirath mit der leiblichen Schwester verziehen und nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr aus Aragonien ertheilt, sondern auch

seine eingezogenen Güter zurückgegeben; der Graf spielte aber nach seiner Heimkehr den Bandenführer, unterhielt 1500 Gensdarmes, mit denen er im südlichen Frankreich sein Wesen trieb, und soll dieselben sogar dem Könige von England zu einem Angriffe auf Guyenne angeboten haben. Der König, welcher nur dann, wenn List oder Geld nicht ausreichte, zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen pflegte, bewog den Grafen durch 10,000 Livres, seine Gensdarmes zu entlassen. Da aber der Graf nichtsdestoweniger seine Räubereien und Gewaltthätigkeiten fortsetzte, so klagte ihn Ludwig, seinem System getreu, beim Parlamente von Toulouse an und beauftragte, als Armagnac sich dem Urtheile desselben nicht fügen wollte, den Grafen von Dammartin mit der Execution. Dieser führte ein furchtbares Heer gegen den Widerspenstigen, welcher sogleich nach Spanien entfloh. Das Parlament erklärte hierauf den Grafen von Armagnac als Hochverräther des Lebens und der Güter verlustig und Ludwig vertheilte die letzteren theils an Dammartin und andere seiner Dienstleute, theils fügte er sie dem Herzogthum Guyenne oder dem Kronlande bei. Dammartin marschirte nach der Flucht des Grafen gegen den Herzog von Nemours, welcher mit diesem in enger Verbindung gestanden hatte und vom Könige für einen Majestäts-Verbrecher erklärt worden war, jetzt aber auf Dammartin's Verwenden Verzeihung erhielt, wiewohl nur unter demüthigenden Bedingungen.

Im Anfange des Jahres 1470 schien Ludwig zuerst den Herzog von Bretagne und dann den Herzog von Burgund angreifen zu wollen; als aber beide Herzoge mit ihren Herren im Felde erschienen, ließ er sich wieder vom Kriege abschrecken und schloß zu Angers mit Beiden einen Vergleich, in welchem der Tractat von Ancenis bestätigt wurde. Das Jahr 1470 war übrigens den Plänen Ludwig's gegen Burgund sehr günstig; denn in England drohte die Partei Lancaster, welche von Ludwig durch Kabalen und Geld unterstützt wurde, den König Eduard IV., Karl's des Kühnen Schwager, vom Throne zu stoßen und dadurch wurde Karl's Aufmerksamkeit von Frankreich hinweg nach England gerichtet. Als im Herbst Eduard wirklich den Thron verlor und nach den Niederlanden floh, rüstete Karl ein bedeutendes Heer, um ihn im Anfange des folgenden Jahres wieder in sein Reich zurückzuführen. Im Jahre 1470 schnitt Ludwig dem Herzoge auch die Verbinduug mit den Schweizern ab, indem er zuerst im Mai eine Gesandtschaft der Eidgenossenschaft sehr gnädig empfing, dann seinerseits zwei Gesandte an die Eidgenossenschaft schickte und mit ihr einen Vertrag schließen ließ, in welchem beide Theile sich verpflichteten, dem Herzoge von Burgund keine Hülfe zu leisten. Dieser vorerst unbedeutende Vertrag ward der Anfang eines für die Schweiz

und Frankreich gleich wichtigen Zusammenhanges der beiden Staaten. In demselben Jahre 1470 trat Ludwig, dessen Heer damals unter der Führung des Connetable in der Picardie stand, endlich auch gegen den ihm abgezwungenen Vertrag von Peronne auf. Er hatte seither über denselben geschwiegen, jetzt ließ er ihn aber zuerst in Schriften angreifen, in welchen die Behauptung aufgestellt ward, jener Vertrag sei eine Folge der Treulosigkeit des Kardinals Balue und des Herzogs von Burgund. Dann gab Ludwig dem Pariser Parlament einen Wink. Dieses hatte sich lange geweigert, den Vertrag von Peronne zu registriren, weil derselbe mit den Grundgesetzen des Reiches im Widerspruch stehe und deshalb ungültig sei; jetzt aber fing das Parlament ohne Weiteres an, die Gerichtsbarkeit wieder zu üben, welche ihm durch den Vertrag von Peronne entzogen worden war. Es nahm wieder Appellationen von den flandrischen Gerichten an und ließ durch einen seiner Gerichtsboten mehrere Fläminger vor das Pariser Parlament laden. Karl gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er jene Gerichtsboten ins Gefängniß werfen ließ. Als hierauf die Präsidenten geschickt wurden, um über diese Verhaftung ein gerichtliches Protokoll aufzunehmen, ließ Karl auch sie ergreifen und so lange in Haft halten, bis sie von ihrem Auftrage abstanden. Mit seinen Flämingern, welche entweder an das Parlament appellirt oder Miene gemacht hatten, der Vorladung desselben Folge zu leisten, verfuhr er noch weit ärger: er ließ sie in den Kerker werfen, durch ein von ihm ernanntes Gericht zum Tode verurtheilen und dann öffentlich hinrichten. Ein weiterer Streit entstand, als Graf Warwick vom Hafen von Harfleur aus burgundische Schiffe aufbrachte. Ludwig sandte an Karl den Kühnen eine Gesandtschaft, welche Genugthuung anbieten sollte; dieser empfing sie in prachtvoller Versammlung, von den Rittern des goldenen Vließes umgeben, und wies sie mit rauhen Worten, ja mit Flüchen zurück; auch befahl er, französische Waaren in Beschlag zu nehmen. Diesen despotischen Handlungen des Herzogs setzte der König gerichtliche entgegen; denn er erlaubte dem Parlamente, die Drosteien Vimeu, Foulloy und Beauvoisis, für welche Karl vertragsmäßig hätte Huldigung leisten sollen, für heimgefallene Lehen zu erklären. Karl schrieb wegen dieses Schrittes, der ihn sehr erbitterte, an das Parlament und an den König, erhielt aber von Beiden sehr unbefriedigende Antworten. Er verlangte daher von den Herzogen von Lothringen und Bretagne, die sich für die Haltung des Vertrags von Peronne verbürgt hatten, die übernommene Gewährleistung. Da sich nun auch Ludwig an diese und andere Herren wandte, so begann ein neues Kabaliren unter den Großen, welchem endlich der Connetable dadurch ein Ende machte, daß er den König

beredete, den Streit mit den Waffen zu entscheiden. Ludwig nahm bei dieser Gelegenheit wieder den Schein an, als wenn er auch da, wo er seine Wünsche mit Gewalt zu erreichen suchte, nur den gesetzlichen Weg gehe. Er versammelte zuerst Abgeordnete der Städte, um sie über die Schädigung des französischen Handels in Burgund zu vernehmen; er richtete zwei Jahresmessen in Caen ein, damit die Kaufleute nicht mehr nöthig hätten, den Handel mit England von Antwerpen aus zu betreiben. Sodann berief er, wie er schon einmal gethan hatte, eine bestimmte Anzahl Notabeln aus verschiedenen Ständen und Theilen des Reiches nach Tours und legte dieser Versammlung, welche als Reichsversammlung gelten sollte und auch häufig so genannt worden ist, die Frage über die Gültigkeit des Vertrages von Peronne vor (November 1470). Die Notabeln, unter dem Vorsitz des alten Königs Renatus, verordneten nicht blos alles, was der König wollte, sondern sie erklärten auch einstimmig auf Grund einer ganzen Reihe von Beschuldigungen den Herzog von Burgund für einen Majestäts-Verbrecher. Hierauf ward dann das Parlament von Paris bevollmächtigt, den Proceß gegen den Herzog einzuleiten. Das Parlament schickte auch wirklich einen Gerichtsboten nach Gent, um Karl persönlich vorzuladen. Dieser war aber vor Wuth außer sich, gab dem Gerichtsboten keine Antwort, sondern blickte ihn wüthend an, ließ ihn in Fesseln legen und schickte ihn einige Tage nachher zurück, ohne ihn eines einzigen Wortes gewürdigt zu haben.

Karl wäre damals unerwartet angegriffen worden, wenn ihm nicht der Herzog von Bourbon heimlich hätte melden lassen, daß ein königliches Heer gegen ihn gerüstet sei. Er erhielt zugleich die Anzeige von einem gegen ihn beabsichtigten Versuch der Vergiftung. Der König blieb sich auch bei dieser Gelegenheit gleich: er begann, als beide Anschläge auf den Herzog gescheitert waren, keineswegs sogleich den Krieg, sondern überließ es dem Führer seiner Truppen, Dammartin, welcher ein persönlicher Feind Karl's war, demselben einstweilen zu schaden, wie er könnte. Der königliche Befehlshaber suchte mit Hülfe der Urtheile des Parlaments theils unter den Bürgern der Städte sich eine Partei zu bilden, theils die burgundischen Vasallen, welche die Städte schützen sollten, zu gewinnen und diese dann mit den in der Picardie gesammelten Truppen zu überfallen. Sein Plan gelang ihm mit St. Quentin und Roye. Bei dem gleichen Versuche gegen Abbeville wurde zwar in demselben Augenblick, als die französische Partei ihm die Stadt überliefern wollte, die Sache dadurch vereitelt, daß eine burgundische Truppenschaar sich plötzlich in die Stadt warf; dagegen weckte aber dieser Ueberfall die anderen Städte und machte sie um ihre Municipalfreiheit besorgt. Unmittelbar dar-

auf knüpfte Amiens mit dem königlichen Befehlshaber Verbindungen an und schickte auf den tückischen Rath desselben zugleich Gesandte an Karl den Kühnen, welche diesen durch erheuchelte Treue und durch Unterhandlungen so lange täuschen mußten, bis Dammartin die 2000 Mann beisammen hatte, deren er bedurfte, um nicht etwa in der Stadt eingeschlossen zu werden. Amiens ward hierauf von ihm besetzt. Karl schrieb in seiner Wuth darüber dem General Dammartin einen unerhört groben Brief; dieser antwortete ihm aber in gleichem Stile und suchte sogar durch die Aufschrift seines Briefes den stolzesten unter den Herrschern jener Zeit zu kränken (Antoine de Chabannes, comte de Dammartin, grandmaistre de l'hôtel de France et lieutenant pour le roi en sa ville de Beauvais, à Monsieur de Bourgogne); er erklärte dem Herzog sogar, der Bund für das öffentliche Wohl hätte eher ein Bund für das öffentliche Unglück heißen sollen. Der Herzog zog damals seine Truppen nach Arras zurück, weil er den Krieg nicht eher förmlich beginnen wollte, als bis er seinem Schwager Eduard IV. die zur Wiedereroberung des inzwischen verlorenen englischen Thrones nöthige Hülfe geleistet und ihm bei der Ueberfahrt nach England selbst das Geleit gegeben hätte. Sobald dies geschehen war, sammelte er ein Heer von einer in jener Zeit ganz unerhörten Stärke; denn die Zeitgenossen schätzten dasselbe auf 80,000 Mann. Der ängstliche und bei jedem Schritte sehr behutsame König Ludwig war daher anfangs auch mit seinem Connetable höchst unzufrieden, als derselbe den Burgundern über die Somme entgegen ging und drei Tage lang keine Nachricht vom französischen Heere am Hofe einlief. Diese Angst sprach Ludwig auf eine für seinen Charakter und seine Manier sehr bezeichnende Weise in einem Schreiben an den Admiral von Bourbon aus, welcher mit einem Heere in der Nähe stand.*) Ludwig faßte übrigens wieder Muth, als Dammartin ihm sagte, wenn auch das burgundische Heer das seinige an Zahl übertreffe, so sei doch nicht alles, was glänze, darum auch Gold.

Als nachher der König selbst an die Spitze des Heeres getreten war, suchte er vor allen Dingen die burgundischen Städte zum Abfall von ihrem Herzoge zu bewegen. Er versprach ihnen in dieser

*) Mon fils, schrieb Ludwig, je ne vis onc si haute follie que celle, qu'a faite Dammartin en faisant passer la rivière aux gens qu'il a, ou mieux courir au grand déshonneur ou grand dommage. Je vous prie, envoyez y quelques gens pour sçavoir, comment il s'y gouverne, et m'en faites sçavoir des nouvelles deux ou trois fois le jour; car je suis en grand malaise, doutant que le grand maître n'ait fait du hardi Merdoux, et si dieu ne le sauve et Notre Dame et sa compagnie, quils ne se perdent par leur défaut.

Absicht so übermäßige Privilegien, daß die Parlamente kräftige Vorstellungen dagegen machten, weil sie glaubten, der König sei gesonnen, sein Versprechen zu halten. Die Vasallen, welche den König begleiteten, besonders sein Bruder, der Herzog von Guyenne, wußten recht gut, wie wenig Ludwig daran denke. Karl von Guyenne sah seit dem vorigen Jahre seine Lage sehr verändert, indem dem König, dessen erster Sohn in der Wiege gestorben war, im Juni 1470 ein Dauphin, der spätere König Karl VIII., geboren wurde. Der Herzog und seine Freunde gaben dem kühnen Herzoge von Burgund Winke, welche ihn ermuthigten, rasch vorwärts zu gehen. Karl überfiel hierauf die Stadt Pecquiguy, setzte über die dortige Somme-Brücke und gab das ganze Land in seinem Rücken dem Feinde preis. Er begann sogar tollkühner Weise die Belagerung von Amiens, während der Connetable von der einen, Dammartin von der anderen Seite sein Land ausplünderten, so daß er vor sich eine volkreiche Stadt mit starker Besatzung, hinter sich das königliche Heer hatte, welches ihn unaufhörlich beunruhigte, aber jede entscheidende Schlacht vermied. Zu gleicher Zeit litten die Burgunder auch in den Grafschaften Charolais und Macon von den Franzosen. Es kam daher dem Herzoge sehr zu Statten, daß gerade damals sein Schwager, Eduard IV., in seinem Versuche, das englische Reich wieder zu erobern, vom Glücke begünstigt ward. Er benutzte diesen Umstand, um Unterhandlungen über einen Waffenstillstand anzuknüpfen. Andererseits war auch Ludwig bereit, die gewonnene Aussicht auf Vernichtung des Herzogs aufzugeben und einen neuen Vertrag mit ihm zu schließen, weil er fürchtete, Karl der Kühne möchte von England aus bedeutende Hülfe erhalten, und weil dieser ihm urkundlich bewies, daß weder sein Bruder, der Herzog von Guyenne, noch der Herzog von Bretagne es aufrichtig mit ihm meine. So wurde denn schon am 4. April 1471 zu Amiens ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen über den Frieden unterhandelt werden sollte. Der Termin desselben war auf drei Monate bestimmt, nach Verlauf dieser Zeit aber bis zum 1. Mai 1472 verlängert. Die Verbündeten und Vasallen Karl's und Ludwig's wurden in den Waffenstillstand mit eingeschlossen, jedoch nur diejenigen, welche der König und der Herzog innerhalb acht Tagen als einbegriffen nennen würden. Zu Bürgen (conservateurs) des Waffenstillstands-Vertrages wurden nicht, wie man sonst zu thun pflegt, fremde Herren, sondern Vasallen des Königs und des Herzogs bestellt, von Seiten des Ersteren nämlich Dammartin, Mouy, du Chatel und Chatillac, von Seiten des Letzteren aber Ravestein, d'Esquerdes, d'Imbrecourt und Rothelin. Der König ward wegen dieses Waffenstillstandes von seinen eigenen Vasallen und Unterthanen, welche seine

wahren Beweggründe nicht kannten, verspottet. Der Herzog von Bretagne schalt ihn sogar einen Feigling (le roi couard), und wie man früher, als Ludwig sich in Peronne hatte fangen lassen, bei seiner Rückkehr von Lüttich Hohn- und Spottlieder gegen ihn gemacht und Papageien und Elstern abgerichtet hatte, ihm das Wort Peronne zuzurufen, so empfingen ihn jetzt auch die Pariser mit Gassenhauern über den Waffenstillstand. Ludwig war jedoch ein zu guter Diplomat, um sich an solche Dinge zu kehren. Ihm lag Alles daran, sich die Freundschaft des Volkes, besonders die der Pariser, zu erhalten; er ließ daher die Letzteren singen, begab sich bei seiner Rückkehr nach Paris auf das dortige Stadthaus, besuchte viele angesehene Bürger in ihren Wohnungen, zündete den Parisern beim Johannis-Feste das übliche Freudenfeuer eigenhändig an und gewann so die Bürger wieder für sich, trotz aller Bestrebungen des Adels, ihn verhaßt zu machen.

Der Herzog von Burgund blieb dem Vertrage von Amiens getreu, obgleich in den drei Monaten, für welche derselbe anfänglich geschlossen war, die Umstände sich ganz änderten. In Folge der Schlachten bei Barnet und bei Tewksbury war nämlich das Haus Lancaster völlig gestürzt, ja vernichtet worden und Karl's des Kühnen Schwager, Eduard IV. von York, hatte sich endgültig auf dem Thron von England festgesetzt. Statt daß vorher Ludwig auf 10,000 Bogenschützen, die ihm Heinrich VI. versprochen hatte, rechnen durfte, hatte Karl jetzt Englands Macht für sich. Ludwig bewies sich auch damals als einen Meister der neueren Staatskunst und leistete mehr, als unsere Diplomaten, welche nur sophistisiren können, zu leisten pflegen. Er übersah Kleinigkeiten, um Größeres zu erlangen: er gab dem Herzoge von Burgund, als derselbe auf die Einräumung einiger Plätze drang, sogleich nach, weil es unter den damaligen Umständen nicht rathsam war, den Krieg wieder zu beginnen. Beide Theile standen sich übrigens fortwährend beobachtend gegenüber und bekriegten sich einander im Kabinet mit allen Künsten und Tücken italienischer Kabalen. Der König war besonders aufmerksam auf seinen Bruder, den Herzog von Guyenne, welcher noch immer insgeheim mit Karl dem Kühnen conspirirte und in offener Verbindung mit dem Herzoge der Bretagne blieb. Um den immer wieder erneuerten Plan einer Vermählung desselben mit Maria von Burgund zu vereiteln, war Ludwig auf den Gedanken gekommen, seinem Bruder eine castilianische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen; er hatte deshalb auch Unterhandlungen mit Castilien angeknüpft, die Sache scheiterte aber an verschiedenen Schwierigkeiten. Der Herzog von Guyenne setzte seine Bewerbung um die Erbin von Burgund ohne Unterlaß im Stillen fort. Da er

nun von königlichen Kundschaftern umgeben und in ein Netz von Intriguen verstrickt war, so folgte er dem Rathe des oben erwähnten Herrn von Lescun und suchte seine geheime Verbindung mit Burgund hinter das seinerseits durchaus nicht ernst gemeinte Project einer anderen Vermählung zu verstecken, von welcher er im voraus wußte, daß sie dem Könige eben so wenig angenehm sein werde, als die mit Maria von Burgund. Er stellte sich nämlich, als wenn er eine jüngere Tochter des Grafen von Foix heirathen wolle. Dadurch brachte er den König in große Verlegenheit; denn jener Graf besaß nicht nur Foix, Bigorre und Bearn, sondern seine Kinder mußten auch Navarra erben; er hatte überdies eine seiner Töchter an den Herzog von Bretagne verheirathet und wenn nun noch der Herzog von Guyenne mit ihm in nahe Verbindung kam, so entstand für den König die Gefahr, daß sich im Südwesten des Reiches ein Dreiherren-Bund bildete. Dies konnte Ludwig, dessen einziges Streben es war, eine Einheit der Regierung und des Nationalgefühls in Frankreich herzustellen, unmöglich zugeben. Andererseits konnte er sich aber auch nicht geradezu widersetzen. Hier bedurfte er also der ganzen Feinheit seiner aus Italien stammenden Politik und aller treulosen Künste der Männer, welche seine Creaturen und Werkzeuge waren. Unter diesen nahm du Bouchage, der die Unterhandlungen mit Karl von Guyenne leitete, einen ausgezeichneten Platz ein. Ihm schrieb daher Ludwig, er möge jene Heirathsangelegenheit zu vereiteln suchen, sich dabei aber immer stellen, als wenn der König nichts gegen dieselbe einzuwenden habe. (Mettez y, schreibt er, tous vos cinq sens de nature; — — si vous venez à bout de ce point, vous me mettrez en paradis.) Ludwig ward jedoch damals, während er die Anderen zu täuschen glaubte, selbst getäuscht; denn sein Bruder blieb wegen der Maria von Burgund in Unterhandlung, obgleich ihm Ludwig sogar seine eigene Tochter Anna, welche schon mit Nikolaus von Lothringen versprochen war, angeboten hatte. Der König war damals schwer bedrängt und suchte die Theilnahme seiner treuen Bürger durch Processionen und Gebete zu stärken.*) Bald nachher ward der Herzog von Guyenne gefährlich krank und Ludwig trug jetzt in seiner Verlegenheit kein Bedenken, sich gegen seinen Bruder, wo nicht eines Giftmischers zu bedienen, doch wenigstens mit einem abscheulichen Mönch, welcher seines Bruders Zutrauen mißbrauchte, in Correspondenz zu setzen und zugleich Karl dem Kühnen die vortheilhaftesten

*) Noch im folgenden Jahre brachte er seinen Unterthanen in Erinnerung, daß Jeder beim Tone der Mittagsglocke die Kniee beugen und „Ave Maria“ sprechen sollte, was an den Brauch der Gebetformel Angelus Dei erinnert.

Anerbietungen zu machen, wenn er die Herzoge von Bretagne und Guyenne ihrem Schicksale überlassen wolle. Seine Freude über den Zustand seines Bruders spricht er in einem Briefe an Dammartin aus. (J'ai eu nouvelles, que Mr. de Guyenne se meurt et qu'il n'y a point de remède en son fait, et me le fait sçavoir un de ses plus privés, qu'il ait avec lui, par homme exprès, et ne croit pas, ainsi qu'il dit, qu'il soit vif à quinze jours d'ici — — celui qui me mande cela c'est le moine, qui dit ses heures avec Mr. de Guyenne.) Da der Herzog von Burgund zu nachdrücklich darauf drang, daß der Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt werde, so schloß Ludwig am 3. October 1471 zu Crotoy einen Frieden, in welchem er Amiens, St. Quentin, Roye und Montdidier zurückzugeben und den Connetable St. Paul nebst dem Herzoge von Nevers der Rache Karl's des Kühnen zu überlassen versprach. Die Ratification dieses Friedens verzögerte er aber so lange, bis zu seiner großen Freude sein Bruder, der Herzog von Guyenne, zu Bordeaux starb (24. Mai 1472), und nun war nicht mehr an dieselbe zu denken. Der oben erwähnte Mönch, der Abbé von St. Jean d'Angeli, wurde mit dem obersten Koch des Verstorbenen eine Zeit lang zu Nantes in Haft gehalten, starb jedoch, bevor die Untersuchung zum Abschluß kam. Der Herzog hatte keinen Verdacht gegen seinen Bruder gehegt und ernannte ihn sogar zu seinem Testaments-Vollstrecker.

Der Herzog von Burgund kannte den König zu gut, um ihm zu trauen; er hatte daher, obgleich der Waffenstillstand bis zum 15. Juli 1472 verlängert worden war, sich schon vor dem Tode des Herzogs von Guyenne für den Wiederbeginn des Krieges gerüstet. Er hatte während des Waffenstillstandes den durch den Einfall der Franzosen im Jahre 1471 erregten Schrecken benutzt, um die reichen Niederländer dahin zu bringen, daß sie ihm zur Beschützung der Grenzen, statt der seither nur nach den jedesmaligen Umständen und für bestimmte Zeit gewährten Steuer, eine beständige Abgabe bewilligten. Diese Einnahme diente ihm zur Aufstellung eines Heeres, welches seine abenteuerlichen Vergrößerungs-Pläne ausführen sollte, und er wußte sie so zu vergrößern, daß er jährlich eine halbe Million Dukaten auf seine Truppen verwenden konnte. Freilich rief er dadurch nicht blos in Holland und Seeland mehrere gefährliche Unruhen, sondern auch in Flandern Unzufriedenheit und ängstliche Besorgniß hervor. Sein Heer, welches er seit 1472 fortwährend vermehrte, bestand im Jahre 1475 aus 2200 Speeren, d. h. Berittenen, von welchen jeder einen Knappen, einen Waffenträger und fünf schwer bewaffnete Fußgänger hatte; ferner aus 4000 Schützen, 600 Musketieren und 600 Artilleristen oder zusammen aus 20,000 Mann. Zu diesen kamen noch die

Bürger-Milizen der Städte, sowie englische und italienische Miethstruppen. Er hatte außerdem 300 Kanonen und 2000 Pulverwagen. König Ludwig ließ unmittelbar nach seines Bruders Tode das Herzogthum Guyenne mit einem Heere besetzen, welches er unter Dammartin längst bereit gehalten hatte, um sogleich vorzurücken, wenn sein Bruder die Augen geschlossen habe. Er ernannte für das Herzogthum Guyenne, das er unmittelbar an die Krone zog, einen Statthalter und war eben im Begriff, mit 50,000 Mann in die Bretagne einzurücken, als der Herzog von Burgund, ohne den Ablauf des Waffenstillstandes abzuwarten, in die Picardie einbrach. Karl hatte auf seinem Zuge nur anfangs einige Erfolge, von denen er aber einen schlechten Gebrauch machte. Nachdem er den kleinen, nur von 500 Mann vertheidigten Ort Nesle eingenommen hatte, hieben die Burgunder in der Kirche die Einwohner zusammen und der Herzog selbst ritt in das von Blut überströmte Gotteshaus ein. Tags darauf ließ er die Häuser in Brand stecken; wegen dieser Greuelthaten hieß man ihn Karl den Schrecklichen. Gleichwohl hätte er sich schon aus dem Grunde abhalten lassen sollen, auf die Stärke seines Heeres zu vertrauen, weil er nicht einmal zu einer Zeit, wo Ludwig dem Herzoge von Bretagne gegenüber stand, viel auszurichten vermochte. Erst zu Roye veröffentlichte er eine in sehr heftigen Ausdrücken abgefaßte Kriegserklärung, worin er den König geradezu des Brudermordes beschuldigte. Die Stadt Beauvais ward von den Burgundern angegriffen; die Bürger aber vertheidigten sich mit der äußersten Erbitterung, wobei sich ein junges Mädchen, Johanna Fourquet oder Hachette, großen Ruhm erwarb, indem sie einem burgundischen Krieger, der die Mauer schon erstiegen hatte, die Fahne entriß. Von allen Seiten kamen Verstärkungen herbei; Karl's Truppen erlitten schwere Verluste, jeder Sturm mißlang und der Herzog machte sich beim Abzug durch die Prahlerei lächerlich, er hätte die Stadt leicht nehmen können, aber er wollte weiter in die Normandie eindringen, um seinem Bruder von Bretagne beizustehen. Dieser jedoch war durch den König mit überlegener Macht bedrängt. Rouen, vor dessen Mauern Karl sich endlich mit 80,000 Mann lagerte, konnte nicht einmal ernstlich bedroht werden. Karl ward übrigens damals seinen eigenen Unterthanen eben so verderblich und eben so verhaßt, als den Franzosen; denn während er die Picardie und Normandie verheerte, streiften nicht nur die französischen Besatzungen von Amiens und St. Quentin bis tief in die Niederlande, sondern auch im eigentlichen Burgund wurden durch den Grafen Roussi, den ältesten Sohn des Connetable, die Städte und Dörfer bis in die Nähe von Tonnère, Joigny, Troyes und Langres niedergebrannt und der Dauphin von Auvergne ver-

heerte auf Befehl des Königs die Franche Comté. Die lauten Klagen seiner Unterthanen, der Mangel an Lebensmittel, das in Folge davon eintretende Hinschwinden seines allzu großen Heeres und der Wunsch, sich an dem Connetable wegen der Verwüstung seines Landes zu rächen, bewogen den Herzog Karl schon im September zur Rückkehr.

Karl's Zug hatte wenigstens die eine Wirkung, daß er dem Herzoge von Bretagne nützlich ward; denn der König hielt, als er von dem Einfall der Burgunder in die Normandie benachrichtigt ward und zugleich erfuhr, daß der König von England mit dem Herzoge von Bretagne ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß geschlossen habe, nach seiner ängstlichen Behutsamkeit für rathsam, dem Letzteren einen Waffenstillstand auf ein Jahr zu gewähren. Auch Karl schloß am 3. November 1472 einen Waffenstillstand auf fünf Monate, vermöge dessen vorerst Alles beim Alten blieb. Daß Ludwig, schlau, schleichend und herablassend, seinen stolzen, heftigen, aller Vorsicht und Politik ermangelnden Nebenbuhler stürzen werde, ahnte damals schon jedermann, mehr als alle Anderen aber der vortreffliche Geschichtschreiber dieser Zeiten, Philipp von Comines. Dieser hatte schon seit dem Vertrage von Peronne mit Ludwig in Verbindung gestanden; denn er zeigte sich stets als einen schlauen Politiker und Diplomaten, der nicht gerade rechtlich zu sein braucht, und Ludwig wußte dergleichen Leute durch jedes Mittel an sich zu ziehen, statt daß Karl sie beleidigte und sie von sich abstieß. Philipp von Comines trat jetzt ganz in des Königs Dienste, weil er voraus sah, daß Karl sich bald selbst muthwillig zu Grunde richten werde. Weit aussehende Pläne verrieth Karl, als er gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht blos Geldern besetzte und sich bis nach Aachen und Metz ausbreitete, sondern auch die Errichtung eines burgundischen Königreiches betrieb. Hierzu sollte ihm der gelehrte, aber zum Handeln unfähige deutsche Kaiser Friedrich III. behülflich sein. Wir müssen daher unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die deutschen Angelegenheiten jener Zeit richten, wobei wir uns aber auf die Particulargeschichte der zahllosen kleinen Staaten, in welche das deutsche Reich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich aufgelöst hatte, nicht weiter einlassen werden, als zur Kenntniß des Zusammenhanges der allgemeinen Geschichte durchaus nöthig scheint.

4. Innerer Zustand des deutschen Reiches unter Friedrich III.

Der Zustand des deutschen Reiches zu der Zeit, als Friedrich III. das Interesse der Nation und der Religion dem Papste opferte und dafür zuerst die geweihte Rose und dann die Kaiserkrone erhielt, war nicht ganz so schlimm, als er dem Aeußern nach scheinen könnte, indem

gerade damals die Städte und ihre Gewerbe, die Künste, der Handel und die Handwerke den höchsten Grad der Blüthe erreichten und Deutschland den Norden wie den Osten Europas bis ins Innere von Rußland hinein mit seinen Producten und Fabrikaten versorgte. Fürsten, Ritter und Herren oder mit anderen Worten diejenigen in der Nation, welche stets bewaffnet waren und zu Pferde kämpften, betrachteten freilich noch immer, wie die Araber, Turkmannen, Kurden und afrikanischen Völker von jeher thaten, jeden Unbewaffneten oder vielmehr alle die, denen sie überlegen waren oder auf der Heerstraße begegneten, als ihre Beute, raubten ihnen das Ihrige oder nöthigten sie, das Geleite zu bezahlen. Allein die Bürgerschaften der Städte waren hinter ihren Mauern und, wenn sie gute Führer hatten, auch im Felde der unbeholfenen ritterlichen Mannschaft völlig gewachsen; denn sie besaßen Geschütz und ihre Milizen hatten den Vortheil der Beweglichkeit, während es den Rittern an Geschützen oder doch wenigstens an Leuten, welche es zu bedienen verstanden, sowie an aller Taktik und Strategie mangelte. Außerdem waren die Städte unter sich und mit einzelnen Fürsten und Herren in Bündnissen vereinigt. Uebrigens hatten sie mit den Fürsten und Rittern unaufhörliche Händel, und die Versuche, Polizei und gerichtliches Verfahren im Reiche geltend zu machen oder die Ausführung der von den Reichsgerichten gefällten Urtheile durchzusetzen, gelangen nur hier und da. Was man in Hinsicht auf das letztere aus Vorschlägen und angeblichen Edicten aus der Zeit Friedrich's III. über Reichs-Justiz herleitet, hat ebensowenig thatsächliche Bedeutung, als das, was man in Betracht des rechtlichen Zustandes unserer Zeit etwa aus den Frankfurter Grundrechten von 1849 herleiten würde. Es sei, wird berichtet, beschlossen worden, eine kaiserliche Gerichtskammer, 12 oder 16 Provinzialgerichte und 64 Vehmgerichte einzurichten. Außerdem sollte auch das römische Recht von den Gerichten gänzlich ausgeschlossen werden, woraus wenigstens das Eine hervorgeht, daß dieses fremde Recht mit einem in fremder Sprache geschriebenen Gesetzbuche, welches bis auf den heutigen Tag unsere Rechtsgelehrten durch seinen gelehrten Inhalt erdrückt, das gute deutsche Herkommen verdrängt hatte und allen deutschen Seelen verhaßt war. Der Mangel an Einheit in Deutschland und die Erbärmlichkeit des Kaisers, welcher gesetzlich berechtigt war, Ordnung und Frieden zu erhalten, machen es unmöglich, die deutsche Geschichte dieser Zeit ausführlich zu erzählen, ohne in ein Labyrinth zu gerathen. Wir wollen daher zunächst den Zustand des Reiches dadurch anschaulich zu machen suchen, daß wir des Beispiels wegen die vier bedeutendsten deutschen Fürsten jener Zeit hervorheben und bei Gelegenheit ihrer Geschichte sowohl Einiges

über den Mißbrauch des Faustrechtes anführen, als auch den Unfug jener vielen kleinen Fürsten, Grafen, Herren und Ritter darstellen, von denen jeder in seinem Dorfe oder in seiner Burg souverän war. Nachher aber wollen wir von den Verhältnissen des Kaisers und von seiner Ohnmacht reden. Jene vier Fürsten waren: der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich I. der Siegreiche, der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem Beinamen Achilles oder auch Ulysses, Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt und Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut, dessen Geschichte wir jedoch erst später erzählen werden.

Die Pfalz war nach dem Tode des Kaisers Ruprecht zwar unter seine vier Söhne, welche besondere Linien bildeten, getheilt worden; aber das Kurland ward doch ungetheilt von Ludwig III. und dessen Sohne, Ludwig IV., beherrscht. Unter den Nebenlinien erloschen zwei sehr bald; von dem dritten Sohne des Kaisers, Stephan, stammten drei historisch merkwürdige Zweige, die von Simmern und von Veldenz und Zweibrücken; beide besaßen großen Stolz und große Ansprüche bei kleinen Mitteln. Kurfürst Ludwig IV., auch der Sanftmüthige genannt, war mit Margaretha, einer Tochter des Papstes Felix V. (Herzogs Amadeus von Savoyen) vermählt; er starb früh und hinterließ (1449) einen erst elf Monate alten Sohn, Philipp; er hatte deshalb, was auch den Bestimmungen der goldenen Bulle entsprach, vor seinem Tode verfügt, daß sein nächster Bruder, Friedrich I., die Regierung der Rheinpfalz und die Vormundschaft des Kindes übernehmen solle. Die größeren Vasallen und die Nachbarn suchten aus der Minderjährigkeit des Erben der Pfalz Vortheil zu ziehen. Namentlich erhoben sich die Grafen von Lützelstein, welche bereits 1447 von Ludwig IV. gedemüthigt worden waren. Dieser hatte ihr Schloß Lützelstein (la Petite Pierre im Elsaß) erobert, die von ihnen vertriebenen Grafen von Bitsch wieder eingesetzt und sie selbst zu pfälzischen Vasallen gemacht. Sie hatten hierauf, schon vor Ludwig's Tode, in Verbindung mit anderen kleinen Grafen, Reichsbaronen und Rittern das Ihrige wieder zu erobern versucht und glaubten jetzt dem Vormunde seines Sohnes völlig gewachsen zu sein. Friedrich war daher kaum vormundschaftlicher Regent der Pfalz geworden, als er in die sogenannte Lützelsteinische Fehde verwickelt ward, weil er sich auch in den Streit mischte, den die Lützelsteiner als Verbündete der Herren von Lichtenberg mit den Grafen von Leiningen führten. Zweimal, in Heidelberg und in Weißenburg, versuchte Friedrich den Streit in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf oder Reichsrichter zu schlichten; als dies ihm nicht gelang, griff er (Herbst 1450) zu den Waffen. Von diesem Augenblick an war er

beständig mit seinen Nachbarn in Krieg, weshalb er nachher von den Pfälzern, welche stolz auf ihn waren, der Siegreiche, von denen aber, die er durch Morden, Sengen und Brennen zur Ruhe zwang, der böse Fritz genannt wurde. Die Lichtenberger siegten im Juni 1451 bei Reichshofen über die Grafen von Leiningen; dies ermuthigte die mit ihnen verbündeten Lützelsteiner, mehrere Dörfer Friedrich's niederzubrennen und ihm einen Fehdebrief zu schicken. Dabei verließen sie sich nicht blos auf die kleinen Herren, welche jede Gelegenheit ergriffen, um durch Raub ihre Dienstleute ernähren zu können, sondern auch auf größere Herren, welche Friedrich's Nachbarn und Verwandte waren. In der That nahm auch Friedrich's Vetter, Ludwig der Schwarze von Veldenz und Zweibrücken, sowie der Kurfürst Dietrich von Mainz und der Markgraf Jakob von Baden Partei für die Lützelsteiner. Die Sache wurde dadurch für Friedrich so gefährlich, daß er den Kampf nicht anders unternehmen wollte, als wenn er auch persönlich den Lohn des Sieges ernten könne: was offenbar zugleich der Vortheil der Pfalz war, weil diese bei einer langen Minderjährigkeit ihres Fürsten nicht glücklich sein konnte, sondern den Arm eines rüstigen Ritters brauchte. Friedrich half sich auf die nämliche Weise, wie nachher in ähnlichen Verhältnissen Ludwig XI. sich zweimal geholfen hat. Dieser berief, da ihm die Stände Frankreichs für seinen Zweck nicht dienen konnten, Notablen und nannte sie Stände; in der Pfalz aber gab es, wie der neueste Geschichtschreiber derselben, Häusser, beweist, keine Stände; Friedrich berief also, nachdem zwei Versuche, die Sache anders zu ordnen, gescheitert waren, Verwandte, Ritter und Geistliche als erbliche Repräsentanten des Volkes und nannte sie ebenfalls Stände. Er versammelte im September 1451 zu Heidelberg die Bischöfe von Worms und Speier, den Deutschmeister, den Dompropst, seinen eigenen Erzieher Ernst Landschade von Steinach am Neckar, die Grafen von Werthheim, Katzenelnbogen, Hanau, Isenburg und Nassau, den Rheingrafen, sowie die ersten Glieder des pfälzischen Adels, die Gemmingen, Sickingen, Dalberg u. A. nebst den angesehensten Beamten, und diese sogenannten Stände genehmigten, daß Friedrich fortan als Kurfürst und Regent die Regierung führe, seinen Neffen an Kindesstatt annehme, keine Heirath mit einer Ebenbürtigen, die ihm rechtmäßige Erben geben könne, eingehe, seine Besitzungen zur Pfalz schlage und mehrere Punkte beschwöre, welche den Vasallen gewisse Rechte sicherten. Friedrich's Neffe, Philipp, willigte zwar ebenfalls ein, dieser war aber erst vier Jahre alt und seine Zustimmung verlieh folglich der sogenannten Arrogation keine größere Gültigkeit, als dieselbe an und für sich hatte. Nur die kaiserliche Zustimmung konnte

Friedrich zum Kurfürsten machen; diese wurde ihm jedoch lange versagt. Gleichwohl ließ sich Friedrich im Januar 1452 zu Heidelberg die Huldigung leisten. Er verschaffte sich nachher für sein gutes Geld auch die ganz unnöthige Zustimmung des Papstes und bewirkte nach und nach, daß die anderen Kurfürsten ihn anerkannten. Der Kaiser dagegen beharrte auf seinem Sinn und auf diesen vertrauten die gegen Friedrich kämpfenden Fürsten.

Friedrich erhielt an den Städten Speier, Wimpfen, Ulm, Reutlingen, Weil, Kempten, Giengen, Aalen, Nürnberg, Nördlingen, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Weißenburg, welche von denselben raubenden Rittern, die ihn beunruhigten, bedroht wurden, Bundesgenossen gegen seine Feinde. Auch verbanden sich die Bischöfe von Würzburg und Speier, sowie die Herzoge Ludwig und Albrecht von Baiern mit ihm. Er beendigte zuerst (im Herbst 1452) die Lützelsteiner Fehde, indem er mit einem Heere von 6000 Mann gegen die Herren von Lützelstein auszog, sie aus dem Lande trieb und ihre Grafschaft, ohne Rücksicht auf die Reichsgesetze, auf den Kaiser und auf das Recht, mit der Pfalz vereinigte. Es war dies eine Zeit, in welcher immer der Stärkste Recht behielt; das erfuhren jetzt die Lützelsteiner ebenso vom Kurfürsten Friedrich, wie sie selbst es vorher den Leiningen fühlbar gemacht hatten. Im folgenden Jahre gebrauchte Friedrich einen der Leiningen, um die Oberpfälzer, besonders die Stadt Amberg, zu nöthigen, sich dem zu fügen, was die Unterpfälzer beschlossen hatten. Diese Sache wurde 1454 militärisch beendigt; Amberg ward gebrandschatzt, mehrere Bürger öffentlich hingerichtet und eine Besatzung in die Burg der Stadt gelegt, um die Andern in Schrecken zu halten. Die Energie, welche Friedrich auf solche Weise von seinem 24. Lebensjahre an bewiesen oder vielmehr das Glück, welches ihn begleitet hatte, bewirkte, daß am Ende des Jahres 1454 die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen ihn als Collegen anerkannten, nachdem dies von Trier und Köln schon im März 1453 geschehen war. Auch seinen Vetter, Ludwig den Schwarzen von Veldenz, welcher seine Lehenshoheit nicht anerkennen wollte, zwang Friedrich mit Gewalt dazu. Schauderhaft ist für unsere Zeiten und Sitten die Art, wie er, um diese leere Form zu erzwingen, das Paradies von Deutschland zur Wüste machte. Er brannte nämlich, als er gegen Bergzabern, die Hauptfestung des Landes, zog, über 30 Dörfer nieder; sein Vetter Ludwig wandte sich hierauf an Philipp den Guten von Burgund um Hülfe und dieser schickte ihm 4000 Picarden, die sich noch besser, als Friedrich's Deutsche, auf das Verwüsten verstanden. Friedrich's Raubschaaren wütheten nachher noch einmal auf türkische Weise im Zweibrücker und Veldenzer Gebiet und Ludwig äscherte zur Rache

dafür mehr als 20 kurpfälzische Dörfer ein. Das Ende der grausigen und mehrfach wiederholten Fehde war, daß Ludwig von Philipp dem Guten und von seinem anderen Bundesgenossen, dem Markgrafen von Baden, aufgegeben wurde und hierauf die Lehensverbindlichkeit anerkennen mußte (1471). Dagegen entsagte ein anderer Feind des Pfalzgrafen, der Erzbischof von Mainz, Diether (Dietrich) von Isenburg, sehr bald (1460) seinem Groll auf Friedrich, weil die deutschen Kurfürsten damals fast auf denselben Gedanken gekommen waren, den die französischen Prinzen und Großen hatten, als sie den Bund der Praguerie und den Bund für das öffentliche Wohl schlossen, um die Monarchie in eine Unzahl Particularherrschaften zu verwandeln. Sie hatten eine Verbindung gegen den Kaiser und gegen die Vehmgerichte geschlossen und um für dieselbe einen rüstigen Streiter zu gewinnen, söhnte Dietrich sich mit Friedrich dem Siegreichen aus. Er erkannte ihn als Kurfürsten an, zog ihn in die Verbindung und nahm überdies mit seiner Hülfe das furchtbare Raubnest Montfort bei Kreuznach, welches den Mainzer Unterthanen ebenso verderblich gewesen war, als den pfälzischen (October 1456).

Der Plan gegen den Kaiser ward durch den zweiten der oben genannten Fürsten vereitelt, deren Leben und Wirken uns vom Zustande des unglücklichen deutschen Reiches eine Vorstellung geben kann. Albrecht Achilles oder Ulysses von Brandenburg war der Bruder des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und hatte, da man damals, statt Apanagen auszusetzen, die Länder wie Privatgut theilte, nach seines Vaters Tode*) die Hälfte der fränkisch-brandenburgischen Besitzungen „unterhalb des Gebirges" erhalten. Später (1470) ward er, da sein kinderloser Bruder sich zurückzog, noch bei dessen Lebzeiten Beherrscher und ein Jahr nachher beim Tode desselben Kurfürst von Brandenburg. Er war, wie dieser Bruder, welchen man den Eisernen oder den Kurfürsten mit den eisernen Zähnen nennt, von schönem und riesenhaftem Körperbau und zeichnete sich schon zu Lebzeiten seines Vaters in Kriegszügen so sehr aus, daß man ihn mit demselben Rechte, wie später den Herzog von Guise, den Benarbten (le balafré) hatte nennen können. Er diente dem Kaiser Albrecht II. wider die Böhmen und Polen, wurde von den Breslauern zum Feldherrn gegen die Polen gewählt, ward dann Statthalter in Schlesien und leitete als solcher die Vermittelung zwischen dem Kaiser, dem Baseler Concilium, den Böhmen und den Polen. Gleich nach

---

*) Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg starb 1440 zu Kadolzburg in Franken, wohin er sich zurückgezogen hatte; Albrecht Achilles, der später allein den Stamm fortsetzte, war sein dritter Sohn.

seines Vaters Tode ward ihm die Ausführung eines Urtheils, welches der Kaiser in einem Streit der Würzburger Stifts-Unterthanen mit ihrem Bischofe erlassen hatte, übertragen und er vollzog den ihm gewordenen Auftrag vollständig. Von diesem Augenblick an war er die einzige Stütze des kaiserlichen Ansehens in Deutschland, welches Friedrich III. selbst nicht behaupten konnte. Man machte dem Markgrafen Albrecht sogar den in Deutschland und bei deutschen Fürsten unerhörten Vorwurf, er habe mehr für Kaiser und Reich gethan, als seinem eigenen Hause zuträglich gewesen sei. Namentlich auch faßte er das Burggrafenthum von Nürnberg als ein von kaiserlicher Hoheit ausgehendes Landgericht auf und lud, obwohl es in der Stadt selbst meist nicht anerkannt wurde, selbst Unterthanen der wittelsbacher Gebiete vor dasselbe. Albrecht handelte für das Reich mit dem Schwerte; sein Rath aber, der durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichnete Peter Knorrens, leistete im Kabinet dasselbe, was Albrecht im Felde vollbrachte. Nachdem er einen Streit mit dem Bischof von Würzburg um die Gerichtsbarkeit in Franken kaum beendigt hatte, ward er in die Händel verwickelt, welche Ludwig der Bärtige von Ingolstadt sein ganzes Leben hindurch mit seinen Verwandten, mit dem Kaiser, mit der Kirche, mit dem Concilium, ja mit aller Welt führte.

Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt, dessen bereits früher gedacht worden ist, hatte 1413 die zerstreuten, von den Ländern der beiden Häuser Baiern-München und Baiern-Landshut vielfach durchschnittenen Besitzungen der ältesten baierischen Herzogslinie geerbt. Er war als junger Mensch lange in Frankreich gewesen, wo seine Schwester Isabeau Königin war; dort hatte er auf nicht gerade rechtliche Weise die für jene Zeit ungeheure Summe von fünf Millionen Gulden zusammengebracht und, wie Ebram von Wiltenberg in seiner Chronik sagt, die Gottlosigkeit gelernt. Gleich vom ersten Augenblick seiner Regierung an zeigte er seine streitsüchtige Natur und gab dadurch dem Kaiser Sigismund, der die Strafgelder der Fürsten als Quelle für seine Schatulle benutzte, die erwünschte Gelegenheit, von Zeit zu Zeit recht schöne Summen von ihm zu erheben. Im Jahre 1419 ward ihm, weil er den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg ungerechter Weise befehdet hatte, von Sigismund eine Geldbuße von 200,000 Mark auferlegt; die Erhebung derselben aber überließ Sigismund weislich dem Kurfürsten Friedrich selbst. Ludwig zahlte nicht, weil er den Kurfürsten in Pommern beschäftigt wußte; er schrieb vielmehr diesem sehr grobe Briefe, bezeichnete ihn als den neulich hochgemachten lügenhaften Markgrafen und ließ durch seinen Sohn, Ludwig den Buckeligen, mit Hülfe des raubsüchtigen Adels Franken verheeren und die Burg zu Nürnberg verbrennen.

Friedrich erlangte nur durch Vermittelung Sigismund's einen Waffenstillstand (1421). Kaum waren die Händel in Franken beigelegt, als Ludwig gegen seinen ihm längst verhaßten Vetter Heinrich den Reichen von Baiern-Landshut einen Verwüstungskrieg begann, in welchem der Ritter Kaspar Torringer den raubenden Landadel für ihn aufregte. Dieser Krieg endigte jedoch ganz zu Ludwig's Nachtheil: die Stadt Donauwörth fiel von ihm ab und suchte reichsstädtische Privilegien vom Kaiser zu erhalten; er selbst wurde bei Alling, nicht weit von München, geschlagen und es würde ihm noch schlechter ergangen sein, wenn nicht auch diesmal der Kaiser Frieden gestiftet hätte (1422). Bald nachher gerieth Ludwig beim Aussterben der Straubingischen Linie mit seinen Vettern über die Vertheilung der Erbschaft in Fehde und als Kaiser Sigismund 1431 aus Italien nach Basel kam, war Ludwig bereits wieder von seinen Vettern und von der Geistlichkeit beim Concilium angeklagt. Ludwig hatte es damals allerdings sehr arg getrieben*); er hatte unter Andern Hunde, Falken und Jäger in die Klöster einquartiert und diese auch ihrer Güter beraubt. Er war deswegen von sechs Klöstern in den Bann gethan worden, so daß in Eichstädt wie in Straubing, so oft er dahin kam, aller Gottesdienst still stand. Dies hatte ihn jedoch nicht im geringsten angefochten und die Klöster waren daher mit den von ihm beraubten und mißhandelten Fürsten zusammengetreten, um ihn beim Kaiser und beim Concilium zu verklagen. Seine Ankläger waren: der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Landshut, die Grafen von Oettingen, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Eichstädt, sowie mehrere Reichsstädte und Klöster. Das Concilium ließ ihn durch den Abt von Crailsheim vor sich laden; er erschien aber nicht, sondern schickte nur seinen buckeligen Sohn Ludwig, welcher ein eben so böser Mann war als er. Dieser suchte die Anklage gegen seinen Vater dadurch zu entkräften, daß er erklärte, die weltlichen Kläger seien seines Vaters Feinde, die geistlichen aber nicht seines Gleichen. Das Concilium nahm jedoch diese Ausflucht nicht an, sondern sprach den Bann gegen den Herzog Ludwig aus. Die Reichsacht folgte bald nach; namentlich wurde hervorgehoben, daß er böhmische Ketzer in seinem Sold habe. Ludwig widersetzte sich damals nicht, weil ihm der Bann gleichgültig war und weil er in Betreff der Acht wohl wußte, daß Kaiser Sigismund für Geld feil sei. Er trat durch seinen Sohn mit

*) Der Fürst, heißt es von ihm in einer Chronik, überlegt die chlöster und all geistlich gueter gar schwärlich mit jägern und valknern nach den französischen sitten, das die Prälaten nicht erleiden mochten; und namen den Fürsten für den geistlichen gericht und brachten in (ihn) in den Pann, darin er sein lebtag beleib.

dem Kaiser in Unterhandlung und verschaffte sich wirklich die Lösung von der kaiserlichen Acht (1434). Wie viel er für dieselbe bezahlen mußte, sagen die Chroniken nicht; nur berichtet Eberhard von Windeck, daß dem Kaiser aus diesem Handel etwas Dickes geworden sei. Gewiß ist, daß eine Summe von 23,000 Dukaten, welche Sigismund dem Herzog Ludwig schon seit langer Zeit schuldig war, an diesen nicht zurückgezahlt wurde, daß Ludwig den Verkauf der Reichsfreiheit an die Stadt Donauwörth, welcher dem Kaiser 13,000 Gulden einbrachte, zugeben mußte, und daß Sigismuud außerdem noch andere 13,000 Gulden erhielt. Der Kaiser hatte zwar damals auch die Rückgabe der von Ludwig eingezogenen geistlichen Güter geboten; als er aber sein Geld hatte, bekümmerte er sich nicht weiter darum, ob die Geistlichen wieder in den Besitz ihres Eigenthums kamen oder nicht. Ludwig behielt die Güter, um derentwillen er nachher bis an sein Ende im Bann blieb, und sie gingen bei seinem Tode sogar auf seinen Erben, den Herzog Heinrich von Baiern-Landshut, über.

Durch das erlittene Mißgeschick war der raub- und streitsüchtige Herzog, welcher zugleich ein Haupt und ein Muster der baierischen Raubritter war, zwar geschreckt; er fuhr aber nichtsdestoweniger fort, seinen Vetter, Heinrich von Landshut, auf jede Weise zu necken und übernahm in dieser Beziehung die Rolle des Ritters Kaspar Torringer, welcher bis dahin an der Spitze der Ritterschaft gestanden hatte, wenn dieselbe Raubzüge durch Heinrich's Land machte. Kaspar Torringer selbst hatte den Herzog Heinrich als Zerstörer seines Stammschlosses bei dem westphälischen Vehmgericht verklagt, dadurch aber nur sein eigenes Verderben herbeigeführt. Er war nämlich am Tage der Entscheidung nicht vor der Vehme erschienen, weil er wußte, daß Heinrich's Freund, der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, als Mitwisser oder Mitrichter des geheimen Gerichtes gegen ihn sprechen werde; er ward deshalb der falschen Anklage schuldig erkannt und fiel als Opfer der verborgenen Mord-Justiz. Diese verlor übrigens einige Zeit nachher das Recht, für das Land Baiern zu gelten und auf dasselbe einwirken zu dürfen. Kaspar Torringer's Rolle in Baiern also übernahm Herzog Ludwig der Bärtige selbst. Dieser machte zugleich mit den kleinen Herren, von welchen keiner auf das freie Geleit des Anderen Rücksicht nahm, alle Heerstraßen und Flüsse des Landes unsicher, war mit den baierischen Herzogen zu München und Landshut in ewigem Streit und gerieth endlich auch mit seinem eigenen Sohne, Ludwig dem Buckeligen, in Krieg. Der Sohn beschwerte sich über die kostspieligen Bauten und andere Verschwendungen des Vaters, sowie darüber, daß derselbe eine Geliebte und deren Söhne allzusehr begünstige. Außerdem warf er ihm seine ver-

schwenderischen Schenkungen an geistliche Stifter vor und klagte zugleich, was neben diesem Vorwurf auffallend ist, darüber, daß sein Vater noch immer im Kirchenbann bleibe.

Fast gleichzeitig war in dem Lande Baiern-München ein unnatürlicher Krieg zwischen Herzog Ernst und seinem Sohn Albrecht ausgebrochen. Dieser hatte sich mit der schönen und tugendhaften Agnes Bernauer, der Tochter eines Baders, vermählt und war deshalb auf Befehl seines Vaters in Regensburg von einem Turnier als unehrlich ausgeschlossen worden. Er wies ihr hierauf die Burg Straubing zum Wohnsitz an; in seiner Abwesenheit ließ jedoch der Herzog sie festnehmen, der Zauberei anschuldigen und von der Donaubrücke herab vor allem Volk in den Strom werfen. Als sie sich retten wollte, drückte der Henker sie, mit einer Stange ihr Haar erfassend, in die Wellen zurück (1435). Albrecht, von Ludwig dem Bärtigen unterstützt, fiel in seines Vaters Land ein; erst nach einem Jahre erfolgte die Versöhnung, worauf Ernst seine Reue durch Erbauung einer Kapelle auf dem Grabe der schmählich Ermordeten bezeugte. Die Begebenheit wirkte tief auf das Volk und ging in Lied und Sage über. Albrecht vermählte sich später mit Anna von Braunschweig; als Herzog (seit 1438) Albrecht III. oder der Fromme genannt, zeichnete er sich durch Friedensliebe, durch Sorge für das Landvolk und gute Rechtspflege aus († 1460).

Im Jahre 1438 verband sich Ludwig der Bucklige mit dem ärgsten Feinde seines Vaters, indem er gegen den Willen desselben Margaretha, die Tochter des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, zur Gemahlin nahm, und nun entstand der heftigste Streit zwischen Beiden. Dieser Krieg, in welchem Markgraf Albrecht Achilles zuerst die Rolle erhielt, die eigentlich dem Kaiser gebührt hätte, begann 1439 damit, daß der Sohn seinen Vater, der ihm einen natürlichen Sohn vorzog, für kindisch geworden erklärte und mit Hülfe seines Schwagers, Albrecht Achilles, die Burg Friedberg eroberte. Da unmittelbar darauf die Bürger von Ingolstadt den alten Herzog aufgaben, so gelangte der Sohn auch sogleich in den Besitz dieser Stadt und bemächtigte sich des väterlichen Schatzes, Archivs und Siegels. Nachher bedrängte er seinen Vater in Neuburg an der Donau, wo sich derselbe eingeschlossen hatte und mit einer Schaar Miethlinge bis 1443 aufs hartnäckigste vertheidigte. Im letzteren Jahre wurde endlich Neuburg, nachdem es in aller Form belagert und von Ostern bis in den September hinein beschossen worden war, von Ludwig dem Buckligen und seinem Schwager erobert und Ludwig der Bärtige gerieth in die Gefangenschaft seines Sohnes und des Markgrafen Albrecht. Die Bürger von Neuburg mußten, weil sie ihrem alten Her-

zoge treu geblieben waren, 15,000 Gulden zahlen. Ueber das Schicksal des gefangenen Herzogs sind die sehr mangelhaften Chroniken der Zeit nicht einig. Wahrscheinlich wurde er bis zu dem 1445 erfolgten Tode seines Sohnes in Neuburg gefangen gehalten und dann als Gefangener des Markgrafen Albrecht von diesem nach Ansbach geführt. Aus der Antwort, welche die Chroniken dem eisenharten und eigensinnigen Manne in den Mund legen, läßt sich schließen, daß Albrecht unedel genug war, seinem Gefangenen mit dem Dolche oder Schwerte zu drohen. „Stich nur zu!" soll Ludwig gesagt haben; „du bekommst doch nichts, denn du hast mich nicht in redlicher Fehde gefangen." Albrecht trieb, um das auf den Krieg verwendete Geld zurück zu erhalten und dabei noch Einiges mehr zu gewinnen, förmlich Handel mit seinem Gefangenen. Er trat zu gleicher Zeit mit den Landständen von Baiern-Landshut und mit ihrem Herzoge, Heinrich dem Reichen, welcher als das Haupt der nächst-ältesten Linie seit Ludwig's des Buckligen Tode der künftige Erbe von Baiern-Ingolstadt war, in Unterhandlung. Die Ersteren konnten mit Albrecht nicht einig werden und als man sich deshalb an Kaiser Friedrich III. wandte, benahm sich dieser ebenso, wie bei jeder anderen Gelegenheit: er handelte nicht, gab keine Entscheidung und machte noch weniger das, was er etwa wollte, mit Kraft und Nachdruck geltend; er schickte vielmehr Räthe, welche so lange rathschlagten, bis im Juli 1446 Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht mit ihrem längst geschlossenen Vertrage hervortraten. Nach demselben wurde Ludwig der Bärtige für 32,000 Gulden an Heinrich verkauft. Von diesem ward er dann nach Burghausen gebracht, wo er bis zu seinem ein Jahr später (1447) erfolgten Tode in Haft blieb. Sein Land kam an die in Baiern-Landshut herrschende Linie; zugleich erbte Herzog Heinrich auch den reichen Schatz Ludwig's des Bärtigen. Doch ward aus diesem an Albrecht Achilles die Summe bezahlt, für welche derselbe den Herzog Ludwig an Heinrich verkauft hatte, und auch die, nicht gerade keusche, Schwester Albrecht's, Margaretha, die Wittwe Ludwig's des Buckligen, erhielt einen Antheil an den von Ludwig dem Bärtigen hinterlassenen Schätzen und Mobilien. Diese Schätze, über welche man das Nähere in Ludwig's des Bärtigen Geschichte von Lang aufsuchen kann, waren so groß, daß sowohl Heinrich, als sein Sohn und sein Enkel denselben den Beinamen des Reichen verdanken. Heinrich ging mit dem ererbten Reichthum sehr sparsam um, sowie er denn überhaupt das Geld sehr zu Rathe zu halten wußte. Dies wagte er sogar gegen den Papst zu beweisen; denn als derselbe einst ein Jubiläum ausschrieb, verbot Heinrich seinen Unterthanen die Reise nach Rom, damit, wie er hinzusetzte, das Geld nicht aus dem Lande gehe.

Der Sohn Heinrich's des Reichen, Ludwig, folgte ihm 1450 in der Regierung von Landshut und Ingolstadt nach; er ist der Stifter der Universität Ingolstadt (1479). Mit seinem Sohne Georg erlosch die Linie, und obwohl er den pfälzischen Prinzen Ruprecht zum Erben eingesetzt hatte, erhielten doch nach dessen Tode seine Söhne nur das Herzogthum Neuburg, auch die junge Pfalz genannt; einiges Grenzgebiet kam an Tyrol; alles übrige baierische Land aber wurde urkundlich für ein untheilbares Herzogthum erklärt (1506); es kam an Herzog Albrecht IV. aus der Linie München, den Sohn Albrecht's des Frommen und der Anna von Braunschweig, und sodann an dessen Sohn Wilhelm und seine Nachkommen.

5. Friedrich's III. Verhältniß zu Oestreich, Böhmen und Ungarn.

Die Verwirrung in Deutschland, welche unter Friedrich III. immer größer ward, machte dort endlich allgemein das Bedürfniß eines Kaisers fühlbar, welcher nicht wie Friedrich seine Familie und deren Vortheil dem deutschen Reiche und der Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung in demselben vorziehe. Wir müssen daher zunächst angeben, wie es sich mit Friedrich's Hausmacht verhielt; denn die Macht im deutschen Reiche war unter ihm den Kurfürsten und Herzogen überlassen. Friedrich hatte zwar, wie bereits berichtet worden ist, sein Recht der Vormundschaft über Kaiser Albrecht's II. nachgeborenen Sohn Ladislaus geltend gemacht; aber sowohl in Böhmen, als in Ungarn und sogar in dem östreichischen Erbtheile seines Mündels hatten die Herren, welche unter den Ständen am meisten vermochten oder durch ihre Vasallen und Besitzungen mächtig waren, die Regierung an sich gerissen. In Böhmen, wo die Zahl der Utraquisten oder gemäßigten Hussiten weit stärker war, als die der Rechtgläubigen, genoß Georg Podiebrad des Zutrauens der Nation und führte die Regierung, obgleich die Böhmen unaufhörlich ihren jungen König Ladislaus von dem Kaiser Friedrich zurückverlangten, welcher denselben unter Vormundschaft hielt und mit Vorurtheilen gegen die Hussiten erfüllte. Podiebrad stellte die Ordnung in Böhmen wieder her, machte den Namen der Czechen auch in Sachsen furchtbar und war so sehr der Abgott seiner Landsleute, daß sie ihn schon 1421 zum Könige erwählt haben würden, wenn sie nicht durch die Beredsamkeit des Aeneas Sylvius bewogen worden wären, ihrem jungen Könige, welcher damals mit Friedrich die Reise nach Italien machen sollte, treu zu bleiben. In Ungarn war Johann von Hunyad eben so angesehen, als Georg Podiebrad in Böhmen. Er regierte gleich diesem mit königlichem Ansehen, obwohl auch die Magyaren den Spröß-

ling ihres Königs-Stammes vom deutschen Kaiser zurückforderten. Sogar in dem von Ladislaus ererbten Theile des Erzherzogthums Oestreich wollte man sich, als Ladislaus heranwuchs, die Verwaltung Friedrich's nicht länger gefallen lassen. Dort stritten um die Regierung der mütterliche Großoheim des jungen Fürsten, Ulrich von Cilly, ein bekannter Bösewicht, und der Ritter Ulrich Eyzinger, welcher, obgleich kein geborener Oestreicher, stets der Anstifter innerer Unruhen war.

Wenn wir alle die Händel, Unterhandlungen und Unruhen, welche in Folge dieser Verhältnisse den Kaiser Friedrich von 1440 bis 1456 in Anspruch nahmen, darstellen wollten, so würde man begreifen, warum er sich fast gar nicht um Deutschland bekümmerte, sondern nur höchstens dann und wann einmal Räthe oder Commissäre in das Reich schickte. Im Jahre 1451 machte er, da er auf Titel, Pomp und äußere Ehrenbezeugungen großen Werth legte, eine Krönungsreise nach Rom und nahm gegen den Willen der Ungarn, Böhmen und Oestreicher den jungen Ladislaus mit. Es fehlte auf diesem Zuge nicht an leerem Gepränge jeder Art, noch an schönen lateinischen Begrüßungsreden. In Siena kam Friedrich mit seiner Braut, Eleonore von Portugal, zusammen; in Rom wurde die Ehe eingesegnet und im März 1452 (zum letzten Mal) vom Papst in der Peterskirche die Kaiserkrönung vollzogen. Diese Reise ihres Königs und Herzogs hatten die Böhmen und die Oestreicher durch Drohungen hindern wollen; sie hatten aber, obgleich sie die Männer, welche die ständische Opposition gegen Friedrich's Eigensinn und Fanatismus leiteten, an den Kaiser sandten, ihren Zweck nicht erreichen können. Jene Häupter waren: in Böhmen Heinrich von Rosenberg, das Haupt der dortigen Katholiken, welche den jungen König dem Georg Podiebrad und seinen Hussiten entgegensetzen wollten, sowie Gessek Swoganowsky und Wenzel Giczinsky; in Oestreich Ulrich von Cilly und Ulrich Eyzinger. Die Deputirten beider Völker erneuerten ihre dringenden Forderungen, als Friedrich 1452 nach Neustadt zurückgekehrt war, mit größerem Ernst, und wurden dabei auch von den Ungarn unterstützt. Er weigerte sich jedoch wiederum, weil er sich auf Georg Podiebrad verließ, der von ihm als Statthalter von Böhmen anerkannt worden war und deshalb seinerseits den Kaiser als vormundschaftlichen Regenten gelten ließ. Nun sammelten Eyzinger und Andere ein Heer von vielen tausend Mann, schlugen die Truppen, welche der Kaiser ihnen entgegen schickte, und schlossen ihn selbst nebst dem jungen Ladislaus in Neustadt enge ein. Hier wurde er bald auf das Aeußerste gebracht und die Stadt wäre genommen und der Kaiser gefangen worden, wenn nicht ein Steiermärker, Andreas Baumkircher, ihn gerettet hätte.

Dieser Mann, welcher mit der Gestalt eines Riesen ungeheure Stärke verband, hielt mit einigen Leuten von gleicher Kraft die gegen ein Thor andringenden Feinde so lange auf, bis dasselbe geschlossen war. Der Kaiser konnte also doch wenigstens capituliren. Podiebrad war ihm zwar mit einem Heere zu Hülfe geeilt, hatte aber unterwegs erfahren, daß es zu spät sei, weil sich der Kaiser dem Willen der Anführer der Unzufriedenen bereits gefügt habe. Das Resultat der am 4. September 1452 geschlossenen Uebereinkunft war für den Kaiser und für das Reich beschämend; denn Ladislaus wurde den Böhmen und Ungarn als ihr künftiger König übergeben und statt daß derselbe bisher der Mündel seines Oheims gewesen war, regierten jetzt als seine Vormünder Georg Podiebrad in Böhmen und Johann Hunyad in Ungarn. In Oestreich zerfielen Ulrich von Cilly und Ulrich Eyzinger bald mit einander, weil jeder von Beiden unter dem Namen des Prinzen herrschen und sich mit Gütern bereichern wollte.

Die Anschauung der Verhältnisse, in welchen Kaiser Friedrich sich von diesem Augenblick an befand, läßt sich am besten an die Geschichte des Grafen Ulrich von Cilly und des jungen Königs Ladislaus knüpfen. Cilly führte den König Ladislaus auf sein Schloß Bertholdsdorf und von da nach Wien. Dann begab er sich mit ihm nicht nach Böhmen, wo er selbst gar nichts galt, sondern nach Ungarn, wo er und sein noch lebender Vater Friedrich großen Anhang hatten. Hier hatte Johann Hunyad, dessen älterer Sohn, Ladislaus, mit der gerade damals gestorbenen Tochter Ulrich's von Cilly, Elisabeth, verlobt gewesen war, alle Ursache, sich vor dem als Bösewicht bekannten Grafen zu fürchten. Er entzog sich also unter dem Vorwande großer Rüstungen gegen die Türken den etwaigen Anschlägen desselben. Graf Ulrich verweilte mit dem jungen Könige, in dessen Namen er Befehle erließ, ein halbes Jahr lang (bis zum September 1453) in Ungarn, dann kehrte er mit ihm wieder nach Oestreich zurück. Dem Verlangen der Böhmen, Ladislaus auch zu ihnen zur Krönung zu bringen, war er durch die Erklärung ausgewichen, daß er die Kosten der Reise nicht aufzubringen vermöge. Als jedoch die Forderung der Böhmen zu dringend wurde, schrieb er zum Behufe von Geldbewilligungen einen östreichischen Landtag nach Krems aus. Ehe dieser eröffnet wurde, begab er sich nach Wien. Hier wartete seiner eine große Gefahr. Sein Nebenbuhler Eyzinger nämlich, welcher gleich den anderen Mitgliedern der östreichischen Stände in sehr zahlreicher Begleitung nach Wien gekommen war, hatte bereits alle Welt gegen den Grafen Ulrich zu erbittern gewußt, weil derselbe es darauf abgesehen zu haben schien, die Gesundheit und die Sitten des jungen Königs durch Essen, Trinken und ermüdende Lustbarkeiten zu Grunde zu

richten. Außerdem war zwischen Eyzinger, dem Bürgermeister und den angesehensten Bürgern von Wien ein Ueberfall des Grafen Ulrich verabredet worden. Dieser Anschlag würde, da Ulrich seine Wohnung nicht in der Burg, sondern in der Stadt nahm, auch ausgeführt worden sein, wenn Ulrich nicht durch seinen Freund, den Grafen Michael von Waidburg, gewarnt worden wäre. Nur mit genauer Noth rettete sich Ulrich, welchem bei dieser Gelegenheit der Herzog Albrecht von Oestreich wesentliche Dienste leistete, aus den Händen der tobenden Wiener und der erbitterten Oestreicher auf sein Schloß Bertholdsdorf. Nach der Vertreibung Ulrich's von Cilly verständigte sich Eyzinger mit den in Wien zusammengekommenen Ständen von Oestreich, ließ Johann Hunyad noch einmal zum Ober-Kapitän des ungarischen Reiches ernennen, führte dann den jungen König nach Prag, wo derselbe im October 1453 zum böhmischen König gekrönt wurde; er hatte vorher versprechen müssen, die Compactaten zu schützen und Georg von Podiebrad noch sechs Jahre lang an der Spitze der Regierung zu lassen; die Krönung vollzog jedoch der katholische Bischof von Olmütz. Hierauf wurde für Oestreich im November ein Landtag zu Krems abgehalten. Auf diesem wurde das, was bereits in Wien ausgemacht worden war, bestätigt; Ladislaus sollte bis zu seinem 20. Jahre als minderjährig betrachtet und das Land von zwölf durch die Stände zu erwählenden Herren regiert werden. Vergebens hatte Ulrich von Cilly von Krummau aus beim Wiener Landtage Beschwerden gegen Eyzinger geführt; die erwähnte Anordnung wurde beschlossen und durchgeführt und Eyzinger, welcher an die Spitze der neuen Administratoren kam, leitete fortan Alles. Er machte seinen Einfluß sogar in Ungarn geltend, wo Johann Hunyad wieder Regent geworden war und wo auf einem außerordentlichen Reichstage zu Ofen (Januar 1455) der Beschluß gefaßt wurde, daß der Ober-Kapitän des Reiches einen entscheidenden Kriegszug gegen die Türken unternehmen solle. Er schloß sich in Prag, wohin er hierauf mit Ladislaus reiste, an Georg Podiebrad enge an, um auch in Böhmen unter dem Namen des Königs eine Rolle zu spielen. Daß alles dies nicht umsonst geschah, beweist das aus 5000 Dukaten, sowie aus massiv silbernen und vergoldeten Geräthschaften, nämlich vier Becken und 22 Bechern und Schüsseln, bestehende Geschenk, welches die Republik Ragusa ihm im April 1454 aus Anlaß der Bestätigung ihrer vom Reiche Ungarn erhaltenen Privilegien durch drei Gesandte zu Prag überreichen ließ. Von Böhmen begab sich Eyzinger nach Polen, um auch dort als Regent und Vormund des jungen Königs zu prunken. Damals vermählte sich nämlich die Schwester seines Mündels, Elisabeth, mit dem polnischen König Kasimir II. Eyzinger reiste, um der

Hochzeit beizuwohnen, mit Ladislaus nach Polen, nachdem er Oestreich ebenso unter die Verwaltung des Landeshauptmanns Wolfgang von Waldsee gestellt hatte, wie Ungarn unter Hunyad und Böhmen unter Georg Podiebrad stand. Die Vermählung der Elisabeth ward auf polnische oder vielmehr auf litthauische Weise gefeiert. Eyzinger wohnte nach derselben auch der in Breslau gehaltenen Krönungsfeier Kasimir's, sowie noch einem anderen Feste in der Lausitz bei. Erst im Februar 1455 kehrte er mit Ladislaus nach Oestreich zurück. Hier hatten sich indessen die Dinge zu seinem Nachtheile geändert. Die Oestreicher waren wegen seines Umherreisens mit dem Könige, sowie wegen der willkürlichen Verfügungen Wolfgang's von Waldsee, welche sie dem Eyzinger zuschrieben, sehr unzufrieden und es hatte sich gegen diesen eine mächtige Partei gebildet, deren Haupt, Pankraz von Blankenstein, sich jetzt an Ulrich von Cilly wandte. Der Letztere, dessen Vater Friedrich um diese Zeit starb, hatte in der Zwischenzeit eine gehässige Rolle gegen Eyzinger's Freund, Johann von Hunyad, gespielt; er hatte den glänzenden Unternehmungen desselben gegen die Türken nicht allein seine Unterstützung versagt, sondern war auch mehrmals feindlich in Kroatien eingefallen. Er ging mit Freuden auf das Gesuch der Wiener ein, welche jetzt denselben Mann, den sie früher mit dem Untergange bedroht hatten, zurückwünschten, ihm, als er nach Wien kam, freundlich entgegenzogen und von Eyzinger verlangten, daß er sein Ansehen mit Ulrich theilen sollte. Eyzinger verschmähte dies und zog sich auf seine Güter zurück. Ulrich von Cilly trat daher ganz an seine Stelle (April 1455).

Ulrich von Cilly, dessen dargebotene Dienste vorher sowohl Kaiser Friedrich, als die Venetianer verschmäht hatten, war von diesem Augenblick an mächtiger, als er früher gewesen war, und herrschte in des jungen Ladislaus Namen sowohl über Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, als auch über die ungarischen Länder und über denjenigen Theil von Oestreich, welchen Kaiser Albrecht II. besessen hatte. Auf welche Weise der junge König unter seiner Leitung lebte und welche Gewohnheiten derselbe damals annahm, darüber könnten wir, wenn es für unseren Zweck nicht unwichtig wäre, Einzelnes aus des Aeneas Sylvius Bericht anführen. Ulrich von Cilly hatte seit der Verdrängung Eyzinger's zweierlei Absichten, welche er bis zu seinem Tode unausgesetzt verfolgte: er suchte den Kaiser Friedrich in Angst zu setzen und seinen Feind, Johann von Hunyad, sowie die beiden Söhne desselben zu vernichten. Den Kaiser ängstigte er dadurch, daß er mit dessen nächsten Verwandten, welche zugleich die heftigsten Gegner Friedrich's waren, ein Bündniß schloß. Diese Verbündeten Ulrich's waren: Friedrich's Bruder, Albrecht der Verschwender, der

in Deutschland die Absetzung des Kaisers betreiben half, damit er an dessen Stelle erwählt werde, und Friedrich's Vetter, Sigismund der Blödsinnige von Tyrol. Den Regenten der Ungarn, Johann Hunyad (er hatte mit Bewilligung des jungen Ladislaus statt des Titels Gubernator den eines königlichen Generalkapitäns angenommen), ließ Ulrich von Cilly, um ihn zu verderben, durch den König Ladislaus auf ganz freundliche Weise nach Wien einladen. Hier suchte Ulrich zuerst den ihm ertheilten Sicherheitsbrief in seine Hände zu bringen und dann Hunyad in einen Hinterhalt zu locken. Damit dieser bewogen werde, sich von den Seinigen zu entfernen, reiste Ulrich selbst mit 40 Reitern ihm entgegen; Hunyad merkte aber Ulrich's Absicht und entzog sich seinen Anschlägen. Doch nahm der ungarische Held keine Rache, und seine Landsleute legen ihm bei der Zusammenkunft mit Cilly die edeln Worte in den Mund: „Du willst mich verderben; aber jetzt bist du in deiner eigenen Schlinge gefangen. Ich könnte dich tödten, wenn mich die Achtung für den König nicht zurückhielte; dem Könige, nicht dir schenke ich dein Leben." Mit dem Könige söhnte sich Johann von Hunyad aus und gab ihm bald nachher seinen Sohn Matthias als Geisel seiner Treue. Ladislaus ging (1456) nach Ungarn; Ulrich von Cilly wagte aber nicht, ihn daselbst zu lassen, und entführte ihn bald wieder nach Wien. Hunyad verewigte unmittelbar nachher das letzte Jahr seines Lebens durch eine Heldenthat, welche von der ganzen Christenheit gepriesen und verherrlicht worden ist. Sultan Mohammed II. hatte nach der Einnahme von Constantinopel sein ganzes Heer gegen Belgrad geführt und diese Stadt so bedrängt, daß man an ihrer Rettung verzweifelte; da erschien Hunyad an der Spitze der magyarischen Reichsmacht, entsetzte Belgrad und schlug bei einem wüthenden Ausfalle die Türken, welche von Mohammed selbst angeführt wurden; der Sultan wurde verwundet und mußte sich zurückziehen. Wenige Tage nachher starb Hunyad zu Semlin (11. August 1456).

Sobald Ulrich vom Tode des Helden Nachricht erhalten hatte, schiffte er sich in Begleitung des Königs auf der Donau ein, um nach Belgrad zu fahren; allein Hunyad's Söhne, Ladislaus und Matthias Corvinus, ließen ihn hier nicht ein, weil sie aus einem aufgefangenen Briefe Ulrich's an seinen Schwiegervater, den Despoten oder Regenten Georg Brankovich von Servien, erkannt hatten, daß Ulrich es auf ihr Leben abgesehen habe. Sie luden ihn dagegen zu einer persönlichen Unterhaltung ein. Bei derselben ward ihm dann jener Brief vorgehalten und es entspann sich ein heftiger Streit, welcher damit endigte, daß Ulrich einem Waffenträger das Schwert entriß, Ladislaus von Hunyad aber den wahrscheinlich hierzu bereit ge-

haltenen Trabanten das verabredete Signal gab, worauf diese hereinstürzten und Ulrich trotz seiner tapferen Gegenwehr und des unter seinen Kleidern versteckten Panzers erschlugen (December 1456). Auf diese Weise starb Ulrich von Cilly und mit ihm erlosch sein Stamm. Der junge König Ladislaus war so sehr zur Verstellung erzogen worden, daß er nicht allein im Augenblick der Ermordung Ulrich's heuchlerisch die blutige That billigte, sondern auch nachher Hunyad's Söhne auf jede Weise, sogar durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls, über seine Gesinnungen und Absichten beruhigte. Diese begaben sich zu ihm nach Ofen, wurden aber, sobald Ladislaus stark genug zu sein glaubte, auf Betreiben der Feinde ihres Vaters verhaftet und der Eine, Ladislaus, in Ofen enthauptet, der Andere, Matthias Corvinus, gefangen mit nach Wien geführt (1457). Ladislaus gerieth unmittelbar nachher wegen der Cilly'schen Erbschaft mit Kaiser Friedrich in einen förmlichen Krieg. Die Sache ward jedoch durch die Vermittelung Georg Podiebrad's und des Ritters Ulrich Eyzinger, welcher nach Cilly's Tode wieder die Leitung der östreichischen Angelegenheiten erhalten hatte, bald beigelegt. Zwischen den Anhängern der Familie Hunyad und ihren Feinden suchte Ladislaus eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Er setzte zu diesem Zwecke alle ungarischen Großen, welche nach der Hinrichtung des Ladislaus Hunyad verhaftet worden waren, in Freiheit. Auch Matthias Corvinus, den er auf der Feste Guttenstein in freier Haft hielt, sollte aus derselben entlassen werden; dies wurde aber durch Umstände, welche anzuführen nicht nöthig scheint, verzögert und Ladislaus ließ, als er nach Prag reiste, Matthias ebenfalls dahin bringen; es sollten dort Anstalten zur Vermählung des jungen Königs mit Margaretha, einer Tochter Karl's VII. von Frankreich, getroffen werden. Aber an demselben Tage, an welchem Matthias nach Prag gebracht wurde, starb Ladislaus daselbst in seinem 18. Lebensjahre (23. November 1457). Sein Tod änderte auf einmal alle Verhältnisse; denn die Ungarn und Böhmen erhielten alsbald eigene, aus ihrer Mitte gewählte Könige und zwar solche, welche die Krone nicht dem bloßen Zufall der Geburt oder dem Vorurtheile des Volkes, sondern ihrer Tapferkeit, ihrer Bildung und ihren Verdiensten verdankten.

Auf die Nachricht von Ladislaus' Tode traten in Ungarn die Gegner des Hauses Hunyad, der Erzbischof Dionysius von Gran, die Bischöfe von Raab und Agram, der Palatinus Ladislaus von Gara und der gewesene Woiwode von Siebenbürgen, Niklas von Ujlak, zusammen und schrieben auf Ende 1457 eine Königswahl nach Ofen aus. Aber am 5. Januar 1458 überschritt der Schwager des großen Johann Hunyad, Szilagyi, mit einem zahlreichen Heere die

gefrorene Donau, umstellte die Versammlung, ließ sogar Galgen aufrichten und forderte die Ungarn auf, seinen Neffen Matthias zum König zu wählen. Die Anhänger der Familie Hunyad schickten hierauf einen der Ihrigen, Johann Vitez, Bischof von Großwardein, mit bedeutenden Geldsummen nach Prag, um bei Georg Podiebrad, welcher seit des Königs Tode den Matthias Corvinus als seinen Gefangenen betrachtete, die Freilassung desselben zu erwirken. Podiebrad forderte jedoch ein allzu großes Lösegeld. Matthias saß daher noch gefangen in Prag, als am 24. Januar zu Ofen die Königswahl gehalten wurde. Bei dieser wurden die Wählenden durch die Masse des Volkes, welches viele Tausende stark zusammengeströmt war und sogar auf dem Eise der Donau stand, in Schrecken gesetzt. Die Wahl fiel auf Matthias Corvinus und Szilagyi entwarf die Wahlcapitulation. Dem jungen Fürsten überbrachte zuerst Georg Podiebrad die Nachricht von seiner Erwählung. Podiebrad benahm sich überhaupt von dem Augenblick an, als er die Erhebung seines Gefangenen auf den ungarischen Thron erfuhr, sehr freundlich gegen ihn. Er verlobte ihn am 9. Februar mit seiner Tochter Katharina und geleitete ihn, nachdem er ein Lösegeld von 60,000 Dukaten und zugleich das Versprechen, daß Matthias ihm zur Erlangung und Behauptung der böhmischen Krone seine Hülfe gewähren wolle, erhalten hatte, bis an die Grenze von Ungarn. Unter der langen Regierung des Matthias Corvinus (1458—1490) waren nachher die Magyaren nicht blos durch die Tapferkeit desselben den furchtbaren Türken und dem schwachen deutschen Reiche gewachsen, sondern ihr König wetteiferte auch durch den Schutz, welchen er den freien Künsten und der widerauflebenden klassischen Litteratur angedeihen ließ, mit den glänzendsten Fürsten Italiens.

Nicht lange nach der Erwählung des Matthias Corvinus stellten auch die Böhmen einen Mann ihres Stammes als König an die Spitze ihres Reiches. Ihr Statthalter, Georg Podiebrad, hatte gleich nach dem Tode des Ladislaus erklärt, daß die Wahl eines neuen Königs erst nach Pfingsten vorgenommen werden könne, weil bis dahin ihm die Statthalterschaft von Ladislaus übertragen worden sei. Die Stände hatten in dieses Begehren eingewilligt und die dadurch gewonnene Zeit war von Podiebrad benutzt worden, um seine Freunde für sich arbeiten zu lassen. Mitbewerber um den Thron waren mehrere Fürsten, namentlich auch König Karl VII. von Frankreich. Dieser ward von dem Haupte der orthodoxen Partei, Zdenko von Sternberg, vorgeschlagen, und ließ am Wahltage sehr prahlerische Versprechungen machen; allein der Führer der Heterodoxen, der Erzbischof Rokyczana, wußte seine Czechen zu Gunsten Podiebrad's patrio-

tisch zu begeistern, indem er ihnen von den Großthaten der Hussiten redete und Podiebrad einem Zizka und Procopius an die Seite stellte. Georg Podiebrad wurde zum Könige gewählt (2. März 1458). Die Nebenländer Mähren, Schlesien und Lausitz sträubten sich zwar anfangs, den neuen König anzuerkennen, sie wurden aber durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Podiebrad entsprach als König den Erwartungen seiner Landsleute; er herrschte (1458—1471) ruhmvoll über ihr Reich und begann, wie wir später sehen werden, bald auch in Deutschland eine bedeutende Rolle zu spielen.

Kaiser Friedrich war in dem Augenblick, als die Verbindung von Oestreich mit Ungarn und Böhmen ganz aufhörte, in einer sehr bedrängten Lage, weil es schien, als wenn auch der bisher von Ladislaus beherrschte Theil von Oestreich sich von ihm abwenden werde. Sein Bruder Albrecht der Verschwender und sein Vetter, Sigismund von Tyrol, machten dieses Land ihm streitig, und auch die östreichischen Stände, welche bis dahin bald unter Cilly's, bald unter Eyzinger's Führung das Land oligarchisch regiert hatten, schienen sehr geneigt, das Regiment noch ferner in den Händen zu behalten. Die Stände erklärten, daß sie bis zur Ausgleichung des Streites keinem der drei Prätendenten gehorchen würden, und ernannten eine Regentschaft. Selbst die Hofburg zu Wien ward von den Bürgern besetzt; doch gestatteten diese zuletzt den drei Fürsten, drei abgesonderte Wohnungen in der Burg zu beziehen. Friedrich war zwar nicht besser als seine übrigen Mitbewerber, er behielt aber ruhige Haltung und war den anderen an Klugheit weit überlegen. Er wußte sich daher, gerade als diese im Begriff waren Krieg anzufangen, mit ihnen abzufinden; Sigismund erhielt einen Theil der Einkünfte, Albrecht das Land ober der Enns, Friedrich das unter der Enns mit Ausnahme von Wien, das keinem einzelnen Fürsten gehören sollte. Nachher bewog der Kaiser seinen Bruder, ihm gegen eine Geldsumme auch Wien zu überlassen. Eyzinger ward in den Kerker geworfen. Seine Brüder und Verwandte ergriffen hierauf zwar die Waffen und riefen Georg Podiebrad herbei; dieser zeigte sich aber bei einer persönlichen Zusammenkunft dem Kaiser sehr gefällig und höflich, während er sich gegen dessen Bruder sehr heftig erklärte. Er ward dafür mit Böhmen belehnt und erhielt Geld. Dem Kaiser jedoch zum Besitz von Ungarn zu verhelfen war er nicht im geringsten willens. Als Friedrich im Vertrauen auf die sehr starke Partei der Gegner von Hunyad's Familie, eines Ladislaus von Gara, eines Niklas von Ujlak und Anderer, das Anerbieten des Königs Matthias Corvinus, die heilige Krone der Ungarn von ihm einzulösen, zurückwies und einen Krieg begann, erreichte er seinen Zweck keineswegs. Er wurde,

nachdem er eine erste Schlacht gewonnen hatte, in der zweiten geschlagen (1459) und mußte später einen Vertrag schließen, kraft dessen er die ungarische Krone für 60,000 Dukaten herausgab, Matthias Corvinus an Sohnes Statt annahm, und für seinen eigenen Sohn das Recht der Nachfolge in Ungarn erlangte, falls Matthias ohne Erben sterben würde. Den Titel eines Königs von Ungarn sollte der Kaiser zeitlebens führen. Auf Titel hielt er überhaupt sehr viel; er hatte bereits 1453 verfügt, daß alle Fürsten seiner Linie sammt ihren Nachkommen Erzherzoge von Oestreich heißen sollten, während bisher nur einige sich als solche bezeichnet hatten, nicht ohne Widerspruch zu finden.

Aber auch mit seinen Oestreichern kam Friedrich, der sich fortwährend mit Wissenschaft und Kunst beschäftigte und immer um Geld verlegen war, in sehr gefährliche Händel. Ganz Oestreich klagte über das Elend, welches durch seine und seines Bruders Schuld über das Land kam: das Faustrecht herrschte in Oestreich, die Landstraßen waren unsicher, unschuldiger Leute Güter wurden eingezogen, Friedrich und Albrecht drückten Einer wie der Andere das Land durch Steuern und die Münze wurde von ihnen auf eine solche Weise verschlechtert, daß aller Verkehr stockte; Beide schlugen z. B. Pfennige, welche man, weil sie um wenigstens elf Zwölftel ihres Nennwerthes zu gering waren, Schinderlinge nannte. Dabei waren Friedrich und Albrecht stets in Zwist mit einander und befehdeten sich gegenseitig. Endlich ging den Oestreichern die Geduld aus und es bildete sich in Wien eine demokratische Partei, welche dem phlegmatischen und grübelnden Kaiser um so mehr verderblich zu werden drohte, als Albrecht sich derselben gegen ihn zu bedienen suchte. Im Juli 1462 brach in Wien eine förmliche Revolution aus. Es sollte nämlich damals dort ein Landtag abgehalten werden, welchem beide Brüder die Entscheidung ihres Zwistes zu überlassen versprochen hatten; noch ehe derselbe aber eröffnet war, erhob sich Albrecht's Partei unter der Führung des Arztes und Rathsherrn Kirchheimer, um Friedrich's Anhänger gewaltsam aus dem Magistrat zu vertreiben. Kirchheimer erschien plötzlich gerüstet und von 60 Bewaffneten begleitet auf dem Rathhause, sprengte die Thüren desselben, nahm den Bürgermeister, welcher den Demagogen feindlich war, sowie alle dem Kaiser getreuen Rathsherren gefangen, und setzte das Haupt der Revolutionäre, den Hebmeister oder Stadtkämmerer Wolfgang Holzer, im Namen des Volkes als eine Art von Dictator ein. Holzer war eines sehr reichen Viehhändlers Sohn, welcher von Eyzinger in die Geschäfte eingeführt, nachher von Ulrich Cilly grausam mißhandelt, nach dessen Tode aber durch Eyzinger wieder zu seinem früheren Ansehen in

Wien gebracht worden war. Der Kaiser befand sich zu jener Zeit nicht in Wien, wo seine Gemahlin und sein Sohn bereits angekommen waren. Er eilte auf die Nachricht von dem Geschehenen schnell dahin, mußte aber drei Tage lang vor den Thoren warten, bis man ihn einließ, und auch dann geschah es erst nach einer schmählichen Capitulation mit Holzer und seinen Genossen. Seine Gemahlin, eine portugiesische Prinzessin von heißem Blut und königlichem Sinn, gerieth, als sie dies hörte, in einen solchen Unwillen, daß sie, erbittert über Friedrich's Phlegma und deutsche Kälte, ihren damals noch nicht vierjährigen Sohn, den nachherigen Kaiser Maximilian I. (geb. 22. März 1459 zu Neustadt), laut beschworen haben soll, er möge doch einst, wenn er Kaiser sei, männlicher handeln; denn in Portugal seien die Könige nur gnädig gegen Demuth, nie gegen Ungehorsam. In Wien, wo Friedrich die Burg bezog, war er ganz von den Bürgern der Stadt abhängig. Er mußte sich in alles, was man verlangte, fügen und ward sogar einst, als er einen ihm ergebenen Mann, Ziegelhauser, zum Bürgermeister hatte wählen lassen, durch das Toben und Schreien des Volkes gezwungen, eine neue Wahl zu gestatten und sich gefallen zu lassen, daß Holzer gewählt wurde. Eine solche Art von Aussöhnung mit den Empörern konnte natürlich nicht dauerhaft sein, zumal da Friedrich's Söldner, welche nicht bezahlt wurden, von der Burg aus die Bürger neckten und großen Unfug verübten. Es kam daher bald so weit, daß der Rath dem Kaiser förmlich absagte, das Volk aber denselben in der Burg belagerte und diese mit Kanonen beschoß (20. October 1462). Friedrich hatte nur etwa 200 Ritter und getreue Bürger bei sich und entbehrte der nöthigen Lebensmittel für dieselben. Die Gefahr, in der er sich befand, ward noch größer, als die Bürger seinen bösen Bruder Albrecht zum Oberfeldherrn ernannten und dieser nicht nur ihre Einladung annahm, sondern auch die Belagerung und Beschießung der Burg mit einer wahren Wuth betrieb. Der Kaiser des heiligen römischen Reiches, welches, wie man prahlte, von der Nordsee bis an die Tiber reichte, würde daher damals die Beute des Wiener Viehhändlers Wolfgang Holzer geworden sein, wenn nicht König Georg Podiebrad von Böhmen das Hülfegesuch Friedrich's erhört hätte und zur günstigen Stunde erschienen wäre, um ihn zu retten. Er eilte, indem er seinen Sohn Victorin vorausschickte, mit einem Heere herbei und zwang den Oberfeldherrn der Wiener, die Belagerung der Burg sogleich aufzuheben. Doch blieb Podiebrad auch diesmal seiner gewöhnlichen Politik treu: er rettete Friedrich, ohne es mit Albrecht oder mit den Oestreichern ganz zu verderben, und verfuhr so, daß Albrecht, nicht Friedrich den Vortheil der böhmischen Hülfe hatte. Anstatt nämlich den Kaiser

kräftig zu unterstützen, vermittelte Podiebrad einen Vertrag, kraft dessen Albrecht Wien und das ganze Land unter der Enns auf acht Jahre erhielt, dafür dem Kaiser jährlich 4000 Goldgulden zahlte und die Schlösser, die er ihm vorher entrissen hatte, zurückgab. Diesen Frieden verkündigte Albrecht selbst dem Volke von der Kanzel der Stephans-Kirche herab. Alsbald zog der Kaiser ab, durch Victorin Podiebrad vor Beleidigungen geschützt; die Kaiserin begab sich mit dem jungen Maximilian nach Neustadt.

Die Wiener, sowie die Oestreicher überhaupt, erkannten bald, daß sie sehr übel gethan hätten, einen bösen und verschwenderischen Herrn für einen zähen und phlegmatischen Feigling einzutauschen. Albrecht mißhandelte sie auf eine entsetzliche Weise, so daß endlich Holzer in Verbindung mit dem Propst Georg von Preßburg, welcher ihm dafür im Namen des Kaisers 6000 Gulden versprach, den Plan entwarf, sich des Herzogs zu bemächtigen und ihn an Friedrich auszuliefern. Der Hauptmann Augustin Tristam, welcher mit 400 Reitern in der Nähe der Stadt lag, sollte eingelassen werden, um Albrecht unerwartet zu überfallen. Dies geschah auch, ein Zufall vereitelte aber die unmittelbare Ausführung und Albrecht entkam in die Burg. Hier fand er sich jedoch ebenso, wie vorher sein Bruder, aus Mangel an Lebensmitteln in einer verzweifelten Lage und er wäre verloren gewesen, wenn er nicht die Wiener gegen ihren Bürgermeister aufzureizen verstanden hätte. Holzer war diesen bereits dadurch verdächtig geworden, daß er so viele rohe Söldner in Dienst genommen hatte, und Albrecht wußte, ohne daß wir sagen können wie, von der Burg aus die Bürger zu dem Glauben zu bringen, daß derselbe auch sie an Friedrich verrathen wollte. Das Volk nahm also plötzlich Partei für Albrecht und erhob sich gegen seinen eigenen Bürgermeister. Dieser unterlag im Kampfe mit den Bürgern und flüchtete dann in Bauerntracht nach Nußdorf. Hier wurde er jedoch ergriffen, von denselben Wienern, die ihn früher angebetet hatten, schmählich verhöhnt, auf Albrecht's Befehl grausam gefoltert und, obgleich er nichts bekannte, doch auf empörende Weise geviertheilt. Auch über alle diejenigen, welche auf irgend eine Weise verdächtig waren, ließ Albrecht mit Behagen unerhörte Strafen verhängen; namentlich wurde der dem Kaiser treu ergebene Ziegelhauser enthauptet. Mit seinem Bruder war Albrecht bald aufs neue im Kriege. Viele mächtige östreichische Herren fielen, durch sein wüstes Wesen beleidigt, von ihm ab und des Kaisers Schaaren umschwärmten die mit Acht und Aberacht belegte Stadt Wien. Nachher bemühten sich zwar Friedrich's Gemahlin und die Schwester der beiden Brüder, Markgräfin Katharina von Baden, Frieden zu stiften; allein als Alles fertig war,

machte der Kaiser wieder Einwendungen. Ebenso ging es, als Albrecht seine Zustimmung dazu gab, daß ein östreichischer Landtag den Streit zwischen ihm und seinem Bruder beilegen solle; Friedrich verbot seinen Unterthanen, sich auf diesen Landtag zu begeben. Endlich machte Albrecht's plötzlicher Tod (2. December 1463), welcher einer Vergiftung zugeschrieben wurde, dem Zwiste ein Ende, und verschaffte den Oestreichern den ersehnten Frieden.

6. Friedrich's III. Verhältniß zum deutschen Reiche.

Aus dem Vorhergehenden wird man zur Genüge erkannt haben, warum Kaiser Friedrich III., welcher nicht einmal in seinen Erblanden sein Ansehen aufrecht erhalten konnte, die deutsche Nation ganz ihrem Schicksale überlassen mußte und warum die größeren Fürsten auf den Gedanken kamen, sich und dem Reiche ohne den Kaiser zu helfen. Kaum hatten sich nämlich Kurfürst Dietrich von Mainz und Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, welcher schon 1454 mit Albrecht von Oestreich einen Vertrag für den Fall der Absetzung Friedrich's geschlossen hatte, mit einander ausgesöhnt, als ein Theil der deutschen Kurfürsten öffentlich gegen den Kaiser auftrat und der im Reiche herrschenden Anarchie auch ohne ihn und wider seinen Willen zu steuern suchte. Die Kurfürsten schrieben zur großen Unzufriedenheit des Kaisers einen im November 1456 zu haltenden Reichstag nach Nürnberg aus und forderten gewissermaaßen drohend den Kaiser auf, persönlich auf demselben zu erscheinen. Sie konnten sich bei dem damaligen Zustande von Deutschland, wie ihn eine Stelle in der von ihnen nachher zu Nürnberg erlassenen Erklärung der Wahrheit gemäß schildert, allerdings zum Aeußersten berechtigt halten. Jene Stelle, welche wir übrigens nicht selbst bemerkt, sondern von einem Collegen entlehnt haben, mag zur Erbauung der Freunde des Fortschreitens unserer, von vielen unheilbaren Uebeln unzertrennlichen modernen Civilisation, sowie aller derer, welche noch in unserer Zeit Trauer empfanden über den Zustand des deutschen Reiches, hier ihren Platz finden. „Wir auch zu Herzen nehmen", sagen die Fürsten, „wie gar swerlichen, hertlichen und manichfeldigen beide geistlich und weltlich Staat und Wesen in dem heiligen römischen Reiche, vorab in deutschen Landen, lange Zeit bisher angefochten und beschedigt, auch mancherley Unrad, gewaldigliche und andere unziemlich und verlich Zugriff beschen sint und leider noch täglich beschen mit Raub, Mord und Brand, davon dann das heilige Reich gar schedlich gemindert wird und viel des Reichs Undertanen Verderbnis, groß Mord und Beschedigung teglich lyden, und deshalb Deutschland von ihm selbst so gar verirret ist, daß die Deutschen ihre große Kraft und

Macht, die sie haben, manch zit bisher nicht in Redlichkeit gebrauchen mögen, dadurch denn das heilige Reich und deutsche Zunge von allen andern Nationen gräßlich angefochten, verachtet und klein gehalten wird, deshalb werden wir inbrünstiglich bewegt u. s. w." Es ging auch damals, wie es gewöhnlich in Deutschland ging: es war des Geschreies viel und der Wolle wenig. Auf dem Nürnberger Reichstag fanden sich die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, sowie der Kurfürst von der Pfalz, welcher die Hauptstütze der gegen den Kaiser verbundenen Reichsstände war, persönlich ein, Andere schickten Gesandte, es erschien eine beträchtliche Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten und es ward die kräftige Erklärung erlassen, aus welcher die angeführte Stelle genommen ist; dies aber war auch Alles. In dieser Erklärung wurde der Kaiser aufgefordert, da er sich des Reiches doch nicht annehme, die Wahl eines neuen römischen Königs zuzugeben; wo nicht, so werde dieselbe auch ohne seine Einwilligung vorgenommen werden. Indessen hatten sie dabei keineswegs Lust, dem Reiche zu dienen, sondern sie dachten allein an sich. Der Kurfürst von Brandenburg stand zuerst ab, Köln und Trier hatten an der Sache gar keinen Theil genommen, Dietrich von Mainz und der böse Fritz schlossen im März 1457 einen Vertrag über Münzrechte, Zölle und Privilegien, die sie zum Verderben des Reiches dem Kaiser abpressen wollten, der Markgraf Albrecht Achilles endlich, welcher dem Kaiser schon in den östreichisch-baierischen Streitigkeiten nützlich gewesen war, handelte aus Patriotismus für den Kaiser und half den Sturm von dessen Haupt abwenden. Auf diese Weise ging der auf den Mai 1457 angesetzte Reformations-Tag in Frankfurt ebenso aus, wie jeder andere auch. Kaiser Friedrich bewies bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten eine passive, zähe Ausdauer, die ihm, in Ermangelung aller Thatkraft, aus mancher Bedrängniß heraushalf.

Die Einigkeit der Herren, welche sich auf Kosten des Reiches und des Kaisers bereichert hatten, dauerte nicht lange. Schon im folgenden Jahre entzweite sich der böse Fritz sowohl mit Dietrich von Mainz als auch mit dem Markgrafen Albrecht Achilles und dieser wieder zugleich mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut und es kam zwischen diesen Fürsten aufs neue zum Kriege. Obgleich der Kurfürst von der Pfalz seine Hauptkämpfe am Rhein führte, so war doch zwischen seinen Fehden und denen, welche der Markgraf Albrecht Achilles mit dem Herzog Ludwig von Baiern bestand, einiger Zusammenhang, theils weil er Herr der Oberpfalz war, theils weil Ludwig sich mit ihm verband. Uebrigens waren Friedrich von der Pfalz und Albrecht Achilles gleich gute Haudegen und erweiterten Beide ihr Gebiet auf Unkosten der Schwächeren nahe und fern;

Albrecht Achilles wurde aber dabei vom Kaiser Friedrich unterstützt und stand dafür diesem wieder bei jeder Gelegenheit zu Diensten, weshalb der Kaiser ihn auch 1455 zu seinem Oberhofmeister ernannt hatte; der Kurfürst von der Pfalz dagegen machte seine Eroberungen nicht nur ohne den Kaiser, sondern bot demselben sogar öffentlich Trotz und Hohn. Nach dem oben erwähnten Kriege mit Ludwig dem Bärtigen gerieth Albrecht Achilles, welcher in Franken viele Güter und Herrschaften ankaufte, mit der mächtigen Stadt Nürnberg in einen Streit, weil er die Rechte seines Burggrafenthums weiter ausdehnte, als die Stadt zugeben wollte. Da nun in Deutschland der Kaiser und die Gerichte so gut als nicht vorhanden waren oder mit anderen Worten da beide zwar Urtheile fällten, aber niemand dieselben vollstrecken konnte oder wollte, so brach zwischen Albrecht und den Nürnbergern ein förmlicher Krieg aus (1449). In diesem wurden die Nürnberger von anderen Städten und von den Eidgenossen der Schweiz unterstützt, Albrecht dagegen schloß mit 17 weltlichen Fürsten, 15 Bischöfen, vielen Grafen und der ganzen fränkischen Ritterschaft ein Bündniß. Obgleich nun der Letztere zu den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit gehörte und noch dazu an der Spitze eines mächtigen Bundes stand, so müssen wir doch in diesem Kriege, den Hans Rosenplüt besungen hat, weit mehr die Stadt Nürnberg und ihre Patricier, als den Markgrafen von Brandenburg bewundern. Albrecht siegte, wie es heißt, in acht Schlachten, nichtsdestoweniger unterlag er nachher in der neunten (bei Pillenreut, März 1450), so daß er gegen Schwabach hin entfliehen mußte. Das arme fränkische Land mußte den Ruhm des brandenburgischen Achilles eben so theuer bezahlen, als einst das trojanische Reich den des griechischen; denn über 200 Dörfer wurden während dieses Krieges, welcher sich über Ober- und Mitteldeutschland ausdehnte und ein Jahr lang geführt ward, niedergebrannt. Das Ende des verheerenden Kampfes war, daß beide Theile, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, zu Bamberg die Vermittelung kaiserlicher Commissäre annahmen. Als sie sich mit einander ausgesöhnt hatten, hielt Friedrich ein glänzendes Turnier in Nürnberg. Uebrigens zeigt sich nach diesem letzten größeren Städtekrieg vielfach eine Erschlaffung des Unabhängigkeitssinnes; die Bürgerschaften suchen sich fortan mit den mächtigeren Fürsten besser zu vertragen und schließen sich ihnen mitunter sogar als Schutzverwandte an.

In den zunächst folgenden Jahren war Albrecht Achilles für den Kaiser thätig; nachher gerieth er aber in den kurz zuvor erwähnten Krieg mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut, dem Sohne des aus Ludwig's des Bärtigen Geschichte bekannten Herzogs Heinrich († 1450). Dieser Krieg war für Baiern, Franken und

die Gegend am Oberrhein, welche Länder damals der Tummelplatz der Ritterschaft wurden, so verheerend, daß der Abt von Tritheim es der Mühe werth gehalten hat, eine eigene Geschichte desselben zu schreiben. Veranlaßt wurde der Krieg durch Ludwig's Angriff auf die Stadt Donauwörth, die er wieder zu einer baierischen Stadt machen wollte, obgleich die Reichsfreiheit derselben nicht blos vom Kaiser ausgesprochen, sondern auch von Ludwig dem Bärtigen, welchem Donauwörth früher gehört hatte, anerkannt worden war. Ludwig der Reiche wurde dabei anfangs sowohl von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, als auch von dem Markgrafen Albrecht Achilles unterstützt und die von drei Seiten her bedrohte Stadt hielt deshalb, obgleich die Augsburger ihr Hülfe geschickt hatten, für klug, die weiße Fahne aufzustecken und die Baiern einziehen zu lassen (October 1458). Bald nachher trat jedoch der Gegensatz hervor, in welchem sich das Haus Wittelsbach zu der weitstrebenden Familie Hohenzollern befand. Albrecht Achilles gerieth sowohl mit Friedrich von der Pfalz, als auch mit Herzog Ludwig dem Reichen in Streit und dieser doppelte Zwist verhalf der Stadt Donauwörth wieder zur Freiheit. Mit Friedrich zerfiel Albrecht wegen der Raubritter vom Schloß Widdern an der Jaxt, das Albrecht als Oberster des fränkischen Landgerichtes zerstörte, obwohl es auf pfälzischem Gebiete lag; mit Ludwig aber kam er darüber in Streit, daß er als Burggraf von Nürnberg dasselbe kaiserliche Landgericht in Kadolzburg auch im baierischen Nordgau geltend machen wollte, weil der Kaiser alle diesem entgegenstehenden Privilegien cassirt hatte. Aus dem Haupteinwande, welchen Ludwig gegen die zu Gunsten des Burggrafen jenem Landgerichte ertheilten Privilegien machte, kann man gelegentlich erkennen, was für Mittel damals gebraucht wurden, um die Fürsten auf Unkosten des Volkes und des Reiches zu gewinnen. Ludwig erhob nämlich den ganz vernünftigen Einwand, daß jene kaiserliche Bevollmächtigung mit dem ersten Rechte des Deutschen, nur von seinem natürlichen Richter gerichtet zu werden, im Widerspruch stehe und deshalb nicht gelten könne. Im Februar 1459 ward die Donauwörther Angelegenheit auf einem zu Eßlingen gehaltenen Reichstage zum Nachtheile Ludwig's entschieden, sowohl weil dieser mit Albrecht Achilles in Zwist gerathen war, als auch weil der Kaiser im vorhergehenden Jahre den Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht's Bruder, für sich gewonnen hatte. Das Letztere war dadurch bewirkt worden, daß Kaiser Friedrich dem Kurfürsten von Brandenburg das unerhörte Vorrecht ertheilte, die alten bestehenden Zölle nach Belieben zu erhöhen und überall, wo er wollte, neue einzuführen. Der Reichstag sprach die Acht gegen Ludwig den Reichen aus und gab demselben

Albrecht, welcher im vorigen Jahre mit Ludwig gegen Donauwörth gezogen war, den Auftrag, an der Spitze eines Reichsheeres die Achtserklärung zu vollstrecken und die Stadt Donauwörth dem Herzoge von Baiern zu entreißen; dieselbe erhielt ihre Reichsfreiheit wieder, welche sie nachher bis zum Jahr 1606 behielt. Die Sache schien auf dem einige Monate nachher abgehaltenen Fürstentage zu Nürnberg (März 1460) erledigt; auf demselben Fürstentage brach aber ein neuer verderblicher Streit aus. Es sollte nämlich in Nürnberg eines Theils Albrecht die Urkunde vorzeigen, durch welche ihm als Burggrafen von Nürnberg das Amt eines Reichsschultheißen übertragen worden war, und anderes Theils sollte zugleich ein Streit, in welchen Friedrich von der Pfalz mit seinen Nachbarn gerathen war, ausgeglichen werden. Als jedoch das Erstere geschah, ward Ludwig durch den bloßen Anblick der Urkunde so erzürnt, daß er sie vor Aller Augen in Stücke zerriß. Natürlich erbitterte er dadurch den Kaiser aufs äußerste; er hatte aber eine Stütze an Friedrich von der Pfalz und konnte mit seinen großen Schätzen Leute genug zum Kampfe gegen den Kaiser und dessen Freunde anwerben.

In dem Kriege, welcher jetzt ausbrach und drei Jahre dauerte, verwüstete Ludwig das fränkische Land, Albrecht Achilles aber als Reichsfeldherr Baiern. Der Letztere ward von dem Herzog Georg von Sachsen, von dem Bischof von Eichstädt und von vielen anderen Fürsten, Herren und Bischöfen unterstützt, so daß er im ersten Jahre nicht weniger als 24,000 Mann beisammen hatte; dessen ungeachtet war Ludwig ihm überlegen, weil er nicht, wie Albrecht, geliehene und gezwungen dienende Truppen, sondern geworbene Soldaten hatte. Diese bestanden nicht blos aus Schweizern, sondern auch aus Deutschen, besonders aus Böhmen und Oestreichern; denn es war damals in Deutschland ebenso, wie in Italien und Frankreich, Sitte geworden, daß Viele sich bald diesem, bald jenem Herrn, welcher einen Krieg führen oder aus seinem Erbschlosse ein Raubnest machen wollte, als Söldner in Dienst gaben. Die ritterlichen Thaten, kannibalischen Grausamkeiten und abwechselnden Siege und Niederlagen des von 1460 bis 1463 in Baiern, Franken, am Rhein und in einem Theile von Schwaben wüthenden Krieges einzeln darzustellen, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Es genügt, zwei Hauptpunkte hervorzuheben und in Betreff des Ganges, den der Krieg nahm, nur so viel zu berichten, als zum Verständniß derselben nöthig scheint. Zuerst ist bemerkenswerth, daß Georg Podiebrad, damals schon König von Böhmen, mit einer Politik, welche darauf berechnet war, die deutschen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, sich beiden Parteien gefällig machte, ohne eine von ihnen zu beleidigen oder ausschließend zu be-

günstigen. Podiebrad hatte nämlich nicht übel Lust, das Haus Habsburg um die Kaiserwürde zu bringen. Der zweite Punkt betrifft die deutschen Reichsanstalten. Diese erscheinen damals in demselben Lichte, wie bei jeder anderen Gelegenheit: die Reichsstände und unter ihnen sogar jeder kleine Herr und jede winzige Reichsstadt sorgen nur für sich oder für den militärischen Ruhm irgend eines Fürsten, Land und Leute aber gehen zu Grunde. Der Markgraf Albrecht erleidet, ungeachtet seines zahlreichen Heeres, gleich im ersten Jahre des Krieges in Franken große Verluste und nun ziehen Herzog Georg und die Anderen ohne Weiteres nach Hause und bekümmern sich nicht mehr um die Sache. Die Folge davon ist, daß Eichstädt niedergedrückt, das ganze Burggrafenthum überschwemmt wird und daß die Städte dem Baiern-Herzoge ihre Thore öffnen. Vor der Stadt Roth in Franken sah sich der stolze Markgraf genöthigt, auf ein Abkommen, die sogenannte Rother Richtung, einzugehen, nach welcher er auf die Ausdehnung des fränkischen Landgerichtes verzichtete; über Kriegskosten und über den Besitz der eroberten Städte sollte unter Vermittelung des Königs von Böhmen entschieden werden, der im Februar 1461 zu Eger, also in seinem Land, eine glänzende Versammlung deutscher Fürsten abhielt. Der Kaiser witterte aber Verrath und die Händel begannen wieder, trotz der Rother Richtung. Jetzt erneuert der Kaiser die Acht gegen den Herzog Ludwig, und bietet alle seine Freunde nebst den sehr zahlreichen Feinden Ludwig's und seines Verbündeten, des bösen Fritz, gegen ihn auf, so daß endlich Albrecht als Reichsfeldherr wieder an der Spitze eines ansehnlichen Heeres erscheint und 1461 in Baiern ebenso hausen kann, wie die Baiern vorher in Franken gehaust hatten. Nun wird Ludwig aber zuerst durch den bösen Fritz von der Oberpfalz aus unterstützt, und dann durch geworbene Böhmen und durch Zuzug aus Oestreich verstärkt, Albrecht's Reichsheer dagegen schwindet zusammen, weil die Contingente wieder nach Hause eilen. Nachher wird Albrecht nach Schwaben gedrängt und als er sich mit seinem Bundesgenossen Eberhard von Württemberg bei Giengen hinter eine Wagenburg verschanzt, wird er von Ludwig geschlagen, welcher bei dieser Gelegenheit auch das Reichspanier, das Kaiser Friedrich dem Markgrafen bei seiner Ernennung zum Reichsfeldherrn geschenkt hatte, erbeutete (19. Juli 1462). Gleich nachher ward ein Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, während dessen über einen Frieden unterhandelt werden sollte. Der Kurfürst von der Pfalz vertraute aber, obgleich er den Waffenstillstand auch seinerseits annahm, ebenso wie die um ihn vereinigten Raubritter auch fernerhin mehr auf die Lanze und das Schwert, als auf das Recht, und der Krieg dauerte daher am Rhein fort. In Baiern da-

gegen war man der Zerstörung und Verwüstung müde. Es waren dort, wie die Chroniken, wenn auch vielleicht übertreibend, doch im Allgemeinen wahr, berichten, mehr als 600 Schlösser, Städte, Flecken und Dörfer eingeäschert worden. Man sieht hieraus, wie theuer das arme Volk die in Gesängen und Chroniken gepriesenen Razzia's und Mordthaten seiner Ritterschaft, sowie die Kriege, durch welche seine Fürsten auf Unkosten der Schwächeren ihr Gebiet vergrößerten und sich den Beinamen eines Achilles oder eines Siegreichen erkämpften, bezahlen mußte. Beide Parteien gewannen durch solche Zerstörungen wenig. Dies beweisen die Bestimmungen des Friedens, welcher im August 1463 unter Podiebrad's Vermittelung zu Prag geschlossen ward. Die Gefangenen wurden beiderseits freigegeben, jeder erhielt das Seinige wieder, in Betreff des kaiserlichen Landgerichts blieb es bei der Rother Richtung, so daß der Kläger dem Gerichtsstande des Beklagten folgen sollte; von der Acht Ludwig's war keine Rede mehr, Donauwörth endlich blieb, wiewohl unter Vorbehalt, eine Reichsstadt.

In der Pfalz und am Rhein war schon in den Jahren 1458 und 1459 von 18 Herzogen, Markgrafen und Grafen, die sich mit einander gegen den Kurfürsten Friedrich verbunden hatten, geraubt, gebrannt und gemordet worden und Friedrich hatte Gleiches mit Gleichem vergolten. Als aber im März 1460 auch noch der Kurfürst Dietrich von Mainz seinem bösen Nachbarn den Krieg erklärte, da waltete vom Elsaß an bis nach Bacharach Mord und Brand. Bischöfe und Fürsten nahmen bald für Kaiser und Reich, bald wieder für den bösen Fritz Partei, der den Kaiser dadurch verhöhnte, daß er einer Warte, die er auf einem südlich von Heidelberg gelegenen Berg erbaut hatte, den Namen des Trutzkaisers gab; und wie in Baiern und Franken damals böhmische und östreichische Söldner, so dienten am Rhein Schweizer und Wallonen der einen oder der anderen Partei. Die Einzelnheiten dieses Krieges können hier nur in so weit erwähnt werden, als sie uns zeigen, auf welche Weise in jenen Zeiten die Starken Gewalt übten und die Schwachen bedrückten. Das wichtigste Ereigniß ist das am 4. Juli 1460 gelieferte Treffen bei Pfeddersheim unweit Worms, weil der Ausgang desselben den Frieden in der Pfalz vorerst wieder herstellte und dem Kurfürsten Friedrich außer dem Ruhme auch sehr großen Vortheil brachte. Friedrich traf, nachdem er sich mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen vereinigt hatte, bei Pfeddersheim mit dem Kurfürsten von Mainz, dem Landgrafen von Veldenz-Zweibrücken und anderen Fürsten und Herren, welche ein Heer von 8000 Mann vereinigt hatten, zusammen und erfocht über sie einen glänzenden Sieg, obgleich sein Heer nur halb so stark war, als das feindliche. Vier Grafen, Johann von Nassau, Otto von Henneberg,

Philipp von Leiningen und Dietrich von Runkel, sowie 150 Ritter wurden von ihm gefangen genommen. Die unmittelbare Folge seines Sieges war, daß schon am 18. Juli durch Vermittelung Karl's von Baden zwischen Mainz und Pfalz ein Friede, wie Friedrich ihn verlangte, geschlossen wurde. Auch Ulrich von Würtemberg stand gleich darauf von seinen bisherigen Forderungen ab. Obgleich nun Ludwig von Veldenz und der Graf von Leiningen sich selbst überlassen waren, so dauerte doch das Morden, Sengen und Brennen in der Pfalz noch ein ganzes Jahr lang fort, bis endlich der Markgraf von Baden auch die genannten beiden Feinde des Kurfürsten beredete, sich in den Willen desselben zu fügen, ihm Geld zu zahlen, die ihm gelegenen Orte abzutreten und seine Oberhoheit förmlich anzuerkennen. Dieser Friede ward am 30. Juni 1461 zu Baden bestätigt. Ruhen konnte aber Friedrich nicht, sobald er eine Gelegenheit fand, sich auf Unkosten eines Nachbarn zu bereichern; er nahm sich deshalb noch in demselben Jahre der Angelegenheit des Erzbischofs Dietrich von Mainz an und veranlaßte dadurch einen zweiten furchtbaren Krieg am Rhein, in welchem er, ohne es besonders zu beabsichtigen, die Rechte der deutschen Kirche und des deutschen Reiches, seine Gegner aber die unerhörten Anmaaßungen des Papstes verfochten.

Der Kurfürst Dietrich aus dem Hause Isenburg war durch eine streitige Wahl Erzbischof von Mainz geworden und hatte deshalb der päpstlichen Anerkennung, welche alle Bischöfe einholen mußten, noch mehr als jeder andere bedurft. Er hatte sie dadurch erhalten, daß er alles, was der Papst verlangte, versprach. Papst war damals Pius II., derselbe Mann, welcher unter dem Namen Aeneas Sylvius in des Kaisers Diensten gewesen war und die Deutschen um die Vortheile des Concordats gebracht hatte. Dieser mit allen Fürsten des Reiches und mit dem Wesen und Leben der Deutschen vertraute Papst benutzte 1459 die Verlegenheit Dietrich's, um sich für seine Anerkennung Dinge von ihm versprechen zu lassen, welche kein Anderer zugestanden haben würde, weil sie den Rechten der deutschen Kirche und der Ehre der Nation nachtheilig waren. Dietrich versprach zuerst, daß er sich auf der Versammlung einfinden wolle, welche wegen eines von Pius II. betriebenen Kreuzzuges gegen die Türken zu Mantua gehalten wurde; er ging ferner die Verpflichtung ein, innerhalb eines Jahres nach Rom zu kommen, um sich von dem Papste über die Führung seines Amtes belehren zu lassen; er sagte endlich die Bezahlung der dem Papste zu entrichtenden Abgabe der sogenannten Annaten zu, welche wegen ihrer Statt gehabten willkürlichen Erhöhung überall in eine runde Summe gebracht worden war und für Mainz 10,000 Gulden betrug. Auch bevollmächtigte er sogleich einen

römischen Bankier zur Auszahlung der genannten Summe. Bei diesem erhob der Papst nachher mit Zustimmung von Dietrich's Agenten das Doppelte, Dietrich weigerte sich aber, dem Bankier seine Ausgabe zu ersetzen. Als hierauf der Letztere beim geistlichen Untergerichte in Rom klagte, sprach die Curie, wie sie in gewöhnlichen Fällen zu thun pflegte, die geistliche Censur gegen Dietrich aus und erklärte seine Wahl für unrechtmäßig. Dadurch wurde denn Dietrich zu den feindlichsten Schritten gegen den Papst getrieben. Er äußerte sich nicht nur sehr heftig über ihn, sondern appellirte auch an ein Concilium und brachte die Sache vor einen deutschen Reichstag, wobei ihm der rüstige Vertreter Deutschlands gegen die Curie, Gregor von Heimburg, zur Seite stand. Der Kardinal Raynaldi meint freilich, Dietrich habe dadurch unnöthiger Weise ein böses Beispiel gegeben, weil es mit jenem Richterspruche nicht viel auf sich gehabt habe; Dietrich hätte sich nur an den Papst wenden dürfen, welcher dann das Gericht in seine Schranken gewiesen haben würde; statt dessen habe er vorgezogen, rechten Lärm über die Sache zu machen. Nach des Raynaldi Berichte schimpfte Dietrich, als man sich weigerte, den Ertrag des Zehnten, welcher unter dem Vorwande des Türken-Krieges im Mainzischen erhoben wurde, mit ihm zu theilen, vor dem päpstlichen Legaten in starken Ausdrücken über Pius II. Er soll namentlich gesagt haben, dem Papste liege nicht das Seelenheil der Deutschen am Herzen, sondern er gehe auf Raub aus und suche Beute zu machen. Daß Dietrich sich so äußerte, ist unzweifelhaft, weil es der Fortsetzer des Baronius sagt, dessen Zweck die Rechtfertigung des Papstes gegen jeden Vorwurf ist.*) Uebrigens stellte Dietrich jedenfalls auf dem Reichstage zu Nürnberg die ganze Sache einseitig dar. Dieser Reichstag wurde von deutschen Fürsten im Februar und März 1461 gehalten und war die Fortsetzung der oben erwähnten Versammlung, welche kurz vorher in Eger Statt gefunden hatte und auf welcher der Plan, Friedrich III. abzusetzen und Georg Podiebrad von Böhmen zum Kaiser zu wählen, besprochen worden war. In Nürnberg fanden sich zwar die Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Brandenburg, sowie die Gesandten der Kurfürsten von Trier, Sachsen und Böhmen und vieler Fürsten und Städte ein; allein niemand wollte Wort haben, daß er mit Georg Podiebrad gegen den Kaiser Friedrich conspirire. Doch erließ die Versammlung ein drohendes

*) Baronius, Kardinal und Bibliothekar im Vatikan († 1607), stellte den Forschungen protestantischer Gelehrten eine umfassende Kirchengeschichte (Annales ecclesiastici) entgegen, die zu Rom in 12 Bänden erschien und bis zum Ende des 12. Jahrhunderts reicht. Der hier gemeinte Fortsetzer ist Raynaldi, dessen Arbeit bis über den Schluß des Conciliums von Trident hinausgeht.

Schreiben an Friedrich, in welchem ihm ganz offen Pflichtvergessenheit vorgeworfen und mit Wenzel's Schicksal gedroht wurde. Zum Glück für den Kaiser brachte auf demselben Tag Dietrich von Mainz seine Beschwerden über die römischen Bedrückungen und seine Appellation an ein Concilium von den gegen ihn ausgesprochenen Censuren vor; denn jetzt machten Papst und Kaiser gemeinsame Sache und verhinderten eine neue Versammlung, welche die Fürsten gegen den Letzteren nach Frankfurt ausgeschrieben hatten; die Stadt verschloß den Fürsten und Gesandten ihre Thore und der nicht sehr zahlreich besuchte Convent wurde daher (Juni 1461) zu Mainz abgehalten. Hier wiederholte Dietrich nicht allein seine Appellation, sondern er bewies auch den Fürsten, daß die Annaten vom Baseler Concilium aufgehoben seien. Seine Rede, welche er deutsch hielt, weil er, wie Raynaldi höhnisch sagt, nicht lateinisch sprechen konnte, schloß mit den Worten: „Die Zehnten, welche die hier anwesenden Legaten fordern, die Indulgenzen, welche sie bringen, indem sie sagen, man müsse Krieg mit den Türken führen, Alles, glaubt nur, ist Prellerei. Wenn Ihr mir folgt, wird ihnen ihr Lug und Trug nichts nützen. Ich habe an eine Kirchenversammlung appellirt, nicht sowohl weil ich zu Rom unschuldiger Weise in den Bann gethan worden bin, als vielmehr damit meine armen Unterthanen nicht die Last eines Türken-Zehnten zu tragen haben. Dieses einzige Mittel gegen die Tyrannei der Päpste ist uns übrig geblieben; laßt daher auch Euch durch mein Beispiel bewegen, Euch und Eueren Unterthanen zu rechter Zeit zu helfen!" Dietrich's Vorstellungen fruchteten nichts; denn der Papst hatte zwei Legaten, einen deutschen Dechanten aus Worms, Rudolf von Rüdesheim, und einen spanischen, Franz von Toledo, nach Mainz geschickt, und diese machten, wie man aus den Reden sieht, welche Pius II. selbst in seinem unter Gobelin's Namen erschienenen Werke uns aufbehalten hat, den guten frommen Deutschen die Hölle im allereigentlichsten Sinne so heiß, daß die Mitglieder des Convents zurückschauderten. Hierauf bot Dietrich selbst, da er sich von Allen verlassen sah, dem päpstlichen Legaten an, daß er alles, was er gesagt und gethan habe, namentlich die Berufung an ein allgemeines Concil, zurücknehmen wolle. Kaum hatte Pius II. dies durch seine Legaten erfahren, als er vermittelst des Baseler Dechanten nachforschte, ob nicht einer der Mainzer Domherren Anhang und Verbindungen genug habe, um sich gegen Dietrich gebrauchen zu lassen. Der päpstliche Gesandte fand wirklich einen Mann, den Grafen A d o l f v o n N a s s a u, bereit, sich dazu herzugeben. Der Papst setzte also jetzt Dietrich ab und ernannte Adolf vermittelst der sogenannten päpstlichen Provision zum Erzbischof von Mainz (August 1461). Diesen erkannte nicht nur der Kaiser sogleich

als Kurfürsten an, sondern auch die meisten deutschen Fürsten folgten dem Beispiele desselben. Sie unterstützten sogar Adolf mit Truppen, um ihn mit Gewalt in den Besitz des ihm verliehenen Erzbisthums zu setzen. Jetzt blieb dem abgesetzten Kurfürsten nichts Anderes übrig, als sich an seinen bisherigen Feind, Friedrich von der Pfalz, zu wenden, welcher damals gerade in der Oberpfalz war, um dem Herzog Ludwig dem Reichen gegen Albrecht Achilles Hülfe zu leisten. Friedrich eilte, als er Dietrich's Botschaft erhielt, schnell in die Unterpfalz und schloß am 19. November zu Weinheim mit dem abgesetzten Kurfürsten von Mainz einen Bund. Er versprach ihm seine Hülfe gegen Adolf und erhielt dafür die 1232 an Mainz gekommene Bergstraße zurück. Dietrich verpfändete nämlich an Friedrich alle Städte und Orte von Heidelberg an bis nach Dieburg für 100,000 Gulden, welche Friedrich durch Raub und Brandschatzung leicht zusammenbrachte.

Adolf hatte unterdessen eine Anzahl Fürsten und Herren für sich gewonnen und im December brachte es der Kaiser dahin, daß auch Ulrich von Würtemberg und Albrecht von Brandenburg gegen Dietrich und seinen Verbündeten zu den Waffen griffen. Gleichzeitig wurden die Aussprüche des Papstes von Mainz aus in Gegenschriften bekämpft, zu deren Verbreitung man die hier erfundene Buchdruckerkunst benutzte. Im Anfang des folgenden Jahres (1462) ward nicht nur von Rom aus der Bann gegen Friedrich von der Pfalz ausgesprochen, sondern auch Ludwig von Hessen verließ ihn und nahm für Adolf Partei, so daß Friedrich auf die Kräfte seines eigenen Landes beschränkt war. Zu seinem Glücke faßten die gegen ihn verbündeten Fürsten im Vertrauen auf ihre beim Auszug überlegene Zahl den Entschluß, ihn mit ihrer ganzen Macht in Heidelberg anzugreifen, wohin er sich, wie wenn er die Menge der Feinde fürchte, zurückgezogen hatte. Sein ganzes Heer betrug zuerst nicht viel über 3000 Mann, zu welchen nachher noch im letzten Augenblicke Dietrich mit 300 auserlesenen Rittern und der Graf von Katzenelnbogen stießen; er ersetzte aber das, was ihm an äußerer Macht abging, durch ein Feldherrn-Talent, welches selbst in unseren Zeiten anerkannt werden würde, weil es Ueberlegenheit des Geistes verrieth. Er zog noch zerstreutes Kriegsvolk an sich und überfiel am 30. Juni 1462 die Verbündeten ganz unerwartet bei Seckenheim, versteckte dabei einen Theil seiner Ritter im Walde und drängte den Feind in die Ecke zwischen Rhein und Neckar, so daß sich derselbe nur durch einen verzweifelten Kampf retten konnte.*) In diesem erfocht jedoch Friedrich nicht nur

*) Den Ort bezeichnet das weit später gegründete und nach dem Sieger benannte Friedrichsfeld, Station zwischen Mannheim und Heidelberg.

einen vollständigen Sieg, sondern er machte auch den Grafen Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen Karl von Baden, den Bischof Georg von Metz, einen badischen Prinzen, und andere Herren zu Gefangenen. Diese legte er insgesammt gleich groben Verbrechern in Ketten und Banden, hielt den Bischof von Metz in Mannheim gefangen und sperrte die Fürsten von Würtemberg und Baden zu Heidelberg in dunkle Kerker, um sie dadurch zur Bezahlung von übermäßig großen Lösegeldern zu zwingen. Sie sträubten sich anfangs dagegen, waren aber schon im April 1463 soweit gebeugt, daß sie sich die harten Bedingungen, welche ihnen der böse Fritz vorschrieb, gefallen ließen. Länger dauerte es, bis Adolf von Nassau, welcher nicht in Ketten und Banden lag, mit Dietrich einig wurde. Adolf ließ nach Friedrich's Siege bei Seckenheim, auf welchen wenige Wochen nachher der oben erzählte Sieg seines Verbündeten, Ludwig's von Baiern, bei Giengen erfolgte, seinem Gegner Dietrich, welcher im Besitze von Mainz war, eine Zusammenkunft und Besprechung in dieser Stadt vorschlagen; er hatte dabei aber, wie wir vermuthen, nur die Absicht, Dietrich sicher zu machen. Er war nämlich insgeheim mit den Bürgermeistern von Mainz in Verbindung getreten und diese hatten, wie es scheint, den Plan, Dietrich und den Kurfürsten von der Pfalz, welcher an jener Zusammenkunft Antheil nehmen sollte, in die Gewalt Adolf's zu liefern. Friedrich wurde glücklicher Weise gehindert, sich in Mainz einzufinden; Dietrich aber und der Graf Philipp von Katzenelnbogen waren in der Stadt, als die Bürgermeister dem Grafen Adolf und seinen Truppen bei Uebersteigung der Mauern behülflich waren. Jene entgingen der Gefangennehmung nur mit genauer Noth, indem sie sich vermittelst eines Seiles an der Mauer herabließen und nach Oppenheim retteten (October 1462); aber Hunderte von Leichen lagen in den Straßen der zugleich von den Flammen heimgesuchten Stadt. Eine Uebereinkunft hintertrieb nachher der böse Fritz, bis er die bei Seckenheim gefangenen Herren durch Kerker und Bande zu einem drückenden Frieden gezwungen hatte und bis sein Bruder Ruprecht, der sich um das erledigte Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln bewarb, dieses unter der Bedingung erhalten hatte, daß er den Zwist wegen des Bisthums Mainz vermitteln wolle. In Folge davon trat im April 1463 eine Waffenruhe ein. Beim Beginn derselben fügten sich endlich auch die Gefangenen Friedrich's in dessen Willen. Der Bischof Georg von Metz erkaufte seine Freilassung mit 45,000 Gulden und mit drei lothringischen Schlössern, welche er zuerst an Friedrich überlassen und dann wieder, um dessen Vasall zu werden, als Lehen zurücknehmen mußte. Markgraf Karl von Baden sollte sogar 100,000 Gulden Lösegeld zahlen;

er entsagte aber statt dessen seinem Antheile an der Grafschaft Sponheim, trat einstweilen Besigheim und Bonheim ab und nahm Pforzheim von Friedrich zu Lehen. Ulrich von Würtemberg mußte Marbach für ein pfälzisches Lehen erklären, 40,000 Gulden baar bezahlen und für andere 20,000 Gulden eine in seinen Händen befindliche Schuldverschreibung Adolf's geben. Auch der Bischof von Speier demüthigte sich vor Friedrich. Im October 1463 kam zwischen Dietrich und Adolf ein Vertrag zu Stande, durch welchen sie sich auf Unkosten des Stiftes Mainz mit einander aussöhnten. Dietrich entsagte dem Besitze der Kurwürde und erhielt dafür von Adolf die Orte Höchst, Steinheim und Dieburg mit der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit auf Lebenszeit, sowie das Versprechen, daß Adolf seine Schulden übernehmen und auf seine eigenen Kosten ihm die Lösung vom Bann erwirken wolle. Friedrich von der Pfalz ging auch bei dieser Gelegenheit nicht leer aus; denn Adolf mußte ihm, um vor seinen Raubzügen sicher zu sein, im November eben so große Vortheile gewähren, als er im October dem Dietrich gewährt hatte. Adolf versprach, auch ihm die Absolution des Papstes zu verschaffen und stellte in seinem und des Dom-Kapitels Namen eine Urkunde aus, nach welcher die Bergstraße so lange bei der Pfalz bleiben solle, bis die an Dietrich geleistete Pfandsumme von 100,000 Gulden zurückgezahlt sei. Mainz aber, welches bisher die oberste Stellung im mittelrheinischen Städtewesen behauptet hatte, verlor seine Reichs-Unmittelbarkeit und kam durch Eroberung an das Erzstift, welchem es 1486 unter Maximilian förmlich einverleibt wurde. Für die allgemeine Bildung war es von Wichtigkeit, daß die Mainzer Drucker, die bisher auf Geheimhaltung ihrer Kunst bedacht gewesen, sich nach den Schreckenstagen des Jahres 1462 zur Uebung derselben in die großen Städte des In- und Auslandes zerstreuten.

Nach der Beendigung des Kampfes um das Bisthum Mainz entstanden in dem Bisthum Köln Streitigkeiten, in welche Karl der Kühne von Burgund verwickelt wurde. Fast gleichzeitig ward die nach Karl's Tode eintretende Verbindung Burgund's mit dem deutschen Reiche eingeleitet; es wurde bereits der Plan entworfen, Friedrich's III. Sohn, Maximilian I., mit Karl's Tochter und Erbin, Maria, zu vermählen. Für diesen Sohn und Nachfolger des Kaisers Friedrich eröffnete sich überhaupt um jene Zeit eine weite Aussicht, weil er als Erbe von Ungarn anerkannt war und dort viele Anhänger hatte und weil damals nicht nur in Oestreich sein Vater alleiniger Herr ward, sondern auch Tyrol, dessen Beherrscher Sigismund weder Kinder noch Brüder hatte, voraussichtlich demnächst an Friedrich oder seinen Sohn fallen mußte.

7. Deutschland und Kaiser Friedrich III. zur Zeit der Kölnischen Fehde.

Die Geschichte des Streites, welchen Dietrich und Adolf wegen des Bisthums Mainz führten, hat uns gezeigt, wie zwei Mainzer Erzbischöfe in jener wegen ihrer Frömmigkeit gerühmten Zeit mit der Moral, mit dem Leben und Gut der ihrer geistlichen Fürsorge anvertrauten Christen und mit dem Eigenthum ihrer Kirchen umgingen. Wir wollen nun auch von dem unmittelbar nachher entstandenen Streite in dem Bisthum Köln etwas ausführlicher reden, weil es Zweck dieses Werkes ist, die Zustände und die Charaktere der Menschen vermittelst unbestrittener Thatsachen darzustellen. Schon unter den hohenstaufischen Kaisern, welche an den Bischöfen von Köln tüchtige und rüstige Freunde im Krieg und im Frieden hatten, war das Erzstift Köln sehr vergrößert und bereichert worden. Nachher, zu Sigismund's Zeit, war der Erzbischof Friedrich von Saarwerden sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen, die Besitzungen des Erzstiftes zu vermehren. Er hatte bedeutende Schätze gesammelt und mit denselben nicht nur Herrschaften und Güter zusammengekauft, sondern auch einen Schatz gebildet, welcher bei seinem Tode die für jene Zeit ungemein große Summe von 2,500,000 Gulden betrug. Unglücklicher Weise hatte er aber nicht dafür gesorgt, daß sein Neffe, Dietrich von Moers, welcher nachher, wie Friedrich gehofft hatte, ihm als Erzbischof folgte, durch seine Erziehung befähigt werde, das Erworbene zu erhalten oder doch wenigstens nützlich zu gebrauchen. Dietrich ward zum Fürsten und Ritter, nicht zum Geistlichen erzogen, und machte sich nachher als Kurfürst von Köln durch seine unaufhörlichen Kriege, sowie durch seine ganz abenteuerliche Pracht und Verschwendung berühmt. Gleich anfangs gerieth er mit seinem Mitbewerber, Wilhelm von Ravensberg, und dessen Oheim, dem Herzog Adolf von Berg, in einen heftigen Kampf um den Besitz des Erzstiftes; dann hatte er einen Krieg mit der Stadt Köln selbst und später spielte er in den böhmischen Kriegen eine große Rolle. In diesen zeichnete er sich vor allen anderen Fürsten durch königlichen Glanz und Aufwand aus: in einem Kriege, welchen er mit der Stadt Soest führte, soll er sogar 100,000 Mann ins Feld geführt haben. In diesem Kriege, welcher fünf Jahre währte, vertheidigte die Stadt Soest, unterstützt vom Herzog Adolf von Cleve und seinem Sohn Johann, seine Selbstständigkeit gegen den Kölner Kurfürsten mit einem Bürgersinn und einer ausdauernden Tapferkeit, die ihr zum höchsten Ruhm gereicht. Obwohl der Erzbischof böhmische Raubhorden, die sogenannten Zebracken, gegen sie führte; obwohl sie in

die Reichsacht erklärt wurde und Herzog Wilhelm von Sachsen die Execution übernahm: wußte sie in erbittertem Kampfe sich zu behaupten und blieb unter clevischem Schutze (1449). Dies war eine der letzten erfolgreichen Großthaten deutscher Reichsbürger. Unter Dietrich wurde, trotz der Summen, die seine Kriege verschlangen, die Vorhalle des südlichen Domthurmes in Köln ausgebaut (1437). Kein deutscher Fürst hatte eine so glänzende Hofhaltung, keiner beschenkte seine Umgebung und Dienerschaft so freigebig, als er. Bei Friedrich's III. Erwählung und Krönung überglänzte er den damals blutarmen habsburgischen Vierfürsten. Dietrich war es gewesen, welcher diesen Fürsten zum Kaiser gemacht, oder mit anderen Worten welcher bewirkt hatte, daß die Deutschen in Friedrich III. einen Schattenkaiser (roi fainéant) oder eigentlich noch etwas Schlimmeres erhielten. Bei den Festlichkeiten, welche die Wahl desselben begleiteten, war Dietrich von 25 Doctoren und vielen Grafen, Baronen, Rittern und anderen Vasallen umgeben; diese zeichneten sich insgesammt durch prächtige Anzüge aus, für welche Dietrich die Kosten bestritten hatte, und bei dem Mahle wurden sie insgesammt, zum großen Staunen der ärmlichen Herren aus Oberdeutschland und des armen Kaisers, auf Silber bedient. Eine so grenzenlose, Jahre lang fortgesetzte Verschwendung mußte natürlich die Finanzen des Stiftes Köln bald erschöpfen und den Erzbischof in Schulden stürzen, obgleich Dietrich's geiziger Vorgänger einen unermeßlichen Schatz erspart hatte und obgleich man damals erzählte, die tägliche Einnahme eines Erzbischofs von Köln belaufe sich auf 1000 Gulden. Als Dietrich 1463 starb, war nicht nur jener Schatz verschwunden, sondern auch alle erzbischöflichen Güter waren bis auf eine einzige Herrschaft verpfändet und alle Zölle befanden sich in den Händen der Wucherer, welche dem Erzbischof in seiner großen Noth Geld geliehen hatten.

Die Domherren erwählten zu Dietrich's Nachfolger den Bruder des bösen Fritz von der Pfalz, Ruprecht, einen wüsten Trinker und Jäger, welcher blos aus dem Grunde Geistlicher geworden war, damit er auf ein Erzbisthum speculiren könne. Sie sahen sich jedoch ebenso, wie Ruprecht selbst, bald sehr getäuscht. Der Letztere erhielt statt eines reichen Bisthums, auf welches er gehofft hatte, ein völlig verarmtes und sollte sich mit der allein übrig gebliebenen jährlichen Einnahme von 2000 Gulden begnügen; die Domherren aber, welche den pfälzischen Prinzen in der Hoffnung gewählt hatten, daß unter ihm das lustige Leben fortdauern werde, fanden in ihm einen rücksichtslosen Gebieter. Da nun überdies unter den Domherren, die sich zugleich mit Ruprecht um die erzbischöfliche Würde beworben hatten, nicht nur Prinzen von Nassau, Würtemberg und Hessen waren, sondern

auch der Bruder jenes Ludwig des Schwarzen von Veldenz und Zweibrücken, der mit Ruprecht's Bruder viele Streitigkeiten gehabt hatte, als Dompropst an ihrer Spitze stand, so entspann sich gleich von Anfang an ein heftiger Zwist zwischen Ruprecht und dem Dom-Kapitel. Ruprecht suchte durch die Stände des Bisthums durchzusetzen, daß er den Städten und Herren, an welche die erzbischöflichen Güter verpfändet waren, diese wieder entreißen dürfe, weil der übergroße Zins, den sein Vorgänger hatte zugestehen müssen, es ihm unmöglich mache, sie einzulösen. Er stieß jedoch auf einen so heftigen Widerstand, daß er die Sache wieder fallen lassen mußte. Er wandte sich daher an seinen Bruder Friedrich und dieser schickte ihm eine Hülfsschaar unter der Führung seiner zwei tüchtigen Feldhauptleute Rauschenbach und Buck und seines Neffen Philipp, welcher, als er mündig geworden war, ihn noch einmal als Kurfürsten und Regenten auf Lebenszeit anerkannt hatte. Die pfälzischen Truppen sollten dem Bruder ihres Herrn wenigstens zu einigen der Güter verhelfen, welche dessen Vorgänger für schnödes Geld verpfändet hatte, und in der That verschafften sie ihm auch vorerst dasjenige wieder, was vor seiner Erwählung durch das Dom-Kapitel verschleudert worden war. Im Anfang des folgenden Jahres (1469) erschien Friedrich selbst und verhalf seinem Bruder auch zu dem Uebrigen. Er begann nach seiner gewohnten Art den Proceß über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Verpfändungen und Zinsen mit der Execution: er besetzte nämlich Bonn, Brühl, Kaiserswerth, Kempen, Andernach und andere verpfändete Orte für seinen Bruder und bot erst dann den Gläubigern eine Entschädigung an, welche dieselben gezwungen annehmen mußten. Für sich selbst forderte er 35,000 Gulden als Ersatz für seine Kosten und behielt einstweilen Kaiserswerth und die Zollgefälle als Unterpfand. Friedrich sah übrigens recht wohl ein, daß mit seinem Bruder nicht auszukommen sei; denn er gab dem Dom-Kapitel, als dasselbe ihm seine Beschwerden über Ruprecht vortrug, die Antwort: er würde ihnen nie gerathen haben, seinen Bruder, welcher sehr wenig Geistliches an sich habe, zu ihrem Bischof zu erwählen; da sie es aber einmal gethan hätten, so müßten sie ihn auch behalten. Friedrich ließ, als er heimkehrte, seinem Bruder einige seiner verständigen Räthe zurück; diese blieben aber mit Ausnahme von Rauschenbach und Buck nicht lange in Ruprecht's Diensten, weil derselbe ihnen kein Gehör gab.

Unmittelbar nachher benutzte Friedrich von der Pfalz die Abwesenheit des Kaisers, um auch nach dem Elsaß hin seine Macht auszubreiten. Friedrich III. hatte nämlich während seiner Wiener Bedrängniß das Gelübde einer Pilgerfahrt nach Rom abgelegt, trat

dieselbe aber erst Ende 1468 an. Er hatte den bösen Fritz nicht nur nicht als Kurfürsten anerkannt, sondern auch in die Acht erklärt; Friedrich kehrte sich aber an Beides so wenig, daß er sogar das Reichs-Vicariat, welches nach der goldnen Bulle im Osten dem Kurfürsten von Sachsen, im Westen dem von der Pfalz gebührte, mit den Waffen geltend zu machen beschloß, um von demselben für sich Vortheil zu ziehen. Die Veranlassung dazu gab die Abtei Weißenburg im Elsaß. Diese diente ebenso im Elsaß, in Lothringen und in der überrheinischen Pfalz, wie die anderen reichen Stifter im übrigen Reiche, mit ihren Domherren-Stühlen zur Versorgung junger Leute vom höchsten Adel, welche dann als Domherren die ihnen zufließenden bedeutenden Einnahmen keineswegs nach der Regel des heiligen Benedict, auf die sie verpflichtet waren, verwendeten. Die Welt und selbst der damalige Abt von Weißenburg nahmen großes Aergerniß an dem wüsten Leben der brutalen Ritter und der böse Fritz fand in der Abwesenheit des Kaisers für gut, auf sein Recht als Reichsvogt im Elsaß gestützt und aus vorgeblichem Eifer für das Haus Gottes die Stadt und Abtei Weißenburg ebenso unter seine Gewalt zu bringen, wie er es kurz vorher mit dem Stifte Köln für seinen Bruder gethan. Er ließ im Februar 1469 durch eine nach Weißenburg gesandte Commission statt der schwelgenden Rittersöhne fromme Mönche einsetzen. Der Abt und der Propst des Stiftes erboten sich hierauf zum Rechtsgange und riefen ebenso wie die Stadt, welche Friedrich aufs härteste drückte, die Hülfe des Papstes an; dieser erklärte sich zu Gunsten der früheren und gegen die vom Kurfürsten eingesetzten Domherren, und auch der Kaiser war kaum aus Italien zurückgekommen, als er die Ersteren wieder einzusetzen befahl. Auf Papst und Kaiser gestützt widersetzten sich dann nicht blos die ritterlichen Familien, deren Rechte der Kurfürst umgestoßen hatte, dem vorgeblichen Beschützer der Religion, sondern auch die Stadt Weißenburg suchte den eisernen Arm Friedrich's von sich abzuwenden. Dieser zog darauf nach seiner Art sengend und brennend gegen die Weißenburger zu Felde, verwüstete in Verbindung mit den Bürgern von Wimpfen und Heilbronn sowie mit dem schrecklichen Grafen Eberhard von Würtemberg die Umgegend von Weißenburg auf gräßliche Weise und ließ die Stadt, wiewohl ohne Erfolg, heftig beschießen. Die Verheerung des Landes und die Belagerung der Stadt dauerten unaufhörlich fort, bis endlich nach drei Monaten die elsässischen Städte einen Frieden vermittelten, dessen Bedingungen beweisen, daß beide Theile des Krieges müde waren (Februar 1470). Die Sache des Stiftes sollte nämlich durch Schiedsrichter festgesetzt werden, dem Kurfürsten aber wurde, was für ihn die Hauptsache war, die an-

gemaaßte Ausdehnung der Rechte eines Landvogts im Elsaß zugestanden.

Das letztere wollte der Kaiser durchaus nicht zugeben; er beschloß vielmehr, diese Gelegenheit zu ergreifen, um seinem alten Gegner Friedrich zu schaden. Er hatte schon im Januar den Vetter und langjährigen Feind desselben, Ludwig den Schwarzen von Veldenz, zum Reichshauptmann ernannt, erneuerte jetzt die Acht gegen Friedrich und ließ alle Gegner desselben ins Feld rufen. Die Folge davon war ein Krieg, welcher über die schönen Rhein-Gegenden in der Pfalz und im Elsaß wilde Verwüstung brachte, das kaiserliche Ansehen den Deutschen ganz verächtlich machte und dagegen dem vom Kaiser verfolgten Kurfürsten in einer Zeit wo nur Gewalt Recht war, den höchsten Ruhm und die Bewunderung der ganzen Ritter- und Fürstenwelt verschaffte. Dieser Krieg gehört der allgemeinen Geschichte nicht an; er verdient hier hauptsächlich nur deshalb eine Erwähnung, weil er uns zeigt, warum Friedrich von der Pfalz nicht kräftig in die Kölnischen Angelegenheiten eingreifen konnte, welche gleich nachher durch die Einmischung Karl's des Kühnen eine große Wichtigkeit erhielten. Uebrigens schadete der Kaiser durch sein Verfahren am meisten seinem eigenen Feldhauptmanne, Ludwig von Veldenz, dem er doch durch seine Decrete und Diplome hatte nützen wollen. Er hatte auf einem Reichstage dem Kurfürsten Friedrich das nicht diesem persönlich, sondern dem Hause desselben eigenthümliche Recht der Landvogtei im Elsaß genommen und an Ludwig von Veldenz übertragen; der Letztere mußte aber sammt seinen unglücklichen Unterthanen für die Gunst des Kaisers hart büßen. Kurfürst Friedrich zwang ihn nicht nur, der vom Kaiser verliehenen Landvogtei wieder zu entsagen, sondern Ludwig mußte ihm auch in dem zu Heidelberg geschlossenen Frieden (1471) zwölf Städte und Schlösser an der Bergstraße und auf dem linken Rheinufer überlassen. Der Kaiser selbst setzte seinen Krieg gegen den Kurfürsten mit Worten und Pergamenten fort, ohne zu fühlen, daß er dadurch sich und das kaiserliche Ansehen lächerlich mache. Der Kurfürst kümmerte sich gar nicht um ihn; nichtsdestoweniger erklärte der Kaiser im Mai 1474 auf dem Augsburger Reichstag, auf welchem er einen drei Jahre früher befohlenen, aber nicht durchgesetzten Landfrieden bestätigte, seinen alten Feind zum dritten Male in die Reichsacht, weil derselbe, wie die Worte lauten, die Kurwürde eigenmächtig und widerrechtlich an sich gerissen und aller kaiserlichen Abmahnungen ungeachtet dem rechtmäßigen Erben vorenthalten, auch zwölf ehrliche Personen des Raths zu Amberg, die ihm nicht huldigen wollten, mit dem Tode bestraft habe. Der Kurfürst blieb bis zu seinem Tode in seinen Ehren und

Würden. Als er im December 1476 starb, folgte ihm sein Neffe Philipp; er selbst hatte sich, wie er bei der Arrogation versprochen, nicht standesgemäß verehelicht, sondern die schöne Sängerin Clara Dettin von Augsburg geheirathet; aus dieser Ehe entsproßten die Fürsten von Löwenstein-Wertheim.

Die Geschichte Friedrich's von der Pfalz kann allein schon uns zeigen, wie traurig es im deutschen Reiche mit der Nationaleinheit und mit dem Nachdruck der nur dem Namen nach monarchischen Regierung aussah; und zwar zu derselben Zeit, als in Burgund Karl der Kühne eine neue europäische Monarchie mit militärischen Mitteln zu gründen suchte und in Frankreich König Ludwig XI., obgleich er ein grausamer Tyrann war, sich bei seinem Volke dadurch unsterblichen Ruhm erwarb, daß er die Franzosen in ein Ganzes vereinigte und die hohe Aristokratie oder, wie man es in Deutschland nannte, die Fürstenfreiheit und Fürstengewalt unterdrückte.

Wir sind jetzt bei den Begebenheiten, welche Karl den Kühnen an den Rhein führten, und folglich bei dem Zeitpunkte angekommen, wo die deutsche Geschichte wieder mit der von ganz Europa innig verbunden ward. Ehe wir jedoch jene Begebenheiten darstellen, müssen wir einige anscheinend weniger bedeutende Umstände und Ereignisse der deutschen Geschichte flüchtig erwähnen, weil dieselben theils für die Sittengeschichte wichtig sind, theils den Beweis geben, daß die Staatskirche die Ceremonien als Hauptsache, das Haupt-Element des Christenthums aber, die Moral, als Nebensache betrachtete und deshalb unhaltbar geworden war. Man wird zugleich aus dieser Darstellung ebenso, wie aus der Litteratur des Zeitraumes, erkennen, daß dasjenige, was Luther im Anfang des 16. Jahrhunderts ausführte, bereits im 15. ganz reif geworden war. Es wird sich also auch zeigen, daß die Reformation nicht, wie die Obscuranten bei jeder durchgreifenden Verbesserung sagen, das Werk eines einzigen unruhigen Mannes und vieler mit ihm verbundenen Wühler, sondern ein Bedürfniß der Zeit war, welches nur aus dem Grunde zu einer Revolution führte, weil die starrsinnigen Freunde des Alten sich auch den leisesten Verbesserungen dessen, was veraltet war, widersetzten.

Gerade als Friedrich von der Pfalz das Ansehen seines Säbels bis zur niederländischen Grenze hin geltend machte und bereits von ganz Süd- und Westdeutschland gefürchtet wurde, verschwendete Kaiser Friedrich III. seine Armuth, um einem Gelübde gemäß nach Rom zu pilgern und sich dort vor dem Papste zu demüthigen. Er ließ sich von dieser Pilgerfahrt nicht einmal durch die Gefahren, welche sein Erbland bedrohten, abhalten. Er war nämlich damals nicht nur mit Georg Podiebrad in einen bedenklichen Krieg verwickelt, sondern so-

gar sein Stammland Steiermark war in Aufruhr und außerdem fielen auch die Türken zweimal nach einander in die Länder Istrien und Krain ein, richteten in denselben furchtbare Verwüstungen an und schleppten Tausende von Menschen als Sklaven mit sich fort. Friedrich vertraute, als er seine Pilgerreise unternahm, auf den Umstand, daß er in Verbindung mit dem Papste den ungarischen König Matthias Corvinus gegen Georg Podiebrad aufzuhetzen gewußt hatte und daß diese beiden Könige, die einzigen tüchtigen Regenten in Europa, die es damals neben Ludwig XI. gab, gegenseitig ihre Reiche verheerten, anstatt ihre Kräfte zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen. Im November 1468 reiste der Kaiser mit einer Bedeckung von nur 500 Mann nach Rom ab. Er kam dort gerade in der Christnacht an, wurde vom Kardinal Bessarion begrüßt und eilte dann sogleich in die Kirche. Hier kniete er schon von ferne zweimal vor dem Papste, Paul II., nieder, und als er sich ihm genähert hatte, fiel er zum dritten Male auf die Kniee, küßte Paul's Hände und Füße und bestieg dann den für ihn errichteten Thron, welcher um so viel niedriger als der päpstliche war, daß des Kaisers Haupt gerade bis an die Füße des Papstes reichte. Dann sang Friedrich als Diakonus gekleidet einem bekannten kaiserlichen Vorrechte gemäß das Evangelium. Er blieb drei Wochen in Rom, wohnte während dieser Zeit der Heiligsprechung eines um 1136 verstorbenen Markgrafen Leopold aus dem Hause Babenberg bei, erlangte die Errichtung zweier neuer östreichischen Bisthümer (zu Wien und zu Neustadt) und verschaffte sich die Erlaubniß, die 300 geistlichen Pfründen, welche er gestiftet hatte, nach Belieben vergeben zu dürfen. Auch spendete ihm der Papst ein Christgeschenk von Ablaßbriefen, Reliquien, Perlen und Edelsteinen; der ganze Plunder war aber, selbst nach dem Zeugnisse der Leute, welche großes Aufheben davon machen, nur 2000 Dukaten werth. Erst im Juli 1469 kam Friedrich über Venedig nach Oestreich zurück, obgleich er in Rom selbst sich nur kurze Zeit aufgehalten hatte. Seine Abwesenheit war, wie wir bereits wissen, von dem Kurfürsten der Pfalz, welcher bei weitem nicht so gelehrt, aber dagegen viel praktischer und mehr den Zeiten und Umständen gewachsen war, als Friedrich, vortrefflich benutzt worden, um das kaiserliche Ansehen im Reiche zu verhöhnen. Die Empörung in Steiermark wurde zwei Jahre nach der Rückkehr des Kaisers nur dadurch unterdrückt, daß Friedrich die beiden mächtigen Anführer Baumkircher und Greiffenegger nach Graz lockte und dort ohne Gericht und Urtheil enthaupten ließ (1471). Dieser Mord war um so entsetzlicher, als Beide auf Geleitsbriefe vertrauten und Baumkircher einst in Neustadt dem Kaiser das Leben oder doch die Freiheit gerettet hatte und überdies nicht

allein in den Kriegen mit Albrecht dem Verschwender sein Vorkämpfer, sondern auch in anderen Gefahren eine mächtige Stütze für ihn gewesen war. Auch hatte ja Baumkircher nicht mehr verbrochen, als was viele Andere ungestraft übten: er hatte, als der Kaiser mitten in der von den Türken und Böhmen drohenden Gefahr einer Pilgerfahrt wegen Land und Leute verließ, sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte verfolgt. Seine Hinrichtung wurde deshalb dem Kaiser als feige Undankbarkeit angerechnet.

Auch in Bezug auf Böhmen und Ungarn spielte Friedrich III. eine sehr traurige Rolle. Als Georg Podiebrad, noch mit den Ungarn in Krieg verwickelt, im März 1471 starb, suchte der Kaiser durch jede mögliche List zu verhindern, daß der ungarische König Matthias Corvinus Beherrscher von Böhmen werde; dennoch stellte er sich, als wenn er sehnlichst wünsche, daß der rechtgläubige Matthias Corvinus den ketzerischen Georg Podiebrad ersetze. Die böhmischen Stände verliehen zu Kuttenberg ihre Krone dem polnischen Prinzen Ladislaus, einem Sohne Kasimir's II. Dieser nahm auch sogleich Besitz vom böhmischen Reiche; Matthias Corvinus machte ihm aber dasselbe streitig und der Kaiser begünstigte, während Beide sich um Böhmen stritten, öffentlich den Einen und insgeheim den Anderen. In der nächsten Zeit verdarb Friedrich es auch mit der ganzen übrigen Welt, sogar mit dem Papste und seinen Kardinälen. Er ließ 1473 die Türken in Steiermark und Kärnthen wüthen, ohne die geringsten Anstalten gegen sie zu treffen. Er gab ferner zu, daß Sigismund von Tyrol, welcher später des Kaisers Sohn und Erben Maximilian an Kindesstatt annahm, die reichsvogteilichen Rechte des Hauses Habsburg im Elsaß, im Breisgau, im Sundgau und über die Waldstädte, sowie alle dortigen Güter, selbst die Grafschaft Pfirt (Ferrette), an den hochmüthigen und für Deutschland sehr gefährlichen Herzog von Burgund gegen die elende Summe von 80,000 Dukaten verpfändete. Dies that übrigens Sigismund nicht sowohl weil er Geld brauchte, als vielmehr weil er seine Rechte gegen die nach Freiheit strebenden Einwohner nicht geltend machen konnte und lieber seine deutschen Landsleute der Tyrannei eines französischen Prinzen preisgeben, als ihre Freiheit dulden wollte. Den Papst und die Kardinäle erbitterte Friedrich durch die Saumseligkeit, welche er den Türken gegenüber zeigte, in so hohem Grade, daß die Kardinäle, selbst als es ihm endlich mit dem Türken-Kriege ernst zu sein schien, ihren Unwillen in starken Worten äußerten. Als nämlich Friedrich im Frühjahr 1473 einen Reichstag nach Augsburg ausschrieb, um einen Zug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und Papst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II., auf sein dringendes Bitten diesen Reichstag

durch eine glänzende Gesandtschaft beschicken wollte, brach der Kardinal Franz von Siena einer lateinischen Chronik zufolge in die Worte aus: „Es sind schon zehn Reichstage gehalten worden, zu welchen alle Welt eingeladen war, und aus allen ist nichts geworden. Die Fürsten und Herren belasten wegen der Reise zu diesen Versammlungen ihre Unterthanen mit unerschwinglichen Steuern; die Sache selbst aber wollen sie nicht und der Haß des Volkes fällt jetzt auf die Kirche, weil es heißt, nur auf ihr Gebot und zu ihrem Vortheile werde die Türken-Steuer erhoben." In der That war auch jener Reichstag, auf welchem der König Christian von Dänemark mit dem Lande Dithmarsen belehnt wurde, im Uebrigen ebenso fruchtlos, wie jeder andere. Es ward auf allen diesen Versammlungen viel geredet, viel gezankt und Vieles, womit man unsere Geschichtsbücher zu füllen pflegt, geschrieben; aber durchgeführt wurde nicht das Geringste. Friedrich selbst kam, wenn eine solche Versammlung gehalten wurde, meistens nicht einmal in das Reich, obgleich er, wie Campanus in seinen Briefen bitterlich klagt, zuweilen innerhalb dreier Tage zu kommen versprach (Cum Caesar, sagt Campanus, eheu quam non Caesar! ad triduum se venturum promiserit, et jam centiduum est).

8. Karl der Kühne und das deutsche Reich.

Ebenso, wie Kaiser Friedrich in Bezug auf die Böhmen, die Ungarn und den Papst sich selbst Mißverhältnisse bereitete, erregte er auch den Argwohn der deutschen Fürsten, indem er 1473 zu Trier eine Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen von Burgund hielt. Karl der Kühne hatte sich im Elsaß und in Schwaben verhaßt gemacht und die deutschen Fürsten waren durch den burgundischen Hochmuth schon mehrmals, besonders aber auf dem 1471 zu Regensburg gehaltenen Reichstage, empfindlich beleidigt worden. Auf diesem Reichstage waren, weil eine Art Kreuzzug gegen die Türken beschlossen werden sollte, nicht nur viele Kurfürsten, sondern auch Gesandte des Herzogs von Burgund und anderer ausländischer Fürsten erschienen. Man hatte den burgundischen Gesandten den nächsten Platz nach den Kurfürsten angewiesen; sie hatten aber vor denselben zu sitzen verlangt und deshalb nicht allein protestirt, sondern auch gar nicht mehr erscheinen wollen und man hatte ihnen endlich, um sie zufrieden zu stellen, unter den anwesenden königlichen Gesandten einen Sitz gewähren müssen. Das, was den langsamen, pedantischen und ängstlichen Kaiser mit dem raschen, heftigen und tollkühnen Karl von Burgund zusammenführte, waren die weit aussehenden Pläne beider Männer. Karl und Friedrich wurden einer wie der Andere von Hochmuth und leerer Eitelkeit getrieben und gaben, um gleich dem

Hunde der Fabel einem Schatten nachzurennen, die vor ihnen liegende erreichbare Größe auf, welche ein Friedrich von der Pfalz und ein Ludwig XI. erlangt haben, obgleich diese weit entfernt waren Regenten-Muster zu sein. Der Kaiser wünschte seinen Sohn Maximilian, einen schönen, stattlichen und ritterlichen, leider aber selbst für jene Zeiten allzu romantischen Prinzen, mit Karl's Erbtochter Maria oder vielmehr mit dem reichen und mächtigen Herzogthum Burgund zu vermählen; Karl aber wollte durch Friedrich's Hülfe König werden, weil er, wenn er die Freundschaft Friedrich's hatte, auch der Gunst des Papstes sicher war, der sich damals einen Antheil am Königmachen anmaaßte und dessen Creatur Friedrich war. Der Herzog, der durch Sigismund's Pfandschaft sein Gebiet neuerdings ausgedehnt hatte, dachte an weitausgreifende Unternehmungen; vielleicht an den Erwerb Lothringens, jedenfalls an ein Reichsvicariat am linken Rheinufer, wohl gar an die Anwartschaft auf das Kaiserthum, das später auf seinen Schwiegersohn übergehen könnte.*) Beide Fürsten waren jedoch in ihrem Wesen und Charakter zu sehr von einander verschieden und die Deutschen, welche den Kaiser umgaben, waren gegen die Franzosen in Karl's Gefolge zu sehr eingenommen, als daß die persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzoge eine Freundschaft hätte begründen können. Wenn dessen ungeachtet vier Jahre später die beabsichtigte Heirath Maximilian's zu Stande kam, so war dies nicht das Ergebniß eines politischen oder diplomatischen Kunststückes, sondern die Wirkung weiblicher Leidenschaft. Maria von Burgund bewunderte Maximilian's Heldengestalt und Heldenunruhe, sowie sein romantisches Wesen und seinen ritterlichen Sinn und wurde durch diese Vorzüge des Prinzen hingerissen, ihm Alles zu opfern. Dieselben inneren Eigenschaften aber, welche die Tochter Karl's des Kühnen für Maximilian begeisterten, sind nachher dem deutschen Reiche und den Erbstaaten Maximilian's verderblich geworden, weil ein geistreicher, ein genialer, ein nach Ruhm strebender Regent stets ein Unglück für sein Land ist.

Die Zusammenkunft des Kaisers Friedrich mit dem Herzoge von Burgund in Trier begann Ende September (1473) und dauerte zwei Monate hindurch, während welcher Zeit Festlichkeiten und Unterhandlungen mit einander abwechselten. Des Kaisers Sohn Maximilian, ein erst 14 Jahre alter Knabe mit blühendem Antlitz und lang

*) Die Reichsländer Karl's des Kühnen waren Brabant, Limburg, Luxemburg, Holland, Hennegau, Namur, Mecheln, Seeland, Friesland, Antwerpen; dazu wurde ihm während der Zusammenkunft in Trier der Besitz von Geldern und Zütphen bestätigt; das Reichsvicariat sollte die Bisthümer Utrecht, Cambray, Doornyk und Lüttich umfassen.

herabhängenden Locken, ritt beim Einzuge in Trier, in schwarzen Sammt gekleidet, auf einem stolzen braunen Hengst neben seinem Vater und nahm alle Anwesenden für sich ein. Besonders aber gewann er damals schon das Herz der Maria von Burgund, so daß diese nachher nicht zu bewegen war, einem andern Manne ihre Hand zu geben. Karl der Kühne entfaltete in Trier die größte Pracht und ließ, um seinen allerdings erstaunlichen Reichthum zu zeigen, eine Menge goldener und silberner Tafelgeräthe und anderer Möbeln und Zierrathen auskramen, deren Verzeichniß für die Kunst des Mittelalters, sowie für das Talent der Silber- und Goldarbeiter und der Verfertiger der kostbaren und soliden Luxus-Artikel jener Zeit sehr wichtig ist. Alle Schriften der Zeitgenossen sind mit Berichten über Karl's Pracht angefüllt, da die Menschen damals ebenso, wie die Höfe und vornehmen Häuser unserer Zeit, auf den theatralischen Tand der Erscheinung mehr Werth legten, als auf das Wesen der Dinge. Wir unseres Theiles müssen den Liebhaber von Festen und Prunk auf jene Schriften verweisen, weil unser Zweck uns nicht erlaubt, auf dergleichen Gegenstände einzugehen. Gelegentlich bemerken wir, daß sich die Menschen und diejenigen Schriftsteller, welche in den Salons gelesen sein wollen, stets völlig gleich bleiben. Bekanntlich haben die Feste, Bälle, Schmausereien und Liebschaften jener großen Herren, welche 1814 und 1815 in Wien so lange tanzten, scherzten und schwelgten, bis Napoleon sie aufschreckte, zwei geistreiche Darsteller und Lobredner gefunden, die in besonderen Büchern, der Eine deutsch, der Andere französisch, dieses Treiben beschrieben haben.*) Dasselbe Glück hat Karl der Kühne gehabt; denn Olivier de la Marche, einer der burgundischen Hofleute, hat in einem eigenen Buche, dessen Inhalt auch ins Lateinische übertragen worden ist, Karl's Festlichkeiten und seinen prahlenden Prunk ausführlich beschrieben. Der Herzog verschwendete damals, in die tollen Träume eines Königreiches Burgund-Lothringen und eines Reichs-Vicariats auf dem linken Rhein-Ufer versunken, die von seinem Vater erworbenen Reichthümer und zog diesen Träumen zu Liebe mit großen Kosten venetianische und mailändische Hauptleute von Söldnern an sich, welche ihn nachher, gleich den in seinem Dienste stehenden Franzosen, im Augenblick der Gefahr verriethen. Er wollte den Kaiser Friedrich als den Schattenbeherrscher des weströmischen Reiches gebrauchen, um alle seine, einander ganz ungleichen und mit sehr verschiedenen Freiheiten und Rechten begabten Besitzungen in ein Königthum von Gottes Gnaden ver-

*) Lagarde in „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne“ (Paris 1843) und Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten.

einigen und unter Justinian's Gesetzbuch und despotische Novellen beugen zu können. Dieses neue deutsche Königreich (denn die französischen Länder Karl's konnten als Lehen der Krone Frankreichs dabei nicht in Betracht kommen) sollte aus allen Provinzen und Städten der Niederlande, aus den Herzogthümern Lothringen und Geldern und den Bisthümern Utrecht, Dole und Lüttich, aus den östreichischen Besitzungen und Rechten im Elsaß und in Schwaben, welche Sigismund von Tyrol an Karl abgetreten hatte, und aus dem, was dieser in der deutschen Schweiz besaß, bestehen. Das Letztere setzen wir hinzu, das Erstere wird in einem Briefe des damaligen Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht Achilles, an den Herzog Wilhelm von Sachsen als das von Karl ins Auge gefaßte souveräne Königreich genannt. Als Karl dem Herkommen gemäß die Wappen der ihm zu übertragenden Provinzen aushängte, steckte er auch die Habsburgischen Wappen des Breisgaues und Sundgaues, sowie der Landvogtei des Elsasses auf, obgleich Sigismund diese Gegenden und Rechte ihm nur verpfändet und sich die Rückgabe derselben gegen die Pfandsumme vorbehalten hatte.

Die Unterhandlungen zu Trier zogen sich sehr in die Länge. Friedrich versprach zwar Alles, zögerte aber von Tag zu Tag mehr. Er fand sich durch Karl's anmaaßenden Ton im Gespräche, durch den ihn selbst ganz verdunkelnden Glanz desselben (fastu plus quam Persico), durch des Herzogs hochmüthige Geberden und durch dessen Forderung beleidigt, daß in den zwischen ihm und Friedrich zu schließenden Bund auch Friedrich's Feind, Matthias Corvinus von Ungarn, aufgenommen werden sollte. Nach dem Berichte Philipp's von Comines verachtete und verhöhnte Karl die Armuth der Deutschen und die Ohnmacht ihres Kaisers, der sich den Schein des Weltbeherrschers gab und doch, wie Comines richtig bemerkt, nichts unternehmen oder auch nur befehlen konnte, ohne vorher Andere gefragt zu haben. Karl war ein militärischer Despot geworden und schien es darauf abgesehen zu haben, den Kaiser zu verdunkeln und die ihn begleitenden Deutschen zu beleidigen. Auch meinte er es nicht aufrichtiger mit Friedrich, als dieser mit ihm. Er versprach mündlich und selbst schriftlich, daß Maximilian sein Schwiegersohn werden solle, er redete mit diesem darüber, er erlaubte, daß er Maria oft sehen und ihr schreiben, ja sogar, daß diese ihm antworten durfte, und doch ließ er auch wieder seine Absicht merken, die Vermählung Beider noch mehrere Jahre hinauszuschieben. Ob Karl außer der Hoffnung, ganz unsichere neue Erwerbungen zu machen, wirklich auch das künftige Kaiserthum im Auge gehabt habe, lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß Ludwig XI. von Frankreich dies dem Kaiser Friedrich schrieb und ihn vor dem

Herzoge warnte. Ludwig war über Karl's tolles Treiben und über die Verblendung, mit welcher derselbe sich in Verlegenheiten stürzte, aus denen es keinen Ausweg gab, höchst erfreut. Er benutzte das Jahr 1473 vortrefflich, um Karl und seine übrigen mächtigen Feinde durch Waffenstillstände einige Zeit ruhig zu erhalten und mittlerweile die weniger mächtigen zu verderben. Er scheute zu diesem Zwecke weder Verrath noch Meuchelmord und entledigte sich im Jahre 1473 namentlich des Herzogs von Alençon und des Grafen Johann von Armagnac auf solche Weise. Der Letztere mußte damals seine lange Laufbahn von Verbrechen und Lastern auf eine gräßliche Art endigen, weil er in Ludwig einen noch größeren Frevler, als er selbst war, gegen sich hatte. Der König sandte gegen ihn ein Heer unter dem Kardinal von Albi, Giovanni Goffredi, Bischof von Arras, den man wegen der Gräuel, die er sich in seinem Bisthum erlaubt hatte, den Teufel von Arras nannte. Dieser ließ den Grafen, der von keiner Seite her Unterstützung fand, in Gegenwart seiner Gemahlin grausam ermorden; auch die ganze Familie, besonders der weibliche Theil derselben, wurde auf empörende Weise behandelt; Ludwig aber bezeigte sein Wohlgefallen über die Tödtung Johann's dadurch, daß er den Mörder desselben zum archer de la garde machte oder mit anderen Worten in seine Leibgarde aufnahm. Den Herzog von Alençon, der sich freilich undankbar genug gegen den König benommen hatte, ließ derselbe durch seinen Vertrauten Tristan l'Hermite auf Lebenszeit in Haft bringen. Um dieselbe Zeit besetzte Ludwig auch die Grafschaft Roussillon. Alle, welche der arglistige, grausame König damals vernichtete, hatten früher zum Bunde für das öffentliche Wohl gehört, dessen Mitglieder Ludwig mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, obgleich er ihnen so lange, als er sie zu fürchten hatte, sehr freundlich begegnet war. Vor Karl dem Kühnen warnte Ludwig einen Jeden; er arbeitete ihm überall entgegen und scheute weder Kosten noch Mühen, um alle Welt zu Karl's Feinden zu machen. Er trat deshalb auch mit dem Kaiser Friedrich in Verbindung und suchte dessen ängstlichen und kleinlichen Sinn zu wecken. Wir glauben jedoch, daß man Unrecht hat, wenn man den üblen Ausgang der Verhandlungen, welche zwischen Friedrich und Karl Statt fanden, den Briefen und Kabalen Ludwig's zuschreibt. Es bedurfte der Intriguen des französischen Königs nicht; denn Friedrich mußte schon von selbst Verdacht schöpfen, als Karl nicht blos König werden wollte, sondern auch das Verlangen aussprach, daß er zum Generalstatthalter (legatus) des Kaisers und zum Reichs-Vicar ernannt werde. Der Kaiser brach ganz plötzlich die Unterhandlungen ab.

Er hatte den trotzigen Herzog lange hingehalten und ihn immer

an die deutschen Fürsten gewiesen, welchen Comines, während er gegen ihren erbärmlichen Kaiser die größte Verachtung ausspricht, Kraft und Nationalgefühl genug zutraut, um einen hochmüthigen Fremden von sich abzuhalten (car les princes de l'empire, encore que l'empereur fut homme de peu de vertu, y donneront ordre). Friedrich hatte lange Zeit Alles versprochen; auf einmal aber sah sich der stolze Herzog durch ihn betrogen. Karl hatte für das zu haltende prächtige Krönungsfest seine majestätische Gemahlin und seine Tochter Maria nach Trier kommen, Krone, Scepter und Alles, was zum königlichen Ornat gehörte, auskramen, einen Mantel von Perlen und Edelsteinen, deren Werth eine Chronik auf 200,000 Dukaten angibt, verfertigen, einen Thron erbauen und die zur Krönung bestimmte Kirche mit den nöthigen Sitzen versehen lassen, als zwei Tage vor dem festgesetzten Termin der Kaiser ganz plötzlich von Trier nach Köln abreiste, ohne von Karl Abschied genommen oder ihn auch nur von seiner Abreise in Kenntniß gesetzt zu haben; erst nachträglich ließ er ihm durch den Grafen von Montfort sagen, er werde die Verhandlungen zu einer mehr gelegenen Zeit wieder aufnehmen. Karl der Kühne suchte hierauf das neue Königreich, welches er zu gründen hoffte, auf Unkosten des Erzbisthums Köln zu vergrößern.

Der Herzog von Burgund hatte übrigens schon früher durch den Streit des Herzogs Arnold von Geldern mit seinem Sohne Anlaß und Gelegenheit erhalten, sich am Niederrhein festzusetzen und den Gedanken an ein dortiges Reichs-Vicariat zu fassen. Er war zugleich vom Kaiser selbst und vom Papst aufgefordert worden, sich in diesen Streit einzumischen. Arnold von Egmond, der (durch weibliche Erbfolge) seit vielen Jahren Geldern beherrschte, hatte in seinen alten Tagen sich noch einmal verheirathet und eine junge Frau zur Gemahlin genommen. Diese war des schwachen alten Mannes bald überdrüssig und suchte sich desselben zu entledigen. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit ihrem Stiefsohn Adolf, indem Beide über des Herzogs Verschwendung klagten. Adolf wurde zwar nach einigen Reisen und Pilgerfahrten mit seinem Vater ausgesöhnt und auf dem Schlosse zu Nymwegen durch ein Versöhnungsfest geehrt; aber gleich darnach verübte er, der leibliche Sohn und Erbe des alten Fürsten, eine schauderhafte That an seinem Vater. Er überfiel nach dem Festmahl um Mitternacht den kranken alten Mann in seinem Bette, schleppte ihn barfuß und im bloßen Hemde fünf Meilen weit über das Eis und warf ihn, nachdem er ihn so über die deutsche Grenze hinaus nach Grave gebracht hatte, in ein schreckliches Burgverließ auf dem Schlosse Büren (1465). (Adolf avoit pris son père prisonnier à un soir, comme il se vouloit aller coucher, et mené à cinq lieues d'Alle-

magne à pied, sans chausses par un temps très-froid, et le mit au fonds d'une tour, où il n'y avoit nulle clarté que par une petite lucarne). Diese Gräuelthat verbreitete allgemeines Entsetzen und der Herzog von Cleve, ein Schwager des Gefangenen, trat kräftig gegen den jungen Herzog von Geldern auf. Vergebens aber schrieb selbst Papst Paul II. im September 1470 einen rührenden Brief an Adolf von Geldern, vergebens verwendete sich auch der Kaiser für den unglücklichen Greis, Adolf entließ seinen Vater nicht aus dem Kerker. Kaiser und Papst forderten daher Karl den Kühnen von Burgund auf, den Herzog Arnold zu befreien. Karl, welcher mit dem Letzteren nahe verwandt war, entbot hierauf unter dem Scheine, als wenn er Vater und Sohn mit einander aussöhnen wolle, den jungen Herzog zu sich. Er gab demselben Geleitsbriefe und alle möglichen Versicherungen in Betreff seiner Person, forderte aber zugleich, daß Adolf, wenn er zu ihm komme, auch seinen Vater mitbringen solle. Adolf mußte diesem Begehren Folge leisten, da er, zugleich vom Papst, Kaiser und Reich bedrängt und vom Herzoge von Cleve befehdet, einen so mächtigen Nachbarn, wie Karl der Kühne war, nicht beleidigen durfte. Dieser bemühte sich hierauf, wie Comines versichert, ernstlich, Vater und Sohn auszusöhnen, obgleich der Alte aufs höchste gegen seinen Sohn erbittert war.*) Es war jedoch keine Aussöhnung zwischen Beiden möglich. Karl ließ also dem Sohne durch Comines den Vorschlag machen, daß derselbe sich bis zum Tode seines Vaters mit einem Striche Landes, einem standesmäßigen Einkommen und dem Herzogstitel begnügen möchte. Die ganz rohe Antwort Adolf's auf dieses Anerbieten kann zeigen, wie tief damals die Ritterschaft in Folge ihres wilden Lebens gesunken war und wie traurig es mit der Religion der höheren Klassen der Gesellschaft aussah. Sein Vater, sagte Adolf, wäre lange genug Herzog gewesen, da derselbe es bereits 44 Jahre sei, und er wünsche lieber seinen Vater und sich selbst ersäuft zu haben, als daß er einen solchen Vergleich eingehe (qu'il aimeroit mieux avoir jetté son père tête devant dans un puits et de s'estre jetté après, que d'avoir fait cet appointement, et qu'il y avoit quarante et quatre ans que son père estoit duc, et qu'il estoit bien temps qu'il le fût, et autres paroles assez mal sages). Karl mußte gerade damals plötzlich aufbrechen, weil die Nachricht ankam, daß die Franzosen Amiens besetzt hätten und gegen ihn heranrückten. Er nahm den Herzog Adolf mit sich. Dieser fand unterwegs Ge-

*) Je les vis, sagt Comines, tous deux en la chambre du dit duc par plusieurs fois et en grande assemblée du conseil, où ils plaidoient leurs causes, et vis le bon homme vieil présenter le gage de bataille à son fils.

legenheit zu entwischen, wurde aber, als er verkleidet mit zwei Gefährten in sein Herzogthum zurückkehren wollte, wieder gefangen. Man erkannte ihn in ähnlicher Weise wie einst den unglücklichen Konradin und seinen Freund Friedrich von Baden, daran, daß er die Ueberfahrt über einen Fluß mit einem Dukaten bezahlte. Er wurde von den Rittern des goldenen Vließes zu ewiger Gefangenschaft auf dem Schlosse Vilvorden verurtheilt. Sein Vater Arnold, der ihn mit Recht unversöhnlich haßte, verkaufte im September das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen mit Ausschluß Adolf's und seiner Nachkommen um ein Spottgeld an Karl den Kühnen; er erhielt 90,000 Dukaten und eine jährliche Rente. Karl nahm das auf solche Weise erworbene Land mit Gewalt der Waffen in Besitz, benutzte aber doch auch die Gleichgültigkeit der Deutschen in Betreff der Größe und des Glanzes ihres Reiches, um sich die Rechtstitel über den Besitz eines so schnöde gekauften Reichslandes zu verschaffen. Er bewog zuerst den Herzog Gerhard von Jülich und Berg, dem Anspruch an Geldern und Zütphen für sich und seine Nachkommen gegen eine Zahlung förmlich zu entsagen; dann ließ er in Trier sich von Kaiser Friedrich mit beiden Ländern belehnen und sein Recht an dieselben durch ein mit einem großen Siegel versehenes Patent beurkunden, für welches er dem Reichskanzler 1100 Dukaten bezahlte.

Hierauf benutzte Karl der Kühne die Verhältnisse des Erzbisthums Köln, um seinen Plan eines Reichs-Vicariats am Rhein zu verwirklichen oder doch sich auf irgend eine Weise dort festzusetzen. Der Kurfürst Ruprecht von Köln besaß keine jener männlichen Eigenschaften, welche für einen Regenten der Ritterzeit erforderlich waren; denn diese verstattete zwar, daß ein Fürst grausam und tyrannisch, nicht aber, daß er schwach und verschwenderisch sei. Ruprecht gerieth daher zu derselben Zeit, als sein Bruder Friedrich in die oben erwähnten elsässischen Streitigkeiten verwickelt war, mit seinen Städten, Ständen und Domherren in einen noch ärgeren Zwist, als der frühere gewesen war. Bei der Entscheidung über die Verpfändungen und Forderungen an das Erzstift Köln, welche von Friedrich dem Siegreichen auf militärische Art gemacht worden war, hatten die Städte Bonn, Neuß und Köln, besonders die beiden Letzteren, am meisten verloren. Sie waren daher sehr erbittert und haßten namentlich die Pfälzer Hauptleute Buck und Rauschenbach, weil dieselben bei der willkürlichen Wegnahme der Pfandstücke vorzugsweise thätig gewesen waren. Gerade diese beiden Männer waren aber in Köln geblieben, als die anderen verständigen Pfälzer, welche Friedrich bei seinem Bruder zurückgelassen hatte, aus Unwillen über des Erzbischofs Wesen und Treiben wieder nach Hause gereist waren. Die Stadt Neuß hatte

schon bei Gelegenheit des im Herzogthum Geldern ausgebrochenen Kampfes den Erzbischof schwer beleidigt; denn sie hatte die Truppen, welche dieser dem Herzog von Cleve gegen Adolf von Geldern zu Hülfe sandte, nicht durchziehen lassen wollen. Die Feindschaft zwischen dem Erzbischof und der Stadt Neuß dauerte nachher fort, bis endlich ein förmlicher Aufstand und Krieg ausbrach. Ruprecht schickte nämlich den tapferen und wackeren Buck nebst einem anderen seiner Vertrauten nach Neuß, hier aber glaubte man, daß dies nur deshalb geschehen sei, um zwischen den Bürgern und ihrem Magistrat Feindschaft zu stiften, und Buck wurde, ungeachtet der dringenden Fürbitten des Erzbischofs, auf offenem Markte hingerichtet. Dies war das Signal zum Kriege. Die Städte Neuß, Köln und Bonn kündigten dem Erzbischof den Gehorsam auf, und das Dom-Kapitel in Köln schritt zur Wahl eines Administrators für das Erzbisthum (1472). Gewählt wurde der Landgraf Hermann von Hessen, Probst zu Fritzlar und Aachen und Domherr zu Köln, welcher, um sich den geistlichen Studien ganz zu widmen, das Land Hessen seinem Bruder und seinem Neffen überlassen hatte und schon einmal zum Bischof von Hildesheim ernannt gewesen war. Er ließ sich sogleich in Bonn und in anderen Orten huldigen und gerieth dadurch natürlich in einen Krieg mit Ruprecht. Er ward in demselben von seinem Bruder Heinrich mit den Waffen unterstützt; Ruprecht dagegen wandte sich an Karl den Kühnen um Hülfe. Dieser mischte sich hierauf wirklich in den Streit, unterhandelte aber anfangs zugleich mit Ruprecht und mit dessen Feinden. Er schickte den Herrn von Arberg nach Köln, wo Ruprecht's Feldhauptmann Rauschenbach bei einem wüthenden Angriffe auf die Stadt zurückgeschlagen und selbst getödtet worden war. Karl ließ der Stadt Köln und ihren Verbündeten durch Arberg die freundlichsten Anerbietungen von Beistand machen; diese wurden aber abgelehnt und zwar aus einem Grunde, den wir aus dem naiven Küchenlatein eines Zeitgenossen wörtlich übersetzt mittheilen wollen. Man fürchte, hieß es, aus jener französischen Kanone des Truges beschossen zu werden, aus welcher goldene Kugeln geschossen würden und durch die schon viele sonst nicht zu erobernde Städte zum Fall gebracht worden wären.

Unterdessen hatte die bekannte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Friedrich und dem Herzoge von Burgund Statt gefunden, und der Erstere war von Trier nach Köln gegangen, wo er sich des Dom-Kapitels, der Stände und des erwählten Administrators gegen den Erzbischof Ruprecht annahm, weil er diesen um seines Bruders, des bösen Fritz, willen ebenso unversöhnlich haßte, als Ludwig XI. von Frankreich den Herzog Karl. Der Letztere dagegen rüstete ein furcht-

bares Heer, um in das Kölnische einzufallen und erschien im Sommer 1474 vor Neuß, während der Kaiser Reichstage halten ließ und seine Erbstaaten besuchte. Die Stadt Neuß wurde von dem Administrator Hermann vertheidigt, der sich mit einem in Hessen geworbenen Heere von 1000 Mann zu Fuß und 500 Reitern in dieselbe geworfen hatte. Von beiden Seiten wurden alle möglichen Anstrengungen für den bevorstehenden Kampf gemacht; der Erfolg entsprach aber, wie dies auch in unseren Zeiten zu geschehen pflegt, bei weitem nicht den Opfern und Mühseligkeiten, welche Land und Leute tragen mußten, oder den Anstalten, welche getroffen, und den Bündnissen, welche geschlossen wurden. Karl der Kühne, der schon in Trier außer seiner prächtig gekleideten Leibwache 8000 Reiter und 4000 Mann zu Fuß bei sich gehabt hatte, ließ noch seine ganze kolossale Artillerie gegen Neuß ziehen und nahm außerdem Tausende von Söldnern verschiedener Länder, besonders aber viele italienische Condottieren, in Dienst. Um diese alle bezahlen zu können, mußte der reichste Fürst in Europa ein Anlehen bei der Bank von Venedig machen. Auf Seiten der Gegner hatten die Kölner die nöthigen Summen hergegeben, um gediente Leute anzuwerben, welche man damals für Geld überall haben konnte. Es war daher nicht nur ein ansehnliches Heer für den Administrator angeschafft worden, sondern die Stadt Köln schloß auch mit dessen Bruder, Heinrich von Hessen, einen Vertrag, in welchem dieser sich verpflichtete, mit 12,000 Mann zu Fuß und 800 Reitern zum Entsatze von Neuß herbeizueilen. Die Sache kostete den Kölnern viel Geld; denn der Kaiser hatte zwar zu aller Welt Erstaunen versprochen, das Commando des gegen Karl den Kühnen aufgebotenen Reichsheeres zu übernehmen, blieb aber acht Monate lang aus, und Landgraf Heinrich, der schon im August 1474 mit 15,000 Mann zum Entsatze seines Bruders im Anzuge war, mußte jedem seiner Reiter acht und jedem Fußgänger sechs Gulden monatlich geben. Das gegen Karl den Kühnen aufgebotene deutsche Heer wird bald auf 80,000, bald auf 50,000 Mann angegeben; es dauerte jedoch fast ein Jahr, bis dasselbe im Feld erscheinen konnte. Zum Glück überließ dann der Kaiser das Kommando dem Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg; denn der Administrator Hermann würde schwerlich gewagt haben, es mit dem Herzoge von Burgund aufzunehmen, wenn nicht der träge, geizige Kaiser und das uneinige Reich diesmal einen tüchtigen Vorfechter erhalten hätten. Die Deutschen oder vielmehr ihr Kaiser schlossen zwar außerdem einen Vertrag mit dem französischen König Ludwig XI., der sich verpflichtete, den Herzog von Burgund mit 30,000 Mann anzugreifen, und auch die Schweizer versprachen, mit einem Heere zu erscheinen; allein Ludwig hütete sich wohl, sein

Wort zu halten, und die Eidgenossen fielen nur in den ihnen benachbarten Theil des burgundischen Reiches ein, plünderten und raubten in demselben und vereinigten Städte und Dörfer mit ihrem Bunde. Die eigentliche Hülfe kam also den Kölnern weder vom deutschen Reiche, dessen Heer zu der Zeit, als Neuß von Karl eingeschlossen wurde, noch nicht einmal auf den Beinen war, noch von Frankreich oder der Schweiz, sondern blos von den beiden hessischen Landgrafen Hermann und Heinrich.

Die Belagerung von Neuß ist eine der merkwürdigsten des ganzen 15. Jahrhunderts, da diese Stadt damals für den am besten befestigten Platz galt und die beiden Landgrafen von Hessen durch die Vertheidigung derselben gegen die ungeheuere Macht des tollkühnen Herzogs von Burgund unsterblichen Ruhm erwarben, dieser aber bei der Belagerung sich selbst zu Grunde richtete. Hierüber sind Philipp de Comines und Olivier de la Marche mit den deutschen und niederländischen Schriftstellern ganz einig. Die Belagerung dauerte, weil das Reichsheer so langsam heranzog, vom 29. Juli 1474 bis zum 26. Juni 1475. Karl lag während derselben auf dem linken Rheinufer, Heinrich von Hessen dagegen weiter oben auf dem rechten. Karl war während der ganzen Zeit der Belagerung unaufhörlich und an allen Stellen thätig; die Chroniken erzählen sogar, er sei — was wir dahin gestellt sein lassen — Tag und Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Er richtete aber ungeachtet aller seiner Anstrengungen, welche Olivier de la Marche uns ausführlich schildert, und ungeachtet des glänzenden Heeres, das zur Belagerung aufgeboten worden war, gegen die 1500 Hessen in Neuß nichts aus. Man wird sich hierüber nicht verwundern, wenn man hört, daß Karl's Heer theils aus seinen höchst unzufriedenen und von Ludwig XI. bearbeiteten französischen Lehensleuten, theils aus unwilligen Niederländern und gezwungen dienenden Leuten von Lüttich und Geldern, theils endlich aus geworbenen Engländern und Italienern bestand. Die Belagerten geriethen zuletzt in die äußerste Noth; denn sie zehrten nicht nur alle ihre Lebensmittel, über deren großen Vorrath Rommel in seiner Geschichte von Hessen sehr anziehende Mittheilungen macht, gänzlich auf, sondern mußten endlich auch die Pferde der Besatzung und der Bürger schlachten, während das burgundische Lager einem Markte voll Ueberfluß glich und der Herzog glänzende Tafel hielt, an welcher täglich fremde Gesandte als Gäste bewirthet wurden. Schon hatte Karl 17 Thürme und 300 Häuser der Stadt mit seinem Geschütze zerstört, einen Arm des Rheines abgedämmt, den kleineren Flüssen einen anderen Lauf gegeben und eine Insel, auf deren Besitz Alles anzukommen schien, erobert, als er bei der Nachricht vom nahen Anzug des

Reichsheeres muthwilliger Weise neunmal in einem Tage gegen die Werke der Stadt Sturm laufen ließ und mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde.

Das Reichsheer war endlich auf die Beine gebracht worden. Der Kaiser hatte den Kriegszug, dessen Führung er selbst übernehmen wollte, erst im Juli 1474 auf einem Reichstage zu Augsburg ausschreiben lassen. Hier hatten die Kölner und andere Städte die Zeche des Kaisers bezahlt, damit derselbe flott werde; wie langsam es aber mit dem Heere und seinem Auszuge zuging, kann man aus dem Umstande ermessen, daß nach dem Augsburger Reichstage noch eine ganze Reihe anderer gehalten und viel geschrieben und getrunken ward. Der Kaiser selbst spielte im Vergleich mit dem Herzoge von Burgund eine sehr ärmliche Rolle. Auf einer Fürstenversammlung zu Augsburg nahmen die von ihm nicht bezahlten Schmiede und andere Handwerker seine Pferde, Wagen und Geräthschaften in Beschlag und Köln mußte durch Zahlung von 7000 Gulden sein Eigenthum und seine Habe frei machen; als er 1473 auf der Reise nach Trier begriffen war, spannte man in Schwäbisch-Hall Ochsen vor seinen Wagen. Im Mai 1475 war endlich das Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg und dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher die Stelle seines Bruders, des Kurfürsten Ernst, vertrat, zum Abzuge nach Neuß gerüstet. Karl hatte damals in beinahe 60 Stürmen, die er tollkühn unternehmen ließ, bereits den Kern seines Heeres verloren. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht bewegen, die Belagerung aufzuheben, obwohl sein Schwager, Eduard IV. von England, ihn dringend darum anging, bis endlich der Landgraf Heinrich von Hessen durch den Vortrab des Reichsheeres unter dem Bischof von Münster und dem Grafen von Schwarzburg eine solche Verstärkung erhalten hatte, daß er zum Angriff schreiten konnte. Auch Albrecht Achilles verlangte eine Schlacht und wenn man auf seinen Rath eingegangen wäre, so hätten wahrscheinlich die Deutschen den Ruhm der Vernichtung der burgundischen Macht erworben, welchen späterhin die Schweizer ernteten; dies widerstritt aber der von Friedrich befolgten östreichischen Heiraths-Politik (Felix Austria, nube!), eine Politik, die sich immer gleich geblieben ist, die das Wasser trübt und dann fischt.*)

*) Der Vers: Bella gerant alii, tu felix Austria, nube (Anderen lasse den Krieg, du, glückliche Austria, freie!), zu dem noch ein Pentameter gehört, wird von Einigen dem Matthias Corvinus zugeschrieben. Eine lateinische Spielerei, mit der sich Kaiser Friedrich in seinen vielen Mußestunden (er pflegte zu sagen: „am liebsten sitz' ich und sinn'") überaus gern beschäftigte, bezog sich auf die Vocalbuchstaben A, E, I, O, U; er legte sie aus: „Austria erit in orbe ultima (Oestreich wird am längsten auf Erden dauern)" und noch auf andere Weise.

Der Kaiser knüpfte, statt sich in einen entscheidenden Kampf einzulassen, nach einem unentschiedenen Gefecht an der Erft, Friedensunterhandlungen an, bei welchen ein päpstlicher Kardinal-Legat, der Bischof von Friaul, ihm als Vermittler diente, der Herzog von Burgund aber durch den Bischof von Utrecht und zwei andere angesehene Männer vertreten wurde. Karl der Kühne ließ, von seiner Tochter Maria gedrängt, den Vorschlag einer Vermählung derselben mit Friedrich's Sohn Maximilian erneuen und zu aller Welt Erstaunen ward schon am 26. Juni ein Frieden zwischen ihm und dem Kaiser geschlossen. Beide Theile handelten dabei auf Unkosten derer, welchen sie ihren Schutz versprochen hatten: Karl opferte den Kurfürsten Ruprecht auf und willigte ein, daß Landgraf Hermann als Erzbischof und Kurfürst von Köln anerkannt werde; Friedrich dagegen versprach, bei dem Angriffe, welchen Karl gegen den Herzog von Lothringen und die Schweizer beschlossen hatte, neutral zu bleiben. Neuß wurde, nachdem die Belagerung elf Monate gedauert und die Bürgerschaft in ihrer Bedrängniß sich schon zur Uebergabe geneigt hatte, in die Hände des päpstlichen Legaten gegeben. In einer geheimen Unterredung Karl's mit Friedrich war wahrscheinlich auch von Maximilian's Vermählung mit Maria die Rede, bekannt wurde jedoch über diese vorerst nichts. Der Abschluß des Friedens zog den Herzog von Burgund, welcher sein Heer alsbald nach Hause zurückführte, mit Ehren aus dem Spiele; aber die Zahl und die Erbitterung seiner Feinde war gestiegen, sein Gebiet hatte schwer gelitten und der tollkühne Mann selbst stürzte sich gleich nachher in eine noch größere Gefahr und kam in derselben um.

9. Karl's des Kühnen letzte Zeit.

Nachdem der Frieden zwischen Karl dem Kühnen und Kaiser Friedrich geschlossen war, griff der Erstere sogleich das Herzogthum Lothringen an. Dieses Land war, wie wir oben (S. 212—215) gesehen haben, durch Gewalt der Waffen dem alten Renatus entzogen und an die Familie Vaudemont (die Wurzel der Guisen) gebracht worden; nachher hatte Renatus zwar mit Hülfe des französischen Königs Karl VII. den Besitz von Lothringen wieder erlangt, durch eine besondere Fügung der Umstände aber war das Land doch wieder an die Vaudemonts gekommen. Renatus hatte nämlich das Herzogthum Lothringen seinem Sohn Johann abgetreten, welcher von uns oft unter dem Namen Herzog von Calabrien erwähnt worden ist, und als dieser 1470 in Barcelona gestorben war, hatte dessen Sohn Nikolaus dasselbe erhalten. Diesem jungen und schönen Herzog Nikolaus hatte Karl der Kühne früher nicht nur versprochen, daß er seine Erb-

tochter Maria zur Gemahlin erhalten solle, sondern ihm auch sogar erlaubt, an Maria zu schreiben, und diese hatte, obgleich sie noch ein Kind war, ihm geantwortet; Karl hatte aber, sobald er mit dem Kaiser Friedrich in Unterhandlung trat, sein Wort wieder zurückgenommen. Nikolaus starb 1473 so plötzlich, daß man, was damals in solchen Fällen fast immer geschah, ihn für vergiftet hielt und seinen Tod bald den Burgundern, bald dem König Ludwig XI. schuld gab, welchem überhaupt alles ersinnliche Böse zugeschrieben wurde. Damals lebte der alte Renatus noch; da er jedoch allzu bejahrt war, um die Regierung des Herzogthums führen zu können, so übergab man dasselbe seiner Tochter Jolantha, durch deren Vermählung mit Friedrich von Vaudemont Renatus 36 Jahre früher sich aus der Gefangenschaft losgekauft hatte. Jolantha trat ihre Rechte an ihren jungen Sohn Renatus II. ab und so gelangte das Haus Vaudemont wieder in den Besitz von Lothringen. Dies geschah zu derselben Zeit, als Karl der Kühne die Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich betrieb. Da er nun die ganz französische Linie der Vaudemonts fürchtete und seine Sache, die damals auch die Sache des Reiches zu sein schien, auch in Lothringen aufrecht erhalten wollte, so ließ er, wie berichtet wird, den jungen Herzog in dessen eigenem Lande aufheben. Er fand zwar bald für gut, ihn wieder frei zu geben, weil König Ludwig XI. das Vergeltungsrecht übte und einen deutschen Herrn, welcher durch Frankreich reiste, in Haft nahm; allein er preßte doch dem Herzog Renatus einen harten Vertrag ab.*) Renatus mußte nämlich einen sogenannten ewigen Bund mit Burgund schließen, dessen Bedingungen Lothringen völlig abhängig von den burgundischen Herzogen gemacht hätten. Sobald daher Kaiser Friedrich 1474 mit Karl dem Kühnen in Krieg gerieth, gab Renatus jenen Bund wieder auf, schloß sich, wie Ludwig XI., aber enger als dieser, an Karl's Feinde, die Schweizer an, schickte dem Herzoge von Burgund eine trotzige Herausforderung in das Lager vor Neuß und fiel raubend in Luxemburg ein, während die Schweizer in die Freigrafschaft Burgund eindrangen.

Karl rächte sich dadurch, daß er, sobald er mit dem Kaiser über einen Friedensvertrag übereingekommen war, gegen den Herzog von Lothringen zu Felde zog. Um aber bei diesem Unternehmen kein Hinderniß zu erleiden, schloß er vorher in Solothurn (oder Soleure) einen neunjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XI. Jeder der beiden Theile gab dabei seinen Schützling der Rache des anderen preis: Ludwig versprach, sich des Herzogs von Lothringen nicht anzunehmen,

---

*) Die Gefangennehmung steht nicht ganz fest, eben so wenig die Art des Zwanges, unter welchem der Vertrag zu Stande gekommen.

Karl dagegen verpflichtete sich, den Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul, welchen Ludwig ohne allen Grund verfolgte, nicht nur nicht zu schützen, sondern ihn sogar, wenn er in seine Hände falle, auszuliefern. Beide hielten einander Wort. Auf welche Weise der Connetable, Jakob von Luxemburg (aus derselben Familie wie das Haus Luxemburg, das dem deutschen Reiche vier Kaiser gegeben hat), dem Könige von Frankreich geopfert und von diesem getödtet wurde, werden wir später berichten. Ebenso wie dieser unglückliche Mann, mußte auch Renatus von Lothringen bald die Wirkung des zwischen Ludwig und Karl geschlossenen Vertrages empfinden. Es erschien nämlich auf einmal an den Grenzen seines Landes eine so große burgundische Kriegsmacht, daß er sich nach fremder Hülfe umsehen mußte. Er reiste also selbst zum König Ludwig, um den Beistand desselben zu erbitten; dieser täuschte und betrog ihn aber auf eine unerhörte Weise. Die Art, wie Ludwig sich gegen den unglücklichen Renatus benahm, würde allein schon sein Andenken beschimpfen, wenn auch nicht die ganze Regierung dieses Königs, obgleich sie seine Politik und seine Fürsorge für den Staat und die Nation im glänzendsten Lichte zeigt, ihn als einen treulosen, grausamen Mann ohne Grundsätze und ohne Erbarmen erkennen ließe. Er stellte sich dem Herzog Renatus gegenüber, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, redete ihm seine Furcht aus und betheuerte, daß er, wenn die Sache sich so, wie Renatus sage, verhielte, augenblicklich selbst zu seiner Rettung erscheinen würde (par la Pâque-Dieu, si je croyois ce que vous me dites, j'irois en personne défendre la Lorraine); nichtsdestoweniger war schon Ende September ganz Lothringen besetzt und der einzige haltbare Ort desselben, die Hauptstadt Nancy, enge eingeschlossen. Ludwig betrog damals seinen Schützling doppelt, denn er ließ, um seines Drängens entledigt zu werden, den Admiral, welcher die französischen Truppen befehligte, endlich marschiren, befahl ihm aber, an der lothringischen Grenze Halt zu machen. Da weder Ludwig noch die Schweizer dem Herzoge von Lothringen Wort hielten, so öffnete die Stadt Nancy, die sich bis aufs Aeußerste vertheidigt hatte, am 29. November ihre Thore den Burgundern. Karl rief alsbald die Stände von Lothringen zusammen und gab ihnen die Versicherung, daß er nicht gesonnen sei, das Land als ein erobertes zu behandeln, daß er vielmehr selbst in Nancy residiren und zur Verbürgung seines Versprechens seinen Vetter, den Herrn von Bièvres, dessen Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung jedermann kenne, als Statthalter zurücklassen wolle. Auf diese Weise schien also das Herzogthum Lothringen dem großen burgundischen Reiche völlig einverleibt zu sein; Karl der Kühne konnte damals, wie ein gleichzeitiger

Bericht sagt, von Holland bis vor Lyon ziehen, ohne sein Gebiet zu verlassen.

Unglücklicher Weise glaubte Karl der Kühne gleich darauf mit den Schweizern ebenso leicht fertig werden zu können, als mit dem Herzoge von Lothringen, bereitete aber dadurch sich selbst den Untergang, während er zugleich den Schweizern einen Kriegsruhm verschaffte, den sie nachher ökonomisch auszubeuten verstanden. Karl hatte es übrigens, als er gegen die Schweizer auszog, nicht blos mit diesen zu thun, sondern auch mit den deutschen Städten im Elsaß und in den oberschwäbischen Landschaften, welche Sigismund von Tyrol ihm verpfändet hatte. Wir wollen daher, ehe wir den Sturz des großen burgundischen Reiches darstellen, das Verhältniß der Schweizer und jener Städte zu demselben angeben und dabei zugleich einige früher nur im Vorbeigehen berührte Umstände darlegen.

Die Hauptursache des Grolles der Schweizer war der Uebermuth und der Raub, welchen die von Karl dem Kühnen begünstigte Ritterschaft und sein Landvogt im Elsaß, Peter von Hagenbach, sich gegen sie erlaubten. Jene Ritter durften zwar, seitdem Sigismund dem Herzoge von Burgund die Grafschaft Pfirt, den Elsaß und Oberschwaben verpfändet hatte, ihr Gewerbe des Straßenraubes und der Bedrückung der Bürgerschaften nicht mehr auf eigene Rechnung treiben, weil Hagenbach mit unerbittlicher Grausamkeit strafte; sie trieben dasselbe aber dagegen im Dienste dieses Vogtes auf unerhörte Weise. Durch die Schweiz ging damals der Handel mit Tuch und Seidenzeugen, welcher zwischen Italien und Frankreich geführt wurde; dieser Handel war in Folge jenes Raubwesens ganz gestört und Hagenbach spielte im Namen seines Herrn zugleich den Statthalter und Schützer, den Räuber, den brutalen Rittersmann und den glänzenden Fürsten. Da man in neuerer Zeit auch die Vögte des Kaisers Albrecht I., soweit man nicht geradezu ihre Existenz bestreitet, in einem günstigeren Lichte dargestellt hat, so wollen wir nicht behaupten, daß Hagenbach wirklich so schwarz war, wie die Chroniken ihn malen; gewiß ist aber, daß er uns als ein zweiter Geßler dargestellt wird. Er soll zuletzt sogar auch die Edeln im Lande gedrückt und die Stadt Mühlhausen, welche den Schweizern früher (sowie nachher bis zum Jahre 1798) gewissermaaßen einverleibt war, beinahe um ihre Freiheit gebracht haben. Auch Basel schloß im Gedränge zwischen Karl und seinem Vogt einen engen Bund mit der Eidgenossenschaft, nahm 800 Mann von ihr an und erhielt das Versprechen, daß die Schweizer im Nothfall mit ihrer ganzen Macht erscheinen wollten. Karl selbst kränkte auf einem Zuge, den er vor seinem Angriffe auf Neuß in den Elsaß unternahm, nicht blos die Bürger der ihm verpfändeten

Städte, sondern er behandelte auch die an ihn gesendeten Berner Abgeordneten, welche ihm im Namen der Schweiz Vorstellungen machten, sowie den sehr zahlreichen deutschen Adel des Landes auf eine hochmüthige und brutale Weise (1474). Andererseits erging er sich bei einer Festrede, die er zu Dijon hielt, in geschichtlichen Erinnerungen, wie er sie gern im Munde führte, diesmal aber besonders um das alte Königreich Burgund ins Gedächtniß zu rufen. Dies Alles benutzte der arglistige König Ludwig XI. zu seinem Zwecke. Er hatte seither, während er stets freundlich gegen Karl war, ihn überall umstrickt, vernichtete alle Freunde desselben in Frankreich, täuschte den Herzog der Bretagne, riß bis über Roussillon hinaus ein Gebiet nach dem anderen an sich und vernichtete durch Gift und Dolch seine inneren Feinde. Jetzt suchte er die Schweizer für sich zu gewinnen und zugleich mit dem habsburgischen Hause auszusöhnen. Die Umstände erleichterten ihm sein Bemühen; denn eines Theiles waren Karl und der Kaiser damals auf einige Zeit mit einander entzweit und anderen Theiles hatten Hagenbach's Despotie und Karl's Stolz den zahlreichen und sehr streitbaren Adel des oberen Landes und die ebenfalls gerüsteten Patricier der Städte heftig gereizt, weit mehr als die niederen Bürger und die Landleute, welche der burgundische Vogt nicht drückte. In der That brachte Ludwig sowohl für sich als für das Haus Habsburg eine Verbindung mit jenem Volk zu Stande, welches gleich den Engländern viel von Freiheit und Demokratie redete, aber aristokratisch handelte und selbst in den ganz eigentlich demokratischen Kantonen sehr aristokratisch regiert wurde.

Die Feindschaft, welche zwischen dem Hause Habsburg und der Schweiz bestand, schien bis dahin eine unversöhnliche zu sein. Die Habsburger hatten zuerst nach den Schlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels ihre alten Rechte und vieles Gebiet den Schweizern überlassen müssen. Hierauf hatten diese die Gewinnsucht des Kaisers Sigismund und die Erbitterung des Constanzer Concils über den Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, auf eine schmähliche Weise benutzt, um dem Letzteren die schönsten Besitzungen seines Hauses zu entreißen. Nachher hatten die Schweizer in dem sogenannten Züricher, dem Thurgauer und dem Waldshuter Kriege noch andere Erwerbungen gemacht. Endlich war ihnen derselbe Papst Pius II., welcher vorher als Aeneas Sylvius in Verbindung mit Kaiser Friedrich die deutsche Kirche um ihre Rechte gebracht hatte, behülflich gewesen, um dem unglücklichen Sohne jenes Herzogs von Tyrol, Sigismund, auch noch dasjenige zu rauben, was dessen Vater in der Schweiz übrig behalten oder später, als er durch die in Tyrol entdeckten Bergwerke reich geworden war, wieder erlangt hatte. Den

Anlaß dazu gab der bekannte Kardinal Nikolaus Cusanus, dessen große Verdienste um die Litteratur jener Zeit wir an einem anderen Orte gepriesen haben. Dieser war durch den Papst Nikolaus V. auf ganz unrechtem Wege Bischof von Brixen geworden und mißbrauchte als solcher seine Gelehrsamkeit, um dem armen Sigismund weltliche Rechte streitig zu machen, welche von allen Vorgängern des Bischofs anerkannt worden waren. Insbesondere schritt er gegen das Frauenkloster zu Sonnenburg im Pusterthal ein, in welchem allerdings Mißbräuche herrschten. Er reizte endlich sogar die fanatischen Tyroler gegen ihren Fürsten auf und erbitterte dadurch den Letzteren so sehr, daß derselbe den trotzigen Kardinal-Bischof in der Feste Bruneck umlagern ließ und ihn zum Nachgeben zwang. Nicolaus von Cusa wandte sich persönlich nach Rom und Pius II. belegte den Erzherzog Sigismund und seine Anhänger mit dem Banne (August 1460), der bald nachher auch gegen den gelehrten und muthigen Vertheidiger des Herzogs, Gregor von Heimburg, ausgesprochen wurde. Dieses blieb zwar anfangs ohne Wirkung; als aber Pius das früher vom Constanzer Concil gegebene Beispiel befolgte und den Schweizern alles, was sie dem Herzoge von Tyrol abnehmen könnten, im voraus schenkte, griffen dieselben zu den Waffen und bedienten sich der Briefe des Papstes ebenso, wie sie vorher des Kaisers Diplome gebraucht hatten, um den unrechtmäßigen Besitz in einen rechtmäßigen zu verwandeln. Sie nahmen Rapperswyl in Besitz, Unterwalden, Zug, Lucern und Schaffhausen sagten sich von den Habsburgern ganz los, Thurgau wurde nicht etwa ein freier Kanton, sondern eine Provinz der Eidgenossenschaft und der im Juni 1461 auf 15 Jahre geschlossene Stillstand ließ die Schweizer im Besitze ihres Raubes.

Dies Alles ward jetzt, wo Karl der Kühne zugleich den Kaiser und die Schweiz bedrohte und Beide Ludwig's XI. Freundschaft und Hülfe suchten, vergessen; des Letzteren Künste brachten zwischen Sigismund und der Eidgenossenschaft die sogenannte e w i g e R i c h t u n g zu Stande, welche im April 1474 zu Constanz verabredet und im Juni desselben Jahres mit den von Ludwig gemachten Veränderungen zu Senlis abgeschlossen wurde. Dieser Vertrag, welcher von zehn zu zehn Jahren erneut werden sollte, erkannte den Eidgenossen das, was in ihrem Besitze war, zu, und enthielt außerdem folgende Bestimmungen: In allen anderen Landen und in uneingelöseten Pfandschaften bleiben dem Fürsten seine herrschaftlichen und Lehen-Rechte. Die Bischöfe und die deutschen Städte Constanz und Basel sind insoweit souverain, daß sie über Kriegsforderungen, Rechtlosigkeiten und Staatsfragen ohne Appellation selbst richten. Kein Theil gibt den Feinden des anderen Theiles Aufenthalt oder Durchpaß. Handel

und Wandel ist frei, und die Zölle dürfen nicht erhöht werden. Dies gilt (wie ausdrücklich hinzugesetzt wird) vom Schwarzwald und von den Waldstädten Laufenburg, Waldshut, Seckingen und Rheinfelden. In Folge der ewigen Richtung und der Zureden des Königs von Frankreich schlossen auch die oberrheinischen und elsässischen Städte von Basel bis nach Straßburg, welche wenige Tage vorher zu einem Bunde zusammengetreten waren und seitdem die Städte der niederen Vereinigung hießen, eine Richtung. Diese Städte verpflichteten sich, unter Bürgschaft König Ludwig's, die Pfandsumme vorzustrecken, für welche Sigismund die Grafschaft Pfirt und die von Hagenbach tyrannisirten Städte an Karl den Kühnen überlassen hatte. Das Geld war in kurzer Zeit zusammengebracht, da Straßburg allein die Hälfte desselben zahlte; es ward in Basel niedergelegt und Sigismund, welcher dieser Sache wegen selbst aus Tyrol nach Zürich gekommen war und als befreundeter Gast eine Pilgerfahrt nach Einsiedlen gemacht hatte, ließ Karl den Kühnen durch eine in das Lager vor Neuß geschickte Botschaft ersuchen, die Summe in Empfang zu nehmen und dagegen die verpfändeten Orte zu räumen. Karl antwortete auf diese Ankündigung: nicht gesucht habe er die verpfändeten Städte und Länder, sondern Sigismund habe ihm dieselben zu einer Zeit anvertraut, als er sie gegen die Schweizer nicht mehr habe schützen können; die Einlösung sei nicht auf die erforderliche Weise und nach gewohnten Formen in Besançon verkündigt worden; er selbst habe auf die Städte und Landschaften bedeutende Kosten verwandt und Sigismund solle bedenken, daß, wenn er die Städte gewaltsam nehmen würde, er mehr ihn als die Schweizer zu fürchten habe. Bei dieser Ausflucht hatte es sein Bewenden, bis nachher der Krieg den Ausschlag gab.

Ehe jene Verträge und Verbindungen gegen Karl den Kühnen geschlossen worden waren, hatte Ludwig XI. sich im Januar 1474 durch einen besonderen Traktat mit den Schweizern verbunden; er war deshalb auch schon seit Januar im Stande, den Herzog von Burgund ganz in den Schlingen seiner treulosen Politik zu bestricken und den deutschen Kaiser zu betrügen, ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen. Sein Vertrag mit der Eidgenossenschaft oder die sogenannte ewige Allianz wurde durch den Berner Gesandten, Niklas von Diesbach, im Namen aller der acht Kantone, aus welchen damals die Eidgenossenschaft bestand, abgeschlossen, weil Bern von denselben bevollmächtigt war. Dieser merkwürdige Tractat, welcher nachher bis zur französischen Revolution allen zwischen Frankreich und der Schweiz geschlossenen Verträgen zur Grundlage diente, sicherte dem König Ludwig und denjenigen seiner Nachfolger, welche keine stehenden Truppen hatten, ein allzeit schlagfertiges Heer, sowie

andererseits den Schweizern, die sich arme Lüt nannten, Subsidien, ihren Proletariern einträglichen Kriegsdienst und ihren Patriciern Officiers-Stellen und Pensionen. König Ludwig verpflichtete sich in demselben, den Schweizern, so lange er lebe, jährlich 20,000 Franken (welche nach dem jetzigen Gelde zu 3 Franken und 40 Centimes zu berechnen sind) in vierteljährigen Beträgen zu bezahlen, und zwar, wie der jetzt Barmherzigkeit bedeutende Ausdruck lautet, aus Wohlwollen (par charité). Dagegen versprechen die Schweizer, ihm, wenn er es verlangt, auf seine Kosten so viele ausgerüstete Soldaten zu stellen, als ihnen schicklich scheint (qu'il leur semblera honnête). Jeder Soldat soll eine monatliche Löhnung von fünfthalb rheinischen Gulden erhalten. Die erste monatliche Zahlung läßt der König, sobald er die Soldaten verlangt, zu Bern, Zürich oder Lucern im voraus berichtigen, die anderen zu Genf. Ferner wird er, wenn die Eidgenossen seiner Hülfe gegen den Herzog von Burgund bedürfen und er nicht etwa selbst durch einen Krieg gehindert ist, ihnen während der Dauer ihres Kampfes mit Burgund außer jenen jährlichen 20,000 Franken alle Vierteljahre 20,000 Gulden rheinisch als Subsidien in Lyon auszahlen lassen. Endlich enthält der Vertrag noch die Bestimmung, daß die Schweizer ohne Ludwig weder Waffenstillstand noch Frieden schließen dürfen, wogegen auch er verspricht, sie in jeden Tractat aufzunehmen. Seit dieser ewigen Allianz zahlte Frankreich der Eidgenossenschaft unter einem schicklichen Namen einen jährlichen Tribut und die europäischen Staaten überboten sich unter einander, um die als sehr tapfer, aber auch als sehr gierig bekannten Schweizer im Dienste zu haben. Der Krieg war also, so lange das Fußvolk in jeder Schlacht die Entscheidung gab und das der Schweizer für das einzige brauchbare in Europa galt, für die Patricier und Proletarier derselben das einträglichste Gewerbe.

Gleichzeitig regten sich andere Feinde des Herzogs von Burgund, der noch immer vor Neuß lag, da er an die Eroberung dieser Stadt seine Ehre geknüpft wähnte. In das Lager sandte ihm der junge Herzog Renatus II. von Lothringen einen blutigen Handschuh als Zeichen der Kriegserklärung. Vor allen aber wurden in Folge der geschlossenen Verträge die Eidgenossen und die Städte dreister. Besonders wagte Bern, als alle Anderen die burgundischen Gesandten mit Demuth und Unterwürfigkeit empfingen, sich laut und kühn gegen Karl's Statthalter Hagenbach zu erklären. Dieser hatte den Stadtbürgern öffentlich seine Verachtung zu erkennen gegeben und die freien Berner Leibeigene gescholten (Ha! Ha! hatte er gesagt, êtes-vous ici par l'encontre de Monsieur de Bourgogne? Vilains, vous passerez par là!) Dadurch ward die Erbitterung über seine Tyrannei

noch mehr gesteigert. Gegen die Folgen des Bundes, welchen die Schweizer mit den deutschen Städten geschlossen hatten, suchte Hagenbach sich durch grausame Bestrafung aller politischen Umtriebe im Elsaß, sowie durch die Besetzung fester Orte zu sichern. Er wüthete aus diesem Grunde in Thann zuerst mit Hinrichtungen, ließ diese Stadt dann befestigen und legte 800 Lombarden nach Breisach. Auch die Ensisheimer wollte er auf gleiche Weise bändigen; allein diese schlugen seinen Ueberfall zurück und nun brach der lange zurückgehaltene Sturm gegen ihn los. Agenten, welche Erzherzog Sigismund geschickt hatte, erregten in den Gegenden der östreichischen Pfandschaft einen allgemeinen Aufstand und in Breisach wurden die in den Häusern zerstreuten Lombarden Hagenbach's eingeschlossen und er selbst gefangen in das Stadtgefängniß geführt. Von seinen Miethlingen, denen man freien Abzug gestattete, verrathen, blieb der Landvogt ganz in der Gewalt der gegen ihn erbitterten Deutschen und Schweizer. Nun kam Sigismund nach Basel und sandte einen anderen Vogt in das Land, Hermann von Eptingen, welcher unter allgemeinem Jubel einzog. Auf des Herzogs Geheiß wurde Hagenbach vor das Landgericht gestellt, um wegen seines Betragens zur Rechenschaft gezogen zu werden; dies war aber leere Form: der Landvogt sollte als ein Opfer revolutionärer Volks-Justiz fallen. Nachdem man den Unglücklichen vier Wochen in sehr harter Haft gehalten hatte, wurden die nahen und fernen Feinde desselben, besonders die grimmigen und unversöhnlichen Schweizer, durch Sigismund's Räthe zu dem, was man das Landgericht nannte, nach Breisach aufgeboten. Johannes von Müller, der Lobredner der Schweizer Patricier, berichtet aus seinen Quellen, es seien auf die in Sigismund's Namen erlassene Mahnung mehrere Tage hinter einander die Boten aller ansehnlichen Gemeinden von dem Sundgau und Breisgau, von den Städten des Ober-Elsaß, sowie von Solothurn, Basel, Bern und Lucern erschienen, begleitet von einer in die Tausende gehenden, durch Haß und Neugierde getriebenen Volksmenge. Das Gericht wurde auf offenem Markte gehalten; den Vorsitz führten der Landvogt von Eptingen und der Schultheiß des von Hagenbach grausam behandelten Ensisheim. Iselin von Basel trug die Klagepunkte vor; 24 Richter, unter welchen 16 Ritter waren, hörten Anklage und Vertheidigung an, beobachteten alle Formen und Gerichts-Gebräuche, ließen drei Vertheidiger des Beschuldigten reden und waren doch längst vorher entschlossen, ihren Feind zu verurtheilen. Dies thaten sie noch am Abend desselben Tages. Alsbald wählte man auch von acht Scharfrichtern, welche ihre Dienste angeboten hatten, den von Colmar aus und der Stellvertreter des mächtigsten

und reichsten Herrn, den es damals in allen deutschen und französischen Landen von der Grenze Savoyen's an bis zur Nordsee gab, wurde hierauf in Breisach öffentlich enthauptet (9. Mai 1474).

Diese Gewaltthat erbitterte den Herzog von Burgund aufs äußerste und trieb ihn an, einen tollen Zug gegen die Schweiz zu unternehmen, bei welchem er im glücklichsten Falle nichts gewinnen konnte. Zuvor dachte er in aller Kürze den Streit wegen Köln zu beendigen; aber wir haben gehört, wie Neuß den ungeduldigen Mann fast ein Jahr lang beschäftigte. Im November 1474 rückten schweizerische Truppen, geführt von Scharnachthal, dem Schultheiß von Bern, über Biel und Porentruy (Pruntrut) nach Hochburgund vor, unterstützt von den Städten der niederen Vereinigung. Bei Héricourt wurde das burgundische Heer, das Heinrich von Neufchatel und Jakob von Romont befehligten, in einem furchtbaren Treffen zusammengehauen; sie sollen 1700 Mann verloren, die Schweizer dagegen kaum Verlust erlitten haben. Man schrieb diesen Ausgang zum Theil dem panischen Schrecken zu, welchen das grauenvolle Kriegsgeschrei der Schweizer erregte. Sieben Monate später entschloß sich Karl zum Abzug von Neuß, um den Rachekrieg zu beginnen. Sein Heer war freilich groß, aber in der Schweiz durchaus unbrauchbar; die einzelnen Theile desselben paßten weder zusammen, noch waren sie gewohnt, irgend eine strategische oder taktische Bewegung vereinigt vorzunehmen, noch hatten sie einen Anführer, welcher große Massen zu leiten verstand. Daher triumphirte auch König Ludwig XI., als Karl den Krieg mit der Schweiz begann. Er hatte in den nächstvorhergehenden Jahren das Gebiet des gefangenen Herzogs von Alençon, die Grafschaft Armagnac, das Land Roussillon und die Güter des hingerichteten Connetable St. Paul an sich gerissen; er hoffte jetzt, daß Karl und die Schweizer sich gegenseitig aufreiben und daß dann die Ernte ihm zufallen würde. Die Schweizer verlangten allerdings die ihnen in der ewigen Allianz kurz vorher zugesagten Vortheile; Ludwig war aber nie um Ausflüchte verlegen und schämte sich sogar der elendesten nicht. Er erklärte den Schweizern, er wolle ihnen recht gern helfen, müsse aber zuvor bei seiner Geistlichkeit anfragen, ob es nicht eine Sünde gegen Gott sei, wenn er bei dem zwischen ihm und Karl bestehenden Waffenstillstand den Feinden des Herzogs beistehe. Die Antwort, welche die Casuisten ihm auf diese Frage ertheilten, war gleich einem Orakel auf Schrauben gestellt; sie sieht ganz wie eine vorher verabredete aus, und sollte dem Könige nur einen Vorwand geben, die versprochene Nothhülfe nicht zu leisten. Ludwig dürfe, hieß es, wegen des erst neulich mit Karl geschlossenen Waffenstillstandes diesen nicht bekriegen; allein Karl habe sich soviel gegen ihn

zu Schulden kommen lassen, daß Ludwig den Feinden desselben ohne Bedenken erklären dürfe, er werde sie nicht hindern, Karl anzugreifen, und habe nichts dagegen, daß dies geschehe.

Da wir im Begriffe sind, von dem Untergang und der Zersplitterung des mächtigsten und reichsten europäischen Staates zu reden, durch dessen Fall die Verhältnisse des ganzen Südens und Westens von Europa verändert wurden, so glauben wir zunächst einen Blick auf Karl's des Kühnen Heer werfen zu müssen. Man wird erkennen, daß nicht einmal ein so scharfes und geübtes Auge, wie das des Königs Ludwig's XI., erforderlich war, um einzusehen, daß dieser sich keiner Gefahr auszusetzen brauchte, um den tollkühnen Herzog in seinen Eroberungsplänen zu stören, sondern daß Ludwig mit Sicherheit erwarten konnte, Karl werde scheitern, ehe er irgend einen Hafen erreicht habe. Das burgundische Heer war ein Feudalheer und ganz verschieden von der in ewigen Kriegen geübten Volksbewaffnung der Schweizer und der deutschen Städte, sowie von der mit ihnen verbundenen Ritterschaft. Diese Gegner Karl's stellten stets ein und dasselbe mit dem Kampfe vertraute und an militärische Ordnung gewöhnte Aufgebot ins Feld, statt daß Karl seine Truppen jedes Mal von neuem werben oder sammeln und von neuem ordnen mußte. Er hatte beim Abzuge von Neuß, wie die Feudalordnung es forderte, seine Truppen entlassen; er hatte unmittelbar darauf zum Kampfe mit Lothringen ein neues Heer gesammelt und mußte dies noch einmal thun, als er die Schweizer anzugreifen beschloß. Seine aus allen Nationen und Waffengattungen zusammengesetzte Truppenschaar war, trotz seines Prahlens und der von ihm entfalteten Pracht, schon im Kölnischen Kriege nicht einmal den Hessen, den Bürgern von Neuß und den diesen zu Hülfe gesendeten Kölnern und Bonnern gewachsen gewesen. Beim Kriege mit der Schweiz sagten alle verständigen Männer jener Zeit, unter ihnen Ludwig XI., Eduard IV. von England und Philipp von Comines, voraus, daß, wenn Karl sich mit einem Heere, welches jeder Einheit und jeder taktischen Uebung im Großen ermangle, an die Nationalmacht eines ganzen Volkes wage und noch dazu in thörichter Ueppigkeit alle seine Schätze mit ins Feld schleppe, er nur seine armen Feinde reich machen werde. Seine Truppen waren nicht blos aus den verschiedenen niederländischen, flämischen und wallonischen Unterthanen und aus den Franzosen seiner französischen Provinzen gemischt, sondern auch aus Lombarden, Engländern und Picarden. Die Ersteren waren wenigstens nicht feindselig gegen einander gesinnt, wenn sie auch einander nicht verstanden; die Uebrigen aber, welche um Lohn und Raub dienten, waren aller Welt verhaßt. Besonders war dies mit den Lombarden

der Fall. Ihnen gab man, wie die große belgische Chronik erzählt, vor Neuß Laster Schuld, welche wir nicht einmal nennen dürfen, und sogar die Picarden baten als Gefangene in Neuß dringend, daß man sie doch nicht mit jenen Bösewichtern in Einen Raum einsperren möge. Die verhaßten Lombarden wurden damals in ein so tiefes Gefängniß geworfen, daß man sie mit Stricken hinablassen mußte. Nach der Schlacht bei Héricourt wurden von den wenigen Gefangenen, die man gemacht hatte, 18 lombardische Söldner wegen Schandthaten zu Basel verbrannt. Auch die Führer der Lombarden waren nach dem Ausdrucke der belgischen Chronik von Freund und Feind verabscheut (amicis et inimicis detestandi) und jedermann warnte den Herzog von Burgund vor denselben. Nichtsdestoweniger schenkte er gerade ihnen sein Vertrauen. Er hatte sich, nachdem er anfangs nur die mit Renatus nach Frankreich gekommenen Schaaren angenommen hatte, zweier Neapolitaner, des Jacques Galiot und des Grafen von Campobasso, bedient, um andere Banditen in Italien werben zu lassen. Von diesen beiden Männern scheint der Erstere ihm stets treu geblieben zu sein; Campobasso aber war und blieb ein Verräther und gerade ihm ertheilte Karl, als er aus Lothringen nach Hochburgund ziehen wollte, den Auftrag, noch einige Compagnieen von Condottieren zu werben, zu welchem Zweck er ihm 40,000 Dukaten mitgab. Schon auf der Reise nach Italien machte Campobasso, wie Comines berichtet, dem König Ludwig XI. durch dessen Statthalter in Lyon und durch den französischen Gesandten in Piemont das Anerbieten, gegen gewisse Bedingungen zu veranstalten, daß Ludwig sich des Herzogs von Burgund bemächtigen könne. Auf der Rückreise soll er dem Könige noch einmal einen Wink gegeben haben, wie er den Herzog, welcher öfters ohne Bedeckung ausreite, gefangen nehmen oder aus der Welt schaffen lassen könne. Ja, Comines erzählt, daß Campobasso dem Könige zuletzt noch angeboten habe, er wolle den Herzog, wenn die Franzosen ihn angriffen, auf dem Schlachtfelde verlassen. Wenn wir jenem Berichterstatter Glauben schenken, so wäre Ludwig bei diesen Anerbietungen sehr großmüthig gewesen; denn Comines behauptet, der König habe den Herzog warnen lassen, Karl habe aber nicht darauf geachtet, weil er nach dem bekannten Charakter Ludwig's geglaubt habe, derselbe wolle ihm seine Generale verdächtig machen. Ganz klar ist die Sache nicht, da Ludwig den Grafen Campobasso jedenfalls einige Male aufgefordert hatte, den Herzog zu verlassen; Comines behauptet aber, Ludwig habe an Mord und Verrath nicht gedacht, sondern einen offenen Uebertritt des Grafen verlangt. Uebrigens waren die Soldaten oder nach heutiger Bezeichnungsweise die Freischärler, welche Campobasso

und seines Gleichen dem Herzoge von Burgund zusammenwarben, ein sonderbares Gemisch von Menschen. Dies ersehen wir schon daraus, daß die belgische Chronik unter den bei Neuß gefangenen burgundischen Kriegsleuten auch eines stattlichen Mohren erwähnt, welcher in der Gefangenschaft von den Hessen mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.

Das Heer, welches Karl im Januar 1476 gegen sie in Marsch setzte, bestand nach Johann von Müller's Berechnung aus 30,000 Mann. Dasselbe ward jedoch auf dem Zuge durch die oberen Gegenden und durch die Jura-Pässe, besonders aber in der Freigrafschaft Burgund, noch bedeutend vermehrt. Am 22. Januar, als das Heer bei Besançon anlangte, stieß noch Friedrich von Tarent, des neapolitanischen Königs Ferdinand Sohn, welchen Karl durch die Aussicht auf die Vermählung mit seiner Erbtochter herbeigelockt hatte, mit 15,000 Mann dazu; diese Zahl möchten wir jedoch ebensowenig verbürgen, als irgend eine andere. Die Schriftsteller pflegen Karl's Heer ein auserlesenes zu nennen; dies war dasselbe aber nur in Hinsicht auf das äußere Aussehen und das leere ritterliche Gepränge. Im Kampfe mußte der eine Theil der Truppen dem anderen im Wege sein und die Officiere verstanden nicht einmal einer des anderen Sprache. Außerdem war die berühmte burgundische Artillerie unvernünftig schwer und unbehülflich und im Gebirge gar nicht zu bewegen oder zu gebrauchen. Welch ein Troß aber dem an sich schon durch Knechte, Diener und unbrauchbare Leute beschwerten Heere folgen mochte, kann man aus dem doppelten Umstande schließen, daß die 2000 Dirnen, welche nach der belgischen Chronik im Kölnischen Kriege bei Karl's Armee waren, dieselbe auch in die Schweiz begleiteten und daß das ganze Gepränge, welches der Herzog vor Neuß entfaltet hatte, auch im Schweizer Kriege wieder erscheint. Karl nahm, um vor fremden Gesandten zu prahlen, alle Kostbarkeiten seines Hofes, alles Silbergeschirr und alle Seltenheiten seines Schatzes mit; er ahnte nicht, daß dies Alles nur dazu dienen würde, die armen Schweizer durch seinen Reichthum wohlhabend zu machen.*)

Nach der Ermordung Hagenbach's hatten die deutschen Städte im Elsaß und am Oberrhein sich von Karl losgerissen und die Berner hatten sogar einen Herold in das Lager von Neuß geschickt, um dem

---

*) Son artillerie, sagt Comines, estoit très-grande et bonne, et estoit en grande pompe en cet ost, pour se montrer à ces ambassadeurs, qui venoient d'Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleures bagues et de sa vaisselle beaucoup et largement autres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste.

Herzoge die Fehde anzukündigen. Unmittelbar nachher, im Spätjahr 1475, unternahmen sogar die Schweizer, während Karl noch in Lothringen war, in die Juragegenden einen Zug, der wichtige Folgen hatte. Sie waren vom burgundischen Marschall Jakob von Romont und seinen Miethstruppen an der Grenze beunruhigt worden; nun brachen sie verheerend ein, vernichteten die Feudalherrschaften um den Neuenburger See, nahmen Murten, das bisher dem Marschall eigen war, in die Eidgenossenschaft auf, erstürmten Stäfis, ermordeten die Einwohner und erzwangen endlich von Genf eine so hohe Kriegssteuer, daß zu ihrer Tilgung jeder Bürger um den zwölften Theil seines Vermögens gebrandschatzt wurde. Zur Feier dieser Erfolge hielten sie zu Lausanne einen Gottesdienst; in Yverdun (Ifferten) und Granson ließen sie Besatzungen zurück. Als Karl endlich nach der Schweiz zog, rüsteten die Eidgenossen ihre ganze Macht gegen den drohenden Sturm. Sie hatten vor ihrem Feinde den dreifachen Vortheil voraus, daß sie für die Erhaltung ihrer Freiheit, für Haus und Heimath stritten, daß sie, weil sie schon damals um Geld überall dienten, insgesammt geübt waren und daß sie sämmtlich ausziehen konnten, da sie alle zum Kampfplatze nicht weit hatten. Sie versäumten jedoch, die Pässe zu besetzen, und der Graf von Romont, Marschall von Burgund, vertrieb mit Hülfe seiner Unterthanen die Berner Truppen aus den von ihnen besetzten Orten.

Das ganze Waadtland war theils von den Italienern Karl's, theils von seinen Burgundern besetzt, als er selbst im Anfange des März 1476 sich mit seinem Heere am Fuß der Höhen von Granson lagerte und diese Stadt, in welcher 800 Berner lagen, mit Sturm, die Burg derselben aber mit List einnahm. Die Besatzung, über 400 Mann, wurde treulos getödtet, zum Theil im Neuenburger See ertränkt; man dachte mit dieser Unthat die von den Schweizern im Waadtland verübten grausamen Handlungen auszugleichen. Unweit Granson vereinigte sich das Heer der Schweizer. Jedermann, den der Herzog um Rath fragte, rieth ihm ab, dieses anzugreifen. Die Schweizer wären, sagte man ihm, zu arm, um lange beisammen bleiben zu können, sie würden folglich ihn angreifen müssen, dabei aber im Nachtheile sein, weil er auf der einen Seite durch den Neufchateller See, auf der andern durch sein Geschütz gedeckt sei (clos de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu'ils lui eussent sçu porter dommage). Sein Stolz erlaubte ihm nicht, irgend einer Vorstellung Gehör zu geben, er entschied sich für den Angriff. So kam es denn am 3. März 1476 **bei Granson** zur ersten Schlacht mit den Schweizern. Sie verlief für Karl höchst unglücklich. Dieser Ausgang des Kampfes war jedoch mehr komisch als

tragisch; denn Karl verlor nur einige wenige Mann, sein Heer beschimpfte aber ihn und sich selbst auf eine solche Weise, daß es nachher eine Tollheit schien, als er dasselbe noch einmal gegen die Schweizer ins Feld führte. Diese, welche Comines die Deutschen (les Allemans, mit Recht Allemannen) nennt, waren in Rücksicht auf die Beschaffenheit und den Geist der beiden Heere jedenfalls den burgundischen Truppen weit überlegen, wenn auch die gewöhnliche Angabe, nach welcher die Letzteren an Zahl dreimal stärker gewesen wären, wahr sein sollte. Zu den Schweizern waren nur einige hundert Mann zu Rosse gestoßen, darunter eine kleine Schaar, die Herzog Sigismund gesandt hatte. Das Züricher Fußvolk stand unter Hans Waldmann, die Leute vom Vierwaldstättersee unter Rudolf Reding; den Kern des Aufgebotes bildeten die Berner unter ihrem Schultheiß. Beim ersten Zusammenstoß wurde unter anderen Edelleuten Ludwig von Chateau Guyon erschlagen, als er mit eigener Hand den Schwyzern ihr Banner entreißen wollte. Darauf griff Herzog Karl selbst ein, das burgundische Feldzeichen schwingend; auch er richtete nichts aus. Nun versuchten die ersten Reihen der von ihm geführten Leute umzukehren, um sich an das übrige Heer anzuschließen, während eine neue Schaar von Zürchern und Leuten der Urkantone unter Tschudi über eine Höhe heranrückten. Man vernahm den furchtbaren Klang jener beiden Schlachthörner, des Stiers von Uri und der Kuh von Unterwalden. Es entstand, wie Comines berichtet, eine allgemeine Verwirrung im burgundischen Heere. Die hinten folgenden Leute vom Troß (les menues gens) meinten nämlich, jene Reihen wären auf der Flucht begriffen, sie flohen daher ebenfalls und nun zog sich das ganze Heer nach dem Lager hin zurück (faisans aucuns, setzt Comines hinzu, très-bien leur devoir). Am Ende (fin de compte) suchten aber die burgundischen Truppen, als sie in ihrem Lager angekommen waren, nicht einmal sich zu vertheidigen, sondern alle wendeten sich zur Flucht; Karl selbst sprengte, von fünf Reitern begleitet, in voller Hast bis Nozeray, das acht Meilen von Granson liegt. Die Deutschen nahmen nicht etwa blos das Lager des Herzogs, sondern auch sein Geschütz, seine ungeheueren Wohnzelte und die sehr zahlreichen kleineren Zelte seiner Leute, sowie andere Beute in unendlicher Menge. Die Burgunder retteten nichts als ihre Personen. Alle großen Kostbarkeiten (bagues) des Herzogs fielen in die Hände der Schweizer, welche weder den Werth der Perlen, noch den der Diamanten kannten; viele Leute verlor jedoch Karl bei der Einnahme seines Lagers nicht, da ihm nur sieben Mann getödtet wurden. Was die Geschichte der von den Schweizern erbeuteten Kleinodien angeht, so hat Johann

von Müller das, was Comines über dieselben berichtet, so vollständig erweitert und erklärt, daß wir sie hier auch dann übergehen würden, wenn wir es passend fänden, von ihnen in einer allgemeinen Geschichte zu reden.*) Wir folgen vielmehr rasch dem Herzoge in seinem weiteren tollkühnen Laufe.

Gleich nach der Schlacht bei Granson gaben der alte Renatus und der Herzog Galeazzo Maria von Mailand, mit welchem Karl der Kühne kurz zuvor ebenfalls angeknüpft hatte, sowie insgeheim auch die Herzogin von Savoyen, Ludwig's Schwester, die burgundische Sache auf und schlossen sich an den König von Frankreich an. Dieser, welcher seinen Waffenstillstand mit Karl stets von Zeit zu Zeit verlängert hatte, freute sich nach Comines sehr über Karl's Niederlage (en eut très grande joye, et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus). Die Schweizer aber, sagt Comines, seien durch die Schlacht bei Granson plötzlich zu Ansehen gelangt, nachdem man sie vorher gar nicht geachtet habe.**) Sie verfolgten übrigens weislich ihren Sieg nicht. Sie besetzten zwar die nach Burgund führenden Pässe, ließen aber die waadtländischen offen. Karl rückte daher in das Waadtland ein, um über Lausanne aufs neue gegen Bern zu ziehen, und blieb lange mit seinem ganzen Heere bei der ersteren Stadt gelagert. In dieser Zeit war es, wo der alte Renatus sich durch Ludwig von Karl abziehen ließ und Ludwig zugleich die Unterhandlungen einleitete, welche später zur Vereinigung der Provence mit Frankreich führten. Renatus, der noch immer eine Schattenherrschaft in der Provence besaß, hatte sich früher mit Karl eingelassen und ihm für den abenteuerlichen Plan, den derselbe zur Eroberung Italiens ausgeheckt hatte, die Abtretung der Provence versprochen. Nach der Schlacht bei Granson ließ deshalb Ludwig durch das Parlament einen Hochverraths-Proceß wider Renatus eröffnen und furchtbare Urtheile gegen ihn aussprechen. Es war jedoch

*) Erwähnt mag immerhin werden, daß die Kunst des Diamantschleifens kurz vorher (1456) im Herzogthum Burgund, nämlich in Brügge, erfunden worden war. Unter den Kleinodien befanden sich Karl's Thronsessel, sein Herzogshut und goldenes Vließ; herrliche Gobelins, die Prachtstücke der flandrischen Kunst; zwölf kostbare Apostelbilder, jedes eine Reliquie des dargestellten Jüngers einschließend, und ein Arm des heiligen Andreas in Gold und Krystall.

**) Pour lors les Suisses n'estoient point estimés comme ils sont pour cette heure; et n'estoit rien plus pauvre; et ay oui dire à un chevalier des leurs, qui avoit esté des premiers ambassadeurs qu'ils avoient envoyés devers ledit duc, qu'il avoit dit en faisant leurs remonstrances pour le démouvoir de cette guerre, que contr'eux ne pouvoit rien gagner; car leur pays estoit très-sterile et pauvre, et qu'ils n'avoient nuls bons prisonniers.

dem französischen Könige keineswegs ernst damit, sondern er wollte den alten Mann nur einschüchtern, um auf diese Weise seine auf die Provence gerichteten Absichten zu erreichen. Wirklich verstand sich Renatus auch dazu, daß seine Tochter Margaretha, die Wittwe Heinrich's VI. von England, ihr Erbrecht an die Provence dem kinderlosen Sohne ihres Vatersbruders, Karl von Maine, abtrete, bei dessen Tode später (1481) die Provence durch Vermächtniß dem Könige von Frankreich zufiel. Margaretha war bereits im November 1475 gegen eine bedeutende Zahlung freigelassen und nach Rouen gebracht worden; Ludwig setzte ihr außerdem noch einen Jahrgehalt von 6000 Livres aus und gab ihrem Vater das ihm vorher entzogene Herzogthum Bar, sowie seine Güter in der Champagne zurück. Auch des Renatus Enkel, Renatus II. von Lothringen, wurde zu Ludwig gerufen, der sich damals, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu sein, nach Lyon begeben hatte. Gegen ihn benahm sich Ludwig nicht etwa blos vorsichtig, sondern treulos ängstlich; denn dem schlau bedächtigen Könige, welcher stets gern recht sicher ging und so wenig als möglich auf das Spiel setzte, schien auch nach der Flucht des burgundischen Heeres bei Granson Karl's Macht noch immer viel zu furchtbar, als daß er dieselbe auf sich hätte ziehen sollen. Er hütete sich, öffentlich etwas für den verlassenen Herzog von Lothringen zu thun, einen förmlichen Bund mit demselben zu schließen, ihm Subsidien zu zahlen oder gar ihm Truppen zu leihen. Er gab ihm zwar, als der Herzog von Lyon über Straßburg zum Heere der Eidgenossen reiste, eine Summe Geldes mit, aber nur heimlich und unter dem Vorwande rückständiger Jahrgelder. Auch ließ er ihn durch französische Reisige (Gensdarmes) nach Straßburg geleiten und empfahl denselben sehr dringend, nie da, wo sie mit Burgundern zusammentreffen könnten, ein Quartier zu nehmen. Unter diesen Reisigen befanden sich sehr angesehene Herren mit ihren Vasallen. Man nennt uns unter vielen anderen deutschen Herren, welche in Straßburg sich bei Renatus einfanden, die Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles und von Richebourg. Die Schweizer nahmen den Herzog von Lothringen alsbald bei sich auf und ehrten ihn so, als wenn er ihr Führer wäre.

Das Heer Karl's des Kühnen war bald so angewachsen, daß er einen neuen Angriff auf die Schweizer machen zu können glaubte. Er brach daher gegen Ende Mai 1476 von Lausanne auf und zog über Peterlingen nach der Stadt Murten, welche Hadrian von Bubenberg, ein Berner Patricier, so lange zu vertheidigen übernommen hatte, bis das im Anzuge begriffene Heer der Eidgenossen Entsatz brächte. Von allen Seiten bereiteten sich Zuzüge, obwohl die Ge-

birgsbewohner anfangs zweifelten, ob sie zur Vertheidigung von Murten verpflichtet seien. Mit 2000 Mann behauptete Bubenberg 14 Tage lang Murten gegen die ganze burgundische Macht ebenso tapfer, als Hermann von Hessen die Stadt Neuß vertheidigt hatte; Karl aber prangte auch vor Murten gleich einem Xerxes und ließ ebenso dort, wie früher vor Neuß, bei Granson und überall, wohin er kam, einen königlich ausgeschmückten hölzernen Feld-Palast errichten. Es dauerte lange, ehe alle Kantone ihr Contingent schickten; endlich, am 21. Juni 1476, erschienen 30,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, und schon am folgenden Tage wurde die entscheidende Schlacht bei Murten geliefert. In dieser soll Karl eine, wie es heißt, an Zahl dreimal überlegene Macht den Schweizern entgegengeführt haben. Wenn man indessen bedenkt, daß das Heer, welches er vom März bis zum Juni bei Lausanne gesammelt hatte, noch bunter war und noch mehr Italiener und zusammengelaufenes Volk enthielt, als dasjenige, welches bei Granson in die Flucht gejagt worden war, so wird man zugeben, daß dasselbe im Kampfe mit den Schweizern, von denen jeder Einzelne seinen Nebenmann kannte und für Haus und Hof, sowie für die Ehre seines Kantons und seine eigene stritt, unmöglich siegen konnte. Diesmal waren die Schweizer der angreifende Theil; allein Karl ließ sich durch seinen Uebermuth und seine Tollkühnheit verleiten, den Vortheil der günstigen Stellung aus der Hand zu geben und dem Feinde entgegenzugehen, anstatt ihn zu erwarten. Er wurde geschlagen und der Ausgang des Kampfes war für sein Heer verderblicher, als das Treffen bei Granson. Die Gesammtzahl der gefallenen Burgunder gibt man, jedoch wahrscheinlich übertrieben, auf 16 bis 18,000 Mann an; Andere zählen mit mehr Zuverlässigkeit nur 8000; Gefangene wurden nicht gemacht; vor allen die Lombarden wurden im Schilf, wo sie sich versteckt hatten, getödtet oder von den Bäumen herabgeschossen. Karl's Ritterschaft hatte den Verlust der Häupter der vornehmsten Familien zu beklagen. Er selbst entfloh mit einer Reiterschaar, die sich bald zerstreute, so daß er mit höchstens 30 Begleitern am Genfersee ankam. Uebrigens hatten seine Truppen anfangs muthig gekämpft; besonders hatten sich die Engländer und ihr Anführer Somerset ausgezeichnet, sowie die auserwählten, prächtig herausgeputzten Burgunder, welche man Karl's Garde nennt. Auf Seiten der Feinde hatte auch Herzog Renatus II. von Lothringen, welcher nach dem Siege in Karl's Feld-Palast übernachtete, mit großer Tapferkeit gestritten; unter den Führern der Eidgenossen wurden Hallwyl von Bern und Hans Waldmann von Zürich mit hohem Ruhm genannt. Nach der Schlacht zogen 12,000 Mann Schweizer in das Waadtland, nicht um die Be-

wohner desselben von der Herrschaft Romont's und seiner Familie zu befreien und in die Eidgenossenschaft aufzunehmen, sondern um sie den Berner Patriciern zu unterwerfen. Später schlossen sich Tausende der siegreichen Schweizer und der Deutschen aus den Städten von Straßburg bis nach Basel und nach Schaffhausen dem Herzoge von Lothringen an, um ihm für Geld die Burgunder aus seinem Lande vertreiben zu helfen. Bei Murten wurden später die noch übrigen Knochen in dem berühmten Beinhaus gesammelt, welches die Armee der französischen Republik im Jahre 1798 zerstörte; gegenwärtig ist die Stelle durch einen Obelisken bezeichnet; bei den Kriegsleuten aus der Bourgogne war die patriotische Empfindlichkeit stärker als die Erwägung, daß hier freie Leute einen Gewaltherrscher besiegt hatten.

König Ludwig XI. wußte aus Karl's Niederlage für seine Zwecke Vortheil zu ziehen. Während Karl seit seinem letzten, öfters verlängerten Waffenstillstand mit Frankreich luftige Pläne der Eitelkeit verfolgte und unaufhörlich darauf bedacht war, seine Regierung verhaßt zu machen, seine Unterthanen im Kriegsdienste zu quälen und seine schwächeren Nachbarn zu unterdrücken, hatte Ludwig stets bürgerliche Sitten, Grundsätze und Manieren gezeigt, sparsam und plebejisch mit Bürgern und Bauern gelebt und sich nur gegen die hohe Aristokratie grausam, falsch und treulos erwiesen. Er hatte, wie wir bereits berichtet haben, nach und nach alle souveränen Herren seines Reiches außer dem Herzoge von Bretagne gedemüthigt und das königliche Ansehen auf eine sehr schlaue, zuweilen sehr grausame und gewissenlose, aber für sein Reich und für die Franzosen als Nation sehr vortheilhafte Weise bis nach Perpignan und Toulon geltend gemacht. Was sein Verhältniß zu Karl dem Kühnen betrifft, so hatte er alles, wodurch dessen Feindschaft von Anderen hinweg auf ihn hätte gezogen werden können, sorgfältig vermieden und doch arglistiger Weise die Lütticher, die Kölner, den Kaiser Friedrich und das Reich, Sigismund von Tyrol und dessen Sundgauer, Breisgauer und Elsässer in der Stille gegen Burgund aufzuregen gewußt, sowie große Summen auf diese seine Politik verwendet. Auch die Eidgenossen hatte er durch Schenkungen und Bündnisse dreist gemacht; er hatte sich aber wohl gehütet, irgend etwas zu thun, was den Burgunder reizen könnte, ehe das Glück gegen denselben entschieden habe. Erst nach dem Siege der Schweizer bei Murten wurde er in seinen Schritten etwas kühner; er nahm sich freilich noch immer in Acht, dem Herzog Karl Anlaß zu geben, daß derselbe den Weg verlasse, der ihn ins Verderben führen mußte; indessen schickte er doch an die Landesversammlung in Freiburg eine Ehrengesandtschaft von mehr als 100

Personen ab, an deren Spitze der Admiral Ludwig von Bourbon stand, und ernannte Hadrian von Bubenberg zum Ritter des Sanct Michael-Ordens. Von Lyon aus, wo der König sich während des Krieges der Schweizer mit Karl dem Kühnen aufhielt, machte er vor seiner Abreise noch sein Ansehen zu Gunsten des von Pfaffen und Adel unterdrückten Volkes ebenso gegen die römischen Anmaaßungen geltend, wie er dies sein ganzes Leben hindurch gegen die Großen des Reiches that, welche im Mittelalter die königlichen Rechte an sich gerissen hatten. Der Kardinal Rovere (Cardinalis S. Petri a Vinculis*), welcher vom Papst Sixtus IV., seinem Oheim, als Legat nach Avignon geschickt worden war, hatte sich angemaaßt, auch im Erzbisthum Lyon das päpstliche Recht zu üben oder Namens des Papstes in den französischen Kirchensachen zu schalten. Dies wollte Ludwig nicht dulden. Er begann, wie überall, leise und mild, fuhr dann aber mit Gewalt darein und bewies der staunenden Welt, daß trotz des allgemein herrschenden Aberglaubens ein weltlicher Regent, welcher consequent handle, auch mit dem römischen Stuhle fertig werden könne. Ludwig, der in bedrängteren Zeiten in Bezug auf die Gültigkeit der pragmatischen Sanction dem päpstlichen Stuhl allzuviel nachgegeben hatte, ernannte nun eine Commission, welche die im Namen des Papstes erlassenen Breven, Bullen u. dgl. m. untersuchen und in denselben alles, was den Rechten der gallikanischen Kirche zuwider lief, ausstreichen mußte. Als nachher der Kardinal, auf den Papst gestützt, seine Anmaaßungen noch nicht einstellte, forderte der König den Papst auf, dem durch das Constanzer Concil gegebenen Gebote nachzukommen, nach welchem in bestimmten Fristen eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten werden sollte. Er fügte zugleich die Drohung bei, daß er, wenn der Papst dies nicht thue, ein National-Concilium berufen werde. Auch erließ er, als man römischer Seits immer noch nicht nachgab, wirklich Ausschreiben (lettres patentes) zu einer solchen Versammlung. Außerdem verbot er allen seinen Unterthanen, besonders den Bettelmönchen oder mit anderen Worten den Soldaten der päpstlichen Armee, das Reich ohne seine Erlaubniß zu verlassen. Alles dies würde freilich nur langsam gewirkt haben; Ludwig schritt aber auch zur That: er befahl dem Admiral Ludwig von Bourbon, welcher sein Heer im Süden commandirte, in die päpstliche Grafschaft Venaissin einzurücken. Dies half; denn der Kardinal demüthigte sich unmittelbar nachher. Derselbe rieth damals auch dem Könige, sich

*) D. h. Kardinal von der Kirche zu St. Peter in Fesseln; so genannt von den Fesseln, die dem Apostel Petrus in Jerusalem angelegt worden und die zu Rom in dieser Kirche aufbewahrt werden.

seiner beim Papst zu bedienen, damit dieser, sein Oheim, Ludwig's Herrscherzwecke in Frankreich fördere; er wußte den König so sehr für sich und seinen Rath einzunehmen, daß derselbe ihn nicht nur zu seinem Geschäftsträger in Rom ernannte, sondern auch verordnete, es sollten blos solche Bullen, welche durch des Kardinals Hände gegangen wären, in Frankreich angenommen werden.

Von Lyon kehrte Ludwig auf sein Schloß Plessis les Tours zurück. Von hier aus bedrängte er alle diejenigen, deren enge Verbindung mit Karl dem Kühnen er bis dahin übersehen hatte, auf dieselbe Weise, wie er Karl's Niederlage bei Murten benutzt hatte, um gegen den Papst zu wirken. Zuerst nöthigte er Karl's ältesten und treuesten Verbündeten, den Herzog von Bretagne, sich gefallen zu lassen, daß dem mit ihm geschlossenen Waffenstillstands-Vertrage ein Artikel hinzugefügt werde, welcher auf die Zukunft berechnet war und je nach den eintretenden Umständen Alles oder auch nichts bedeuten konnte (que le duc jurât, de garder au roi les droits et jouissances, qui lui appartiennent en Bretagne, et de les maintenir en toute leur étendue). Dann wußte Ludwig aus dem Mißgeschicke seiner Schwester Jolantha, der Wittwe des Herzogs Amadeus IX. von Savoyen und Piemont, den Nutzen zu ziehen, daß er in ihren Landen Statthalter einsetzen konnte, welche er selbst ausgesucht hatte. Jolantha leitete nach dem Tode ihres Gemahles die Regierung von Savoyen und Piemont im Namen ihrer minderjährigen Söhne Karl und Philibert. Als der Herzog von Burgund mit dem Plane umging, einen Eroberungszug nach Italien zu machen, ließ sich Jolantha bewegen, einen Bund mit diesem zu schließen. Der Herzog wandte damals, um sie zu gewinnen, dasselbe Mittel an, dessen er sich außerdem bereits schon dreimal bei Anderen zu seinen Zwecken bedient hatte. Er schämte sich nämlich nicht, die Hand seiner Tochter Maria zum vierten Male als Köder zu gebrauchen, obgleich er eben so wenig damals, als früher, Willens war, Maria zu verheirathen. Er hatte seine Tochter zuerst dem Herzoge Nikolaus von Lothringen versprochen, welchem er nachher die ertheilte schriftliche Zusage durch eine unwürdige Hinterlist wieder entzog. Dann hatte er den Kaiser Friedrich und dessen Sohn Maximilian theils in eigener Person, theils durch mündliche und schriftliche Versprechungen seiner Tochter getäuscht. Nachher hatte er auf gleiche Weise den Prinzen Friedrich von Neapel in seinen Bund gelockt. Endlich zog er, als er sein Auge auf Italien geworfen hatte, auch noch die Herzogin Jolantha von Savoyen durch die Aussicht, daß einer ihrer Söhne seine Tochter heirathen könne, an sich. Da bereits der alte Renatus dem Herzoge von Burgund seine Hülfe für dessen Zug nach Italien zugesagt hatte,

so hielt Jolantha für klug, sich ebenfalls mit Karl zu verbünden und auf die Sache einzugehen. Sie versprach, daß sie dem Herzoge nicht allein die Pässe ihres Landes öffnen, sondern ihn auch auf seinem Zuge unterstützen wolle. Die nächste Folge ihres Bundes mit Karl war ein verheerender Einfall, welchen die Schweizer in das savoyische Gebiet machten. Doch schickte Karl ihr damals Hülfe. Als Jolantha später bei einem Besuche, welchen sie mit ihrer ganzen Familie dem Herzoge bei Lausanne machte, die bedenkliche Lage desselben erkannte, knüpfte sie wieder mit ihrem Bruder, Ludwig XI., an und sandte ihren Vertrauten, Montigny, an denselben, um die Unterhandlungen zu leiten. Dies wurde jedoch dem Herzoge von Burgund bekannt und er gab deshalb, als er nach der Schlacht bei Murten nach Gex flüchtete, dem Olivier de la Marche den Befehl, sie aufzuheben. Olivier bemächtigte sich wirklich, nahe beim Thore von Genf, der Herzogin, sowie ihres jüngeren Sohnes und zweier Töchter, nahm die Erstere hinter sich aufs Pferd und brachte sie nebst ihren drei Kindern über den Jura nach dem Schlosse Rouvre bei Dijon; der ältere Sohn aber, Philibert, ward von seinem Hofmeister und anderen Getreuen nach Genf gerettet.*) Karl empfing seinen Diener sehr übel, weil unter den geraubten Personen gerade diejenige fehlte, um welche es ihm zu thun gewesen war, und Olivier, der seinen knechtischen Sinn überall ganz offen ausspricht, verhehlt dieses in seinen Denkwürdigkeiten keineswegs.**) Ludwig gab sogleich dem Admiral von Bourbon und dem Statthalter der Dauphiné Befehl, dafür zu sorgen, daß das Herzogthum und der junge Herzog nicht unter burgundischen Einfluß kämen. Diese beriefen die Stände des Landes, welche dann den Bischof von Genf und den Grafen von Bresse an Ludwig schickten, um dessen Befehle einzuholen. Hierauf ernannte der König, welcher den Haupt-Grundsatz der egoistischen Politik: divide et impera (theile und herrsche!) nie vergaß, den Bischof von Genf zum Statthalter von Savoyen und den Grafen von Bresse zum Statthalter von Piemont; die Person des Herzogs aber vertraute er keinem von beiden Herren an, sondern er übertrug die Sorge für dessen Pflege dem Rhodiser-Ritter Philibert von Grolée. Die Befreiung der Herzogin Jo-

*) Par le moyen d'aucuns de nostre compaignie, sagt Olivier in seinen Denkwürdigkeiten, qui estoient sujets du duc de Savoye, et certes ils ne firent que leur devoir; et ce que j'en fi, je le fi pour sauver ma vie, car le duc mon maître estoit tel, qu'il vouloit que l'on fit ce qu'il commandoit sur peine de perdre la vie.

**) Et devez sçavoir, sagt er, que le duc fit très-mauvaise chère à toute la compaignie et principalement à moy, et fus en danger de ma vie, pour que je n'avoye point le duc de Savoye.

lantha und ihrer Kinder, mit welchen Karl der Kühne sehr unartig verfuhr, bewirkte Ludwig nicht durch Gewalt, sondern durch List. Er gab dem an der Grenze stehenden Führer seiner Truppen, Chaumont d'Amboise, einen Wink; dieser erschien unerwartet vor der Burg, in welcher Jolantha gefangen gehalten wurde, befreite sie und geleitete sie nach Plessis les Tours. Ludwig empfing seine Schwester mit einem spöttischen Gruße (Madame la Bourguignonne, vous soyez la très-bien venue!), sah aber bald, daß sie gar nicht burgundisch gesinnt sei, schickte sie in ihre Staaten zurück und vermittelte einen Frieden zwischen Savoyen und den Eidgenossen. Gegen Karl den Kühnen verhielt sich Ludwig, während dessen übrige Feinde offen handelten, ganz ruhig; er ließ ihn der lebhaftesten Theilnahme an seinen Unfällen versichern, arbeitete aber insgeheim an seinem Sturze, spendete den Feinden Geld und suchte sogar seine eigenen Verbündeten zu übervortheilen, wie er denn seinen Neffen, den jungen Herzog von Savoyen, welchen er scheinbar in Schutz nahm, um ein ihm gelegenes Stück Land zu bringen wußte.

Mit Karl dem Kühnen sah es damals auch in Rücksicht auf sein persönliches Befinden sehr traurig aus. Er hatte sich schon nach der Schlacht bei Granson in einem Zustande befunden, welcher zwischen Wahnsinn und Vernünftigkeit die Mitte bildete; nach seiner Niederlage bei Murten aber war er Wochen lang in eine so tiefe Melancholie versunken, daß seine Züge oft denen eines Rasenden glichen. Er ließ sich Bart und Nägel wachsen, er wechselte die Kleidung nicht, seine Hofleute und Diener konnten sich ihm, wie man schon aus den zuvor angeführten Worten Olivier's ersieht, nur mit Furcht und Zittern nähern und keiner wagte ihm über sein offenbar ganz verderbliches Benehmen Vorstellungen zu machen. Die Aerzte behandelten ihn als einen Kranken, wiewohl die von denselben angewandten Mittel, wie uns scheint, eher geeignet waren, seine Aufregung zu steigern, als zu vermindern, indem sie ihm statt des milderen Trankes, an den er sich gewöhnt hatte, starken Wein verordneten. Während Karl seiner selbst nicht mächtig und außer Stande war, ruhig und besonnen die nöthigen Anstalten zu treffen, hielten seine offenen Feinde den schon erwähnten Kongreß zu Freiburg im Uechtlande. Drei Wochen lang rathschlagten dort die Schweizer und die Häupter der niederen Vereinigung mit einer großen Zahl anderer Feinde Karl's. Die bedeutenderen von diesen waren: Renatus II. von Lothringen, welcher im Begriffe war, einen Zug zur Wiedereroberung seines Herzogthums zu unternehmen; die Freunde desselben, die Grafen von Leiningen und von Bitsch; ferner die Räthe Sigismund's von Tyrol, die Ge-

sandten der Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyens und Piemonts und der Graf von Greyerz. König Ludwig, welcher jetzt offener und dreister auftrat, hatte den oben genannten Admiral Ludwig, den Nebensohn des Herzogs von Bourbon und Gemahl seiner eigenen unehelichen Tochter, nach Freiburg geschickt. Der Kongreß endigte, soviel wir sehen, ebenso wie ein deutscher Reichstag, nur daß man auf demselben nicht viel schrieb; mit anderen Worten, es wurde viel hin und her geredet, viel versprochen und mancher Plan gemacht, am Ende aber gar nichts beschlossen. Der Herzog Renatus II. von Lothringen sah sich am meisten in seinen Erwartungen getäuscht; denn die stets auf den unmittelbaren Nutzen bedachten Schweizer waren ebenso praktisch und politisch, als König Ludwig. Sie gaben dem armen Herzog die schönsten Worte, thaten aber nichts für ihn. Er suchte sich also selbst zu helfen, trat mit dem Grafen von Campobasso in Verbindung, bewog denselben durch Geld zu dem Versprechen, den Herzog von Burgund zu verrathen, und lockte nachher auch die Lombarden und Franzosen Karl's in seinen Dienst. Karl schenkte dem Verräther Campobasso noch immer sein ganzes Vertrauen und mißachtete sogar dann noch, als derselbe bereits von Renatus gewonnen war, alle Warnungen vor ihm.

Zunächst warb Renatus Lothringer, Schwaben und Elsässer an und mit diesem etwas unzuverlässigen Heere fiel er dann in sein von den Burgundern besetztes Herzogthum ein. Er rechnete dabei auf die Anhänglichkeit seiner Unterthanen und täuschte sich in dieser Hoffnung nicht; denn die Lothringer fielen sogleich über alle feindlichen Besatzungen her, Epinal und Lüneville ergaben sich, die Burgunder wurden in das befestigte Nancy gedrängt. Diese Stadt, in welcher Johann von Rubempré, Herr von Bièvre, commandirte, wurde hierauf von Renatus eingeschlossen. Renatus erschien zwar nur mit geringer Mannschaft vor Nancy; allein Rubempré war nicht gehörig mit Lebensmitteln versehen, weil Karl der Kühne die Sorge für die Seinigen vernachlässigte. Der burgundische Commandant mußte daher, als die englischen Bogenschützen, deren er vorzugsweise zur Vertheidigung bedurfte, den Mangel nicht länger ertragen wollten, die Stadt dem Herzog Renatus übergeben (October 1476). Karl gerieth bei der Nachricht davon in die größte Wuth und beschloß, alle Kräfte aufzubieten. Er versammelte zu Salins die Stände der Freigrafschaft, zu Dijon die von Burgund, zu Brüssel die von Flandern und Brabant; er stellte ihnen vor, daß die Römer durch ihre Ausdauer nach

dem Unglück von Cannä den Ruhm von Zama gewonnen hätten;*) er verlangte demgemäß die äußersten Anstrengungen; man sollte ihm ein Heer von 40,000 Mann stellen und jeder Einwohner den vierten Theil seines Vermögens darbringen. Die Stände zu Salins erboten sich jedoch nur zur Ausrüstung von 3000 Mann, einzig zur Vertheidigung des Landes; die Fläminger insgesammt schlugen ihm Geld und Truppen zu ferneren Eroberungskriegen rund ab**) und wollten ihm nur, wenn er von Feinden bedrängt sei, zuziehen. Zwei Monate verweilte er auf einem alten Schloß im Jura; dann rückte er aus, um Lothringen wieder zu erobern. Renatus zog ihm zwar entgegen, nahm sich aber sehr in Acht, auf ein ernstliches Treffen einzugehen. Er beobachtete die Burgunder blos und umschwärmte sie, um sie an passenden Stellen aufzuhalten und ihr Voranschreiten so lange zu verzögern, bis Nancy und andere feste Plätze hinreichend mit Vorräthen versehen wären. Sobald dies geschehen war, vertheilte er seine Miethstruppen (andere hatte er nicht) in die festen Orte, ließ sich von ihnen und vor Allem von der Besatzung in Nancy feierlich versprechen, daß sie sich zwei Monate lang vertheidigen wollten, und reiste dann von nur zwölf Reitern begleitet während einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das mit Schnee bedeckte Gebirge, um in der Schweiz Hülfstruppen zu kaufen. Das Geld dazu erhielt er theils von König Ludwig, theils von seiner Großmutter, theils endlich sollte das ganze Silbergeräthe der Letzteren eingeschmolzen werden. Auch liehen ihm die Straßburger 10,000 Gulden, und wenn wir mit Johann von Müller dem Berichte des Philipp von Comines Glauben schenken könnten, so hätten sogar auch die Schweizer ihm Opfer an Geld gebracht; dies bezweifeln wir jedoch. Die ganze Eidgenossenschaft gewährte auf einer Landesversammlung in Luzern (November 1476) dem Herzoge ihren Beistand; es stellten sich, wie es heißt, 8000 Mann Schweizer ein und auch die niedere Vereinigung schickte Hülfe; allein die Helfer streckten dabei auch die Hand aus. Jeder von jenen 8000 erhielt ein Goldstück als Handgeld; ja, Renatus mußte ihnen überdies nachher noch auf dem Marsche nicht nur 1200 Gulden zahlen

*) Er führte Alexander und Hannibal bei jeder Gelegenheit im Munde, daher ihm auch sein Hofnarr nach der Schlacht bei Murten sagte: „Wir sind arg hannibalisirt!"

**) Si le duc, hatten sie geschrieben, se sent aucunement pressé par les Allemands ou les Suisses et qu'il n'ait pas assez de gens avec lui pour s'en retourner franchement en ses pays, qu'il le nous fasse sçavoir, et nous exposerons nos corps et nos biens pour l'aller guérir et le ramener sûrement en ses dits pays; mais pour faire plus de guerre pour lui, nous ne sommes point délibérés de le plus aider de gens et d'argent.

und, um diese zu erhalten, den Darleihern des Geldes zwei Grafen als Geiseln überlassen, sondern er gab auch noch einmal jedem Fähndrich ein Goldstück.

In Zürich erhielt Renatus im December die Botschaft, daß seine Besatzungen in Lothringen aufs Aeußerste gebracht und alle Vorräthe nebst den Pferden aufgezehrt wären. Er vereinigte daher schleunigst sein Heer, zog nach Basel und von dort über Kolmar und Schlettstadt nach Lothringen. Karl der Kühne war unterdessen mit einem Aufgebot von schnell zusammengerafften Leuten zu den Truppen geeilt, welche unter dem Verräther Campobasso Nancy belagerten. Von der undisciplinirten Masse, welche Karl mit sich brachte, waren keine 3000 Mann im ordentlichen Kampfe zu gebrauchen; dagegen zog Renatus mit den einzigen regelmäßigen und disciplinirten Truppen, die es damals in Europa gab, gegen Nancy heran. Jedermann rieth daher dem Herzoge von Burgund, sich einstweilen zurückzuziehen, bis nach wenigen Wochen, wenn seines Gegners Geld erschöpft sei, die Schweizer wieder nach Hause kehren würden; Karl aber beschloß gegen Rath und Vernunft, die Belagerung fortzusetzen; ja, er erklärte, am Dreikönigstag in Nancy einziehen zu wollen und ließ in dem Augenblick, als Renatus bereits in der Nähe war, einen wüthenden Sturm auf die Stadt unternehmen. Als dieser Sturm abgeschlagen worden war, bot ihm Renatus eine Schlacht an und der tollkühne Herzog von Burgund nahm dieselbe an. Diese am 5. Januar 1477 bei Nancy gelieferte Schlacht konnte, wie alle Schriftsteller bezeugen, von Karl unmöglich gewonnen werden, auch wenn Campobasso in derselben seinen schändlichen Verrath nicht ausgeführt hätte. Campobasso sollte mit den ihm untergebenen 200 Lanzen, auf welche Karl ganz besonderes Vertrauen setzte und die nach der damaligen Art, die Truppen einzutheilen und die Theile zu benennen, nahezu 1000 Mann ausmachen mochten, den rechten Flügel des burgundischen Heeres decken; er ging aber vor der Eröffnung des Kampfes zu Renatus über. Da die Schweizer und Deutschen ihn und seine treulosen Lombarden nicht neben sich dulden wollten, so besetzte er die Brücke bei Bouxière an der Vereinigung von Meurthe und Mosel, den einzigen Durchweg, welcher dem Herzoge von Burgund übrig blieb, wenn er beim unglücklichen Ausgang der Schlacht nach Luxemburg entfliehen wollte. Karl's Besonnenheit und Tapferkeit im Kampfe, sowie der Muth und die Treue Rubempré's, Galeotto's, Contay's, des Grafen von Nassau, des Marquis von Neufchatel und einiger anderen Führer des burgundischen Heeres werden allgemein gepriesen, sie konnten aber den Sieg nicht erringen. Als Rupembrè gefallen war, gab Karl selbst den Befehl, sich nach Luxemburg hin zurückzuziehen.

Allein Campobasso's Schaar versperrte den Burgundern den Weg und da überdies die tapfersten Vasallen Karl's erschlagen waren, so zerstreute sich sein Heer nach allen Seiten hin. Ueberall erhob sich jetzt das Landvolk und Tage lang war ganz Lothringen der Schauplatz eines grausamen Mordens und Plünderns. Karl wurde drei Tage nach der Schlacht in einem Graben todt aufgefunden, die Leiche war halb in das Eis eingefroren, blutig durch drei tiefe Wunden und kaum erkenntlich; ein gefangener Edelknabe hatte die Stelle nachgewiesen, wo sein Roß gestrauchelt und er niedergefallen war. Man weiß nicht, ob Schweizer oder Soldaten des Verräthers Campobasso ihn erschlugen. Wie viele von seinem Heere das Leben verloren haben, wagen wir nicht anzugeben, weil uns alle bestimmten Zahlen verdächtig sind, sobald dieselben bei den verschiedenen Berichterstattern so sehr von einander abweichen, wie in diesem Falle. Die höchste Zahl, welche überliefert wird, beträgt 8000, die niedrigste 600; die sechs Angaben der schweizerischen Berichterstatter schwanken zwischen 4000 und 8000.

Karl war 44 Jahre alt geworden. Seine Leiche wurde in der St. Georgskirche zu Nancy ausgestellt; unter den Leidtragenden war Herzog Renatus, mit einem langen goldenen Bart geschmückt; er nahm die Hand des Todten und sprach: „Gott nehme deine Seele auf, edler Vetter (votre âme ait Dieu, beau cousin); Du hast uns viel Uebles gethan!“ *) Renatus II. selbst gelangte durch die Schlacht bei Nancy wieder in den Besitz seines Reiches. König Ludwig XI. überließ sich bei der Nachricht vom Tode seines Feindes, welchen offen anzugreifen er nicht gewagt hatte, einer unanständigen lauten Freude; alle seine Hofleute aber aus dem Herren- und Ritterstande geriethen in Angst und Schrecken, weil der einzige Mann, welchen Ludwig scheute, gefallen war. Ludwig's Diplomat und Geschichtschreiber Comines berichtet uns, der König habe, als er die Nachricht von der Schlacht bei Nancy erhalten, seinem Hofe ein Freudenmahl gegeben, Alle hätten aber die Eßlust verloren; denn sie hätten sich der Angst nicht erwehren können, daß Ludwig von jetzt an, wo er keinen Menschen mehr zu fürchten habe, ein entsetzlich grausamer Despot werden würde, weil ungeachtet aller erheuchelten Popularität die innerste Natur desselben bösartig gewesen sei. Uebrigens hatte Ludwig demjenigen, welcher ihm die erste Nachricht vom Ausgange der Schlacht überbringen würde, einen hohen Preis ausgesetzt, sowie er auch früher an Comines und du Bouchage 200 Mark Silber hatte zahlen lassen, weil sie ihm Karl's Niederlage bei Murten zuerst gemeldet hatten.

*) Später kam die Leiche nach Brügge; das Denkmal in der dortigen Liebfrauenkirche hat seines Enkels Enkel, Philipp II. von Spanien, errichten lassen.

10. König Ludwig XI. und Erzherzog Maximilian.

Ludwig XI. ließ unmittelbar nach dem Tode Karl's des Kühnen seine Absichten öffentlich kund werden.*) Er zeigte allen Städten seines Reiches und dem Herzoge von Bretagne durch Boten Karl's Tod an, sowie seinen Entschluß, das Herzogthum Burgund nebst allen anderen Besitzungen Karl's, welche französisches Lehen wären, in Ermangelung männlicher Erben wieder an sich zu bringen. Der letztere Umstand war nicht richtig; es lebte noch Johann von Nevers, ein directer Nachkomme Philipp's des Kühnen. Auch auf die Freigrafschaft Burgund (die Franche Comté) schien Ludwig Absichten zu haben; denn er ließ den Ständen derselben verkündigen, daß er Karl's Tochter Maria (Mademoiselle de Bourgogne), welche ihm nahe verwandt und seine Pathin sei, unter seinen vormundschaftlichen Schutz nehme und dem Dauphin zu vermählen gedenke. Die Eidgenossen und ihre Verbündeten in Deutschland wollte Ludwig ebenso gebrauchen, wie die Ersteren von Kaiser Sigismund, von den Päpsten und vom Constanzer Concilium gebraucht worden waren; die Schweizer benutzten aber ihn ebenso, wie sie den Papst benutzt hatten, um mit allem Anschein von Biederkeit und Rechtlichkeit fremdes Gut an ihre Patricier zu bringen. Ludwig sah recht gut ein, daß seine Pläne ohne ein tüchtiges Heer und ohne geübte Führer desselben nicht ausgeführt werden könnten; er selbst hatte aber durch Alter und lange Abgewöhnung den kriegerischen Muth, der ihm in der Jugend gelegentlich nicht gefehlt hatte, gänzlich verloren. Er machte deshalb damals eine neue Anordnung in Betreff der Bezahlung des von ihm zuerst eingerichteten Grundstammes (cadre) eines besoldeten stehenden Heeres. Seine Schatzmeister sollten, gebot er, sich eidlich verbindlich machen, daß sie diesen Stamm des stehenden Heeres (les gensd'armes et les archers d'ordonnance) regelmäßig bezahlen würden; sie sollten das hierzu bestimmte Geld nie, unter welchem Vorwande es auch sein möge, für einen anderen Zweck angreifen und sich in den Städten, wo jene Truppen lägen, unterrichten, ob dieselben nicht etwas für ihren und ihrer Pferde Unterhalt schuldig wären. Wenn dies der Fall sei, so sollten sie dergleichen Schulden alsbald bezahlen, dagegen aber den Sold derjenigen, welche den Dienst verlassen hätten oder ohne Erlaubniß abwesend wären, dem Könige genau in Rechnung bringen. Sie sollten ferner die Truppen in baarem Gelde bezahlen, ohne irgend etwas unter dem Namen eines geleisteten

*) Er hatte die Nachricht vom Ausgang der Schlacht (5. Januar) bereits früh am 9. Januar zu Plessis les Tours erhalten; dies galt als Beweis für die Vortrefflichkeit der von ihm eingerichteten Post.

Vorschusses anzurechnen und abzuziehen. Sie sollten endlich weder Pferde noch Waaren an Zahlung geben und nicht gestatten, daß der Reisige den Bogenschützen beraube; falls sie dies aber nicht verhindern könnten, sollten sie alsbald entweder den Kriegs-Commissär oder den König selbst davon unterrichten.

Die Umstände waren dem Könige sehr günstig; denn Maria von Burgund war erst 20 Jahre alt, von allen Seiten her bedroht und aller der Freunde beraubt, welche ihren Vater auf dem letzten Zuge begleitet und sogar dann nicht verlassen hatten, als er sich muthwillig ins Verderben stürzte. Diese Männer waren theils bei Nancy gefallen, theils gefangen genommen worden. Unter den Letzteren befand sich Anton oder, wie er gewöhnlich heißt, der große Bastard von Burgund, ein Mann von glänzenden Eigenschaften, der als ein Sprößling des burgundischen Hauses anerkannt worden war und den Glanz desselben hätte erhalten können, wenn er der Prinzessin Maria zur Seite gestanden hätte. Dies wußte Ludwig; er bestürmte daher Renatus II., dessen Vasall, Johann Bidots, den Bastard gefangen genommen hatte, daß er diesen ihm überlasse. Anton dagegen bat den Herzog von Lothringen dringend, ihn zu behalten, und bot demselben 200,000 Livres; Renatus konnte jedoch des Königs nicht entbehren und reiste selbst mit Anton nach Plessis des Tours zu Ludwig, welcher dann jenem lothringischen Vasallen 10,000 Livres bezahlte, damit er den Gefangenen in seine Hände liefere. Jetzt erfolgte das, was Anton dem Renatus vorausgesagt hatte, weil er Ludwig's schändlichen Charakter besser kannte, als dieser: der König, welcher wußte, wie vortheilhaft er sich Anton's bedienen könne, überhäufte denselben mit Gunstbezeugungen aller Art und erwies sich dagegen dem armen Renatus, den er jetzt nicht mehr brauchte, so unfreundlich, daß dieser sich heimlich entfernte, um nicht festgehalten zu werden. Nachdem Ludwig sich des Sprößlings der burgundischen Dynastie versichert hatte, suchte er auch den mächtigsten Vasallen derselben in Burgund zu gewinnen. Dieser Vasall war Johann II. von Oranien. Der Vater desselben, Wilhelm, war ein getreuer Freund Karl's des Kühnen gewesen; Ludwig hatte ihn aber, als Wilhelm einst durch die Dauphiné zu Karl reiste, durch einen Raubritter gefangen nehmen lassen und diesem Ritter dafür die damals ganz ungeheure Summe von 40,000 Thalern gegeben. Um die Summe ersetzen zu können, war Wilhelm genöthigt gewesen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen und sein Fürstenthum Oranien von Ludwig zu Lehen zu nehmen. Sein Sohn, Johann II., war mit Karl zerfallen, weil dieser alle Güter, die derselbe in der Freigrafschaft besaß, ihm genommen und dem Bruder Wilhelm's überlassen hatte. Ludwig versprach jetzt dem

Prinzen von Oranien nicht blos die Rückgabe dieser Familiengüter, sondern er ernannte ihn auch zu seinem Generalstatthalter in dem Herzogthum und in der Freigrafschaft Burgund. Johann ließ sich dadurch ganz für den König gewinnen und begab sich nach Burgund, begleitet von den beiden Generalen Ludwig's, Georg de la Tremouille, Herrn von Craon und Karl d'Amboise, Herrn von Chaumont, welche an der Spitze von 700 Lanzen (zu je fünf bis sechs Mann) standen, sowie von dem Bischof von Langres, Ludwig d'Amboise, und mehreren Parlamentsräthen, welche die Vollmacht hatten, im Namen des Königs Besitz von Burgund zu nehmen. Diese Commissäre richteten sogleich an die Stände des Herzogthums, welche gerade zu Dijon versammelt waren, die Aufforderung, spätestens innerhalb zwölf Tagen dem Könige zu huldigen. Die Stände machten jedoch Schwierigkeiten, indem sie vorgaben, sie glaubten nicht an Karl's des Kühnen Tod, obgleich seine Leiche sechs Tage lang in Nancy zur Schau ausgestellt gewesen war. Sie wandten sich an Karl's Tochter Maria und an die getreuen Räthe, von welchen diese umgeben war; Maria befand sich aber in noch größerer Verlegenheit, als die Burgunder.

Maria hatte in den Niederlanden einen sehr übeln Stand, da die einzelnen Provinzen nicht nur verschiedene Vorrechte und Privilegien besaßen, sondern auch insgesammt sich mehr oder weniger durch die militärisch-autokratische Regierung Karl's beeinträchtigt gefühlt hatten und deßhalb den Ministern desselben, einem Ravestein, Hugonet, d'Himbercourt und Anderen, heftig zürnten. Auch war in den meisten Provinzen der reiche und fleißige Bürgerstand gegen die von Karl begünstigte höhere Ritterschaft erbittert, welche den Kern von Karl's Militärmacht gebildet und ihm überall treu beigestanden hatte. Schon bei seiner Todtenfeier in den flandrischen Städten gaben die Genter ihren Haß gegen den Verstorbenen durch tumultuarischen Lärm zu erkennen und gleich nachher widersetzten sich die Bürger von Brügge, Brüssel und Antwerpen den herzoglichen Steuer-Einnehmern thätlich. Die junge Herzogin, an deren Seite sich ihre Stiefmutter Margaretha von York befand, gebrauchte in ihren Geschäften den Herrn d'Himbercourt und den Kanzler Hugonet; als Beistand nahm sie den Herrn von Ravestein, Adolf von Cleve, den sie zum Generalstatthalter (Stedehouder general) der niederländisch-burgundischen Herrschaften ernannte. Schon im Februar ward ein allgemeiner Ständetag der niederländischen Provinzen nach Gent ausgeschrieben. Auf diesem forderten alle Anwesenden, ehe sie die neue Regierung mit Geld unterstützten, von Maria das Versprechen, daß ihre Privilegien bestätigt und die Mißbräuche der vorigen Regierung abgeschafft werden sollten, und

die Herzogin mußte sich fügen. Namentlich ertheilte sie damals (am 14. März) den Holländern und Seeländern das sogenannte große Privilegium, vermöge dessen alle Souveränitäts-Rechte an die Stände übergingen. Maria sagte nämlich in demselben zu, daß sie ohne die Einwilligung der Stände weder Abgaben erheben, noch eine Heirath schließen wolle; daß die Stände, auch ohne von ihr berufen zu sein, Landtage halten dürften, wo und wann sie wollten; daß die Herzogin ohne Erlaubniß der Stände durchaus keinen Krieg, nicht einmal einen Vertheidigungskrieg führen dürfe; daß das Münzrecht den Ständen überlassen bleibe; daß endlich die Magistrate von den Ständen ernannt werden und die Herzogin blos die Auswahl aus den ihr Vorgeschlagenen haben sollte. Maria mußte damals, weil sie auch das Versprechen gegeben hatte, daß in jeder Provinz nur ein in derselben Geborener ein Amt bekleiden sollte, in Holland statt des bereits von ihr ernannten Lodewyk van Gruithuisen den Wolfaert von Borsellen als Statthalter annehmen. Den Ständen des oberen Burgunds erklärten Maria und ihre Räthe: Ludwig nehme allerdings mit Unrecht das Herzogthum Burgund in Anspruch, weil es sich mit diesem anders verhalte, als mit den übrigen an französische Prinzen als Besitzthum verliehenen Lehen (apanages); wenn aber der König durchaus darauf bestehe, Burgund mit der Krone wieder zu vereinigen, so gebe es doch in demselben viele Herrschaften, an welche er keinen Anspruch machen könne: besonders gelte dies von den Grafschaften Charolais, Macon und Auxerre. Die Stände fanden indessen nicht für gut, sich Ludwig's Zorn zuzuziehen, sondern huldigten demselben schon am 29. Januar. Sie benutzten aber dabei ebenso, wie die Niederländer der Maria gegenüber thaten, die Gelegenheit, um sich eine sehr bedeutende Zahl von Privilegien, Vortheilen und Ausnahmegesetzen zusichern zu lassen, und Ludwig gestand ihnen ohne Bedenken Alles zu, weil er dachte, mit der Zeit werde schon Rath kommen. In derselben Weise begab sich im Februar die Franche Comté in Ludwig's Schutz, ohne darauf zu achten, daß das Land rechtlich zum deutschen Reiche gehörte. Der König gewährte übrigens nicht blos der Provinz Burgund und ihren Städten und Ständen große Vortheile, sondern auch einzelne angesehene Herren wurden damals von ihm durch Gaben gewonnen: so erhielten z. B. Philipp Bouton, Hugo von Toisi und Jakob von Damas einträgliche Stellen oder große Landgüter. Dieser ruhige Ausgang der Sache war den Anführern von Ludwig's Truppen, la Tremouille und Chaumont, sehr ärgerlich; denn sie hatten auf Widerstand und folglich auch auf Krieg und Beute gerechnet. Sie waren jetzt keck genug, dem Könige zu schreiben, er möchte doch wenigstens die von ihnen zu Dijon in der

Burg des Herzogs von Burgund vorgefundenen Geldsummen, Vorräthe und Munition mit ihnen theilen. Auf diese Bitte ging der schlimme Monarch zum Theil ein; die Antwort aber, die er den Herren gab, war so fein und listig eingerichtet, daß dieselbe uns allein schon die Manier zeigen könnte, welche Ludwig überall anwandte, um Leute, die er brauchte, bei guter Laune zu halten.*)

Schon zwei Tage bevor die Burgunder huldigten, hatte Ludwig den Admiral von Bourbon und Philipp von Comines abgeschickt, um die Stadt Abbeville zum Abfall von Burgund zu bewegen. Diesen war aber bereits der französische General Torcy zuvorgekommen, welcher in Amiens commandirte und von hier aus sich bei den Bürgern von Abbeville beliebt gemacht hatte. Gleich darauf rückte der König selbst in Hennegau ein; er schickte diejenigen seiner Diener, welche er als die schlauesten erprobt hatte, in alle Gegenden und Orte der Picardie und der Landschaft Artois, um die bestürzten und verlassenen Befehlshaber und Beamten Karl's des Kühnen durch Drohungen, Versprechungen und Bestechungen zu bewegen, daß sie dem Könige huldigten. Ham, St. Quentin, Tronquay, Roye, Montdidier, Moreuil, Vervins, St. Gobin, Marle, Rue und Landrecy ergaben sich fast ohne allen Widerstand. Artois zeigte sich übrigens nicht so bereit, von Maria abzufallen, als die Picardie, obwohl nur so lange, als Adolf von Cleve, der Herr von Ravestein, in Arras commandirte. Nachdem Adolf, wie oben erwähnt worden ist, Generalstatthalter der nördlichen Provinzen geworden war, kam Vaquelay an seiner Statt nach Arras und dieser, dessen Besitzungen jenseits der Somme lagen, fand es in seinem Interesse, Arras, sowie Artois überhaupt an Frankreich zu bringen.

Den Plan, sich aller Länder Karl's des Kühnen dadurch zu bemächtigen, daß er seinen Sohn, den Dauphin Karl, mit Maria von Burgund verlobe, fand gewiß Ludwig selbst, der sich besser als irgend ein anderer Mensch, selbst Louis Philipp nicht ausgenonmen, auf seinen Privatvortheil verstand, unausführbar und lächerlich; er wollte offenbar nur die Prinzessin Maria zugleich durch List und durch Ge-

*) Messieurs les comtes, je vous remercie de l'honneur que vous me voulez faire de me mettre à butin avec vous. Je veux bien, que vous ayez la moitié de l'argent des restes que vous avez trouvez; mai je vous supplie, que le surplus vous me fassiez mettre ensemble et vous en aidez à faire réparer les places, qui sont sur les frontières des Allemands, et à les pourvoir de ce qui sera nécessaire, en façon que je ne perds rien, et s'il ne vous sert de rien, je vous prie, envoyez le moi. Touchant les vins du duc de Bourgogne, qui sont en ses celliers, je suis content, que vous les ayez. Ecrite à Péronne le 9 Février. Louis.

walt berauben. Abgesehen von vielem Anderen, was jenem Plane entgegenstand, machten drei Umstände gleich von vorn herein es unmöglich, an die Vermählung der Maria mit dem Dauphin zu denken. Erstens stand der Dauphin noch im achten Lebensjahre, Maria war aber bereits 20 Jahre alt und brauchte also einen tüchtigen Ehemann; dies sprach auch ihre Oberhofmeisterin aus, als sie für Maximilian von Oestreich stimmte. Zweitens war der Dauphin verwachsen, der ritterliche Maximilian dagegen ein schöner, junger Prinz. Drittens war Maria schon von Trier her in den um zwei Jahre jüngeren Maximilian verliebt und hatte ihm ihre Hand durch Briefe versprochen. König Ludwig suchte die in Gent, Brügge und anderen Städten unter lauter Demagogen und Demokraten lebende Maria durch List zu täuschen, während er zu gleicher Zeit, wie uns Comines aus dem Munde eines königlichen Vertrauten, den er einen Johann in allen Ecken (Maitre Jean des habilités) nennt, berichtet, die Niederlande mit Gewalt zu erobern hoffte. Er wählte zu jenem Zwecke eine von den niedrigen und gemeinen Seelen, welche er begünstigte, weil sie sich Alles gefallen und sich zu Allem gebrauchen ließen und die Schlauheit der Gewinnsüchtigen besaßen. Dieser Mann, dessen Namen Olivier Teufel der König in Olivier Dammhirsch (le Daim) umgeändert hatte, war von ganz niederer Herkunft und im Dorfe Tielt bei Courtray geboren. Man nennt ihn gewöhnlich den Barbier des Königs und auch bei Comines wird er immer nur Meister Olivier genannt; allein er hatte als Kammerdiener sich dem Könige ebenso, wie Comines selbst und viele Andere, durch Gleichheit der Gesinnungen und durch Verschlagenheit empfohlen und war deshalb von Ludwig längst geadelt und mit der Capitainerie Meulant bei Paris beschenkt worden. Dieser Olivier wurde mit einem prächtigen Gefolge als bevollmächtigter königlicher Minister nach Gent geschickt, wo er mit lächerlichem Prunk als Graf von Meulant auftrat. Er gab vor, mit der Herzogin unterhandeln zu wollen, meldete sich aber nicht bei ihr, sondern machte das von ihm gemiethete Haus zum Sammelplatz aller unruhigen Köpfe und regte durch Versprechungen, welche er im Namen des Königs that, die gesammte Demokratie der Stadt auf. Man rieth daher der Herzogin, ihn schleunigst zu empfangen und dann sogleich zu verabschieden. Auch wurde er wirklich bald nachher ersucht, sich auf das Rathhaus zu begeben, wo ihm Maria in der Mitte ihrer Räthe und des Magistrats Audienz geben wolle. Er kam und überreichte seine Beglaubigungsschreiben; als man ihn aber ersuchte, seine Aufträge kundzugeben, erklärte er, daß er den Gegenstand seiner Sendung nur der Maria mittheilen könne. Er erhielt zur Antwort, es sei nicht schicklich, daß ein Mann von seiner

Herkunft eine geheime Unterhaltung mit einer jungen Prinzessin habe, eine schickliche Botschaft könne er auch öffentlich vortragen. Als er beim Schweigen verharrte, machte man ihn lächerlich, die Umstehenden pfiffen und grunzten, das Toben theilte sich dem vor dem Rathhause stehenden Haufen mit und endlich schrieen die Lärmenden sogar, man solle ihn in den Fluß werfen. Dies versetzte ihn in Schrecken und Angst und er machte sich eilig davon.

Unmittelbar nachdem Ludwig auf diese Weise in der Person seines Gesandten beschimpft worden war, erschienen bei ihm die vier Räthe der Herzogin, der Kanzler Hugonet, der Herr von Himbercourt, Wolfaert von Borsellen und der Herr von Gruithuisen, an der Spitze einer glänzenden burgundischen Gesandtschaft. Sie überreichte dem König ein Beglaubigungsschreiben des Inhalts, daß Maria die Regierung übernommen habe, daß der Herr von Ravestein (Adolf von Cleve), Hugonet und d'Himbercourt, wie wir uns ausdrücken würden, ihr Ministerum ausmachten und daß Ludwig sich also künftig an diese wenden möge. Als die Gesandten allen gleißnerisch freundlichen Anerbietungen des Königs auswichen, erklärte ihnen dieser endlich, daß er zwar der Herzogin Maria, welche er aus der Taufe gehoben habe, sehr gewogen sei und alles Mögliche für sie thun wolle, aber nichtsdestoweniger, da er ein starkes Heer beisammen habe, die Stücke seines Landes, welche an Burgund gekommen seien, mit Gewalt wieder an sich bringen werde, wenn man sie ihm nicht gutwillig zurückgebe. Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, weil Maria weder Truppen noch Geld hatte; vielleicht ließen sich aber auch die Herren durch die Aussicht locken, daß ihre Herzogin einmal Königin von Frankreich werden könne. Sie waren als ehemalige Diener der Gewaltthätigkeiten Karl's des Kühnen verhaßt, und da Maria gerade um diese Zeit die souveräne Macht der Stände anerkannt hatte, so hofften sie vielleicht, an Ludwig eine Stütze zu finden. Genug, sie schlossen mit Ludwig eine etwas verdächtige Uebereinkunft, nach welcher eine Reihe von früher abgetretenen Gebieten dem Könige überlassen und von diesem nachher als Lehen an die Herzogin zurückgegeben werden sollte; namentlich sollte der Theil von Arras, welcher die Altstadt (la cité) hieß, den Franzosen alsbald eingeräumt und ferner das Parlament von Paris als oberstes Gericht für die burgundischen Staaten anerkannt werden. Zu diesen Abmachungen hatten sie weder von den Ständen, noch von der damaligen Regentschaft Vollmacht; sie beriefen sich einzig auf jenes Schreiben der Maria, welches sie dem König übergeben hatten. In diesem Schreiben hieß es, Maria habe die Verwaltung und Regierung ganz jenen Herren anvertraut; und doch hatte die Herzogin zu der näm-

lichen Zeit die drei Stände Flanderns nach Gent berufen und sich ganz in die Arme derselben geworfen. Die Stände beabsichtigten, eine Art Republik zu errichten, und da sie von dem früheren Beschluß wegen der vier Räthe, welche ein Kabinet bilden sollten, nichts wußten, so ernannten sie einen von Maria ganz unabhängigen Regentschaftsrath. Dieser schickte dann neue Gesandte an Ludwig. Der König bewies denselben aber aus dem erwähnten Briefe, daß er nichts Gültiges mit ihnen verhandeln könne, und gab ihnen das Original des Briefes mit nach Gent. Hier erfolgte dann eine ärgerliche Scene. Der Regentschaftsrath wurde sogleich versammelt, Maria erschien unter den Ständen auf dem Rathhause, die Gesandten tobten, daß sie in den April geschickt worden wären, weil ihre Herrin früher einen Brief geschrieben habe, in welchem weder von den Ständen noch vom Regentschaftsrath noch von ihnen selbst etwas enthalten sei; und als hierauf die Herzogin den Brief ableugnete, zog einer der Gesandten denselben heraus und las ihn vor. Der angebliche Verrath regte sowohl die Stände, als auch das ganze Volk der Stadt heftig auf. Das letztere war dabei, wie dies in solchen Fällen immer geht, nur das Werkzeug einiger Ehrgeizigen. Adolf von Cleve, Ludwig von Bourbon, Bischof von Lüttich, und der Graf Peter von St. Paul, Sohn des hingerichteten Connetable, welche Hugonet's und d'Himbercourt's Einfluß beneideten, hatten den Untergang derselben geschworen und der Sturm traf daher zunächst diese beiden Männer. Sie wurden vom Volke aus den Klöstern, in welche sie sich geflüchtet hatten, gewaltsam geholt und auf das Rathhaus gebracht, wo man dann einen Kriminal-Proceß gegen sie einleitete. Vergebens eilte Maria herbei und bat mit Thränen, daß man ihr die Sache überlassen möchte; ihre beiden Räthe, welche freilich zu Karl's Zeit hart und despotisch gewesen waren, wurden verurtheilt, nachdem man sie vorher auf so grausame Weise gefoltert hatte, daß sie weder stehen noch gehen, noch sich aufrecht erhalten konnten. Als sie in diesem Zustande auf den Richtplatz gebracht wurden, stürzte die Herzogin in Begleitung eines ehrwürdigen Priesters weinend und Hände ringend auf den Markt und bat das Volk flehentlich, die Vertrauten ihres Vaters, welche auch ihre väterlichen Rathgeber wären, zu befreien. Das Volk ward durch ihre Worte gerührt, aber die vornehmen Feinde der alten Regierung ließen dasselbe durch Lanzenknechte zurückhalten und die Hinrichtung vollziehen (3. April 1477). Uebrigens will zwar der Geschichtschreiber Comines uns glauben machen, die beiden Männer wären als ganz unschuldige Opfer der Volks-Justiz gefallen und hätten nicht die Absicht gehabt, ihre Herzogin durch die von Ludwig gar nicht ernstlich erstrebte Verlobung mit dem Dauphin in des Ty-

rannen Gewalt zu bringen, damit sie selbst die absolute Regierung, welche unter Karl in ihren Händen war, auch ferner behielten; allein man darf diesem Berichterstatter wegen des Verhältnisses, in welchem er zu Ludwig stand, nicht unbedingt trauen. In einem ganz anderen Lichte erscheint die Sache, wenn man die Darstellung derselben bei Olivier de la Marche liest, einem Manne, welcher, nachdem er in der Schlacht bei Nancy gefangen genommen worden war, sich losgekauft hatte und bald nach der Katastrophe Hugonet's und d'Himbercourt's wieder an den burgundischen Hof gekommen war, dem er getreu blieb, während Comines fünf Jahre vorher sein Glück bei Ludwig gesucht hatte und diesem die ihm ehemals anvertrauten Geheimnisse verrieth. *)

Nach diesem blutigen Vorfalle änderte Ludwig sogleich wieder den Ton. Er trat als Schützer der in Gent gleichsam gefangen gehaltenen Herzogin auf, mißbilligte das dort Geschehene laut, nahm sich des Andenkens der beiden hingerichteten burgundischen Räthe, sowie der Kinder Hugonet's an und erklärte die Demokraten von Gent und Brügge für Hochverräther. In der ersteren Stadt herrschte nach der Hinrichtung d'Himbercourt's und Hugonet's völlige Anarchie und Maria ward wie eine Gefangene beobachtet. Man ließ zwar endlich um Ostern die Herzogin abziehen, allein in Brügge, wo sie anfangs mit großer Pracht empfangen worden war, verfuhren bald darauf die Demagogen nicht besser mit ihr, als vorher die Genter. Von diesem Augenblicke an schien alle verständige Leitung der burgundischen Angelegenheiten aufzuhören; denn die Krämer, in deren Gewalt die Herzogin war, verstanden von Regierung und von Politik nichts und Ludwig drang an der Spitze eines Heeres unaufhaltsam über Artois nach Flandern vor. Er hatte längst erklärt, daß er auch die Freigrafschaft Burgund besetzen wolle, wiewohl nur um sie für Maria zu erhalten. Die Fläminger freuten sich anfangs dessen, was Ludwig that, hatten aber bald Ursache, anders zu denken. Ludwig hatte sein Heer zuerst gegen die Stadt Arras geführt, indem die Cité, jener Zusage der burgundischen Gesandten gemäß, wirklich den Franzosen eingeräumt worden war. Die Bürger des größeren Stadttheils verweigerten jedoch die Unterwerfung; selbst als gleich nachher Hesdin sich

---

*) Was Olivier in seinem Texte andeutet, wird in den Noten zu demselben ausführlich berichtet: Ce que fera facilement juger le dit Comines avoir controuvé tel fard plus à son excuse qu'autrement, comme celui qui veritablement estoit en grande partie coupable du désaster des dits personnages, pour leur avoir esté le principal auteur d'entrer ès practiques du roi, auquel il estoit ministre de tels actes, autant et plus que nul autre jamais.

dem Könige ergab und die Hülfstruppen, welche die Städte Douay, Lille und Valenciennes nach Artois geschickt hatten, geschlagen worden waren, ließ Arras den König erst noch um die Erlaubniß bitten, daß die Stadt, ehe sie ihre Thore öffne, eine Gesandtschaft an ihre Herzogin sende. Bei dieser Gelegenheit, wie nachher bei jeder anderen, zeigte Ludwig, welcher die Gottheit nie gefürchtet hatte und seit dem Tode Karl's des Kühnen auch keinen Menschen mehr zu fürchten brauchte, seinen gräßlichen Charakter auf eine schauderhafte Weise. Zuerst gab er nämlich der Bürgerschaft von Arras weder eine bejahende, noch eine verneinende Antwort, sondern sagte blos, die Bürger von Arras müßten am besten wissen, was sie zu thun hätten. Nachher, als die Stadt dies als eine Einwilligung ansah und die angesehensten Bürger an Maria sandte, ließ Ludwig dieselben zwar ungestört abreisen, aber durch seinen Tristan l'Hermite festnehmen und zu sich nach Hesdin bringen. Hier wurden sie von ihm sehr gut bewirthet, nach eingenommener Mahlzeit aber wurden zwölf von ihnen durch den Scharfrichter, welcher den König stets begleitete, und durch Polizeibeamte auf den Marktplatz geführt und dort enthauptet. Er erreichte dadurch vorerst seinen Zweck: ganz Arras bebte und es wurden dem Könige die Thore der Stadt geöffnet (4. Mai 1477). Er versprach zwar seinerseits eine Amnestie, ließ aber dessen ungeachtet nachher eine große Zahl der treuesten Anhänger von Burgund ohne allen Proceß hinrichten.*) Viele dieser Unglücklichen hatten, wie man uns berichtet, durch die Anhänglichkeit an Burgund und die Liebe zur Freiheit eine solche Festigkeit oder einen solchen Eigensinn erlangt, daß sie ihr Leben nicht, wie man ihnen angeboten hatte, durch den Ausruf: Es lebe der König! retten wollten. Die Stadt Avesnes wurde, nachdem man die Officiere verrätherisch herausgelockt hatte, mit Sturm genommen. Auch Peronne fiel in die Gewalt der Franzosen; von St. Omer aber wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen und zwar unter der Anführung vom Sohne desselben großen Bastards von Burgund, welcher für Ludwig's Sache gegen seine eigene Nichte focht.

Als Artois und Hennegau von den Franzosen besetzt worden waren, und diese nicht nur Luxemburg bedrohten, sondern auch bis tief in Flandern hineinstreiften, erwachten endlich die Fläminger; es war aber zu spät. Der oben erwähnte Olivier Teufel hatte, als er aus Gent entflohen war, Tournay durch erkaufte Verräther zur

---

*) Damals unternahm Ludwig eine Maaßregel, welche stark an den Terrorismus von 1793 erinnert: die Bürgerschaft von Arras sollte vernichtet, die Stadt aber neu bevölkert werden und künftig den Namen Franchise führen.

Uebergabe gebracht und die französische Besatzung dieser Stadt war in Flandern eingedrungen. Beides rüttelte endlich die Bürger von Gent, Brügge und Ypern aus ihrem Schlafe auf. Sie trafen jedoch sehr schlechte Maaßregeln; denn sie stellten ein Heer auf, welches zwar 20,000 Mann stark, aber eigentlich gar kein Heer war, und gaben demselben einen Anführer, der kein Feldherr war, ja kaum ein Mensch genannt werden konnte. Dieser Anführer war jener bekannte Frevler gegen seinen alten Vater, der Herzog Adolf von Geldern. Man holte denselben aus dem Gefängniß, in welches Karl der Kühne ihn hatte bringen lassen und nahm diesen rohen, unmenschlichen Gesellen unter diejenigen auf, welche sich um die Hand der liebenswürdigen Herzogin Maria bewerben sollten. Unter seiner Führung zogen die Fläminger vor Tournay; dort geriethen aber die Brügger mit den Gentern in Zwist und die Franzosen benutzten dies zu einem Angriffe, bei welchem sie siegten und Adolf von Geldern erschlagen wurde. Diese Niederlage vor Tournay war ein Glück für Maria und im Grunde auch für die Städte Gent und Brügge selbst; denn die von den Franzosen drohende Gefahr nöthigte endlich diejenigen, welche sich in Gent der Regierung bemächtigt hatten, an die Vermählung der Herzogin ernstlich zu denken.

Die Herzogin wurde in Gent so ängstlich beobachtet, daß sie ihre entschiedene Neigung für den Erzherzog Maximilian nicht einmal aussprechen und eben so wenig die auf Befehl ihres Vaters mit ihm eingegangene Verbindung bekannt werden lassen durfte. Die Angelegenheit ihrer Vermählung mußte daher wie eine Intrigue betrieben werden, bei welcher dann die Oberhofmeisterin der Herzogin, Frau von Hallewyn, eine Cousine Philipp's von Comines, und Olivier de la Marche, dessen Denkwürdigkeiten uns oft sehr nützlich sind, die Hauptrolle spielten. Die in der letzten Zeit errichtete Regentschaft hatte zwar, als über die Vermählung der Herzogin ernstlich berathschlagt wurde, nicht die Kühnheit, den Dauphin, welcher noch ein Kind war, der Herzogin mit Gewalt aufzudringen; sie ermuthigte aber die anderen Bewerber. An solchen fehlte es durchaus nicht; ihre Namen findet man bei Olivier de la Marche. Besonders suchte Adolf von Cleve, welcher unter denen, die sich in Gent und Brügge zu Regenten aufgeworfen hatten, eine sehr ansehnliche Rolle spielte, seinem Sohne Johann die Hand der Maria zu verschaffen und deshalb auch das Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Erzherzog Maximilian auf jede Weise zu hintertreiben.

Maximilian's Bewerbung ward durch die Neigung der Herzogin begünstigt, da der junge Erzherzog mit einer schönen und ritterlichen Gestalt alle jene Bildung, Romantik, Poesie, persönliche Gewandt-

heit und ritterliche Uebung verband, welche, weil sie blenden, die Herzen der Weiber gewinnen und den großen Haufen der Menschen bezaubern. Allein Maximilian und sein Vater, Friedrich III., waren seither durch ihre Verbindung mit König Ludwig und den Schweizern und durch des Kaisers Verhältnisse zu Ungarn und Böhmen gehindert worden, die Heirathsangelegenheit dadurch zu fördern, daß Beide der von ihren eigenen Unterthanen, sowie vom französischen Könige hart bedrängten Maria von Burgund Hülfe leisteten. Wir haben früher erzählt, wie des großen Hunyad zweiter Sohn, Matthias Corvinus, König von Ungarn geworden war, und sich durch seine Thaten gegen die Türken, durch seine vortreffliche Verwaltung des Reiches, sowie durch seine Sorge für die wiederauflebende Kunst und Wissenschaft des Alterthums, mit dessen klassischen Schriftstellern er innig vertraut war, unsterblichen Ruhm erwarb. Wir haben ferner erzählt, wie er schon vor Georg Podiebrad's Tode die böhmische Krone mit der ungarischen zu vereinigen suchte. Von einer Partei in Böhmen, der Prälaten und hohe Herren angehörten, wurde ihm die Krone angetragen und er ließ sich bereits in Breslau huldigen (Mai 1469). Er hatte aber den polnischen Prinzen Ladislaus zum Mitbewerber und ward vom Kaiser Friedrich in seinem Kriege mit Podiebrad nicht blos ungerechter Weise verlassen, sondern glaubte sich auch von ihm verrathen. Wegen dieses Verhaltens von Seiten des Kaisers schloß Matthias mit dessen Feinden in Deutschland eine enge Verbindung. Auch die Böhmen zeigten sich bald in überwiegender Anzahl gegen den ungarischen König sehr feindlich gesinnt; Podiebrad entsagte dem Gedanken, die Krone in seinem Hause zu vererben; die utraquistischen Stände aber bestanden hartnäckig auf der Erwählung eines Slaven, des polnischen Prinzen Ladislaus. Auch wurde dieser nach Podiebrad's Tode (März 1471) wirklich gewählt und sein Vater, König Kasimir II. von Polen, nahm nicht nur am 16. Juni zu Krakau die Wahl für seinen 15jährigen Sohn an, sondern er ließ denselben auch am 25. Juli durch 7000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter über Troppau und Neiße nach Böhmen geleiten. Kasimir selbst fiel am Ende des Jahres 1471 in Ungarn ein und es wurde dort das ganze Jahr 1472 hindurch ein blutiger Krieg geführt. Die deutschen Stände, welche im Juli 1471 zu Regensburg versammelt waren, konnten weder durch den Kaiser, welcher damals wieder mit Matthias einig geworden war, noch durch diesen, noch durch den Papst bewogen werden, dem Ladislaus ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser benahm sich beim Streit um die böhmische Krone, wie bei anderen Gelegenheiten, sehr gehässig und falsch. Er ließ sich im Anfange des Jahres 1473, als er an den Niederrhein ziehen und

seinem Sohne eine Gemahlin verschaffen wollte, durch den päpstlichen Legaten Robortello zu dem Versprechen bereden, daß er im April einen Reichstag zu Augsburg halten und dort den König von Ungarn mit dem Königreiche Böhmen belehnen wolle; dessen ungeachtet versprach er auch dem alten Kasimir, daß er auf dem Reichstage durchaus nichts für Matthias thun wolle, und Kasimir schickte im Vertrauen auf Friedrich's Versprechen den Dechanten Adam von Posen an den Kaiser, um mit ihm zu verabreden, wie man den König von Ungarn von vier Seiten her angreifen könne. Friedrich sprach sich weder auf dem Reichstage zu Augsburg, noch nach seiner Rückkehr von Trier (im October 1473) für Matthias aus, sondern verschob seine Erklärung über Böhmen auf einen im März 1474 zu haltenden Reichstag und hielt Matthias mit leeren Versprechungen hin. Er ging nachher sogar noch weiter; denn er schloß gerade am 14. März 1474 mit Kasimir einen förmlichen Bund gegen Matthias, weil dieser die Türken durch sein Gebiet nach Inner-Oestreich ziehen lasse und östreichische und polnische Empörer in Schutz nehme. Im August und September griffen Friedrich und Kasimir den König von Ungarn an; Beide hatten aber niemals Geld und konnten von ihren Unterthanen nur mit großer Mühe sehr geringe, nie zureichende Summen erhalten. Im März 1475 ward endlich in Prag eine Conferenz gehalten, bei welcher die Commissäre des ungarischen Königs eine sehr stolze Sprache führten, und der Kaiser sah sich genöthigt, neue Ausflüchte zu ersinnen, um sich Ruhe zu schaffen. Das letztere würde ihm nicht gelungen sein, wenn nicht Matthias fortdauernd mit den Türken zu thun gehabt hätte. Namentlich würde Matthias, wenn er freie Hand gehabt hätte, im Jahre 1476 in Oestreich eingefallen sein, als der Erzbischof von Gran, Johann Beckensloer, mit einem kaiserlichen Geleitsbriefe versehen, nach Oestreich flüchtete, die Geheimnisse des Königs verrieth und dem Kaiser mit ungarischem Golde behülflich war. Matthias verlangte die Auslieferung des Erzbischofs und würde einen Krieg begonnen haben, wenn er nicht gegen die Türken hätte ziehen müssen und überdies gerade damals auch mit seiner Heirath beschäftigt gewesen wäre. Was das letztere betrifft, so hatte Matthias um eine kaiserliche und um eine polnische Prinzessin geworben und sowohl Friedrich als Kasimir hatten ihm zuerst Zusagen gemacht, nachher aber nicht Wort gehalten, weil er nicht aus fürstlichem Blute stamme. Er erhielt jetzt die Beatrix von Neapel, welche zwar sehr häßlich, aber doch eine königliche Prinzessin war. Erfreut, daß er seiner beiden Nachbarn spotten könne, ließ er Beide zu seiner Hochzeit bitten; jeder von ihnen fand aber eine Entschuldigung. Unterdessen hatte der Streit wegen der Auslieferung

des Erzbischofes von Gran fortgedauert und Friedrich belehnte zu Wien feierlich Ladislaus mit Böhmen und den einverleibten Landen, sowie mit dem Erzschenkenamte des Reiches. Der König von Ungarn unterstützte die gegen Friedrich erbitterten östreichischen Vasallen und dieser sandte Boten nach Böhmen und Polen, um sich von Ladislaus und dessen Vater Kasimir Hülfstruppen zu verschaffen; so begann im Anfang 1477 ein förmlicher Krieg.

Dies fiel in die Zeit, als Friedrich in der ersten Hälfte des Jahres 1477 im Namen seines Sohnes die Bewerbung um die Hand der Maria von Burgund hätte erneuern, ihr und ihres Vaters Versprechen geltend machen oder doch wenigstens seinen Sohn, umgeben von Pracht, Reichthum und Glanz, in das reichste Land von Europa schicken sollen, wo Geld vor Allem dem Manne Werth verlieh. Das Eine mußte er wegen der angegebenen Verhältnisse zu Ungarn und Böhmen unterlassen. Das Andere konnte er nicht thun, weil er und sein Sohn zu arm waren; denn von jenen Städten, welche in Oberdeutschland durch den Handel und die Gewerbe freier Bürger reich geworden waren, besaß weder Friedrich in Oestreich noch Maximilian in Tyrol eine einzige. Indessen schickte der Kaiser endlich eine Gesandtschaft in die Niederlande, um eine förmliche Werbung auszurichten. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Kurfürsten Johann von Trier, dem Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz-Zweibrücken, dem Bischof von Metz, Georg von Baden, und war von dem kaiserlichen Protonotar Hasler, welcher später Kardinal ward, begleitet.*) Sie ward zuerst durch Geldmangel in Köln und dann durch Intriguen aufgehalten, bis die Oberhofmeisterin von Hallewyn, Olivier de la Marche und besonders Karl's des Kühnen Wittwe, seine dritte Gemahlin Margaretha von York, durchsetzten, daß sie nach Gent kommen und ihr Anliegen in einer glänzenden Versammlung vortragen durfte. Die dort statt gehabte Scene der Werbung war zwar nach allen Zeugnissen auf romanhafte Weise überraschend; glauben wir aber den Angaben im Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing aus Maximilian's eigenen Notizen in Verse gebracht hat, so hatte sich Maria schon vorher insgeheim mit dem Herzog aufs neue in Verbindung gesetzt. Sie hatte, heißt es dort, einen getreuen Diener zu sich gerufen, ihm einen Credenzbrief mitgegeben und ihm geboten, sich aufzumachen:

*) Die Noten zu Comines' Werk nennen noch un docteur nommé Guillaume Mortingle; bei Anderen heißt dieselbe Persönlichkeit Dr. Wilhelm Maroltinger.

Unnd suchen einen tewren Heldt,
Den hat unnser Vater erwelt,
Unns und dem lannt für ein herrn.
Wir wissen nicht, ob er fern
Oder nah von hie zu fynden sey;
Aber wir sagen dir dabey:
Bringst du den Helden mit dir her,
So sollst du hinfür nit mer
Von armut wissen zu sagen,
Dann du alle dein lebtagen
Reich und auch mechtig sollest seyn.

Dies stimmt vollkommen mit demjenigen überein, was uns von der Art, wie die erwähnte Gesandtschaft der Herzogin in der Mitte ihrer Stände den Heirathsantrag machte, erzählt wird. Als nämlich Georg von Metz eine glänzende Rede der Werbung gehalten hatte, wollten die edeln Herren, unter welchen Ravestein (Adolf von Cleve) der vornehmste war, die Beantwortung derselben verschieben, bis sie die Sache erwogen hätten; allein nun zog einer der Gesandten die 1473 und 1475 gegebene schriftliche Zusicherung der Maria und den mit einem sehr großen Diamanten gezierten Ring, welchen sie als Geschenk beigelegt hatte, hervor und bat die Herzogin, ihre Handschrift und den Ring feierlich anzuerkennen. Dies that Maria, welche vorher unterrichtet worden war, ohne alles Bedenken, und die Herren wagten beschämt nicht zu widersprechen. Am 21. April wurde die Trauung Maria's in Stellvertretung mit dem Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz vollzogen.

Maximilian eilte hierauf als echter und poetischer Rittersmann, der Geliebten in der Noth beizustehen; die Reisekosten wurden dadurch beschafft, daß man dem nach Oestreich geflüchteten Erzbischof von Gran die Herrschaft Steyer für 37,000 Dukaten überließ. Maria soll zudem ihrem Bräutigam, als er über Frankfurt nach Köln kam (im Juli), noch 100,000 Gulden übermacht haben, damit er mit einigem Anstande in Gent erscheinen könne. Die Niederländer, deren Stände auf einer allgemeinen Versammlung zu Löwen ihre Einwilligung zur Heirath gegeben hatten, sahen dies mit neidischen Augen an: sie erkannten, daß ihre Edelleute auf die verschwenderische Bewirthung und Beschenkung der vorigen Herzoge würden verzichten und die Städte den ritterlichen Aufwand des Hofes bezahlen müssen. Allerdings mußte die bekannte Geldarmuth eines östreichischen Herzogs, welcher, wie Friedrich III., kaum zu leben hatte und dabei Kaiser genannt wurde, den Niederländern sehr auffallen. Auch spricht Comines von dem deutschen Kaiser ganz in dem Tone, in welchem zu unserer Zeit ein reicher Bauer, Bankier oder Metzger

von einem armen Grafen oder Gelehrten sprechen würde. Er erzählt uns, daß die Gesandten, welche dem Bräutigam der Herzogin nach Köln entgegen geschickt wurden (die Herren du Fay und d'Irlan und Olivier de la Marche) den Erzherzog schlecht mit Geld versehen gefunden hätten.*) Ganz anders als Comines äußert sich Olivier; dieser schimpft nicht, er jubelt nur, daß er verstanden habe, bei jener Gelegenheit sich empor zu bringen und eine ansehnliche Hofstelle zu erhalten (et furent mes approches tellement faites, que je fus retenu grand et premier maistre d'hostel du fils de l'empereur). Uebrigens war das Geld, welches die dem Erzherzog nach Köln entgegen geschickten Gesandten mitnahmen, von den Gentern gegeben worden. Am 19. August 1477 fand in Gent die Vermählung Statt; sie war, wie es scheint, ebenso herzlich als glänzend, doch mußte sich das junge Paar anfangs durch Vermittlung von Dolmetschern unterhalten.

Die Stände und Städte der Niederlande hatten die Zeit vom Tode Karl's des Kühnen bis zur Verlobung der Herzogin benutzt, um von ihr nicht blos die Bestätigung ihrer alten sehr großen Vorrechte, sondern auch eine Anzahl neuer zu erlangen. Da nun Maximilian dies Alles anerkennen und bestätigen mußte, so gerieth er, der schon als Deutscher nicht gern gesehen war, bald mit den ganz republikanischen Bewohnern seiner neuen Staaten um so mehr in Zwiespalt, als er die überspannten, den Habsburgern bis auf den heutigen Tag eigenen Begriffe seines Vaters vom göttlichen Fürstenrechte mitbrachte. Ueberhaupt vereinigte Maximilian gerade alle diejenigen Eigenschaften und Vorzüge in sich, welche bei jedem praktischen Geschäftsmanne, geschweige denn bei einem Fürsten, eher schimmernde Fehler als lobenswürdige Tugenden genannt zu werden verdienen. Er war nicht nur ein glänzender und galanter Hofmann, ein romantischer Ritter und, wie sein allegorischer Theuerdank beweist, ein Dichter nach der Mode seiner Zeit, sondern auch, was noch das Schlimmste war, ein grübelnder und gedächtnißstarker Schulgelehrter ohne Geschmack. Maximilian hätte gleich anfangs gegen die Franzosen aufbrechen sollen, welche die Städte Orchies, Turquoin, Fresne les Busseaux, Saint Sauveur, Marchienne und Harbec niederbrannten, während er seine Hochzeit am 28. August noch einmal in Brügge feierte und dann zu Antwerpen in Saus und Braus lebte. Allein er schloß am 8. September mit Ludwig

---

*) Ils le trouvèrent mal fourni d'argent et lui en portèrent; car son père a esté le plus parfaitement chiche homme, que Prince ni autre qui ait jamais esté de nostre temps.

einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit viertägiger Kündigung; er versäumte so den rechten Augenblick und bewies, obgleich er unstreitig ein wackerer Ritter war, ebensowenig damals, als in seinem ganzen Leben, ein praktisches Talent. Der König von Frankreich würde daher Maximilian's Unthätigkeit und die Verschwendung, mit welcher derselbe die burgundischen Schätze in Flandern und Brabant für Pomp und Festlichkeiten vergeudete, sowie einen damals in Holland ausgebrochenen Parteikampf, der das ganze Land verwirrte, zur Eroberung von Belgien haben benutzen können, wenn nicht seine gar zu scharf berechnende Staatsweisheit und sein übertriebenes Mißtrauen ihm schon seit den Monaten Mai und Juni in der Freigrafschaft und sogar im Herzogthum Burgund große Verlegenheiten bereitet hätten.

Ludwig hatte, als er zwei Generale, die Herren von Chaumont und von Craon, nach Burgund schickte, dem Letzteren den Oberbefehl der Truppen überlassen und gebrauchte, wie bereits erzählt worden ist, den Prinzen von Oranien, Johann II., um sich im Herzogthum und in der Freigrafschaft einen Anhang zu verschaffen. Diesem Prinzen hatte er nicht nur die Wiedererlangung ansehnlicher Familiengüter versprochen, sondern auch die Statthalterschaft der beiden Provinzen gegeben. Ludwig hatte demselben aber nachher wieder einen Theil der übertragenen Gewalt entzogen, weil er vor dem Gedanken erschrak, daß ein ehemals ganz souveräner Herr, dessen ansehnliche Besitzungen in der Nähe lagen und dessen Familienanhang sehr groß war, mit königlicher Macht bekleidet, sich unabhängig fühlen könne. Er hatte ihm nämlich zwar die Statthalterwürde in der Freigrafschaft gelassen, dagegen aber die im Herzogthum genommen und ihm überdies zwei Nebenbuhler, den Herrn von Craon und den badischen Prinzen Philipp von Hochberg, zur Seite gesetzt. Den Letzteren ernannte er zum Marschall von Burgund und übergab ihm die feste Burg Joux, um die Grenzen der Freigrafschaft nach der Seite von Neufchatel hin zu bewachen. Dem Herrn von Craon ertheilte er unbeschränkte Macht in beiden Provinzen, wie wenn der König selbst anwesend wäre; denn Craon durfte die Stände berufen, den Adel aufbieten und begnadigen, ja sogar den Bann und Hinterbann der Provinzen Dauphiné, Lyonnois, Forêt, Beaujolais und Champagne versammeln. Dies Alles nahm der Prinz Johann ruhig hin; als ihm aber die versprochenen Güter nicht zurückgegeben wurden, brach er in offene Unzufriedenheit aus. Während nämlich der König in Betreff jener Güter, welche im Besitze von Johann's Oheim waren, seither immer erklärt hatte, daß dieselben dem Prinzen zurückgegeben werden müßten, hatte er, wie dies seine Art war,

nichtsdestoweniger seinen General Craon begünstigt, als derselbe die Rückgabe der Güter hinderte. Der Prinz von Oranien schloß sich deshalb wieder an Maria von Burgund an, ließ sich von ihr neue Vollmachten geben und schrieb nach Dijon, man möge sich in Acht nehmen, die Absichten Ludwig's auf die Freigrafschaft zu unterstützen, weil dies einen feindlichen Angriff von seiner Seite nach sich ziehen werde. Auch war ein öffentlicher Aufruf Kaiser Friedrich's an die Bewohner der Freigrafschaft, in welchem er sie an ihre Pflichten gegen das Reich erinnerte, keineswegs ohne Wirkung geblieben. Bald sammelten auf Johann's Befehl die beiden Brüder Claudius und Wilhelm von Vaudrai ein Heer und besetzten Vesoul, Rochefort und Auxerre für Maria als die rechtmäßige Erbin. Craon erlitt nachher, als er Vesoul wieder nehmen wollte, eine so schimpfliche Niederlage, daß er nicht einmal in Gray, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu bleiben wagte, sondern in das Herzogthum entfloh (März 1477). Darüber gerieth der König, nach seinem Schreiben und Verfahren zu urtheilen, in eine komische Wuth. Er schrieb zuerst an Craon, er solle den Prinzen, sobald er desselben habhaft werden könne, verbrennen oder vielmehr zuerst hängen und nachher verbrennen. Dann ließ er dem Prinzen abwesend den Proceß machen. Das Parlament fällte gegen Johann ein Urtheil, welches eben so wüthend lautet, als des Königs Schreiben (Jean d'Arlon, condamné comme faux et traître chevalier à confisque corps et biens, sera pris pour être exécuté et faute de ce sera pendu par les pieds); sein Bildniß ward in allen Städten von Burgund an den Galgen gehängt, sein Haus in Dijon aber geschleift. Johann ließ sich dadurch nicht stören. Er brachte mit Hülfe der Burgunder und durch Aufopferung seiner eigenen Habe bedeutende Summen zusammen, mit welchen er in der Schweiz Truppen warb, und alle Vorstellungen, die der König von Frankreich bei den Eidgenossen machte, ja, selbst das ausdrückliche Verbot derselben, in dem Heere des Prinzen Dienste zu nehmen, hinderte die Schweizer nicht, zu Tausenden zu diesem zu strömen.

Zu derselben Zeit bemühte sich Maximilian, zur Rettung der Freigrafschaft einen endlichen Frieden mit der Eidgenossenschaft für die Provinzen seiner Gemahlin zu erlangen. Zu seiner Vermählung waren Abgesandte der Schweiz mit freundlichen Wünschen erschienen und sehr zuvorkommend bewirthet worden. Später wurde Maximilian bei seinen Friedensbemühungen vom Kaiser Friedrich, von seinem Verwandten Sigismund von Tyrol, ja sogar vom lothringischen Herzog Renatus und von allen jenen kleineren Mächten, welche mit Angst und Zittern die wachsende Macht des treulosen französischen

Königs betrachteten, kräftig unterstützt. Ehe es jedoch zwischen ihm und den Schweizern zum Abschluß kam, hatte ihn Ludwig in den Niederlanden überlistet, indem er ihn zu dem oben erwähnten Waffenstillstande bewog, welcher es dem französischen Könige möglich machte, alle seine Kräfte auf das Herzogthum und die Grafschaft Burgund zu richten. Maximilian hatte nämlich gleich nach seiner Vermählung, noch ehe er der Sitte gemäß in den einzelnen Provinzen und Städten die Huldigung einnahm und die Privilegien derselben bestätigte, den Grafen von Romont und den Landgrafen von Hessen gegen die Franzosen nach Artois geschickt, und diese hatten mit deutschen Truppen Philipp von Crevecoeur aus Arras vertrieben und den König selbst zurückgeworfen. Als nun aber Maximilian selbst aus Antwerpen herbeieilte, erbot sich Ludwig, welcher nach seiner Gewohnheit nicht rathsam fand, einem kühnen Feinde kühn entgegen zu gehen, zu Unterhandlungen, und bewirkte, daß im Lager bei Lens nicht ein Frieden, sondern ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Seine Absicht war keine andere, als Maximilian zu verhindern, daß derselbe das Herzogthum und die Freigrafschaft Burgund rette; auch wurden in der That diese beiden Provinzen von dem Waffenstillstande ausgeschlossen und selbst in Betreff der Niederlande wurde eine viertägige Aufkündigungsfrist vorbehalten.

Unterdessen war der von Ludwig mit Geld, Gütern, Statthalterschaften und anderen Aemtern überhäufte Herr von Craon, wie Comines sich ausdrückt, zu dick und fett geworden, und hatte sich allzusehr auf das Rauben und Plündern gelegt,*) als daß es rathsam gewesen wäre, ihm die Statthalterschaft und das Commando in den beiden Provinzen zu lassen. Ludwig rief ihn daher zurück und setzte seinen Collegen, den Herrn von Chaumont, Karl d'Amboise, an seine Stelle, entschädigte aber den Herrn von Craon, damit er dies nicht übel nehme, hinreichend durch andere Statthalterschaften. Zugleich verstärkte Ludwig den neuen Statthalter mit allen in Artois entbehrlich gewordenen Truppen. Da nun der Prinz von Oranien vorher mit Hülfe der Berner die Stadt Dole vertheidigt und die Franzosen aus Gray vertrieben hatte, so kam jetzt Alles darauf an, daß demselben die Unterstützung der Schweizer entzogen werde. Ludwig suchte daher die Schweizer, welche dem Meistbietenden feil waren, durch Geschenke, Pensionen und Bestechungen zu gewinnen. Die an sie bezahlten Summen hat Comines angegeben, welcher bei dieser Gelegenheit zugleich ausdrücklich bemerkt, daß Ludwig damals aus

*) Er sei mißfällig gewesen, sagt Comines, pour les grandes pilleries, qu'il avoit faites au pays.

dem Grunde so mächtig geworden sei, weil er die auf der einen Seite erpreßten Gelder und geraubten Güter auf der anderen an die Leute, welche irgend einen Einfluß hatten, mit freigebiger Hand verschenkt habe (un pauvre roi n'eut sçeu faire ce tour, et le tout lui tourna à son grand profit). Comines setzt übrigens mit Recht hinzu, es sei für die Schweizer gar nicht gut gewesen, daß sie durch Ludwig's Schenkungen damals zuerst auch Goldmünzen kennen gelernt hätten. Von den Kantonen zeigte sich Luzern am meisten dem französischen Interesse zugethan; die übrigen waren gegen die auch von anderen Seiten gebotenen Vortheile durchaus nicht unempfindlich. Sie riefen freilich alle ihre Leute, welche den Burgundern für Geld dienten, drohend von diesen zurück und belegten sogar diejenigen, welche, nachdem das Unternehmen des Prinzen von Oranien gescheitert war, in ihr Vaterland zurückkehrten, mit sehr grausamen Strafen, machten aber doch zugleich einen sogenannten ewigen Frieden mit Maria und Maximilian. In diesem Frieden, den sie im Januar 1478 zu Zürich schlossen, ward ihnen mehr, als alle Gaben Ludwig's betrugen, nämlich die ungeheure Summe von 150,000 Goldgulden versprochen, und sie verpflichteten sich dagegen nur, den Ansprüchen zu entsagen, die sie allenfalls an Hochburgund erheben könnten. Die Vorstellungen der französischen Gesandten gegen den Frieden wurden zurückgewiesen und man sieht bei dieser Gelegenheit, welch ein feiner Politiker und Diplomat Ludwig sein mußte, um es den Schweizern zu verzeihen, daß sie seinen Gesandten eine so hochtrabende Antwort gaben, wie diejenige ist, welche der Schweizer Thucydides (Johannes von Müller) anführt. Als nachher Chaumont Anstalten zur Wiedereroberung der Freigrafschaft traf, gewann er mit dem königlichen Gelde nicht blos die Elsässer Städte und die Schweizer, daß sie ihm, wie sie früher dem Könige versprochen hatten, 6000 Mann in Sold gaben, sondern sogar der Graf von Mümpelgard nahm für elende 1000 Livres die Franzosen bei sich auf und der Herzog von Würtemberg ertheilte durch Brief und Siegel seine Einwilligung dazu. Selbst Maximilian's Pflegevater, Erzherzog Sigismund von Tyrol, streckte, statt diesem zu helfen, die Hand nach Ludwig's Almosen aus; doch gab ihm Ludwig, welcher auf eine wirkliche Hülfeleistung Sigismund's gegen Maximilian nicht hoffen konnte, die sehr passende Antwort, daß er wissen müsse, wofür er sein Geld zahle (mais avant que de mettre le mien, je veux bien sçavoir s'il sera mon ami).

Die festen Plätze der Freigrafschaft wurden von den Franzosen unter der Führung des Herrn von Chaumont schnell erobert, die Brüder Vaudrai erlitten eine Niederlage, Johann von Oranien mußte nach Arblay fliehen, und die Vertheidiger von Besançon ver-

zagten. Dies Alles ermuthigte Ludwig, welcher auch die Grafschaft Boulogne besetzt hatte, den Waffenstillstand in Artois aufzukündigen und Cambray zu nehmen, obgleich diese Stadt damals noch für eine deutsche Reichsstadt galt. Doch erschrak er, sobald sich nur ein Anschein von Gefahr zeigte. Durch die Einnahme von Cambray und durch die Besetzung des Bisthums und der festen Stadt Verdun (1478), welche beiden Letzteren noch bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts bei Deutschland blieben, wurden nämlich endlich die deutschen Fürsten geweckt, die noch im Juni ein bereits im Januar 1478 erlassenes barsches Edict ihres Kaisers*) nicht befolgt hatten; Ludwig kroch also, da er wohl wußte, wie sehr er aller Welt verhaßt sei, und überdies aus den damals getroffenen Anstalten geschlossen haben muß, daß man im Begriff sei, von allen Seiten über ihn herzufallen, wieder auf einige Zeit in seinen Fuchsbau zurück. Er ließ dem Erzherzog Maximilian, welcher ohnehin mit den Händeln der Parteien in Holland, Utrecht wie in Geldern viel zu schaffen hatte, die Erneuerung des Waffenstillstandes antragen. Maximilian ging auf sein Anerbieten ein und am 11. Juli 1478 ward ein neuer Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Ludwig versprach, Alles, was er in Burgund und Hennegau erobert hatte, zurückzugeben, und willigte ein, daß sein Streit mit Maximilian in Tournay durch je sechs von jeder Partei zu ernennende Schiedsrichter geschlichtet werden sollte. Er gab auch wirklich Verdun, Cambray und die Eroberungen im Hennegau vorerst wieder zurück und ließ die Plätze der Freigrafschaft räumen, weil ihn die Eidgenossen, deren er nicht entbehren konnte, deutlich hatten merken lassen, daß sie ihn in ihrer Nachbarschaft und in ihren Pässen gar nicht gern sähen. Wie wenig es ihm jedoch mit dem Frieden ernst sei, sah man schon daran, daß er seine Schiedsrichter nicht ernannte. Auch ward schon im Anfange des Mai 1479 der Waffenstillstand ohne vorhergegangene Aufkündigung wieder gebrochen, indem die Franzosen zu Ende des April Cambray überfielen und Maximilian's niederländische Befehlshaber mehrere feste Städte im Hennegau eroberten. Diesmal hatte der König sein Hauptabsehen auf die Freigrafschaft Burgund gerichtet. Er gab eine ansehnliche Summe aus, um die Patricier der Kantone, welche gleich den Condottieren Italiens das Werben als ein eigentliches Geschäft trieben, erkaufen und eine bedeutende Zahl Schweizer für immer in

---

*) Das ir auch von Stunds angesicht dis Unsers Kaiserlichen Brieffs mit den Ewrn zu Ross und zu Fuss, auf das hoechst und das meist, so ir moegt, mit harnisch, wegen, Puchsen, were und aller nothurfft, als ins Volk gehoert, rüstet und geschickt seyd.

seinen Dienst nehmen zu können. Er verließ sich sogar mehr auf die Schweizer, als auf seine Compagnies d'Ordonnance; denn er dankte elf dieser Compagnieen ab, um Schweizer anwerben zu können. Er wandte nämlich die für jene Compagnieen willkürlich erhobene und immer vermehrte Heersteuer zur Bezahlung von Schweizern an. Das auf solche Weise neu zusammengesetzte Heer war viel furchtbarer, als dasjenige, welches im vorigen Jahre die Freigrafschaft erobert hatte. An der Spitze desselben marschirte Chaumont gerade auf Dole los, das Johann von Oranien nicht vertheidigen konnte; vielleicht durch Verrath unterstützt, nahm er diese feste Stadt im ersten Anlauf. Die von Dole heimkehrenden Schweizer wurden zwar gefoltert und die Schuldigen hingerichtet; aber die Stadt wurde von den Franzosen furchtbar heimgesucht. Durch ihr Schicksal erschreckt, öffneten dann die anderen Städte, unter ihnen sogar Auxerre, dem französischen Führer ihre Thore. Selbst Besançon, damals noch eine freie deutsche Reichsstadt, ergab sich den Franzosen, indem sie dem Könige derselben durch zwei Gesandte anbieten ließ, daß sie künftig ihn, den Grafen der Provinz, unter denselben Bedingungen als ihren Schutzherrn anerkennen wolle, unter welchen sie bisher den jedesmaligen Herzog von Burgund als solchen anerkannt hatte. Das Parlament von Dole wurde nach Salins, die Universität nach Besançon verlegt. Uebrigens kümmerten sich die Schweizer, welche den besten Theil von Chaumont's Heere ausmachten, wenig darum, daß sich Alles freiwillig unterwarf; sie raubten und plünderten vielmehr auf arge Weise, weil sie nicht blos um Sold, sondern hauptsächlich um Beute dienten (1479).

Während die Franzosen beide Burgunde eroberten, hatten sie in den Niederlanden Unglück. Hier stritten gegen sie die grausigen Führer der Wallonen, deren Charakter man schon daraus erkennen wird, daß einer von ihnen, Wilhelm von der Mark, der Eber der Ardennen, ein anderer das Stierkalb von Buzanton genannt wurde. Zuerst fielen der Prinz von Chimay, der Marschall von Burgund, Wilhelm von der Mark und ihre Genossen, der Wüther von Buzanton und Aurelian du Fay, mit 10,000 Mann in das Luxemburgische ein. Gleich darauf zog Maximilian selbst nach Artois und Hennegau; unter ihm befehligten der Fürst von Oranien, der Graf von Chimay und Adolf von Cleve (Ravestein). An der Spitze der Franzosen stand Desquerdes (auch d'Esquerdes geschrieben), welcher unmittelbar nach Karl's des Kühnen Tode aus dem burgundischen Dienste in den französischen getreten war und die festen Städte in der Picardie und in Artois an Ludwig gebracht hatte; neben ihm commandirte der Marschall von Gié. Maximilian begann mit einem Heere, welches auf 27,000 Mann

angegeben wird, die Belagerung von Therouanne, hob aber, als das französische Heer heranzog, dieselbe sogleich wieder auf, um den Feinden entgegen zu gehen, und Ludwig hatte den Verdruß zu erfahren, daß seine Truppen, sobald sie sich in offenem Felde mit ihrem Gegner maßen, den Kürzeren zogen. Das Treffen, in welchem damals die Franzosen geschlagen wurden, fand am 7. August 1479 bei Guinegate Statt. Maximilian's Heer stand etwa eine Meile von Therouanne auf den Hügeln von Guinegate, die beiden französischen Feldherren nahmen ihre Stellung auf einer gegenüber liegenden Hügelreihe. Sie waren den Burgundern durch ihre geübte Reiterei überlegen und diese würde ihnen gewiß den Sieg verschafft haben, wenn sie nicht selbst grobe Versehen gemacht hätten, und wenn nicht die große Zahl ihres Fußvolks aus den elenden Milizen der königlichen Bogenschützen (Franc-archers) bestanden hätte, welche sogleich davon liefen, als die Reiterei sie verlassen hatte, um den Feind zu verfolgen. Die Franzosen schlugen zwar anfangs die feindliche Reiterei in die Flucht; ihre beiden Führer verließen aber das Schlachtfeld, um die Fliehenden zu verfolgen und Gefangene zu machen, deren Lösegeld sie bereichern könnte; und nun begann die elende Miliz der Bogenschützen, welche ebenfalls das Treffen schon für gewonnen hielt, das Gepäck zu plündern. Da wandte sich plötzlich das Schicksal des Tages. Das tüchtige Fußvolk der Niederländer nämlich, welches von Ingelbert von Nassau und vom Grafen von Romont (Jakob von Savoyen) vortrefflich geführt wurde, war auf eine solche Weise aufgestellt und geordnet, daß der Sieg ihm nicht entgehen konnte; voran standen 500 auserlesene englische Bogenschützen und hinter denselben 3000 deutsche Armbrustschützen, gedeckt von einer Artillerie, welcher die Franzosen nichts Gleiches entgegenzustellen hatten. Sobald daher die auf den Flügeln stehende Reiterei der Niederländer bei ihrer Flucht die französische zugleich mit ihren Oberfeldherren vom Kampfplatze weggezogen hatte, wurde das mit Plünderungen beschäftigte übrige Heer der Franzosen rasch in die Flucht geschlagen. Der erfochtene Sieg war glänzend, der durch denselben erlangte Vortheil aber sehr gering, namentlich waren bei den Burgundern mehr Edelleute gefallen als bei den Franzosen. Maximilian erneuerte nicht einmal die Belagerung von Therouanne, obgleich Comines versichert, daß er, wenn er dies gethan hätte, die Stadt genommen haben würde; er eilte nach Gent, wo ihn seine Gemahlin mit ihrem noch nicht zwei Monate alten Sohne Philipp erwartete. Bald nach dem Treffen bei Guinegate zeigte Ludwig wieder auf eine schreckliche Weise jene Grausamkeit und Gefühllosigkeit seiner despotischen Natur, welche er neben großer Weisheit in politischen, bürgerlichen und gerichtlichen Dingen

überall und bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Als nämlich Maximilian gleich nach der Schlacht den französischen Commandanten der kleinen Burg Mollenoy, welcher trotzig und ohne allen Zweck das ganze niederländische Heer drei Tage lang aufgehalten hatte, dafür mit dem Strange bestrafte, ließ Ludwig gegen 50 Gefangene aus den angesehensten Familien, unter ihnen auch einen polnischen Prinzen, zum Galgen verurtheilen und sieben derselbem an der Stelle, wo sein Commandant hingerichtet worden war, sowie je zehn vor den Thoren von Douay, St. Omer, Lille und Arras aufknüpfen.

Ludwig setzte auch in den Jahren 1480 und 1481 den Krieg fort; er that dies aber auf eine so vorsichtige Weise, daß damals im Felde durchaus nur wenig vorfiel, das in einer allgemeinen Geschichte erwähnt zu werden verdiente. Einige Bedeutung gewannen die Unternehmungen zur See, da seit Wiedererwerbung der Normandie Frankreich seine Marine gestärkt hatte. Couton, ein sehr geschickter Admiral, nahm in der Nähe von Cherbourg die Häringsflotte weg, was in Holland und Seeland als ein schwerer Unglücksfall empfunden wurde. Während Maximilian mit allen seinen glänzenden Eigenschaften im Lande seiner Gemahlin, welche ihm schon 1479 einen Sohn, Philipp den Schönen, und im nächstfolgenden Jahre eine Tochter, Margaretha, geboren hatte, nicht einmal ein überwiegendes Ansehen, geschweige denn Herrschermacht erlangen konnte, machte Ludwig in dem seinigen die wichtigsten Erwerbungen. Er entzog gerade in dieser Periode durch Begünstigung des Bürger- und Bauernstandes und durch die Einrichtung einer gesetzlichen und gerichtlichen Ordnung dem hohen, nicht auf Briefe und Urkunden gestützten Adel die Rechte, welche derselbe in früheren Zeiten der Krone geraubt hatte. Die Gutsherren hatten nämlich seither in Frankreich, wie überall, die Pflicht, für die Vertheidigung der festen Plätze zu sorgen, und sie durften unter dem Vorwande derselben Leute ausheben und Steuern einfordern. Ludwig hob dies auf, indem er, um die Macht des alten Geschlechtsadels, welcher auf uraltem Gutsbesitz beruhte, zu brechen, auf eine sehr schlaue Weise den Gutsherren, den Besitzern von Städten, Schlössern und Burgen die Mittel entzog, Besatzungen zu halten, Festungswerke zu bauen und Privatkriege zu führen, wenn sie es nicht auf eigene Rechnung thun wollten, wozu nur sehr wenige reich genug waren. Er verordnete, daß die im Innern des Reiches gelegenen Festungen und Besatzungen eingehen und nur diejenigen an den Grenzen beibehalten werden sollten, für deren Befestigung und Vertheidigung er jedoch allein sorgen werde. Auf diese Weise zog er die, schon durch die Errichtung vieler neuen Obergerichte und durch die Sammlung der alten Gerichtsgebräuche von den Patrimo-

nialgerichten befreiten, Unterthanen auch in Bezug auf Schutz und Schutzgelder an die Krone. Um dieselbe Zeit nahm Ludwig auch Savoyen in seinen Gewahrsam. Er ließ nämlich, als seine Schwester Jolantha mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Philibert gestorben war und ihre Schwäger sich Regierung und Vormundschaft anmaaßten, seinen Neffen abholen und in die Dauphiné bringen. Er sicherte auf diese Weise um so mehr seinen Einfluß bis über die Pässe der Alpen hinaus, da er damals auch die Provence an sich brachte. Hier starb im Jahre 1480 der alte Renatus und Ludwig zog in Folge dessen das Herzogthum Anjou alsbald ein. Ein Jahr später starb auch des Renatus Neffe, Karl von Maine, der von seinem Oheim die Provence erhalten und kurz vor seinem Hinscheiden den „allerchristlichsten König" zum Erben eingesetzt hatte; so gelangte Ludwig auch zum unmittelbaren Besitze der Provence. Zur Abtretung des Herzogthums Bar, welches der alte Renatus von seinem Oheim, dem Kardinal, als Eigenthum geerbt hatte, hatte Ludwig den alten Mann ebenfalls bewogen und René's Tochter Margaretha, die vertriebene Königin von England, hatte zum Dank für ihre Auslösung ihre eigenen Ansprüche an dasselbe durch Schenkung bei Lebzeiten auf den König übertragen. Der Herzog von Lothringen, obwohl Sohn und Erbe einer anderen Tochter des Renatus, konnte seine Ansprüche nicht geltend machen. Durch diese Erwerbungen, die herrlichsten, die Frankreich gemacht, erhielt dasselbe neue vorzügliche Häfen am Mittelmeere und gehörte fortan zu den gebietenden Staaten auf demselben. Auch gegenüber dem mächtigsten Vasallen seines Reiches, dem Herzoge von Bretagne, welcher trotz aller ihm abgezwungenen Versprechungen und lästigen Verträge nie sein Freund ward und nach Karl's des Kühnen Tode sogleich wieder mit Maximilian und mit England in Verbindung getreten war, wußte sich Ludwig Vortheile zu verschaffen. Er setzte ihm in Ermangelung eigener Ansprüche an Bretagne fremde, die er an sich gekauft hatte, entgegen. Um den Besitz dieses Herzogthums hatten nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl von Blois und Johann von Montfort gekämpft; auch nachdem der Letztere den Ersteren erschlagen hatte, war der Streit von Karl's Gemahlin, Johanna der Hinkenden, welche durch ihre männliche Ausdauer und Tapferkeit unsterblich geworden ist, fortgesetzt worden. Das Haus Montfort hatte zwar das Herzogthum behauptet; allein die Ansprüche des Hauses Blois hatten sich in der Familie der tapferen Johanna fortgeerbt und waren an die Familie Penthièvre übergegangen. Nicole von Penthièvre hatte ihres Urgroßvaters Erbrechte an ihren Gemahl, Jean de Brosses, gebracht. Von dem Letzteren und seiner Gemahlin kaufte Ludwig die Ansprüche

an das Herzogthum Bretagne. Diese waren nicht zu bestreiten; es kam nur darauf an, sie geltend zu machen, und Ludwig hatte sich also durch jenen Kauf in den Stand gesetzt, jeden Augenblick eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um das Herzogthum an sich zu reißen.

Auch in dem niederländischen Herzogthum Geldern hatte Ludwig schon längst Intriguen angesponnen, um sich auf Kosten seines Gegners Maximilian Vortheile zu verschaffen; er gelangte aber doch nicht zu dem gewünschten Ziele, sondern Maximilian war im Stande, diese von seinem Schwiegervater erworbene Provinz zu behaupten. Der junge Herzog Adolf von Geldern, welcher wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen seinen Vater von diesem enterbt, von Karl dem Kühnen ins Gefängniß geworfen, nachher aber von den Flämingern wieder in Freiheit gesetzt und von den Franzosen erschlagen worden war, hatte einen Sohn, Karl, und eine Tochter, Philippine, hinterlassen. Dieser rechtmäßigen Erben des Herzogthums suchte sich Ludwig zu bedienen, um die Bewohner desselben und die deutschen Verwandten der Waisen dazu zu bewegen, daß sie Geldern wieder von den Niederlanden trennten. Es gelang ihm wirklich, die verwittwete Herzogin Katharina und die Stände von Geldern, sowie Mitglieder der Stände der Grafschaft Zütphen nebst dem Bischofe von Münster so aufzuregen, daß sie Gesandte schickten, welche sich in Metz mit ihm über seinen Plan besprechen sollten. Indessen scheint es, als wenn die Absichten dieser Bevollmächtigten mit denen Ludwig's nicht zu vereinigen gewesen wären; denn sowohl Katharina als die Stände verlangten, daß der König vor allen Dingen die Freilassung des in Maximilian's Gewalt befindlichen jungen Herzogs Karl durchsetzen solle; Ludwig wollte aber nur zu seinem Vortheile, nicht zum Vortheile eines Anderen Geld ausgeben. Die Stände schickten nachher unmittelbar an Maximilian Abgeordnete, um den Prinzen von ihm zu fordern, und als ihnen dies nicht gewährt wurde, erkannte man nicht nur in allen den Orten des Herzogthums, in welchen keine burgundischen Truppen lagen, die Mutter des Herzogs Karl als vormundschaftliche Regentin an, sondern die Stände verpfändeten sogar im August 1478 die Grafschaft Zütphen an den Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzenberg, damit derselbe als Schutzherr des Landes und als Leiter des Befreiungskrieges den Kampf für sie führe. Ludwig scheint hierauf (vom Jahre 1479 an) die Bewohner von Geldern sich selbst überlassen zu haben; Maximilian aber, welcher zuerst vermittelst der Holländer und nachher vermittelst der Brabanter die Ablösung Gelderns von den anderen niederländischen Provinzen verhinderte, konnte nicht früher als im Jahre 1480 ein ansehnliches

Heer nach Geldern schicken. Durch die Fortschritte dieses Heeres wurden dann endlich der Ritterstand und besonders die Städte Harderwyk und Elburg, welche am hartnäckigsten gekämpft hatten, genöthigt, sich in Unterhandlungen einzulassen, und im Januar 1481 ward ein Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen zuletzt alle Orte, welche bis dahin die Huldigung verweigert hatten, dieselbe leisteten.

In dieser Zeit (1480 bis 1482) wurde der Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden zwar nicht lebhaft geführt, weil, wenn kaum ein Waffenstillstand abgelaufen war, gleich nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten ein neuer geschlossen wurde, aber es kam auch nicht zum Abschlusse eines Friedens. Dies verhinderte Maximilian, der in ritterlicher Weise den Krieg als eine Ehrensache betrachtete und welcher behauptete, in seinem Gedenkbüchlein unzählige Fälle aufgezeichnet zu haben, in denen der Franzose ihn schändlich angeführt und belogen hätte. Sein Einfluß dauerte jedoch nur so lange, als seine Gemahlin lebte; denn unmittelbar nach dem Tode derselben richteten die Niederländer und Belgier eine Art republikanischer Verwaltung ein und fragten nicht im geringsten mehr nach Maximilian. Maria starb am 26. März 1482 eines plötzlichen Todes. Sie hatte, nachdem sie im September 1481 einen zweiten Prinzen geboren hatte, welcher gleich nach der Taufe starb, im November das Hennegau besucht und zu Mons und Valenciennes unter glänzenden Festlichkeiten die Huldigung eingenommen, und brachte den Winter in Brügge zu. Dort nahm sie im März 1482 unvorsichtiger Weise (denn sie war aufs neue guter Hoffnung) von Seiten ihres väterlichen Freundes Lodewyk von Gruithuisen die Einladung zu einer Falkenbeize an; als sie bei derselben über einen Graben setzen wollte, stürzte sie mit ihrem Pferde, gerieth zwischen dieses und einen Baumstamm und starb, 23 Jahre alt, an den Folgen der erlittenen Beschädigung; sie wurde in der Marienkirche zu Brügge bestattet. Maximilian, welcher von seiner sterbenden Gemahlin den Niederländern dringend empfohlen worden war, hätte die Vormundschaft seines vierjährigen Sohnes Philipp und die Regierung übernehmen sollen, fand aber heftigen Widerspruch. In Hennegau, in Namur, in Brabant und in den nördlichen Provinzen, soweit dort Aemter und Gewalt in den Händen der Partei der Kabbeljauwen oder der Demokraten waren, wurde er freilich als Regent anerkannt; dagegen widerstrebten die Hoeks oder die aristokratische Partei und die Flamländer wollten gar nichts von seiner Vormundschaft wissen. Die Genter, an deren Spitze Wilhelm Rym und der rüstige Demagoge Jan Koppenol standen, bemächtigten sich des jungen Herzogs Philipp und die Notablen (Leden) von Flandern errichteten, auf eine

mit Ludwig XI. schon längst eingeleitete Kabale gestützt, eine von Maximilian ganz unabhängige vormundschaftliche Regierung, welche sogleich, ohne Maximilian zu fragen, Friedensunterhandlungen mit dem Könige von Frankreich anknüpfte. Die Regierung, welche aus dem wegen seiner Häßlichkeit merkwürdigen Bischof Ludwig von Lüttich, sowie aus den weltlichen Herren Wolfart von Borselle, dem Bastard Philipp von Burgund und Adrian von Cleve, Adolf's von Ravestein Sohn, bestand und in Gent ihren Sitz hatte, war dem Erzherzoge in allen Dingen, sogar bei der Vermählung seiner Tochter Margaretha, entgegen. Margaretha, welche noch ein kleines Kind war, sollte nicht blos mit dem Dauphin Karl verlobt werden, sondern man wollte sie sogar den Franzosen überliefern, damit sie in Frankreich erzogen werde. Selbst Comines fühlt, daß dem armen Maximilian, welcher in Utrecht einen schwierigen Krieg zu führen hatte und ganz ohne Geld war, übel mitgespielt ward.

König Ludwig befand sich damals in einem höchst traurigen Zustande. Er war vom Schlage gerührt worden, konnte oft weder stehen noch gehen, war seiner Besinnung nicht mächtig, und glich nach Mathieu, der ihn sah, einem wandelnden Skelett (une anatomie ambulante); dessen ungeachtet wollte er allein Alles leiten. Er war um jene Zeit argwöhnischer und grausamer als je zuvor, obgleich er oft, wenn er sich stellte, als ob er die Berichte und Briefe läse, das Blatt umgekehrt hielt. Gegen seine Gewohnheit begann er prächtige Kleider zu tragen, um seinem schwindenden Körper ein Ansehen zu geben. Sein inneres Leben war eine glühende Hölle und seine Wohnung ein furchtbarer Kerker; dies geht aus der Beschreibung hervor, welche Comines von seinem Schlosse Plessis (Plexitium, in der Umgebung von Tours) macht. Comines übertreibt dabei nicht; denn er ist Diplomat, wie Ludwig, den er als einen sehr großen König preist, weil derselbe Frankreich umgeschaffen und alle seine Unterthanen zu einer Nation gemacht hat, in den Augen des Diplomaten aber die Mittel durch den Zweck geheiligt werden. Neben Comines' Erzählungen von Ludwig's Anstalten in Plessis des Tours und von der Art, wie er sich geberdete und bewachen ließ, erscheint alles, was von der Seelenangst eines Phalaris, Dionysius I., Domitian, Tiberius, Caracalla und anderer Tyrannen des Alterthums berichtet wird, nur als ein Schatten. Das Schloß des Königs war mit Graben, Wall und Pallisaden dreifach umgeben. Der Wall war mit furchtbaren eisernen Gittern, spanischen Reitern und spitzigem eisernen Stangenwerk dreifach eingefaßt, in den Graben lagen Schützen. Niemand wurde zum König gelassen außer dem gedungenen schlechten Volke, welchem er vertraute, weil er allein es schützte und nährte. Sowohl

um das Schloß herum als in den Gemächern befand sich eine furchtbare Wache und von den Gräben her wurde alle Nacht durch schottische und andere Bogenschützen auf jeden geschossen, der den Thoren auch nur nahe kam. Im Schlosse selbst waren Gefangene, darunter vom höchsten Stande, wie ein Sohn des Herzogs von Alençon, in vergitterte Räume eingesperrt und mit Ketten belastet. Seine Gemahlin hatte er in die Dauphiné gewiesen, seinen Sohn ließ er im Schloß Amboise erziehen; nur seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl, dem Herrn von Beaujeu, ließ er zuweilen vor sich. Tanz und Musik der Bauern und Hirten vermochten ihn wohl einen Augenblick zu zerstreuen; doch mehr Aufmerksamkeit verwandte er auf Astrologie und am meisten Macht hatte über ihn, vermöge seiner Todesfurcht, der Arzt Cottier (Coictier), der ihn wahrhaft tyrannisirte. Dazu verschaffte er sich soviel Reliquien vom Papst Sixtus IV., daß das Volk zu Rom wegen des Verschleppens dieser werthvollen Besitzthümer in Aufruhr gerieth. Durch die Gunst desselben Papstes war es ihm gelungen, den heiligen Franz von Paula als Gast in Plessis les Tours zu empfangen, wo ihm später eine Einsiedelei errichtet wurde. Seine Umgebung suchte Ludwig in steter Furcht zu halten, und er that Böses und Ungerechtes, nur damit man im Reiche wisse, daß er am Leben sei. (Il faisoit d'âpres punitions, pour estre craint et de peur de perdre obéissance; car ainsi me le dit luy même. Il renvoyoit officiers et cassoit gensd'armes, rognoit pensions et en ostoit de tous points, et me dit peu de jours avant sa mort, qu'il passoit temps à faire et à défaire gens, et faisoit plus parler de luy parmy le royaume, que n'avoit jamais fait, et le faisoit de peur, qu'on ne le tint pour mort.) Sobald der König nur einigermaaßen wieder genesen war, leitete er das Bestechen, Spioniren, Kabaliren und das Aufhetzen einzelner Personen und ganzer Stände in den Provinzen seines Reiches wie im Auslande vortrefflicher als je. Er schickte sogar Leute nach Dänemark und Norwegen, von woher er auch, um von sich reden zu machen, mit großen Kosten Elennthiere und Rennthiere kommen ließ, ohne sich nachher um dieselben im geringsten zu bekümmern oder sie auch nur anzusehen.

In Flandern hatte sich Ludwig schon längst einen überwiegenden Einfluß auf die Aristokratie und die aus ihr hervorgegangene Regentschaft, sowie auf die wilden Demokraten, welche in Gent unumschränkt herrschten, verschafft: auf die Ersteren vermittelst der vielen zu ihm übergetretenen burgundischen Großen, auf die Letzteren durch seinen Olivier Teufel und durch die genannten zwei Genter Demagogen, welche später (der Eine 1485, der Andere 1491) öffentlich hin-

gerichtet wurden*). Die Vormünder von Maximilian's Sohne wollten den Frieden mit Frankreich durch jedes Opfer erkaufen und der von der Vormundschaft ausgeschlossene Vater suchte auf einem allgemeinen Ständetage der Belgier zu Aloſt vergebens zu bewirken, daß man, wenn auch Artois nicht zu retten wäre, doch wenigstens die Freigrafschaft nicht abtrete. Als es zur Entscheidung kam, riß die Genter Demokratie auch die Stände von Holland und Brabant mit sich fort und Maximilian ward bitter gekränkt.**) Auf diese Weise wurden dem Könige von Frankreich in dem Augenblicke, als er dem Tode schon sehr nahe war, von den Vormündern des jungen Herzogs Philipp größere Vortheile angeboten, als er nach seinem eigenen Geständnisse selbst erwartet hatte. Gleich darauf gaben die sämmtlichen Stände der Niederlande bei einem Friedens-Congreß ihre Einwilligung zu den Anerbietungen der Vormünder, und der Friede ward am 23. December 1482 zu Arras unterzeichnet. Der Hauptartikel dieses Friedens bestand darin, daß Margaretha, die erst zwei Jahre alte Tochter Maximilian's, künftig (ladite demoiselle venue en âge requis) den Dauphin Karl heirathen und sogleich nach Frankreich geführt werden sollte, um daselbst ihre Erziehung zu erhalten. Als Mitgift sollten die Grafschaften Artois und Burgund nebst den Herrschaften Macon, Auxerre, Bar, Salins und Boulogne in Ludwig's Händen bleiben; doch sollten diese Länder an den Bruder der Margaretha zurückfallen, wenn die Heirath nicht vollzogen werde oder wenn Margaretha ohne Erben sterbe. Dagegen sollte aber, sobald die Heirath vollzogen sei, die Stadt St. Omer, als zu Artois gehörig, dem Dauphin übergeben werden. Der König hatte zwar, als er sah, mit welcher Leichtigkeit man über Artois und über die Freigrafschaft hinweggegangen sei, noch die Städte Lille, Douay und Orchies gefordert, weil sein Urgroßvater, Karl V., dieselben dem Philipp von Burgund nur unter der Bedingung verliehen hatte, daß sie beim Aussterben des Mannsstammes der herzoglichen Linie an die Krone zurückfallen sollten; er war aber von dieser Forderung wieder abge-

*) Et s'addressoit-on du tout à un pensionnaire de la dite ville (de Gand) appellé Guillaume Rym, sage homme et malicieux, et à un autre appellé Coppenole, clerc des eschevins, qui estoit chauffetier et avoit grand crédit parmi le peuple, car gens de telle taille l'y ont, quand sont ainsi désordonnés.

**) Là (bei der Berathung der Belgier zu Aloſt) firent les Gandois plusieurs choses contre le vouloir du duc d'Autriche, comme de bannir gens, d'en oster aucuns d'auprès de son fils, et puis lui dirent le vouloir qu'ils avoient, que ce mariage d'ont j'ai parlé se fit pour avoir paix, et le luy firent accorder, voulist-il ou non.

standen, sobald er bemerkt hatte, daß die Niederländer nie zugeben würden, daß er sich als Herr jener Städte in der Mitte ihres Landes festsetze. Die Städte an der Somme, welche er an sich gerissen hatte, wurden mit Stillschweigen übergangen. Im Sommer 1483 wurde die kleine Prinzessin Margaretha zu Hesdin den französischen Bevollmächtigten zugeführt.

Am nützlichsten waren dem Könige in den letzten Jahren die Schweizer gewesen und am schlechtesten wurde dem Grafen von Romont seine gegen Burgund bewiesene ausdauernde Treue belohnt; denn obgleich demselben versprochen worden war, daß er das Waadtland wieder erhalten sollte, so war doch davon gar nicht die Rede, sondern dasselbe blieb den Bernern. Die Schweizer sahen freilich sehr ungern, daß sich Ludwig in den Päßen und Burgen der Freigrafschaft festsetzte; sie schwiegen aber, weil seine Freigebigkeit gegen sie so sehr groß war. Noch in den letzten Jahren seines Lebens gab Ludwig ihnen eine Summe von 100,000 Thalern. Ueberdies bestand sein Fußvolk in der letzten Zeit ganz aus Schweizern; denn er hatte seine Stadt-Milizen (Franc-archers) abgeschafft und seine Unterthanen zu einer bedeutenden Erhöhung der Soldatensteuer gezwungen. Außer dem schweizerischen Fußvolk, von welchem 6000 Mann ihm in den Niederlanden vortreffliche Dienste geleistet hatten, enthielt sein Heer noch gepanzerte Reiter, deren er anfangs nur 1700, nachher aber 5000 hatte. Ludwig starb am 30. August 1483; „derjenige Fürst seiner Zeit", bemerkt Comines, „von dem man am wenigsten Böses und am meisten Gutes sagen kann!"

Wir brechen hier die französische Geschichte ab, weil dieselbe nach Ludwig's XI. Tod mit der Geschichte Italiens in enger Verbindung steht; denn sein Sohn und Nachfolger, Karl VIII., gab die von ihm befolgte Politik, das eigentliche Frankreich zu ordnen und abzurunden, auf und suchte in Italien Eroberungen zu machen. Maximilian ließ sich, ungeachtet der in Belgien gemachten Erfahrungen, nach dem Tode seines Vaters ebenfalls von der italienischen Politik in italienischen Kriegen gebrauchen. Auch die deutsche Geschichte kann deshalb erst dann weiter fortgesetzt werden, wenn zuvor die italienischen und spanischen Begebenheiten jener Zeit dargestellt sind. Hier wollen wir nur noch über Maximilian's Aufenthalt in den Niederlanden bis zum Tode seines Vaters kurzen Bericht geben.

Die Fläminger und unter ihnen besonders die Demokraten von Gent, Brügge und Ypern waren ebenso wie die aristokratische Partei in Holland, Seeland und Utrecht, die man mit dem sonderbaren Namen der Hoeks (Angeln) bezeichnete, hauptsächlich daran Schuld gewesen, daß Maximilian den Franzosen einen Theil der Besitzungen

seines Schwiegervaters abtreten mußte. Maximilian stand zu ihnen auch nach dem Frieden von Arras in demselben Verhältnisse, in welchem er vorher gestanden hatte; das Ende seiner Verwaltung der Niederlande aber war glücklicher, als der Anfang und die Mitte gewesen waren. In den nördlichen Niederlanden, namentlich in Holland, hatte nicht, wie in Flandern, der aus vielen Ursachen mit den Proletariern eng verbundene Bürgerstand obgesiegt, sondern dort kämpfte noch der hohe Adel an der Spitze seiner Clienten und Vasallen um die Herrschaft. Die letztere Partei hieß die der Hoeks, die Volkspartei die Kabbeljauwen. Zwischen Beiden war überall steter Kampf über die durch Wahl zu besetzenden Magistrats- und Beamtenstellen, weil den Volksbeamten das Gericht und die Verwaltung anvertraut war. Karl der Kühne hatte beide Parteien mit Gewalt niedergehalten. Nach seinem Tode hatten sie sich, um von Maria eine Art republikanischer Verfassung zu ertrotzen, auf einige Zeit vereinigt und so das oben erwähnte große Privilegium erlangt (März 1477). Unmittelbar darauf waren sie aber wieder unter einander zerfallen und Maximilian hatte überall nicht blos inneren Zwist, sondern auch bürgerlichen Krieg angetroffen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, den Streit der beiden Parteien beizulegen und eine Vermittelung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, hatte sich Maximilian für die Volkspartei erklärt, welche ihm eine bedeutende Subsidie zu den Kriegskosten gewährte. Die Brederode, die Wassenaer, die Nällwyk und andere Familien des Adels, die es gewagt hatten, sich neben den Grafen von Holland zu stellen, mußten mit ihren Clienten den Kabbeljauwen weichen und ein Theil von ihnen wurde durch harte Verfolgung genöthigt, sich auf seine außerhalb der Provinz Holland liegenden Güter zurückzuziehen. Von den Gefangenen, welche Maximilian in diesem für ihn glücklichen Bürgerkriege gemacht hatte, wurden in Leiden sechs, in Dortrecht zwei als politische Verbrecher hingerichtet, eine weit größere Anzahl verlor ihre Güter. Während nachher Maximilian gegen die Franzosen zog und den Sieg bei Guinegate erfocht, fanden die Hoeks einen neuen Kampfplatz in Utrecht und breiteten sich von dort bald wieder in Holland aus, wo ihr Anhang immer noch sehr groß war. Dies knüpft sich an die Geschichte des Bisthums Utrecht. Hier waren die Hoeks von dem Augenblicke an, als Herzog Philipp der Gute den Utrechtern seinen natürlichen Sohn David zum Bischof aufgedrungen hatte, der herzoglichen Linie feindlich geworden und Karl der Kühne hatte seinen Halbbruder nur mit großer Anstrengung im Besitze der bischöflichen Würde erhalten können. Das Dom-Kapitel hatte nämlich 1455, um nicht unter Fürstengewalt zu kommen, sowohl den ihnen empfohlenen Herzog Stephan von Baiern,

als Philipp's natürlichen Sohn David verschmäht und den Dompropst Gysbert von Brederode erwählt. Philipp hatte aber, um die Bestätigung der Wahl Brederode's zu hintertreiben, den Bischof von Arras nach Rom geschickt und bewirkt, daß David durch Provision, das heißt durch die Gunst des Papstes, Bischof ward. Den erwählten Bischof Brederode und dessen Schützer, den Herzog von Cleve, hatte er mit Gewalt der Waffen gezwungen, sich eine Entschädigung gefallen zu lassen. Später hatte Brederode nicht nur dieser Entschädigung entsagen, sondern auch seine Stelle im Dom-Kapitel aufgeben und nebst mehreren anderen Hoeks die Stadt räumen müssen. Doch blieb der Anhang der Hoeks in Utrecht und besonders in dem benachbarten Amersfort immer groß, und der Bischof konnte nie die volle Gunst seiner Bisthum-Angehörigen gewinnen. Schon 1478 lehnten sich die Bürger von Amersfort wieder gegen David auf und vertrieben seine Anhänger aus der Stadt und auch in Utrecht konnte David den Einwohnern so wenig trauen, daß er sich gewöhnlich nicht dort, sondern zu Wyk te Doorstede aufhielt. Als nachher Maximilian die Hoeks in Holland verfolgen und verbannen ließ, sammelten sie sich in Utrecht. Im Jahre 1481 drang Jan von Montfort an der Spitze eines Heeres von holländischen und anderen Hoeks in die Stadt Utrecht ein und Brederode's Anhang entzog dieselbe ganz dem Bischof David und der burgundischen Herrschaft. Vergebens suchte Egmont, der Führer der Kabbeljauwen, sie wieder zu unterwerfen: Jan von Montfort war ihm überlegen. Maximilian ließ hierauf alle Utrechter, welche in den andern Provinzen angetroffen wurden, als Geiseln für seine und des vertriebenen Bischofs verhaftete Anhänger ins Gefängniß werfen. Jan von Montfort aber jagte Alle, welche in Utrecht von Aussöhnung redeten, aus der Stadt. Der Letztere hatte mit seinen Hoeks auch die Stadt Naerden besetzt; aus dieser vertrieben ihn aber die Kabbeljauwen von Amsterdam wieder (26. December 1481).

Von diesem Augenblicke an wütheten die Parteien in Holland und Utrecht bis nach Friesland und Gröningen hin mit furchtbarer Wuth und mit gleicher Grausamkeit gegen einander. Auch die stets unruhigen Lütticher geriethen damals mit ihrem Bischofe in einen neuen Streit und es entsprang daraus ein Krieg, welcher Jahre lang die Gegenden von den Grenzen Brabants bis zur Eifel verheerte. Maximilian wurde durch den Krieg mit Ludwig XI. und durch die Unruhen in Gent und Brügge abgehalten, sich der Lütticher und Utrechter Angelegenheiten anzunehmen; er mußte sie Leuten überlassen, deren Wildheit und Parteiwuth, wie das Schicksal des häßlichen Bischofs von Lüttich und seines Gegners, Wilhelm's von der Mark, beweist, grenzenlos war. Wilhelm von der Mark, mit Recht

der Eber der Ardennen genannt, hatte dem Hauptgegner Maximilian's, dem intriguanten Bischofe, lange als Werkzeug und als Feldherr gedient und war von ihm so begünstigt worden, daß er sich eine unbeschränkte Gewalt über das Haus, die Beamten und die Hofleute desselben erworben hatte, bis er zuletzt die Sache zu weit trieb. Er tyrannisirte den Bischof selbst und mißhandelte oder tödtete, wenn es ihm einfiel, die vornehmsten Hofbeamten desselben in seiner Gegenwart. Die Stände des Bisthums verbannten ihn daher endlich, wie der Wortlaut hieß, auf 50 Jahre (1482). Jetzt sann Wilhelm auf Rache. Er warb ein Heer und verstärkte dasselbe durch die von Ludwig XI. in Aussicht auf den Frieden entlassenen Kriegsleute, sowie durch alle diejenigen, welche der damals unabhängig von Burgund (ohne Mambours) herrschende Bischof von Lüttich aus der Stadt verbannt hatte. Mit diesem wilden Heere zog der Eber der Ardennen gegen Lüttich, um den Bischof zu verjagen und seinen eigenen Sohn, Johann, an dessen Stelle wählen zu lassen. Der Bischof, dessen Standarte der Kanonikus Jan van Hoorn trug, zog ihm entgegen, erfuhr aber, als er kaum vor die Stadt gekommen war, daß die beiden Bürgermeister Rouslar und Pavillon eine verrätherische Uebereinkunft mit Wilhelm geschlossen hätten. Dies trieb ihn sogleich zur Rückkehr und auf derselben fand er endlich das Schicksal, welches er durch sein Betragen in Flandern längst verdient hatte. Als er nämlich den Rückzug anordnete, geriethen die vielen tausend Bürger-Milizen, welche er unvorsichtiger Weise mit hinausgeschleppt hatte, in Verwirrung, so daß er aufgehalten wurde; Wilhelm erreichte ihn daher und spaltete ihm, nachdem er ihn in seiner barbarischen Weise angeredet hatte (Louis de Bourbon, j'ai cherché votre amitié et vous me l'avez refusée), mit einem einzigen Hiebe seiner Streitaxt den Kopf. Da sich alle Domherren, welche den grausigen Eber der Ardennen verabscheuten, ins Brabantische geflüchtet hatten, so gelang es jenem allerdings, seinen Sohn zum Bischof wählen und einsetzen zu lassen (Ende September); die nach Brabant geflüchteten Domherren stellten demselben aber Johann van Hoorn entgegen, welchen sie in Löwen gewählt hatten. Die beiden Bischöfe oder vielmehr Wilhelm von der Mark und seine Feinde führten darauf in den Jahren 1483 und 1484 einen entsetzlichen Mord- und Brandkrieg, in welchem die Einen oft bis über Namur hinaus, die Anderen bis nach Mastricht hin und bis tief in Deutschland hinein das Land verheerten. Schon im Jahre 1484 entsagte Wilhelm der Hoffnung, seinem Sohne, welchem der Papst die Anerkennung verweigerte, das Bisthum zu verschaffen. Er ließ daher zuletzt Jan van Hoorn als Bischof anerkennen, weil er ihn zu beherrschen hoffte; die Verwandten Hoorn's lock-

ten aber den grausigen Räuber und Mörder an einen Ort, wo ihn eine Reiterschaar der Mastrichter überfiel und nach Mastricht brachte. Hier wurde er sogleich öffentlich enthauptet und sein Genosse Gysbert von Ryckeel geviertheilt. Die Hoorn's und ihre Anhänger setzten darauf noch Jahre lang den Krieg mit Eberhard, dem Bruder Wilhelm's von der Mark, den Frankreich heimlich unterstützte, fort; der weitere Verlauf dieses Krieges gehört aber der Geschichte des Zusammenhanges, in welchem die burgundischen Angelegenheiten mit denen der Hauptmächte Europas standen, nicht unmittelbar an.

Der Krieg in Utrecht endete fast auf gleiche Weise, wie der in Lüttich, nur mit dem Unterschiede, daß das Rauben, Morden und Brennen nicht viele Jahre hindurch fortdauerte, und daß Maximilian selbst derjenige war, welcher den Unruhen ein Ende machte. Nachdem die Hoeks oder die Aristokraten den Bischof David aus der Stadt Utrecht vertrieben und Jan von Montfort mit seinen Leuten in den Besitz derselben gesetzt hatten, riß dort Mangel ein und die Gewerbe stockten, weil die Stadt von den Gegnern eingeschlossen gehalten wurde. Dies rief eine Gegen-Revolution hervor. Die geringeren Bürger bemächtigten sich im April 1483 des Kapitelhauses, nahmen Jan von Montfort nebst seinen Anhängern gefangen, setzten den alten Magistrat ab und riefen den Bischof David in die Stadt zurück. Dieser und die zugleich mit ihm Verbannten schwuren zwar, der Rache zu entsagen (Urfehde, d. i. Verzichtleistung auf Fehde) und die Gefangenen freizulassen, knüpften aber die Bedingung daran, daß ihnen die Burg Montfort übergeben würde. Da dies nicht geschah, behielten sie ihre Gefangenen in Haft, bis dieselben mit Gewalt befreit wurden. Am 8. Mai 1483 überfielen nämlich Engelbert von Cleve und Hendrik van Nyeveld, der Neffe Jan von Montfort's, die Stadt Utrecht, befreiten ihre Freunde und Verwandten, warfen den Bischof David auf einen Mistwagen und zogen dann wieder ab, indem sie den Letzteren gefangen mit sich nach Amersfort schleppten. Um für diesen Streifzug Rache zu nehmen, sammelten die Kabbeljauwen ein Heer von 12,000 Mann zu Fuße und 2000 Reitern und baten Maximilian, die Führung desselben zu übernehmen, während zugleich die holländischen Stände das zum Kriege nöthige Geld hergaben. Zwei Monate lang lag dieses Heer vor der Stadt, welche sehr hartnäckig vertheidigt wurde. Mehrere Unterhandlungsversuche schlugen fehl; nachdem aber bei einem am 26. Juli unternommenen Angriffe, bei welchem der Statthalter von Holland, Sire de Lalaing, durch eine Kanonenkugel getödtet ward, die Amsterdamer Vorstadt genommen worden war, zwangen die Bürger Jan von Montfort und seinen Anhang, eine Kapitulation abzuschließen. Vier Tage nachher (7. Sep-

tember 1483) wurde die Stadt übergeben und Frederik van Egmont ward Maximilian's Statthalter in der Stadt, weil Bischof David zu Utrecht ebenso, wie Jan van Hoorn in Lüttich, Maximilian als Schutzherrn (Mambour) anerkennen mußte. Amersfort ward erst am 21. Januar 1484 erobert.

Mit dem Jahre 1485 beginnt eine ganze neue Periode für Maximilian und für die burgundischen Länder, deren Geschichte im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erst dann vollständig begriffen werden kann, wenn wir die Geschichte Italiens und der spanischen Reiche bis dahin geführt haben. Ehe wir dies thun, wollen wir die oben gegebene Uebersicht der englischen Geschichte bis auf die Beendigung des Kampfes der rothen und weißen Rose fortsetzen.

VII. Englische Geschichte von der Schlacht bei Northampton bis zum Ende des Kampfes der rothen und weißen Rose.

---

1. Heinrich VI. und Eduard IV.

Herzog Richard von York trat 1460, nachdem das Heer seiner Gegner besiegt und König Heinrich VI. in seine Gewalt gekommen war, öffentlich im Parlament mit einem Anspruche an die englische Krone auf, die das Haus Lancaster seit 60 Jahren besessen hatte und in Bezug auf welche er selbst sein Recht nicht von seiner väterlichen, sondern von seiner mütterlichen Abstammung herleitete. Er streckte übrigens zwar die Hand nach der Krone aus, stellte sich im Parlamente neben den Thron und hätte denselben gern bestiegen, that dies aber doch nicht, als ihn Niemand dazu aufforderte. Er verließ unwillig die Versammlung. Es begannen Verhandlungen, bei welchen die Richter wie die Advokaten der Krone es ablehnten, eine Rechtsfrage von solcher Höhe zu beantworten. Endlich entschossen sich die Lords, eine Uebereinkunft vorzuschlagen, welche den Herzog nicht nur zum Generalstatthalter (Protector) und mit Ausschluß von Heinrich's Sohn zu dessen Nachfolger machte, sondern auch die Bestimmung enthielt, daß wenn dieser Vertrag gebrochen werde, er oder sein Sohn sogleich König sein sollte. Heinrich VI. gab seine Zustimmung; mit der Krone geschmückt und vom Herzog begleitet, erschien er beim Gottesdienst in der Paulskirche und wenige Tage später (November 1460) wurde York als Prinz von Wales und Thronerbe

proklamirt. Heinrich mußte sogar an seine Gemahlin Margaretha den Befehl schicken, zu ihm nach London zu kommen. Margaretha hatte jedoch unterdessen im Norden, wo die Partei der rothen Rose mächtig war, ein Heer von Schotten, Walisern und rohen Grenzhütern gesammelt. Herzog Richard ging diesem Heer unvorsichtig mit 5000 Mann entgegen, ließ sich bei Wakefield aus der Burg, in die er sich anfangs geworfen hatte, auf das offene Feld locken und wurde nicht nur besiegt, sondern auch selbst getödtet (Ende December 1460). Margaretha ließ Richard's Haupt, welches ihr auf der Spitze einer Pike überbracht wurde, höhnend mit einer papiernen Krone schmücken und auf der Mauer der Stadt York aufstecken. Auch sein zweiter Sohn, der Graf Edmund von Rutland, welcher erst 17 Jahre alt war, erlitt gleich nach der Schlacht ein gräßliches Ende und bei dieser Gelegenheit spielte Lord Clifford im Namen des Hauses Lancaster dieselbe Rolle, welche Graf Warwick, der Würgengel der alten Familien Englands, für das Haus York zu spielen pflegte. Der Knabe ward fliehend von Clifford eingeholt, der ihn mit furchtbarer Stimme und gezücktem Dolche um seinen Namen fragte. Der Schrecken benahm dem Knaben selbst, welcher auf die Kniee gefallen war, die Sprache; sein neben ihm stehender Hofmeister aber glaubte ihn dadurch zu retten, daß er sagte, es sei Richard's Sohn. Da stieß Clifford dem unglücklichen Knaben sogleich den Dolch in die Brust, indem er ausrief: „So! Dein Vater hat den meinigen erschlagen, darum tödte ich dich und werde Alle tödten, welche deines Geschlechtes sind.“ Die Königin nahm auch das abgeschlagene Haupt des Knaben mit Freuden an und ließ es neben dem seines Vaters aufstecken. Eben so grausam gemordet und im Tode schmählich gehöhnt ward der Graf von Salisbury, der Vater des Grafen von Warwick, welcher nebst seinem Bruder, dem Lord Montague, die Hauptstütze des Hauses York war. Er befand sich unter den in der Schlacht Gefangenen und Margaretha ließ ihn nicht allein sogleich ohne Proceß hinrichten, sondern auch sein Haupt neben den Häuptern von Richard und dessen Sohn aufstecken. Mit diesen grausigen Handlungen begann nach der Schlacht bei Wakefield ein in der Geschichte fast beispielloses gegenseitiges Morden und Quälen der alten englischen Aristokratie, welche durch den Kampf der Häuser Lancaster und York in zwei feindliche Parteien gespalten war. Die Königin Margaretha und Richard's ältester Sohn, der nachherige König Eduard IV., der an seines Vaters Stelle trat, gingen hierin ihren Anhängern wetteifernd voran. Da nun überdies in den Schlachten auf beiden Seiten der Befehl gegeben wurde, die vornehmen Feinde nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, des Lösegeldes wegen zu Gefangenen zu machen,

sondern vielmehr eher der Gemeinen, als der Männer von Adel zu schonen; so wird man es nicht auffallend finden, daß am Ende des Jahrhunderts fast alle alten großen Geschlechter ausgerottet und die Titel derselben nebst einem Theile der Güter (nicht aber die blos auf Herkommen beruhenden früheren Fürsten- und Grafenrechte) an ganz neue Familien übergegangen waren.

Eduard, der älteste Sohn Richard's, der sich zur Zeit der Schlacht von Wakefield in Glocester befand, nahm nicht nur den Titel Herzog von York an, sondern trat auch sogleich als Kron-Prätendent auf, weil die mit seinem Vater getroffene Uebereinkunft gebrochen sei und folglich ihm die Krone gebühre. Gegen ihn schickte die Königin Margaretha eine Heeresabtheilung unter dem Grafen von Pembroke, Jasper (Kaspar) Tudor; sie selbst zog gegen London, um ihren Gemahl zu befreien, welchen der mit nur wenigen Truppen zurückgebliebene Graf Warwick bewachte. Sowohl Eduard, als die Königin erfochten im Monat Februar (1461) einen Sieg, jener am 1., diese am 17. Der neue Herzog von York traf unweit Wigmore an einem Orte, den man Mortimers-Kreuz nannte, auf Pembroke und brachte demselben eine vollständige Niederlage bei. Unmittelbar nach diesem Siege begann er die endlose Reihe seiner blutigen Handlungen, indem er, zur Rache für seinen Vater und seinen Bruder, Pembroke's Vater Owen Tudor und sechs andere Parteihäupter des Hauses Lancaster, welche unter den gemachten Gefangenen waren, enthaupten ließ. Owen Tudor war mit der französischen Prinzessin Katharina, der Wittwe König Heinrich's V. von England, vermählt gewesen; einer seiner Söhne, Edmund, Graf von Richmond, hatte Margaretha Beaufort, eine Tochter Johann's von Somerset, geheirathet und später gingen alle Rechte des ausgerotteten Hauses Lancaster an ihren Sohn, den Grafen Heinrich von Richmond oder, wie er als König hieß, Heinrich VII., über. Zwei Wochen nach Eduard's Siege fand das Heer der Königin, als es nach London marschirte, den Grafen Warwick in und um St. Albans gelagert, griff ihn an, zerstreute sein Heer nach einem heftigen Kampfe, in welchem über 2000 Ritter fielen, und befreite den gefangenen König. Dieser war von Warwick mit in das Feld geschleppt worden; seine Befreier fanden ihn daher, als die Feinde zerstreut wurden, mit seinem Kammerherrn in seinem Gezelte. Zur Rache für Owen Tudor und seine Genossen, welche Eduard nach seinem Siege getödtet hatte, ließ die Königin am Tage der Schlacht die beiden angesehensten Männer im York'schen Heere, Lord Bonville und Sir Thomas Kyriel, hinrichten. Ob man Beide auf der Flucht gefangen genommen hatte oder ob sie bei dem Könige zurückgeblieben waren, weil derselbe ihnen versprochen hatte, daß ihnen

nichts geschehen solle, darüber sind die gleichzeitigen oder doch authentischen Geschichtschreiber dieser Begebenheiten nicht einig; ganz gewiß dagegen ist, daß die Königin sie ihrer Rachsucht zum Opfer brachte. Seit der ersten, für das Haus York so günstigen Schlacht in und bei St. Albans waren beinahe sechs Jahre verflossen. Nach der Befreiung ihres Gemahles leitete Margaretha den Krieg in dessen Namen gegen den neuen Herzog von York als einen Rebellen. Ihr Heer bestand jedoch unglücklicher Weise hauptsächlich aus Walisern, aus Schotten und aus Schaaren der rüstigen, aber an Rauben und Beutemachen gewöhnten Grenzhüter, welche vorzüglich der Beute wegen dienten. Es war daher nicht möglich, dieses Heer gleich nach dem Siege zu einem Angriffe auf die Stadt London zu bewegen, deren Bürger die Hauptstütze des neuen Herzogs von York waren; vielmehr zerstreuten sich die Truppen der Königin, um zu plündern, und erbitterten dadurch die Bürger von London so sehr, daß der Lordmayor die Lebensmittel, welche er der Königin schicken wollte, nicht hinausbringen lassen konnte. Als daher Eduard und der Graf Warwick, welcher sein Heer wieder gesammelt und sich mit jenem vereinigt hatte, plötzlich bis vor London heranrückten, sah sich Margaretha schon dadurch, daß es ihr an Lebensmitteln fehlte, genöthigt, mit ihren Truppen in die nördlichen Grafschaften zurückzukehren. Eduard, anstatt ihr mit seinem Heere zu folgen, eilte, sich in den Besitz des Thrones zu setzen.

Schon am 26. Februar zog Eduard, ein schöner Mann von 19 Jahren, von Lord Falconbridge geleitet, an der Spitze von 4000 Gepanzerten in London ein. Er ward von den über das königliche Heer sehr erbitterten Bürgern der Stadt mit Jubel aufgenommen. Seine Freunde drängten ihn, daß er, nachdem er einmal das Schwert gegen seinen König gezogen habe, die Scheide wegwerfe; es wurde deshalb sogleich eine große Geheimrathsversammlung gehalten, in welcher unter dem hergebrachten Scheine des Rechtes das Urtheil über Heinrich VI. gesprochen ward. Dieses am 2. März öffentlich verkündete Urtheil lautete: Heinrich VI. sei dadurch, daß er sich an die Königin angeschlossen und mit ihr entfernt habe, aller Vortheile der mit Richard von York getroffenen Uebereinkunft verlustig geworden und die Krone gehe also an Richard's Sohn Eduard über. Das Urtheil wurde bei einer Musterung der versammelten Menge unter freiem Himmel durch den Bischof von Exeter als Kanzler bekannt gemacht. Hierauf zog Eduard in die große Halle von Westminster, bestieg dort den Thron und setzte den Anwesenden auseinander, worin das Recht bestehe, welches seine Familie an die Krone habe. Dann begab er sich in die Kirche und wiederholte hier seine

Rede, welche, was in unseren Zeiten Niemandem auffallen wird, beide Male sehr oft durch ein „Es lebe König Eduard!" unterbrochen wurde. Unmittelbar darauf ward er dem alten Gebrauche gemäß von Herolden in den verschiedenen Quartieren der Stadt als König Eduard IV. ausgerufen. Der Geschichtschreiber Heinrich Hallam, welcher als Advokat eher in allen Punkten des englischen Staatsrechtes, als in eigentlich historischen Dingen Zeugniß und Autorität sein kann, hat sich über das Recht des Hauses York auf den englischen Thron sehr ausführlich ausgesprochen; wir wollen daher Einiges aus seinem, sonst mehr dem Geschäftsmanne und dem gewöhnlichen Leser nützlich und angenehm zu lesenden, als dem Forscher und dem tiefer denkenden Theile des Publikums zu empfehlenden Werke anführen. Er bemerkt mit Recht, der Anspruch Richard's von York, des Vaters von Eduard, habe ganz allein darauf beruht, daß sein Vater, Graf Richard von Cambridge, mit Anna, der Tochter Roger Mortimer's, Grafen von March, vermählt gewesen sei, und daß nach englischem Rechte der Anspruch auf den Thron auch auf die Tochter übergehe. Roger Mortimer war ein Sohn der Philippa, der Tochter Lionel's von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III., und sein ältester Sohn, Edmund Mortimer, war auf Veranlassung des Königs Richard II. zum Erben der Krone erklärt worden. Dies war, als Heinrich IV. sich des Reiches bemächtigte, nicht beachtet worden, weil damals Edmund noch ein Kind war; doch glaubte auch selbst Heinrich IV., daß die Ansprüche der Familie von March ihm gefährlich werden könnten, denn er ließ den jungen Grafen gefangen setzen. Heinrich V. gab demselben die Freiheit wieder und war sogar großmüthig genug, ihm eine Verschwörung mit seinem Schwager, dem Grafen von Cambridge, zu verzeihen. Die Ansprüche des Herzogs von York an die Krone schienen später ganz vergessen zu sein, so daß man ihm unter Heinrich VI. die wichtigsten Verrichtungen in Frankreich und Irland anvertraute und ihn somit nicht einmal als verdächtig ansah. Erst als Heinrich's VI. Gemahlin, Margaretha, den Justiz-Mord des Herzogs von Glocester verüben ließ, trat eine Aenderung ein. Diesen Justiz-Mord hält Hallam ebenso wie Hall für die eigentliche Ursache des Untergangs der Dynastie Lancaster. Zwischen Richard von York und Margaretha hatte schon seit 1440 eine unversöhnliche Feindschaft bestanden. Nichtsdestoweniger würde Richard sich, wie Hallam meint, ruhig verhalten haben, wenn nicht 1453 seine damals ganz sicheren Aussichten auf den Thron durch die Geburt eines Prinzen (Eduard) vereitelt worden wären, dessen Echtheit König Heinrich VI. selbst anerkannte und Niemand bezweifelte, als wer in York's Interesse stand. Richard hatte keinen anderen Grund, jenen Prinzen nicht für Hein-

rich's Sohn zu halten, als weil der Prinz erst, nachdem Heinrich schon neun Jahre vermählt gewesen war, geboren worden sei.

Die Königin, welche mit dem Todfeinde Richard's, dem Herzoge von Somerset, die Regierung leitete, war beim Volke nicht beliebt, mehr französisch als englisch gesinnt, sowie unversöhnlich und grausam; Richard dagegen zeigte sich selbst dann noch, als er sich empört hatte und gegen Heinrich im Felde lag, menschlich und gemäßigt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die Engländer endlich ihrem Grundsatze, nur solche Regenten anzuerkennen, deren Recht zu regieren im Gerichte bewiesen werden könne, untreu wurden, wiewohl sie eigentlich nicht dies thaten, sondern vielmehr sich der Gewalt fügten. Wie schwer sie sich jedoch entschlossen, eine Veränderung zu billigen, welche unfehlbar eine ganze Zahl von Revolutionen hervorrufen mußte, geht schon daraus hervor, daß der hohe Adel sogar nach dem von Richard im Jahre 1455 erfochtenen Siege sich nur mit heftigem Widerstreben dazu verstanden hatte, das zweite Protectorat Richard's anzuerkennen, und daß noch im Parlament von 1459, in welchem der Herzog von York und die Grafen von Warwick und Salisbury des Hochverraths schuldig erklärt wurden, 32 weltliche Pairs dem König Heinrich und seinen Nachkommen den Eid der Treue geleistet hatten. Nach Richard's Tode wurde die Zahl der Anhänger des Hauses York hauptsächlich durch Margaretha's Rachsucht und Grausamkeit, sowie durch die entsetzlichen Verwüstungen vermehrt, welche ihr im Norden und Westen geworbenes Heer von Halbwilden im Süden und Osten Englands anrichtete. Dies sehen wir an dem Beispiele des gleichzeitigen Geschichtschreibers Whethamstede, eines Mannes, der seine Partei fast eben so schnell wechselte, als manche liberale Schwätzer unserer Zeit, die sich von den Republikanern überboten sahen. Whethamstede, Abt des reichen Klosters St. Albans, zeigt sich stets als einen eifrigen und getreuen Anhänger des Hauses Lancaster, bis die Königin mit ihrem wilden Heere auch sein Kloster eben so arg mitnimmt und ausplündert, als alle anderen loyalen und nicht loyalen Orte; von diesem Augenblicke an wird er plötzlich auf eine fast komische Weise ein eifriger Anhänger des Hauses York.

Der neue König, Eduard IV., und der Graf von Warwick, dessen Erfahrung in den Geschäften und Tapferkeit im Felde den 19jährigen Prinzen auf den Thron gebracht hatten und auf demselben erhielten, sahen sehr gut ein, daß die Annahme des Königstitels ihnen eher gefährlich und verderblich, als vortheilhaft sei, wenn nicht Heinrich VI. gefangen oder aus der Welt geschafft werde. Sie eilten schon vom 6. März an der Königin nach. Für diese hatte der Herzog von Somerset in und um York ein Heer zusammengebracht, welches sowohl

an Reiterei als an Fußvolk sehr stark gewesen zu sein scheint, wenn es auch nicht nach der dreisten Behauptung der Chroniken, welche gerade für diese Zeit magerer und schlechter sind, als für jede andere, 60,000 Mann betrug. Warwick und Eduard hatten, als sie sich am 12. März 1461 bei Pontefract vereinigt hatten und ihren Feinden entgegen zogen, nur etwa 40,000 Mann. Der Sieg schien daher für sie sehr zweifelhaft zu sein. Allein Eduard, Warwick und andere Führer der Rebellen waren offenbar allen Generälen des königlichen Heeres an Feldherrntalent überlegen und überdies bestand das letztere aus aufgebotenen Milizen, Eduard's Truppen aber waren geübte Leute. Nichtsdestoweniger ward, als es zum Schlagen kam, von der einen wie von der anderen Seite lange und blutig gekämpft. Somerset, welcher die königliche Familie in York zurückgelassen hatte und bis ungefähr acht Stunden südlich von York vorgerückt war, traf zwischen den Dörfern Towton und Saxton mit Eduard und Warwick zusammen und ward nach einer blutigen Schlacht, in welcher Mann an Mann bis tief in die Nacht und noch am folgenden Tage kämpfte und welche durch die Masse der Opfer den Zeitgenossen so denkwürdig war, als in unseren Tagen die bei Borodino, völlig geschlagen (28. März 1461). Man gibt die Zahl aller Gefallenen auf 38,000 an, und wir können diese Zahl nicht bezweifeln, da Lingard einen Brief Eduard's an seine Mutter anführt, in welchem Eduard seinen eigenen Verlust verschweigt, von dem der Feinde aber sagt, er habe die Leichen der gefallenen Lancastrier durch die Herolde zählen lassen und eine Zahl von 28,000 erhalten.

Somerset entkam nebst dem Herzoge von Exeter glücklich aus der Schlacht, holte die königliche Familie in York ab und rettete sie nach Schottland. In diesem Lande war die Verwirrung damals eben so groß als in England; denn der schottische König Jakob II. war im vorhergehenden Jahre bei der Belagerung von Roxborough durch das Zerspringen einer Kanone getödtet worden und hatte für seinen Sohn Jakob III., welcher noch ein Kind war, eine Regentschaft bestellt, an deren Spitze die Mutter desselben sich nur schwer behauptete; der Graf Roß, welcher die Inseln beherrschte, war unabhängiger Herr. Margaretha gewann die Regentin von Schottland durch die Abtretung von Berwick, und Eduard, welcher bis an die Grenze vorgedrungen war, rettete nur mit Mühe die Stadt Carlisle. Schon im Juni eilte der Letztere wieder nach London zurück, wo er sich durch den Erzbischof von Canterbury feierlich krönen ließ und seine beiden Brüder, welche früher nach Flandern geflüchtet und jetzt heimgekehrt waren, den einen (Georg) zum Herzoge von Clarence, den an-

deren (den nachherigen König Richard III.) zum Herzoge von Glocester ernannte.

Die Regierung Eduard's begann mit schauderhaften Grausamkeiten und Mordthaten und mit Willkürlichkeiten, welche um so empörender sind, weil sie unter dem Scheine gesetzlicher und constitutioneller Formen geübt wurden. Wir wollen die einzelnen unerhörten Bestrafungen von Unschuldigen, weil Hallam, der Geschichtschreiber der constitutionellen Formen Englands, sie bestreitet, mit Stillschweigen übergehen, und uns namentlich nicht auf die in vielen Geschichtsbüchern erzählte Anekdote von jenen beiden Leuten berufen, von welchen der Eine aus dem Grunde als Hochverräther hingerichtet worden sein soll, weil er mit Anspielung auf die Krone, welche sein Haus zum Schilde hatte, gesagt habe, sein Sohn sei der Kronerbe, der Andere aber, Thomas Burdet, deswegen, weil er den Wunsch ausgesprochen habe, daß derjenige, welcher dem Könige den Rath gegeben, einen von seinen Hirschen zu schießen, dessen Geweihe im Leibe haben möge. Es bleiben noch immer der Gräuel genug und wir brauchen blos bei demjenigen stehen zu bleiben, was auch Hallam, so sehr er sich dreht und windet, nicht hinwegleugnen kann. Eduard konnte, gerade weil England eine Constitution hatte, sobald er schlechte oder feige Leute genug zusammenbrachte, seine Gräuelthaten im Namen der Nation und scheinbar zu ihrem Besten begehen. Seit seiner Zeit ward es ganz gewöhnlich, angesehene Männer durch einen Parlaments-Beschluß (eine sogenannte bill of attainder) statt regelrechten gerichtlichen Verfahrens des Hochverraths schuldig zu erklären und auf barbarische Weise zu bestrafen. Gleich nach seiner Krönung beim ersten Zusammentreten des Parlaments zeigte sich insbesondere das Unterhaus bereit, die Willkür des Jünglings zum Gesetze zu machen. Schon bei der Eröffnung begrüßte ihn der Sprecher als den einzig wahren Thronerben und pries ihn wegen seiner hohen Gaben, auch wegen seiner Schönheit.*) Zuerst wurden alle drei vorhergehenden Regierungen seit 1399 für Usurpationen und alles, was während derselben geschehen war, für null und nichtig erklärt, die von diesen Regierungen gemachten Vergabungen widerrufen und nur die Urtheilssprüche derselben, ferner eine Reihe von Gesetzen und die ertheilten Adelstitel anerkannt. Dann ward eine Parlaments-Verurtheilung wegen Hochverrath (bill of attainder) erlassen, welche fast alle Familien traf, die sich seit Heinrich IV. im Dienste des Hauses Lancaster ausgezeichnet hatten. König Heinrich VI., seine Gemahlin,

---

*) Comines sagt von Eduard IV.: „plus beau que nul prince que j'aye jamais veu"; freilich auch: „nulle chose il n'avoit en pensée qu'aux Dames."

ihr Sohn Eduard, die Herzoge von Somerset und Exeter, die Grafen von Northumberland, Devonshire, Wiltshire und Pembroke, der Vicomte Beaumont, die Lords Roß, Nevil, Rougemont, Dacre und Hungerford nebst 138 Rittern, Priestern und Rittersöhnen (esquires) wurden für Verbrecher erklärt, welche der grausamen Todesstrafe des Hochverraths anheim gefallen seien; ihre Güter sollten eingezogen werden und sie selbst nicht nur ihres Adels verlustig sein, sondern auch, wenn sie nicht schon im Felde gefallen wären, schimpflich hingerichtet werden. Für diese schreckliche Maaßregel wurden außer politischen Gründen auch finanzielle angeführt. Das Andenken Herzog Richard's wurde in alle Ehren eingesetzt und seiner Wittwe Cäcilia ein Jahrgehalt bestimmt.*)

Dem Unterhause dankte König Eduard in einer sehr naiven Rede, welche in dem Parlaments-Protokolle aufbewahrt ist, für seine Bereitwilligkeit, sich zu diesen Beschlüssen brauchen zu lassen. „Jakob Strongways", sprach er, zu dem Sprecher des Parlaments gewendet, „und ihr Anderen, die ihr als Deputirte des Landes zum Parlamente erschienen seid, ich danke euch, so herzlich als ich kann, für das treue Herz und die zarte Rücksicht, die ihr für mein und meiner Vorfahren Recht und für meinen Anspruch (title) an den Thron gehabt habt. Auch danke ich euch für die zarte und wahrhaft treue Sorge (hearts), die ihr mir dadurch bewiesen habt, daß ihr daran dachtet, den grausamen Mord meines Vaters, meines Bruders Rutland, meines Vetters Salisbury und Anderer zu bestrafen. Ich danke euch recht herzlich und werde mit der Gnade des allmächtigen Gottes für euch ein so guter und gnädiger, unbeschränkt gebietender Herr (sovereign lord) sein, als je einer meiner edlen Ahnherren für seine Unterthanen und Vasallen gewesen ist. Auch danke ich euch aus vollem Herzen für die treue und liebevolle Sorgfalt, welche ihr mir durch die großen Anstrengungen (labours) bewiesen habt, die ihr aushieltet und truget, um mir Recht und Titel, die ich nun besitze, wieder zu erlangen. Hätte ich noch irgend etwas Besseres, als meinen Leib, um euch zu belohnen, es sollte euer sein; so aber soll dieser zu jeder Zeit zu euerer Vertheidigung bereit sein. Ich werde mich nie schonen oder euch bei irgend einer drohenden Gefahr (jeopardy) im Stiche lassen, bitte euch aber dabei um eueren herzlichen Beistand und euere gute Haltung (countenance), wie ich denn stets sein werde u. s. w."

Dieser aus Lingard entlehnten Stelle wollen wir, um nicht darauf

*) In demselben Parlament wurde verfügt, daß Würfel- und Kartenspiele nur in der Zeit der Zwölfnächte (von Weihnachten bis zum Dreikönigs-Abend) gestattet sein sollten.

zurückkommen zu müssen, einige sogar von Hallam als richtig anerkannte allgemeine Bemerkungen über Eduard's blutige und drückende Regierung beifügen, dabei aber, des Zweckes dieser Weltgeschichte eingedenk, uns sehr kurz fassen. Die Regierung Eduard's ist, wie der Verfasser der Geschichte der constitutionellen Formen Englands sagt, die einzige, während deren gar keine Verfügung zur Abstellung von Mißbräuchen oder zur Sicherung der Freiheit der Unterthanen erlassen ward; es findet sich im Urkunden-Register keine einzige Petition, welche darauf Bezug hätte. Dagegen finden wir, wie bereits gesagt worden ist, in den Chroniken mehrere Beispiele eines Verfahrens, welches selbst in der Türkei und in Rußland barbarisch genannt werden würde. Die Schriftsteller rühmen freilich von Eduard, daß er vom Parlament selten eine Beisteuer für die Staatsausgaben (subsidy) gefordert habe; betrachtet man aber die Sache genau, so war dies eine bloße Täuschung. Er erhob das Geld unter anderer Form. Schon allein durch Gütereinziehungen brachte er ungeheure Summen an sich, da Fortescue, ein ganz zuverlässiger Schriftsteller, vermittelst einzelner Angaben nachgewiesen hat, daß die Güter, welche dem König Eduard in den verschiedenen Perioden seiner Regierung wegen der Verbrechen ihrer Besitzer anheimfielen, etwa den fünften Theil des ganzen Landes ausmachten. Eduard verschenkte und verschleuderte freilich wieder Vieles davon, er behielt aber immer noch genug übrig, um größere Ausgaben machen zu können, als seine Vorgänger gemacht hatten. Er erfand übrigens auch ein ganz neues Mittel, Steuern zu erheben, ohne sich an das Parlament zu wenden. Viele seiner Vorgänger hatten nämlich, wenn sie Geld brauchten, von den reichen Handelsleuten, deren Zahl damals bei dem fortwährend steigenden Wohlstande Englands immer größer wurde, gewaltsam Anlehen erhoben; Eduard IV. forderte von derselben Klasse freiwillige Beisteuern (benevolences), eine Art der Abgaben-Erhebung, welche nachher, wie das Parlaments-Protokoll beweist, unter Richard III. im Parlamente sehr hart gescholten und verwünscht wurde. Das Parlament erklärte damals, daß die bisher unter dem Namen freiwilliger Gaben geübten Erpressungen auf immer abgeschafft sein sollten. Uebrigens war Eduard, so lange er den prosaischen Rathschlägen des Grafen Warwick folgte, in allen seinen Unternehmungen glücklich; später zog er sich aber durch die Poesie seiner Liebschaften und durch den Roman seiner Heirath Verlegenheiten zu und mußte deshalb sogar auf einige Zeit seinen Thron und sein Land verlassen.

Die Unterstützung, welche die Königin Margaretha in Schottland gefunden hatte, wußte Eduard dadurch unwirksam zu machen, daß er der Vormünderin des schottischen Königs Jakob III. Vorschläge zu

einer Heirath, an welche er nicht entfernt dachte, machen ließ, und den rohen und wilden Grafen von Roß, den Beherrscher der Inseln, durch Geld gewann. Indessen war Margaretha unerschöpflich an Hülfsmitteln und unerschrocken in jeder Gefahr. Sie beschloß 1462, in Frankreich Hülfe zu suchen. Zuerst reiste sie zum Herzog Franz II. von Bretagne, welcher zwar wegen seiner genauen Verbindung mit Philipp von Burgund ihren Gegner Eduard IV. schonen mußte, aber doch großmüthig genug war, ihr 12,000 Kronen zu schenken, damit sie nach Chinon zu dem König Ludwig XI. reisen könne. Dieser, obgleich er ihr natürlicher Schützer und damals ein Freund ihres alten Vaters, Renatus I., war, kannte auch in Betreff ihrer kein Erbarmen, sondern handelte blos nach Rücksichten der Politik. Er ließ es an augenfälliger Freundlichkeit gegen die flüchtige Königin nicht fehlen, erwies ihr, um das Aeußere und den Schein der nahen Verwandtschaft zu wahren, in Chinon alle ersinnliche Höflichkeit und hob in Gemeinschaft mit ihr den Sohn des Herzogs von Orleans und der Maria von Cleve aus der Taufe. Wie wenig er aber daran dachte, ihr beizustehen, konnte sie schon daraus erkennen, daß er während ihrer Anwesenheit in Chinon Eduard's Gesandte aufs zuvorkommendste empfing und ihnen geheime Audienzen ertheilte. Als sich Margaretha endlich erbot, dafür zu sorgen, daß die Stadt Calais an Frankreich abgetreten würde, ließ Ludwig ihr 20,000 Kronen auszahlen und gab dem Seneschall der Normandie, Brézé, die Erlaubniß, sie mit 2000 Mann nach England zu begleiten. Weil man ihn jedoch alles Schlechten fähig hielt und Brézé mit einer so kleinen Zahl Truppen nichts ausrichten konnte, so gab man dem französischen Könige Schuld, er habe nur die Absicht gehabt, den Seneschall zu verderben. Uebrigens kämpften Brézé und seine Leute nachher sehr rühmlich für Margaretha.

Fünf Monate (von Mai bis October 1462) blieb Margaretha in Frankreich. Als sie hierauf nach England zurückkehrte und an den unwirthlichen Küsten der Nordgrenze landete, erlitt sie manchen empfindlichen Schaden und Verlust, so daß sie und Brézé nicht einmal im Stande waren, zu Somerset und Percy zu gelangen, welche die drei festen Städte Bamborough, Dunstanborough und Alnwick tapfer vertheidigten, sondern sich auf einem Fischerboote nach Berwick retten mußten. König Eduard hatte die Führung des Krieges dem Grafen Warwick überlassen. Dieser belagerte seit der Mitte des December 1462 die genannten drei Festungen zu gleicher Zeit, und Percy und Somerset, welche allein den Kampf mit der königlichen Macht nicht länger zu führen vermochten, verstanden sich zu einer Capitulation, welche für sie ehrenvoll und vortheilhaft war und deren Bedingungen

auch von Warwick und Eduard treulich erfüllt wurden, die aber jene beiden Hauptführer der Partei Lancaster brachen, sobald sich für Heinrich VI. ein neuer Hoffnungsstrahl zeigte. Dieser Capitulation gemäß übergaben Somerset und Percy im Anfange des Januar 1463 die Festungen Bamborough und Dunstanborough und leisteten dem König Eduard den Eid der Treue, wogegen ihnen die Rückgabe ihrer Güter, sowie die Herstellung ihres Ranges und Adelstitels versprochen wurde. Eduard nahm hierauf mit Zustimmung des Parlaments die von diesem gegen Somerset und Percy ausgesprochene Verurtheilung (bill of attainder) zurück und gab Beiden ihre eingezogenen Güter wieder heraus. Außerdem wies er dem Ersteren noch ein Jahrgeld an und setzte den Letzteren wieder in den Besitz der festen Städte Bamborough und Dunstanborough. Einige andere Männer von der Besatzung dieser beiden Festungen, welche, wie Lord Roos und der Graf von Pembroke, die Huldigung nicht leisten wollten, wurden derselben Capitulation gemäß nach Schottland gebracht.

Da die ganze Geschichte, welche reichen Stoff für dramatische Dichtungen darbietet, einem Roman gleicht und der Charakter der Königin Margaretha ein Helden-Charakter ist, so mag hier auch des Abenteuers gedacht werden, welches derselben entweder im Winter 1462—63 oder im Frühling des Jahres 1464 (nach dem später zu erzählenden Treffen bei Hexham) zugestoßen sein muß. Ob sich dasselbe überhaupt ereignet hat, mag zweifelhaft sein, kann hier aber nicht untersucht werden. Jedenfalls beruht die ganze Sache blos auf dem schwachen Zeugniß der Chronik von Monstrelet.*) Margaretha verweilte, heißt es, mit ihren Leuten den Winter hindurch an der schottischen Grenze, wo, wie Jeder schon aus Walter Scott's Romanen weiß, Alles von genialen Räubern wimmelte. Hier verirrte sie sich einst bei einem in Begleitung ihres Sohnes unternommenen Ausritt im Dickicht des Waldes und fiel in die Hände von Räubern, von welchen sie gänzlich ausgeplündert und eine Strecke weit fortgeschleppt wurde. Vermöge ihrer Besonnenheit und Geistesgegenwart wußte Margaretha bald Ort und Gelegenheit zu benutzen, um sich und ihren Sohn der Gewalt dieser Begleiter zu entziehen. Nicht lange darauf stieß sie jedoch auf einen anderen Räuber. Diesen machte sie durch einen Geniestreich unschädlich. Sie ging nämlich, sobald sie seiner ansichtig wurde, gerade auf ihn los und sagte: „Mein Freund, ich vertraue den Sohn eures Königs eurer rechtlichen und getreuen Gesinnung an." Der Räuber fühlte sich durch diese Worte betroffen,

---

*) Eigentlich auf der Fortsetzung derselben durch Jean de Clercq, Anfang des 5. Buches.

nahm die Königin und den Prinzen in seinen Schutz und brachte Beide glücklich zu den Ihrigen.

Da die Festungen verloren, Somerset und Percy aber zum König Eduard übergegangen waren, so faßte Margaretha, welche noch immer von Brézé begleitet und beschützt wurde, den Entschluß, mit ihrem Sohne England noch einmal zu verlassen und erst dann wieder zurückzukehren, wenn sich um ihren Gemahl, der auf einem festen Schlosse von Nordwales (wahrscheinlich Harlech in Merionethshire) in Sicherheit war, aufs neue eine bedeutende Zahl der Anhänger des Hauses Lancaster gesammelt hätte. Sie schiffte sich ein und gelangte glücklich nach Sluys in Flandern. Sie ward von Philipp dem Guten sehr freundlich aufgenommen, obgleich derselbe mit Eduard im besten Vernehmen stand und dieser ihm erst ganz neulich wegen der von den Engländern an der niederländischen Küste begangenen Räuberei Genugthuung gegeben hatte. Einen Aufenthalt konnte jedoch Philipp der Königin nicht vergönnen. Er schickte sie nach Bar zu ihrem alten Vater, Renatus I., nachdem er ihr 2000, so wie ihrem Begleiter Brézé, welcher noch einige hundert Mann bei sich hatte, 1000 Kronen gegeben und auch die wenigen mit ihr gekommenen Damen mit Geld versehen hatte. Während Margaretha bei ihrem Vater verweilte, sammelten sich die Anhänger ihres Gemahles aufs neue im Norden von England, zogen Schaaren der von Raub und Krieg lebenden Schotten der Grenze an sich, holten Heinrich aus der Burg hervor und übertrugen dem fast blödsinnigen Manne zum Scheine die Leitung des Kampfes. Auf die Nachricht hiervon beschlossen die drei Hauptanführer von Margaretha's letzter Unternehmung, Somerset, Percy und Sir Ralph Grey, sich wieder an die Spitze des Heeres der rothen Rose zu stellen, obgleich Eduard ihnen verziehen und die beiden Ersteren durch Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hatte. Grey bemächtigte sich sogleich der festen Stadt Alnwick, welche er früher sehr lange vertheidigt hatte; Somerset und Percy aber verließen ihre Güter, um auf verschiedenen Wegen zu Heinrich's Heer zu gelangen. Das ganze Unternehmen wurde jedoch, noch ehe die beiden Letzteren zu Heinrich kamen, durch einen der Brüder des Grafen von Warwick, welchen Eduard kurz vorher zum Lord Montague gemacht hatte, vereitelt. Montague, welcher Grenzhüter des Ostens von England war, eilte dem Percy entgegen und schlug am 25. April 1464 dessen Heer, wobei Percy selbst den Tod fand; dann brach er sogleich auf, um den Herzog von Somerset, welcher nur 500 Mann bei sich hatte, in seinem Lager aufzuheben. Dies gelang ihm in der Nähe von Hexham. Somerset selbst entkam anfangs durch die Flucht, wurde aber bald eingeholt und dann enthauptet. Nicht lange darauf

griff Warwick selbst das feste Bamborough, in welches Grey sich geworfen hatte, mit vortrefflichem Geschütz an; die Mauern stürzten zusammen und bedeckten Grey mit ihren Trümmern; doch wurde er später noch lebend aufgefunden und in sorgfältige Pflege genommen. Die in Gefangenschaft gerathenen Lords Roos und Hungerford, Talbot, Graf von Kyn und John Findern, die Häupter der ersten und edelsten Familien Englands, wurden ohne Weiteres in Newcastle, sowie Sir Humphrey Nevil und zwölf andere angesehene Herren in York enthauptet. Grey dagegen ward, kaum genesen, nach Doncaster vor den König gebracht und, nachdem man ein schändliches Urtheil über ihn gesprochen hatte, dort hingerichtet. Das Urtheil des adeligen Gerichtshofes, welches ihm durch den Grafen von Worcester (damals constable of England) vorgelesen ward, ist sehr bezeichnend für die Art, wie man in einem Lande, wo selbst in jener Zeit bei allen weniger wichtigen Dingen der Schein constitutioneller Formen ängstlich gewahrt ward, summarisch über das Leben und die Güter von Hunderten gerichtlich entschied; es sollten ihm vor der Hinrichtung die Sporen abgeschlagen und der Wappenrock am Leibe zerrissen werden; soviel steht fest, daß er nach dem Richtplatze geschleift und enthauptet wurde. König Heinrich VI. selbst war bei Hexham glücklich seinen Feinden entkommen; wie er sich aber nachher diesen weiter entzog, wird in den dürftigen Geschichtsquellen jener Zeit ganz verschieden erzählt. Die besten Nachrichten, welchen auch Lingard folgt, sagen, daß er ein ganzes Jahr lang von den Freunden seines Hauses in Lancashire und Westmoreland verborgen gehalten worden sei, bis ein Mönch den unglücklichen, guten, aber von Seiten seines Geistes und Verstandes schwachen Mann verrathen habe. Im Juli 1465 wurde Heinrich zu Waddingtonhall in Yorkshire, als er gerade sein Mittagsmahl hielt, in Verhaft genommen und nach Islington (in unmittelbarer Nähe von London) zum Grafen Warwick gebracht, welcher ihn auf eine höchst unwürdige Weise behandelte. Warwick ließ ihn nämlich auf ein Pferd festbinden, dreimal um den Schandpfahl führen und dann durch die volkreichsten Straßen nach dem Tower bringen.*) Hier ward Heinrich mehrere Jahre lang gefangen gehalten, aber dabei leidlich behandelt.

Die drei Brüder aus dem Hause der Nevils wurden glänzend belohnt. Der älteste, der Graf von Warwick, leitete, während der

*) Der Danziger Chronist, Kaspar Weinreich, (Ausg. von Hirsch und Voßberg, Berlin 1855) hat Kunde von diesen Ereignissen; er schildert den Aufzug des gefangenen Königs: ein strochut auf seinem haupt vnd ein taue vmb seinen leib gebunden, die buffen (Buben) lieffen vmb in vnd behoneten in.

König seinen Vergnügungen lebte, alle Geschäfte; der zweite, Lord Montague, erhielt an Percy's Stelle die Würde eines Grafen von Northumberland, der dritte, Georg, ward Erzbischof von York. Sie geriethen aber bald mit Eduard in Feindschaft, da dieser durch den Roman einer insgeheim geschlossenen Ehe in ein Verhältniß kam, welches auf die Dauer durchaus nicht mit der Freundschaft und besonders mit dem unbeschränkten Einflusse Warwick's zu vereinigen war. Mit dieser geheimen Ehe Eduard's verhielt es sich folgendermaaßen. Jacqueline von Luxemburg, die Wittwe des Herzogs von Bedford, welchen wir früher als Vormund Heinrich's VI. und als Protektor des Reichs kennen gelernt haben, war in zweiter Ehe mit Richard Wydevile Lord Rivers vermählt und hatte mit demselben eine Tochter, Elisabeth, welche mit dem in der zweiten Schlacht bei Albans auf Seiten der rothen Rose gefallenen John Grey von Groby verheirathet gewesen war. Sie lebte mit ihrem Gemahle und ihrer Tochter zu Grafton und hier machte König Eduard ihr einen Besuch. Dies benutzte Elisabeth, um einen Kniefall vor dem Könige zu thun und ihn um die Rückgabe der eingezogenen Güter ihres Gemahles zu beschwören. Der junge König ward bei dieser Gelegenheit so sehr von den Reizen der Elisabeth bezaubert, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte und ihr, als sie ihm erwiderte, sie sei zu gering, um seine Gemahlin zu sein, aber von zu gutem Herkommen, um als bloße Geliebte mit ihm zu leben, seine Hand anbot. Er machte aber dabei die Bedingung, daß die Heirath aufs strengste geheim gehalten werde. Aus diesem Grunde ist auch zwischen den Schriftstellern Streit darüber, ob das Abenteuer sich 1463 oder 1464 ereignet habe; uns scheint es indessen durchaus nicht zweifelhaft, daß Eduard's Verlobung mit Elisabeth Wydevile im April 1464 Statt hatte, worauf dann schon am 1. Mai die Trauung folgte. Der König benutzte nämlich die Bewegungen, welche von den Anhängern des Hauses Lancaster am Ende des Jahres 1463 und im Anfange des folgenden Jahres erregt wurden, um ein Heer aufzubieten und sich unter diesem Vorwande nach Stony Stratford zu begeben, von wo er dann insgeheim aufs neue für einige Stunden nach Grafton schlüpfte. Hier ließ er sich durch einen Priester des Orts trauen, bei welcher Handlung außer der Herzogin von Bedford nur der Kirchenschreiber jenes Geistlichen und einige wenige Frauen der Herzogin zugegen waren. Schon nach zwei Stunden war Eduard wieder in Stony Stratford zurück. Bald nachher begab er sich aufs neue nach Grafton und brachte daselbst einige Tage (vom 7. bis zum 10. Mai) zu; er that dies unter dem Vorwande einer großen Jagd und man

sah ihn damals nie in Gegenwart seiner neuen Gemahlin, mit welcher er stets nur spät am Abend zusammen kam.

Die Vermählung wurde so lange geheim gehalten, bis (im September 1464) die Partei des Hauses Lancaster ganz niedergeworfen war und man dreist wagen konnte, den Herren, welche das Haus York auf den Thron gebracht hatten, das Aergerniß zu geben, daß die Freunde und Angehörigen der Königin, also Anhänger und Verwandte des Hauses Lancaster, Stellen und Güter, sowie Einfluß am Hofe erlangten. Im September wurde Elisabeth in einer zu diesem Zwecke nach der Abtei Reading berufenen Versammlung sämmtlicher Pairs als Königin vorgestellt und zwar durch die beiden Männer, welche Eduard's Vermählung mit ihr am meisten mißbilligten, nämlich durch den Grafen Warwick und den Bruder des Königs, den Herzog von Clarence. Im December wurde ihr eine jährliche Einnahme von 4000 Mark angewiesen und im Mai des folgenden Jahres ließ Eduard sie feierlich krönen. Die ganze alte Aristokratie nahm, wie sie in England wahrscheinlich noch heute thun würde, daran Anstoß, daß Elisabeth nicht von königlichem Geschlecht sei und fand dies bei weitem ärgerlicher, als wenn die neue Königin noch so moralisch schlecht oder ihr Lebenswandel noch so tadelhaft gewesen wäre. Dies war auch vielleicht eine Hauptursache der übereilten Begünstigung, welche Eduard sämmtlichen Gliedern der Familie seiner Gemahlin gewährte; denn was denselben mangelte, der erste Rang und der größte Reichthum, sollte ihnen durch Heirathen und reiche Schenkungen verschafft werden. Die fünf Schwestern der Königin wurden, was damals ganz vom Könige abhing, mit den angesehensten Grafen des Reiches, eine sogar mit dem reichsten Herzoge (Buckingham) vermählt; von ihren Brüdern erhielt der ältere, Anton, durch die Gunst des Königs die Tochter des verstorbenen Lord Scales nebst der Baronie und den Gütern desselben; der jüngere, Johann, welcher erst 20 Jahre alt war, die fast 80jährige, aber sehr reiche Wittwe des Herzogs von Norfolk; Elisabeth's Sohn erster Ehe, Thomas, wurde mit Anna, der Tochter und Erbin des Herzogs von Exeter, einer Nichte des Königs, vermählt; ihr Vater endlich wurde zuerst zur Würde eines Grafen und zum Schatzmeister erhoben, dann an des Grafen von Worcester Stelle zum Lord Constable von England ernannt. Offenbar begünstigte der König die Wydeviles auch aus dem Grunde, weil er sich, als er älter ward, durch die Größe, den Glanz und die Macht der Nevils, denen er den Thron verdankte, gedrückt fühlte. Der jüngste der drei Brüder, Nevil, war, wie bereits angegeben ist, Erzbischof von York, der zweite, Lord Montague, Graf von Northumberland geworden; der älteste aber, Graf War-

wick, der Königsmacher genannt, vereinigte die höchsten Würden in seiner Person, und machte königlichen Aufwand. Ueberdies war Warwick auch bei dem Volke beliebt, dem er sich durch Schenkungen und Gastfreundschaft in solchem Grade gefällig erwies, daß er sogar für Roastbeef sorgte.*)

Der überwiegende Einfluß, welchen die Lancastrier am Hofe eines York erhielten, machte den Grafen Warwick zum erbitterten Feinde des Königs. Nach der gewöhnlichen Erzählung, die sich namentlich in allen französischen Geschichtsbüchern findet, hätte diese Feindschaft einen andern Grund gehabt. Es heißt nämlich, der Graf Warwick, welcher eine Vermählung des Königs mit Bona von Savoyen, der Schwägerin des Königs Ludwig XI., beabsichtigt habe, sei zur Betreibung dieses Planes an den französischen Hof gesendet und nachher dadurch tödtlich beleidigt worden, daß ihn die Bekanntmachung der vollzogenen Vermählung Eduard's mit Lady Grey blosgestellt habe. Diese Erzählung ist nicht nur an sich selbst, sowie wegen des Umstandes, daß Bona von Savoyen erst einige Jahre nach der Vermählung Eduard's nach Frankreich kam, im höchsten Grade unwahrscheinlich, sondern auch, wie schon Henry in seiner englischen Geschichte gezeigt hat und auch Lingard gründlich nachweist, geradezu irrig. Zum offenen Bruch zwischen Eduard und den Brüdern Nevil kam es erst einige Jahre nach der Vermählung des Königs. In diesen Zwist wurde auch der tollkühne Karl von Burgund, damals noch Graf von Charolais, verwickelt. Der Graf Warwick und Karl der Kühne waren einer wie der Andere stolz, hochmüthig und brutal und haßten einander tödtlich. Während der Letztere auf den Gedanken kam, eine Verbindung mit Eduard zu suchen, um für sich und für Franz II. von Bretagne eine Stütze gegen Ludwig zu erhalten, rieth Warwick dem Könige zu einer Verbindung mit Ludwig XI. von Frankreich gegen Karl. Schon im Jahre 1465 war der nachherige Kardinal Wilhelm von Clugny als burgundischer Gesandter nach England geschickt worden, um über eine Vermählung Karl's mit Eduard's Schwester, Margaretha, zu unterhandeln; er hatte aber Befehl gehabt, die Sache so lange hinzuhalten, bis der König sich entschließe, die Nevils, besonders den verhaßten Grafen von Warwick, zu entfernen. Darüber verflossen anderthalb Jahre; denn

---

*) Wenn er nach London kam, sagt Stow, so machte er solch ein Haus, daß sechs Ochsen zum Frühstück gegessen wurden und jede Trinkstube voll seines Ochsenfleisches war. Jeder, der in seinem Hause Bekanntschaft hatte, konnte so viel gekochtes (sodden) oder gebratenes Fleisch erhalten, als er auf einem langen Schlachtmesser (dagger) tragen konnte.

erst 1467 zeigte der König den drei Brüdern Nevil öffentlich, daß er ihrer überdrüssig sei. Die Verlobung seiner Schwester entzweite ihn völlig mit ihnen. Warwick nämlich, welcher immer noch Statthalter zu Calais war, erhielt als solcher den Auftrag, zu Ludwig XI. nach Rouen zu gehen, um mit demselben über Frieden zu unterhandeln; während er aber in Rouen von König Ludwig wie ein regierender Herr behandelt wurde und geheime Zusammenkünfte und Gespräche mit einem Könige hatte, welchem kein Mensch etwas Gutes zutraute, kamen im Mai 1467 burgundische Gesandte nach London; im Juni nahm Eduard dem Bruder Warwick's, Georg, Erzbischof von York, mit eigener Hand die Siegel des Kanzler-Amtes ab und nöthigte ihn, die beiden großen Güter, welche er ihm geschenkt hatte, wieder herauszugeben. Auch empfing er, als Warwick nach England zurückkehrte, die mit demselben gekommenen französischen Gesandten ziemlich unfreundlich. Von diesem Augenblicke an war der Graf von Warwick dem Könige in eben dem Maaße furchtbar, als der Letztere sich näher an Warwick's Feind, den Grafen von Charolais, anschloß, welcher im Juni 1467 Herzog von Burgund geworden war. Schon im October erklärte Eduard's Schwester Margaretha vor dem Staatsrath ihre Einwilligung zur Verlobung mit Karl dem Kühnen, die Vermählung aber wurde bis in das folgende Jahr aufgeschoben. Bei dieser Gelegenheit schloß Eduard mit Karl einen Waffenstillstand auf 30 Jahre, welcher den Herzogen von Burgund und Bretagne eine mächtige Stütze gegen Ludwig XI. verschaffte.

Warwick's Verhältniß zum Könige blieb drohend, wie es gewesen war. Er verkehrte mit den Anhängern des Hauses Lancaster, machte verdächtige Reisen im Norden von England und sprach sich so laut gegen die Königin und ihre Familie aus, daß Eduard ihm sehr kalt begegnete und Warwick sich im Herbst 1467 auf seine Burg Middleham zurückzog. Gleich nachher weigerte sich der Graf sogar, an den Hof zu kommen, als ein aufgefangener Agent der Gemahlin Heinrich's VI. ihn förmlich angeklagt hatte, daß er die Pläne derselben begünstige. Die hierüber angestellte Untersuchung wurde jedoch bald niedergeschlagen, weil sich Warwick's Bruder, der Erzbischof von York, und der Vater der Königin der Sache annahmen und eine förmliche Aussöhnung beider Familien zu Stande brachten. Der König war über diese Aussöhnung der nächsten Angehörigen seiner Gemahlin mit dem Grafen Warwick so erfreut, daß er dem Erzbischofe von York die Güter, die er ihm vorher genommen hatte, theilweise zurückgab. Wir finden daher auch, daß im Jahre 1468 dem Grafen von Warwick sehr wichtige öffentliche Geschäfte anvertraut wurden und daß er im Juli dieses Jahres ausersehen ward, um Eduard's Schwester, Mar-

garetha, bei ihrem Wegzuge von England im Pomp durch die Straßen von London zu führen, bei welcher Gelegenheit, sonderbar genug, Margaretha hinter Warwick auf dem Pferde saß; hierauf ward sie nach Brügge zu Karl dem Kühnen geleitet. Gleichzeitig aber brachte Warwick's Verbindung mit dem Herzog Georg von Clarence, welcher fortwährend großen Unwillen über die Vermählung des Königs, seines Bruders, zeigte, sowohl ihn als diesen in den Verdacht gefährlicher Absichten, besonders nachdem eine Heirath des Herzogs von Clarence mit Warwick's Tochter, Isabella, verabredet worden war. Der König suchte diese Heirath auf jede Weise zu verhindern; sie ward aber nichtsdestoweniger im Juli 1469 zu Calais, wo Warwick unabhängig war, vollzogen.

Warwick's Bruder, der Graf von Northumberland, verhielt sich ganz ruhig, bis gleich nach jener Verheirathung seiner Nichte ein Aufstand in Yorkshire ihm Gelegenheit gab, ein bedeutendes Heer aufzustellen. Dies that er anfangs zu Gunsten und im Namen des Königs, weil die ganze Bauernschaft von Yorkshire sich geweigert hatte, die bisher an ein Hospital entrichtete Abgabe von Korn ferner zu leisten. Der Graf von Northumberland drückte mit dem aufgebotenen Heere die Bauern leicht wieder nieder. Gleich darauf finden wir aber statt der Bauern, ohne daß wir die Art, wie die Veränderung vor sich ging, genau angeben könnten, zwei Heeresabtheilungen unter Lord Latimer und Fitz-Hugh, dem Neffen und dem Vetter Warwick's, welche einem alten erfahrenen General, John Conyers, gehorchen und nicht dem Hospital jene Abgabe, sondern den Wydeviles die Gunst des Königs streitig machen wollen; denn sie forderten drohend, daß Eduard die Verwandten seiner Gemahlin von sich entfernen solle. Von diesem Augenblicke an werden die Quellen so trübe, die Erzählungen der Zeitgenossen stehen einerseits mit dem, was die officiellen Actenstücke (Rolls) enthalten, so oft im Widerspruch und bringen andererseits so viele offenbar falsche Anekdoten und romanhafte Abenteuer vor, daß wir, um nicht Wahres und Falsches durch einander zu mischen, uns begnügen müssen, nur sehr Weniges aufzunehmen, was uns ganz ausgemacht scheint. Das Heer der Insurgenten war schon im Juli so groß gewesen, daß der König, weil er den Aufstand nicht mit Gewalt dämpfen zu können glaubte, die Wydeviles von sich entfernte und auf ihre Burgen schickte, und daß er von Nottingham aus durch dringende Briefe seinen Bruder Clarence, den Grafen Warwick und den Erzbischof von York, die sich in Calais befanden, einlud, eiligst zu ihm herüber zu kommen. Schon damals wurde dem Grafen Warwick allgemein Schuld gegeben, daß er und seine Brüder die Unruhen an-

gestiftet hätten; doch suchte der König in seinem Briefe ihm alle Besorgniß zu benehmen.*)

Der König zog nicht selbst gegen die Rebellen, sondern ertheilte den Lords Herbert und Humphrey Stafford, von welchen der Erstere zum Grafen von Pembroke, der Letztere zum Grafen von Devonshire ernannt worden war, den Befehl, ihre Truppen zu vereinigen und dann die Empörer anzugreifen. Dies ward jedoch vereitelt, weil Stafford wegen eines Streites über die Quartiere sich mit seinen Bogenschützen entfernte und Pembroke, von diesen entblößt, mit seinen ungeübten Milizen am 26. Juli 1469 bei Edgecote eine furchtbare Niederlage erlitt. Eine Anzahl von Hinrichtungen und von Handlungen der Volks-Justiz war die nächste Folge dieser Niederlage. Unter den auf solche Weise Gemordeten befanden sich Pembroke, sein Bruder Sir Richard Herbert und zehn andere Edelleute. Auch Stafford ward wahrscheinlich vom Volke, wie auch Henry (denn in Thatsachen ist Hume durchaus unzuverlässig) angibt, nicht auf Befehl des Königs getödtet. Außerdem wurden noch Lord Rivers, der Vater der Königin, nebst seinem Sohne John Wydevile, welche man in einem Walde versteckt gefunden hatte, zu Northampton enthauptet; ob dies jedoch, wie manche versichern, auf Clarence's und Warwick's Befehl geschah, ist sehr zweifelhaft. Erst nach dem Treffen bei Edgecote oder mit anderen Worten, erst als die Verwirrung im Reiche schon sehr groß war, erfüllten Warwick, Clarence und der Erzbischof von York die Bitte des Königs und kamen zu ihm, und jetzt, wo dieser gar keine Truppen mehr hatte, zeigte sich, daß die Nevils die Unruhen angestiftet hatten; denn das Heer der Rebellen ging auf Warwick's Befehl auseinander, und der König ward von den drei Herren wie ein Gefangener behandelt. Er mußte sie zuerst nach Warwick und dann nach Middleham begleiten. Die Lage, in welche König Eduard gekommen war, hat den Schriftstellern Gelegenheit gegeben, diese Art von Gefangenschaft und die nachher erfolgte Befreiung romanhaft einzukleiden. Unzweifelhaft ist, daß, als der Graf Warwick mit der ganzen Volksmacht gegen einen neuen, zu Gunsten Heinrich's VI. ausgebrochenen Aufstand nach der Grenze von Schottland ziehen wollte, Niemand seinem Aufgebote Folge leistete und daß er sich dadurch genöthigt sah, den König Eduard schon in der Mitte August zu York frei umher zu führen, damit derselbe als Reichsfahne diene. Erst

*) Und wir können nicht glauben, schreibt Eduard, daß euere Gesinnung gegen uns so sein sollte, wie das Gerücht geht, da wir an das Zutrauen und an die Zuneigung denken, die wir zu euch haben. Und, Vetter, zweifelt ja nicht, ob ihr uns anders als sehr willkommen sein könntet.

dann konnte Warwick an der Spitze der Anhänger des Hauses York gegen die des Hauses Lancaster aufbrechen; diese wurden von ihm besiegt und ihre Anführer auf Befehl des Königs eben so hingerichtet, wie sie selbst vorher die Freunde desselben hingerichtet hatten. Den König zwang Warwick, ehe er ihn ganz aus seinen Händen entließ, ihm die oberrichterliche Gewalt (office of Grand Justiciary) in Süd-Wales und andere hohe Stellen, welche Pembroke bekleidet hatte, zu übertragen. Im November rechtfertigte sich Warwick vor den nach London berufenen Pairs wegen seines Antheiles an der Empörung; zwei Umstände führen aber darauf, daß er der Urheber des Aufstandes gewesen war, und daß er, ehe er den König ganz aus seiner Gewalt entließ, durch einen besonderen Vertrag, welchen er mit ihm schloß, sich bestimmte Vortheile ausbedungen hatte. Es ward nämlich nicht nur für alle Theilnehmer an dem Aufstande, von dessen erstem Anlasse, der Abgabe an das Hospital, später gar nicht mehr die Rede war, eine allgemeine Amnestie erlassen, sondern auch der Sohn des Grafen von Northumberland, an welchen später alle Güter der drei Nevils fallen mußten, auf eine sehr auffallende Weise mittelbar zum Kronerben gemacht, indem Eduard mit Zustimmung der Pairs ihm sein einziges Kind, eine Tochter von vier Jahren, verlobte.

Diese Art von Aussöhnung konnte unmöglich dauerhaft sein, so lange die Königin ihren Einfluß auf ihren Gemahl behauptete und so lange Warwick als Befehlshaber zu Calais und in den fünf Häfen (als warden of the cinque ports) die Flotte, sowie vermöge einer ganzen Anzahl hoher Stellen die inneren Angelegenheiten des Reiches in seiner Gewalt hatte. Wirklich ward schon im Februar 1470 eine neue Aussöhnung nöthig. Der König war vom Erzbischof von York auf ein Schloß in Hertfordshire zu einem Gastmahle eingeladen worden, um dort mit seinem Bruder Clarence und des Erzbischofs Bruder, Warwick, zusammen zu treffen; er hatte jedoch, mit Recht oder mit Unrecht, geglaubt, daß man ihn dabei aufheben wolle und war deshalb in schleuniger Flucht nach Windsor zurückgeeilt. Kaum war der Streit über diese Nachstellung beigelegt, als in Lincolnshire ein Aufstand ausbrach, welchen offenbar Warwick und Clarence angestiftet hatten. Diesmal hatten jedoch Beide ihre Leute schlecht gewählt; denn der Aufstand wurde gedämpft und die Leiter desselben hingerichtet, ehe Beide mit den Ihrigen im Felde erscheinen konnten. Hierauf (März 1470) riefen Warwick und seine Freunde vergebens ihre Vasallen zu den Waffen, der König war ihnen zuvorgekommen und hatte von York aus, wohin er geeilt war, eine Proclamation erlassen, in welcher er ausdrücklich erklärte, er sei bereit, sich mit ihnen

auszusöhnen, wenn sie sich rechtfertigen könnten. Doch entzog er ihnen zugleich Vieles, was er ihnen vorher gegeben hatte. Er nahm seinem Bruder Clarence die Statthalterschaft von Irland, welche diesem, als er noch sehr jung war, mit dem Rechte, sie durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen, ertheilt worden war; er söhnte sich außerdem mit dem noch im Tower sitzenden Percy, einem Sohne des vormaligen Grafen von Northumberland und eifrigen Anhänger des Hauses Lancaster, aus, übertrug ihm die Grafschaft wieder und entschädigte den Bruder Warwick's, Lord Montague, auf unzureichende Weise mit dem Titel eines Marquis. Dann eilte Eduard von York nach Nottingham, von wo aus er am 31. März seinen Bruder und dessen Verbündeten, Warwick, zu Verräthern erklärte und Preise auf ihre Auslieferung setzte. Diese schifften sich hierauf nach Southampton ein; da sie jedoch keine Möglichkeit sahen, sich in England zu behaupten, suchten sie in Calais Zuflucht, fanden hier aber zu Warwick's großer Bestürzung keine Aufnahme. Der Gasconier Vauclair, welchen Warwick als Vice-Statthalter in Calais zurückgelassen hatte, ließ Beide nicht nur nicht in die Stadt ein, sondern versagte ihnen auch jede Erfrischung, deren sie doch um so mehr bedurft hätten, als die Herzogin von Clarence, Warwick's Tochter, auf dem Schiffe niedergekommen war; zwei Flaschen Wein waren das Einzige, das Vauclair verabfolgen ließ. Dieser wußte, wie Comines uns erzählt, auf echt gasconische Weise sein Verfahren zugleich bei Eduard zu rühmen und bei Warwick zu entschuldigen. Gegenüber dem Letzteren betheuerte er, das Volk in der Stadt sei so erbittert, daß er ihn nicht zu schützen im Stande sein werde, er dürfe aber, da er ihm die Statthalterschaft zu erhalten wünsche, für den Augenblick nicht Alles dadurch aufs Spiel setzen, daß er ihn aufnehme. Warwick mußte vorerst schweigen; Eduard aber belohnte den diplomatischen Gasconier sehr glänzend, indem er ihn zum Gouverneur ernannte.

Niemanden war der neue Zwist in England erwünschter, als dem Könige von Frankreich, welcher kurz vorher wirklich geglaubt hatte, daß Warwick, König Eduard und die Herzoge von Burgund und Bretagne vereinigt ihn angreifen wollten und in dieser Meinung sogar von dem Admiral von Bourbon bestärkt worden war, den er, um zu spioniren und Unfrieden zu stiften, als Gesandten nach England geschickt hatte. Er gerieth jetzt in Verlegenheit, weil er die Flüchtlinge freundlich aufnahm und hegte, weil er duldete, daß sie ihre Prisen in seine Häfen brachten und weil er seine Flotte gegen die Niederländer gebrauchen ließ, bei diesem Allem aber doch sich stellte, als wenn er heftig über ihre Seeräuberei erzürnt sei. Karl der Kühne war darüber so erbittert, daß er einen groben und heftigen Brief an den

Admiral von Bourbon und an den Erzbischof von Narbonne schrieb, welche Ludwig's Seewesen besorgten.*) Ludwig schloß sich daher endlich förmlich an Eduard's Gegner an, indem er ihnen dabei die Bedingung machte, daß sie sich seiner Nichte Margaretha, der Gemahlin Heinrich's VI., welche noch immer in Bar war, annähmen. Der König selbst übernahm es, Margaretha die Anträge zu einer Verbindung mit Warwick zu stellen; Anträge, die sie mehrere Wochen lang mit einem Stolze, der ihr nur zur Ehre gereicht, zurückwies. Daher zog sich der Abschluß bis in den August hinaus; die Versprechungen und Zugeständnisse des ehemaligen Todfeindes müssen ihr für die Wiedereinsetzung ihres Gemahls und Sohnes völlig ausreichend erschienen sein. Dennoch kann uns der Inhalt dieses Vertrags, was auch aus Comines und allen guten italienischen Schriftstellern hervorgeht, gar wohl beweisen, wie sich damals von Spanien und Italien her in ganz Europa eine alle Moral vernichtende diplomatische Kunst zu verbreiten anfing, welche in unserer Zeit von den Rothen wie von den Weißen aufs höchste getrieben worden ist. Warwick's jüngste Tochter, Anna, sollte mit dem Sohne des wieder auf den Thron zu setzenden Heinrich VI. vermählt werden und der Graf selbst während der Lebzeiten des Letzteren und der Minderjährigkeit von dessen Sohne in Heinrich's und Margaretha's Namen unbeschränkt über England herrschen. Würde der Prinz ohne Erben sterben, so sollte die Krone an den Herzog von Clarence oder an dessen Kinder übergehen. Daß Ludwig, welchem gerade während dieser Verhandlungen endlich zu Amboise ein Sohn (Karl VIII.) geboren wurde, in diesem Vertrage seinen persönlichen Vortheil nicht übersah, versteht sich um so mehr von selbst, da er in England zu dem bevorstehenden Einfall zwar nur wenige Mannschaft, aber doch einiges Geld hergeben sollte.

Schon damals begann der Herzog von Clarence, wie man uns berichtet, einzusehen, daß er gegen seinen eigenen Nutzen handle, wenn er seinen Bruder stürzen helfe, um das Haus Lancaster wieder zurückzuführen. Er sicherte daher seinem Bruder schon im August seinen kräftigen Beistand zu, obgleich er in diesem Augenblicke noch nicht zurücktreten konnte. König Eduard hatte vermittelst einer Hofdame der Herzogin von Clarence, welche in der Eile in England zurückgelassen worden war und nun von ihm nach Frankreich geschickt wurde,

---

*) Archevêque et vous, amiral, les navires, que vous dites avoir été mis de par le roi par encontre les Anglois, ont déjà exploité sur la flotte de mes sujets rétournant en mes pays. Mais par Saint Georges, si l'on n'y pourvoit à l'aide de dieu, j'y pourvoirai sans vos congiés ni vos raisons ni justices, car elles sont trop volontaires et longues.

mit seinem Bruder Verbindungen angeknüpft und ihn in der Abneigung gegen das Haus Lancaster bestärken lassen. Daß der in Lüste versunkene König die gehörigen Anstalten getroffen hätte, um die Ueberfahrt seiner Gegner zu verhindern oder die wenigen Truppen derselben gleich bei ihrer Landung anzugreifen, finden wir nirgends erwähnt; er begünstigte sogar in dieser Zeit die beiden Brüder Warwick's, den Erzbischof und den Grafen Montague, vor vielen Anderen. Dagegen wußte der Herzog von Burgund mit der niederländischen Flotte die Abfahrt Warwick's von Frankreich bis in den September zu hindern; als aber dann die Herbststürme seine Flotte verscheuchten und ein dichter Nebel eintrat, segelte Warwick, von der französischen Flotte geleitet, mit Clarence und Anderen von Havre ab und landete glücklich in der Nähe von Dartmouth. Ludwig XI. war dabei am meisten in Angst; er reiste, unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt zum Erzengel, nach Mont St. Michel, um an oder vielmehr in dem Meere zu sehen, ob Alles glücklich gehe. Bei dieser Gelegenheit kam er auch nach Avranches und machte sich dort über den Adel lustig, welcher als königliche wehrhafte Mannschaft (pensionnaires du roi) besondere Vortheile genoß. Er hielt Heerschau über diese Mannschaft, war sehr unzufrieden mit ihrer Haltung und Ausrüstung und kaufte eine große Anzahl Tintenfässer, die er mit einer höhnenden Erklärung*) unter sie vertheilte.

König Eduard, nachlässig und gedankenlos mit Galanterieen und Leichtfertigkeiten beschäftigt, war durch einen vorgeblichen Aufstand, dessen Urheber, Warwick's Schwager, alsbald nach Schottland entfloh, von London weggelockt worden, als Warwick am 13. September an der englischen Küste landete und die Bewohner von Kent sich in Masse erhoben. Gleich nach der Landung erließ Warwick ein Manifest, welches Heinrich VI. zum König erklärte. Sein Bruder Lord Montague vertauschte zu Pomfret plötzlich die weiße Rose mit der rothen und marschirte sogleich mit mehreren tausend Mann gegen Nottingham, wo Eduard verweilte. Warwick selbst zog von Dartmouth und Plymouth aus gegen London. Hier flüchtete sich die Königin Elisabeth mit ihren Töchtern vom Tower aus in die königliche Freistätte hinter der Sacristei von Westminster, wo sie am 1. November ihren Sohn Eduard gebar. Ihr Gemahl hatte vergebens in Doncaster ein Heer zusammenzubringen gesucht; Lord Hastings bewies ihm, daß er seinen Leuten durchaus nicht mehr vertrauen könne; er mußte daher die See zu erreichen suchen und begab sich in Begleitung

---

*) Puisqu'ils étoient si peu en état de le servir de leurs armes, ils eussent du moins à le servir de leurs plumes.

seines Bruders, des Herzogs von Glocester, sowie des Grafen Rivers und sieben oder acht anderer Herren, nach Bishops-Lynn an der Küste von Norfolk. Hier schiffte er sich mit etwa 800 Reitern auf drei Schiffen, einem englischen und zwei holländischen, nach den Niederlanden ein. Er wurde auf der Ueberfahrt von hanseatischen Seeräubern so heftig verfolgt, daß er seine Schiffe in der Gegend von Alkmaar auf den Strand laufen lassen mußte.*) Seine Ankunft in den Niederlanden setzte seinen Schwager Karl, dessen damalige Verhältnisse zu Frankreich wir an einem anderen Orte dargestellt haben, in große Verlegenheit; nichtsdestoweniger ließ dieser ihn freundlich empfangen und kam selbst nach dem Haag, um ihn zu bewirthen. Eduard erlitt damals von dem diplomatischen Gasconier in Calais dasselbe, was früher Warwick erlitten hatte. Comines ward nämlich von Karl dem Kühnen nach Calais geschickt, um den Gasconier Vauclair in der Treue gegen Eduard zu erhalten. Dieser hatte sich aber, sobald er Eduard's Flucht erfuhr, wieder für Warwick erklärt. Comines selbst gerieth wegen seines Auftrages in Gefahr; da er jedoch ein Meister im diplomatischen Fache war, so änderte er sogleich die Sprache. Auch sein Herzog stellte sich, als wenn er nicht gesonnen sei, irgend etwas gegen den wieder als König eingesetzten Heinrich VI. zu unternehmen.

Warwick und Clarence hatten am 6. October ihren feierlichen Einzug in London gehalten und am 13. den früheren König Heinrich VI. aufs neue als regierenden Herrn ausgerufen, indem sie ihn mit der Krone auf dem Haupte durch die Straßen der Stadt zu einem Tedeum in die Paulskirche geleiteten. Das von Heinrich zusammenberufene Parlament erklärte hierauf Eduard IV. für einen unrechtmäßigen Regenten, brachte alles wieder auf den alten Stand und ordnete die Regierung und die Nachfolge ganz so an, wie der zu Angers abgeschlossene Vertrag es verlangte. Clarence erhielt die Statthalterschaft von Irland zurück, sowie außerdem noch bedeutende Güter. Warwick ward aufs neue Oberkammerherr von England, Herr (captain) von Calais und Lord-Oberadmiral; dem einen Bruder desselben, dem Erzbischof, wurde wieder das Kanzler-Amt, dem anderen, welcher seit der Wiedereinsetzung Percy's in Northumberland wieder Marquis von Montague war, die Würde eines Hüters der Grenzen (the wardenship of the marches) verliehen. Grausamkeiten verübte man diesmal nicht. Diese Revolution war im Herbst erfolgt;

*) Die Osterlingen oder hanseatischen Seefahrer waren damals der englischen Regierung feind, weil dieselbe die Privilegien der deutschen Factorei zu London (des Stahlhofes) beeinträchtigt hatte.

bereits im Frühjahr (1471) stürzte aber das mit Ludwig's XI. arglistigem Beistand errichtete Gebäude wieder zusammen, weil Clarence schon längst eine Correspondenz mit Eduard angeknüpft hatte und Warwick auch mit seinen beiden Brüdern nicht einig war.

Während Margaretha und ihr Prinz, denen Ludwig ungewöhnliche Ehren erweisen ließ, den ganzen Winter hindurch wegen widriger Winde in Frankreich zurückgehalten wurden, unterstützte Karl der Kühne, welcher jetzt von einem französischen und englischen Kriege bedroht war, den flüchtigen König Eduard mit bedeutenden Geldsummen und gestattete insgeheim seinem Adel, sich an denselben anzuschließen, wenn er versuche, sein Reich wieder zu erobern. Im März 1471, als Eduard einige tausend Engländer um sich gesammelt hatte, schenkte Karl ihm 50,000 Dukaten (Goldgulden), miethete für ihn 14 hanseatische Transportschiffe und ließ ihm vier große holländische Schiffe zu ter Veere auf der Insel Walcheren ausrüsten. Mit dieser Flotte lief Eduard in den Humber ein, schiffte am 14. März bei Ravenspur an derselben Stelle, wo einst auch Heinrich IV. gelandet war, seine Truppen aus und marschirte nach der Stadt York, in welcher er auf kurze Zeit Halt machte. Die Aussichten waren für ihn gar nicht tröstlich. Er verkündete daher, ebenfalls genau wie einst Heinrich Bolingbroke gethan, daß er nichts als seines Vaters Erbe in Anspruch nehme, und in York schwur er vor dem Hauptaltar auf die Monstranz, daß er nur Herzog von York sein werde.

Warwick hatte von den verborgenen Absichten des Herzogs von Burgund schon im December 1470 Kunde erhalten und seit dem Januar seine Anstalten gegen eine Landung mit solcher Einsicht getroffen, daß, wenn sein Bruder Montague, der Herzog von Clarence und Andere, denen er vertraute, treu gewesen wären, Eduard gleich bei seinem Abmarsch von York eingeschlossen und gefangen worden wäre. Allein Montague, welcher mit einem Heere bei Pontefract lag, regte sich nicht, als Eduard aus York ausrückte, vielleicht weil er die Vereinigung mit seinem Bruder erwarten wollte; die Schriftsteller glauben aber, er sei stark genug gewesen, um Eduard einzuschließen und zu vernichten. Als hierauf Eduard nach Nottingham marschirte, begann das Volk sich ihm zahlreich anzuschließen; auch einige Ritter führten ihm Mannschaften zu und so wagte er, der bis dahin beobachteten Selbstverleugnung entsagend, den Namen und die Würde eines Königs wieder anzunehmen. Jetzt warf auch Clarence die Maske ab und stieß, anstatt dem entworfenen Plane gemäß Eduard einzuschließen, mit 4000 Mann zu ihm; auf der Heerstraße nahe bei Warwick begrüßten sich die drei York'schen Brüder, Eduard, Georg von Clarence und der damals 19jährige Richard von Glocester. Warwick

und Oxford, welche bei Coventry standen, fanden nicht rathsam, eine Schlacht zu liefern, um Eduard vom Marsche auf London abzuhalten. Wahrscheinlich rechnete Warwick darauf, daß sein Bruder, der Erzbischof und Kanzler, dafür sorgen werde, daß die Stadt London dem Könige ihre Thore verschließe. Dies geschah jedoch nicht; der Erzbischof ließ vielmehr Eduard's Truppen in der Nacht durch ein Ausfallthor ein (11. April). Warwick, bei dem sich auffallender Weise jetzt sein Bruder Montague befand, wollte Eduard in London angreifen; dieser hatte aber die Stadt schon einen Tag nach seinem Einzuge wieder verlassen. Jetzt endlich waren beide Theile entschlossen, das Schicksal der rothen und weißen Rose durch eine Schlacht zu entscheiden. Der treulose Clarence machte zwar den Versuch, zwischen Eduard und seinen Gegnern zu vermitteln; Warwick wies ihn aber mit einer schnöden Antwort ab, wie sie ein solcher Mann verdiente (Go and tell your master, that Warwick true to his word is a better man, than the false and perjured Clarence). Die entscheidende Schlacht wurde am 14. April 1471 bei Barnet zwischen St. Albans und London geliefert. Eduard, neben dem sich sein Bruder Richard durch ungestüme Tapferkeit auszeichnete, trug den Sieg über Warwick davon, welcher nebst seinem Bruder Montague im Kampfe fiel. Da diese ganze Geschichte einem tragischen Roman oder Drama gleicht, so dürfen wir nicht übergehen, daß nach der Meinung der Schriftsteller Warwick aus dem Grunde unterlag, weil seine Leute den Stern in Oxford's Fahnen für Eduard's Sonne nahmen und weil Warwick gegen seine Gewohnheit zu Fuß kämpfte, als ihn die Augen der Seinigen suchten. Warwick's und seines Bruders Leiche wurden in der Vorhalle der Paulskirche öffentlich ausgestellt, König Heinrich bezog wieder seinen Kerker im Tower.

Das Schicksal fügte es, daß gerade am Tage der Schlacht die Königin Margaretha mit ihrem unglücklichen Sohne, dem Prinzen von Wales, zu Weymouth an der Südküste von England ans Land stieg. Sie erschrak über die ihr verkündigte Niederlage so sehr, daß sie in eine kirchliche Freistätte floh. Auf die Vorstellungen Somerset's, des Grafen Devonshire und anderer vornehmen Herren ihrer Partei trat sie zwar mit dem Prinzen gleich darauf noch einmal an die Spitze ihrer Partei und es vereinigte sich eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern des Hauses Lancaster um sie; Eduard führte aber, noch ehe der Graf von Pembroke, der sich nach Wales gerettet hatte, mit seinen Truppen zu ihr stoßen konnte, sein regelmäßiges und siegreiches Heer gegen sie heran und diesem war Margaretha mit ihren in der Eile gesammelten Schaaren nicht gewachsen. Eduard erfocht daher am 4. Mai bei Tewksbury einen zweiten Sieg.

Margaretha selbst ward gefangen; Eduard führte sie im Triumph nach London und ließ sie dann in den Tower einsperren, aus welchem sie erst nach fünf Jahren wieder entlassen wurde. Was das Schicksal ihres Sohnes, des damals 17jährigen Prinzen von Wales betrifft, so läßt sich aus gleichzeitigen Berichten nur erkennen, daß er auf dem Schlachtfelde oder in der Nähe desselben ergriffen und getödtet worden ist; auch scheint es, daß er zwar tapfer gekämpft, aber nach seiner Gefangennahme um Schonung gebeten hat. Die spätere volksthümliche Ueberlieferung fügt einige Züge bei, welche, völlig unverbürgt, doch zu der Rohheit und Barbarei passen, die der englischen Aristokratie seit den Zeiten der drei ersten rohen Könige des normännischen Stammes eigen geblieben war und von welcher bis in die Neuzeit Spuren genug zu finden sind, die sich mit den steifen Formen äußerer Höflichkeits-Convenienz ganz gut vertragen. Der unglückliche Prinz wurde, wie es heißt, in das königliche Zelt geführt und von Eduard befragt, was ihn bestimmt habe, nach England zu kommen. Als er hierauf kühnlich antwortete, er sei gekommen, um seines Vaters Krone und sein eigenes Erbe wieder zu erlangen, sei der König selbst roh genug gewesen, dem unschuldigen Knaben mit seinem schweren Ritterhandschuh ins Gesicht zu schlagen; seine Brüder Clarence und Glocester aber oder deren Begleiter hätten darauf den Prinzen vor den Augen des Königs niedergehauen. Eduard selbst eilte nach der Schlacht wie ein Tiger mit dem blutigen Schwerte auf die Kirche von Tewksbury zu, in deren Freistätte der Herzog von Somerset, Lord St. Johns, sechs Ritter und sieben Herren ritterlichen Standes (esquires) sich geflüchtet hatten. Eduard wollte dieselben ermorden; ein Priester hielt ihm aber die Monstranz entgegen und wehrte ihn von der Thür ab. Nach zwei Tagen jedoch schickte der König eine Anzahl Bewaffneter; diese holten die Flüchtlinge mit Gewalt aus der Sacristei und anderen benachbarten Räumen, um sie auf das Schaffot zu schleppen. Der unglückliche König Heinrich VI. kam im Tower an demselben Tage, an welchem Eduard in London einzog, ums Leben (22. Mai). Daß er erst mehrere Wochen später ermordet worden sei, hat Henry, wie Lingard sehr gut nachweist, aus einer Anmerkung Malone's zum Shakespeare vergebens zu schließen gesucht. Was die Art und Weise seiner Ermordung betrifft, so findet sich zwar in späteren Schriftstellern die Angabe, daß Eduard's Bruder, Richard von Glocester, dem unglücklichen Könige den Dolch ins Herz gestoßen oder doch wenigstens die Tödtung desselben befohlen habe; wir wollen dies aber nicht nacherzählen, da wir den König Eduard und seine Brüder nicht gern schwärzer malen möchten, als sie leider schon ohne Hinzufügung unverbürgter Angaben sind und

bleiben werden. Heinrich's Tod erfolgte zehn Jahre nach seiner ersten Absetzung.

Die lange Reihe von Namen der angesehensten Männer und der unzähligen Ritter und Rittergenossen, welche in der Folge hingerichtet wurden, gehört nicht in dieses Werk; nur das Schicksal des Erzbischofs von York, welcher seine Brüder verrathen hatte, verdient hier erwähnt zu werden. Eduard stellte sich gegen ihn noch das ganze Jahr 1472 hindurch sehr freundlich; im folgenden Jahre aber ließ er ihn plötzlich in Haft nehmen. Er ertheilte nämlich dem Erzbischof, nachdem er ihn zu einer großen Jagd eingeladen und dabei köstlich bewirthet hatte, das Versprechen, daß er zu ihm nach Moor in Hertfordshire kommen wolle. Der sehr reiche Erzbischof machte hierauf sehr große Anstalten zum Empfange des Königs, lud den Adel von weit her zum Feste ein und holte all das viele Silbergeschirr wieder hervor, welches er seit Eduard's Landung versteckt gehalten hatte, wurde aber ganz unerwartet zum Könige nach Windsor gerufen und hier unter dem leeren Vorwande, daß er dem Grafen von Oxford, welcher neben Warwick bei Barnet commandirt hatte, Geld geliehen habe, verhaftet. Eduard hielt ihn hierauf theils in England, theils zu Guisnes gefangen und der Erzbischof wurde erst im December 1475, kurz vor seinem Tode, wieder in Freiheit gesetzt. Gleich nach seiner Verhaftung hatte der König seine bischöflichen Einkünfte und sein Silbergeräth an sich gerissen und mit den kostbarsten Steinen der Bischofsmütze sich eine Krone schmücken lassen, die übrigen Perlen und Edelsteine aber mit seinem im Asyl der Kirche geborenen Prinzen von Wales getheilt.

Die Regierung Eduard's war durchaus eisern und blutig; er häufte aber unermeßliche Schätze auf, über deren Quelle, benevolences, wir bereits früher berichtet haben, und in keinem Theile des Reiches zeigte sich irgend eine Spur von Widersetzlichkeit oder Unruhe. Das Letztere darf uns nicht wundern; denn nicht nur hatte Eduard, wie wir wissen, bezahlte Truppen in Dienst, sondern es war auch ein großer Theil der streitbaren Mannschaft Englands umgekommen. Philipp von Comines erzählt, was vielleicht nicht wörtlich, aber doch im Allgemeinen richtig sein mag, daß die Schlacht bei Tewksbury die zwölfte blutige Schlacht in dem Kriege der rothen und weißen Rose gewesen sei und daß schon damals 60 Prinzen des königlichen Hauses, sowie mehr als die Hälfte des hohen Adels und über 100,000 Menschen anderer Stände theils im Felde, theils auf dem Schaffot das Leben verloren gehabt hätten. Wir übergehen Eduard's blutige Gräuelthaten und grausame Gewaltthätigkeiten gegen angesehene Personen und werfen nur noch einen Blick auf seine

beiden Brüder, Georg von Clarence und Richard von Glocester, welche noch schlechter waren als er. Beide waren dem König Eduard durch ihre Habsucht fast noch lästiger, als seine offenbaren Feinde; denn sie rissen alles, was ihnen erreichbar war, an sich. Der ältere Bruder, Georg von Clarence, verlangte die ganze unermeßliche Erbschaft Warwick's für sich, weil er mit des Grafen älterer Tochter vermählt war; der jüngere, Richard von Glocester, wollte die andere, die Wittwe des bei Tewksbury getödteten Prinzen von Wales, heirathen, damit er das Recht erhalte, mit seinem Bruder zu theilen. Beide nahmen nicht im geringsten Rücksicht darauf, daß der Wittwe Warwick's, Anna, dem Rechte nach nicht blos der von dem Erbe ihres Bruders aus dem Hause Beauchamp herrührende Theil des Vermögens, sondern auch das von ihrem Gemahle ausgesetzte Witthum gebührte, sie ließen dieselbe vielmehr nachher in solcher Armuth, daß Anna sich von ihrer Nadel ernähren mußte. Clarence raubte überdies der Mutter ihre jüngere Tochter und hielt dieselbe als Köchin in einem Hause der City von London versteckt, damit sein Bruder sie nicht zur Gemahlin nehmen könne. Richard wußte sie jedoch aufzufinden und vermählte sich mit ihr. Nun schwur aber Clarence hoch und theuer, sein Bruder solle Hab und Gut derselben doch nicht mit ihm theilen (he should not part the livelyhood with him), und es entstand zwischen Beiden ein heftiger Streit, welcher zuletzt (1474) durch ein besonderes Gesetz (act of parliament) seine Entscheidung fand; das ganze Erbe wurde den beiden Gatten zugesprochen. Ebenso willig, als zu dieser Handlung der Ungerechtigkeit, ließ sich das Parlament auch zur Beraubung des von Montague hinterlassenen Sohnes gebrauchen. Es ward nämlich durch ein Gesetz verfügt, daß gewisse Güter, welche der Marquis von Montague besessen hatte, den Herzogen von Clarence und Glocester so lange gehören sollten, als noch ein männlicher Sprößling des Marquis am Leben sei. Uebrigens blieben die beiden Brüder gegen einander feindselig und Richard, dessen teuflische Gesinnung darzustellen nur ein großer Dichter wie Shakespeare unternehmen darf oder unter den Geschichtschreibern nur ein Mann wie Schiller, welcher bei der Schilderung der Charaktere die Poesie zu Hülfe nehmen kann, brütete wahrscheinlich schon damals Mordgedanken gegen seinen Bruder Clarence, der ihm im Wege stand.

Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so hielt Eduard besonders den König Ludwig XI. von Frankreich sehr in Furcht, indem er demselben fortwährend mit einer Kriegserklärung drohte. Ludwig half sich aber gegen Eduard auf seine gewöhnliche Weise. Er war, gegen die Sitte der Franzosen, in Betreff des Ehrenpunktes ganz

gleichgültig, sah nur auf sein Interesse, bestach mit ungeheuren Summen Eduard's habsüchtige Freunde, rechnete auf Verrath und blieb am Ende im Vortheil, weil er die Umstände benutzte und sich nicht scheute, sein Wort zu brechen. Das letztere war besonders bei dem Heirathsversprechen der Fall, welches Ludwig im Jahre 1475 that, als eine abenteuerliche Verbindung Eduard's mit den Herzogen von Burgund und von Bretagne ihn fast drei Jahre lang (vom October 1472 bis zum März 1475) in Todesangst gehalten hatte. Im Herbst 1472 war nämlich Eduard mit seinem Schwager Karl dem Kühnen und dem Herzoge von Bretagne über einen gemeinschaftlichen Angriff auf Frankreich übereingekommen. Er selbst sollte, indem er den ehemaligen Anspruch der Könige von England an Frankreich erneute, mit einem starken Heere von Norden her in Frankreich eindringen, während Karl von Osten und der Herzog von Bretagne von Westen her einrückten; wenn das Land erobert wäre, so sollte es unter die drei Verbündeten vertheilt werden. Wir glauben kaum, daß Eduard es mit dieser Verabredung ernstlich meinte, sehen aber aus den Registern (Rotulus) des Parlaments und aus officiellen Actenstücken der englischen Geschichte, daß er einen unvergleichlichen Gebrauch von derselben machte, um von den verschiedenen Corporationen, Ständen, Zünften und einzelnen Personen mehr Geld zu erheben, als je zuvor geschehen war. Ludwig XI. machte es bekanntlich ebenso; denn auch er brachte es dahin, daß das Volk, welches er von den adeligen Blutsaugern befreite, ihn als demokratischen Dictator ansah und ihm gern sein Geld gab. Die Engländer ließen sich bei dem in Aussicht gestellten Einfalle in Frankreich theils aus Furcht, theils aus Franzosen-Haß bewegen, ihrem Könige bedeutende Summen zu zahlen. Die Klerisei, die Pairs und das Volk (the commons) gewährten, jeder Theil besonders, dem König Eduard für seinen Eroberungsplan ein Zehntel ihres Einkommens, und das Parlament, welches, von Zeit zu Zeit beurlaubt (prorogirt), drittehalb Jahre zusammen blieb, gab in schneller Aufeinanderfolge ein sogenanntes Subsidium nach dem anderen, so daß der König schon seit 1472 ein stehendes Heer von 13,000 Bogenschützen unterhalten konnte. Außerdem war die von Eduard erfundene Art der Erpressung nie drückender, als in jenen drei Jahren; denn Eduard schämte sich nicht, bei Jedem, den er als wohlhabend kannte, dreist zu betteln, unternahm Reisen zu diesem Zweck und nannte das, was er auf solche Art erhielt, eine freie Gabe (benevolence); auch die vorhin erzählte Beraubung des Erzbischofs von York fällt in diese Zeit.

Die Ausführung des tollen Planes der Theilung von Frankreich ward lange verschoben, weil die überall zerstreuten Agenten Ludwig's

so geschäftig waren, den Herzogen von Burgund und Bretagne Feinde zu erwecken oder Verrath und Unruhe gegen sie anzustiften, daß Beide niemals zu rechter Zeit im Felde erscheinen konnten. Dies war besonders in den Jahren 1473 und 1474 mit dem Herzoge von Burgund der Fall; denn Karl beschäftigte sich damals mit anderen abenteuerlichen Vergrößerungsplänen, welche ihn nach Geldern, nach Trier und in den Kölnischen Krieg zogen. Beide Herzoge waren auf diese Weise fast zwei Jahre lang genöthigt, von Zeit zu Zeit einen Waffenstillstand mit dem französischen Könige zu schließen; Eduard dagegen hatte sich immer gerüstet gehalten und dabei ungeheure Summen von seinen Unterthanen erhoben. Im Februar 1474 vertrug er sich mit der deutschen Hansa, die ungeachtet der steigenden Concurrenz Englands und Burgunds noch immer mächtig war. Obwohl die alte Einigkeit nicht mehr unter ihren Mitgliedern herrschte, blieb ihre Feindschaft noch immer empfindlich und der Seefahrer Paul Benecke von Danzig that auf eigene Hand an den englischen Küsten großen Schaden. Nun erhielten die Osterlingen ihre alten Rechte zurück und im Juli desselben Jahres schien es endlich mit der Ausführung jenes Allianz-Projects oder vielmehr jener Chimäre wirklich Ernst zu werden. Es ward nämlich am 21. Juli zwischen Eduard und Karl dem Kühnen, obgleich der Letztere damals vor Neuß lag, ein förmliches Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geschlossen. Eduard sollte mit einem Heere, dessen Führung er selbst übernähme, in Guyenne oder in der Normandie landen, seine Ansprüche an den französischen Thron geltend machen und von Karl mit einem in Person anzuführenden Heere unterstützt werden. Der König von England versprach, dem Herzoge von Burgund die Länder Champagne, Bar und Luxemburg, sowie die Städte an der Somme zu überlassen, indem er sich nur das Recht vorbehielt, sich zu Reims als König von Frankreich krönen zu lassen. Dem Herzoge von Bretagne wurde der Besitz von Poitou versprochen. Auch der König Jakob III. von Schottland ward eingeladen, dem Bündnisse gegen Frankreich beizutreten; Jakob lehnte dies aber nicht blos ab, sondern er war es auch, welcher dem König Ludwig zuerst genaue Nachricht von dem ihm drohenden Sturme gab. Doch wußte Eduard, welcher sonst bei aller seiner Schwelgerei und Prachtliebe in dieser Beziehung weit weniger verschwenderisch war, als der durchaus plebejische König von Frankreich, den schottischen König durch Geld von einer Unterstützung der Franzosen abzuhalten. Er verlobte nämlich seine Tochter Cäcilie mit dem ältesten Sohne Jakob's III., versprach eine baare Summe als Mitgift zu geben und ließ diese in jährlichen Abschlagsbeträgen auszahlen, so daß der

schottische König zu der Zeit, als Eduard den Krieg begann, von diesem ein Jahrgeld bezog.

Sobald Eduard im Begriff war, nach Frankreich überzusetzen, schickte er den Herold des Kniebandordens mit einer Kriegserklärung, welche Comines sehr schön stylisirt (conçu en beau langage et en beau style) nennt, an den französischen König und ließ denselben trotzig auffordern, ihm die Krone abzutreten. Ludwig war ein viel zu guter Diplomat, um diese Botschaft mit trotzigen Worten zu erwidern oder gar, wie man einem Chronikschreiber oft nacherzählt hat, durch Uebersendung eines Ebers, eines Wolfes und eines Esels eine symbolisch höhnende Antwort nach England zu schicken, wo schon seit zwei Jahren die Nation weit eifriger den Krieg wünschte, als der König, und deshalb die größten Opfer gebracht hatte; er benahm sich vielmehr aufs artigste. Wie er überhaupt allem aristokratischen Wesen und allem adeligen Verkehr abgeneigt war, so ließ er auch jetzt den Herold zu sich in sein Zimmer rufen und sagte ihm: „Er möge seinem Herrn sagen, Ludwig wisse recht gut, daß sein guter Freund Eduard nicht der Urheber des angekündigten Krieges sei, sondern daß der Connetable von St. Paul und die Herzoge von Bretagne und Burgund das englische Volk durch ihre geheimen Umtriebe aufgeregt hätten und daß in Folge davon Eduard durch die Deputirten des Volkes im Unterhause zu jenem Schritte gezwungen worden sei. Eduard werde jedoch schon sehen, daß dabei nichts herauskomme; denn es sei für einen König von England weit rühmlicher und anständiger, unmittelbar mit einem Könige seines Gleichen zu verhandeln, als sich mit aufrührerischen und rebellischen Unterthanen einzulassen. Allen Königen, so sehr sie auch entzweit sein möchten, müsse daran liegen, daß niemals einer des Anderen Unterthanen im Aufstande bestärke.“ Nach dieser Erklärung ließ Ludwig dem Herold 300 Goldthaler auszahlen und schenkte ihm außerdem ein Stück carmoisinrothen Sammt, blos damit der Gesandte recht großen Lärm über die Freigebigkeit des Königs gegen Alle, die ihm einen Gefallen erzeugten, machen möchte. Auch verfehlten die Schenkungen ihre Wirkung nicht; dies sehen wir daraus, daß später Alle, welche irgend einen Einfluß auf Eduard hatten, Jahrgelder von Ludwig bezogen.

Mit einem Heere von 1500 gepanzerten Reitern (Gensdarmes) und 15,000 Bogenschützen setzte Eduard nach Calais über. Er erwartete zunächst in seinem Lager den Herzog von Burgund mit dessen Heere und rechnete darauf, daß der Connetable von St. Paul ihn in St. Quentin einlassen würde; Beide ließen ihn aber im Stiche. Der Connetable befahl sogar, auf die Engländer zu feuern, als sie

sich zuerst in der Ferne zeigten und dann auf den Rath des Herzogs von Burgund näher heranrückten. Karl aber hatte nicht nur vor Neuß so großen Schaden gelitten, daß er sein Heer erst wieder herstellen mußte, sondern er dachte auch weit mehr daran, sich an dem Herzoge von Lothringen zu rächen, als dem englischen Könige beizustehen, und als er für seine Person nach Calais gekommen war, endigte die Zusammenkunft der beiden stolzen und hochfahrenden Herren mit einem heftigen Zank, in Folge dessen Karl sich alsbald entfernte und nicht wieder zurückkehrte (Juli 1475).

Den Zorn Eduard's über die Bundesgenossen, die ihn herbeigerufen hatten, benutzte König Ludwig, um der beschwerlichen fremden Gäste los zu werden, indem es ihm dabei ganz gleichgültig war, ob die Art und Weise, wie er dies erreichte, ihm bei seinen ritterlichen Standes- und Zeitgenossen Ehre oder Schande bringe. Es erschien vor ihm ein Franzose von geringem Stande, den die Engländer gefangen genommen und der herrschenden Sitte gemäß, nach welcher dem ersten Gefangenen, den man in einem Kriege machte, die Freiheit geschenkt wurde, wieder entlassen hatten. Durch diesen Mann ließen die Lords Stanley und Howard den französischen König grüßen und hieraus errieth Ludwig mit dem ihm eigenen Scharfsinn, daß durch jene beiden Männer mit dem Könige Eduard angeknüpft werden könne.*) Zugleich erkannte sein Blick in dem Gasconier Merindot, den er nur einmal gesehen hatte, den rechten Mann zur Uebernahme der Unterhandlung. Dieser Mann war Bürgermeister von La Rochelle und eignete sich seines Standes und seiner Verhältnisse wegen weder zum Gesandten noch zum Herold; auch wehrte er sich, als Comines ihm im Namen des Königs Aufträge geben wollte, aus allen Kräften dagegen und Comines selbst bat den König, einen Anderen zu wählen. Dieser bestand aber auf der von ihm getroffenen Wahl, begab sich selbst zu Merindot und wußte ihn leicht zu bereden. Merindot ward hierauf in der Kleidung eines Herolds in das englische Lager geschickt und bewies sich dort als den rechten Mann; er ließ Eduard merken, daß Ludwig ihn gern für die aufgewandten Kriegskosten entschädigen werde, und seine geläufige Zunge brachte den König Eduard nebst den Herren, welche dessen Rath im Lager bildeten, dahin, daß sie auf Ludwig's Vorschlag, einen Kongreß zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu berufen und die Bevollmächtigten sogleich zu ernennen, eingingen.

---

*) Nach Anderen hatte schon der englische Herold Jarretière (d. i. Knieband, die Wappenkönige werden oft nach dem Sinnbilde des Ordens genannt) auf Howard und Stanley aufmerksam gemacht.

Die zu dem Kongreß zusammengetretenen Männer waren von französischer Seite der Admiral von Bourbon, der Herr von St. Pierre und der Bischof Evreux, von Seiten Englands Lord Howard und Sir John Cheyney, der Erzbischof von Canterbury und der Doctor der Theologie Morton, welcher später Erzbischof und Kanzler von England wurde. Diese Herren kamen in einem nahe bei Amiens gelegenen Dorfe zusammen und beriethen von dem 13. August 1475 an über die Bedingungen eines Waffenstillstandes; Ludwig aber sorgte für das Mittel, durch welches allen diplomatischen Unterhandlungen schnell eine günstige Wendung gegeben werden kann. Er schickte Vertraute nach Paris, welche auf ihren eigenen Namen Geld aufnahmen, weil eines Theils der König recht gut wußte, daß man ihm nicht traue, und weil man anderes Theils nicht erfahren solle, wozu er das Geld gebrauchen wolle. Ludwig's Agenten liehen von allen Seiten her große Summen, auch Gerichts-Kassen und niedergelegte Summen wurden in Anspruch genommen und die Räthe und Präsidenten der Gerichte gaben Geld her. Der König ließ nachher durch den Kanzler Doriole sechs leere Pergamentbogen (blancs-seings) mit dem großen Reichssiegel untersiegeln, damit die Herren, welche er gewinnen wollte, selbst hineinschreiben könnten, was ihnen für ihre Gefälligkeit gebühre. In Folge dieser Maaßregeln wurden die Verhandlungen so schnell zu Ende geführt, daß schon am 29. August 1475 ein Vertrag zwischen Frankreich und England abgeschlossen ward; denn es kam dem habsüchtigen und verschwenderischen Könige von England auch diesmal vor allen Dingen auf Geld an, und Ludwig handelte klug, wenn auch freilich nicht groß oder edel, indem er sich von dem Gedanken leiten ließ, der Ausgang des Kampfes sei ungewiß und der Krieg werde auf jeden Fall mehr kosten, als alle Bestechungen, die er anwandte und alle Summen, die er zahlte. Uebrigens findet sich zwar in den Schriftstellern die Behauptung, daß bei den Unterhandlungen die Engländer anfangs das ganze französische Reich, dann einzelne Provinzen desselben und hierauf erst einen unter den Titel von Jahrgeldern versteckten Tribut gefordert hätten; diese Behauptung wird aber durch die officielle Kunde widerlegt, welche die Documente der englischen Geschichte uns geben. Ludwig verpflichtete sich, an den König von England innerhalb 14 Tagen 75,000 Kronen und außerdem jährlich, so lange er und Eduard lebten, 50,000 Kronen zu zahlen. Ferner solle sieben Jahre lang freier Handelsverkehr zwischen England und Frankreich bestehen. Endlich ward noch festgesetzt, daß Eduard's älteste Tochter, Elisabeth, den Dauphin heirathen und, da diese noch ein Kind sei, auf Ludwig's Kosten nach Frankreich gebracht werden solle, um dort ihre Erziehung

zu erhalten, sowie daß sie, von dem Augenblicke an, wo die Heirath erklärt werde, jährlich 6000 Livres zu empfangen habe. Bei Gelegenheiten dieses Friedensschlusses that Ludwig auch etwas für seine Nichte Margaretha von Anjou, die Wittwe des Königs Heinrich VI., die er sonst um das Erbe ihres Vaters brachte; er zahlte nämlich 50,000 Kronen an Eduard und dieser entließ dafür Margaretha aus dem Tower. Alle diese Gelder wurden auf das Bankhaus der Medici in Florenz angewiesen. Die unglückliche Königin ward von Thomas Montgomery nach Rouen gebracht, mußte aber vorher zu Gunsten Eduard's auf die englische Krone, sowie auf ihre Mitgaben und ihr Wittwengut verzichten, wogegen Eduard ihr lächerlicher Weise die Ansprüche abtrat, welche er an ihre Güter machen könne. Dafür, daß Ludwig sie aus der Gefangenschaft losgekauft hatte, überließ Margaretha dem französischen Könige und seinen Nachfolgern ihre angeblichen Rechte auf Lothringen. Nach dem Abschluß des Vertrags hielten Ludwig und Eduard auf der Brücke von Pequigny an der Somme unterhalb Amiens eine Zusammenkunft, bei welcher sie durch ein Gitter getrennt waren und sich durch dasselbe küßten. Da dort noch manches Andere ausgemacht wurde, so nennt man die zwischen beiden Königen getroffene Uebereinkunft, welche sonst nach der Stadt Amiens bezeichnet zu werden pflegt, auch den Vertrag von Pequigny. Uebrigens lud damals der französische König den englischen zwar zu einem Besuche nach Paris ein; dies gereute ihn aber bald wieder und er gab sich nachher alle Mühe, Eduard durch dessen von ihm bestochene Freunde zu bewegen, daß er sich noch im September nach England einschiffe, was dann auch geschah.

Wenn Ludwig im Vertrag von Pequigny dem Könige von England alle Vortheile gewährte, welcher dieser nur irgend hatte erwarten können, so erholte er sich dagegen gleich nachher an dem Herzoge von Bretagne und an dem Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul. Dem Ersteren ließ er durch einen Gesandten sehr harte Vorwürfe wegen seiner Verbindung mit England und mit Karl dem Kühnen machen, und der Herzog mußte es als eine Gnade ansehen, daß Ludwig ihn durch einen in Senlis geschlossenen Vertrag unablöslich an Frankreich knüpfte. Dem Anscheine nach waren die Verpflichtungen, welche beide Theile in diesem Vertrage eingingen, ganz gleich; es ist aber bekannt, daß ein solcher Bund, wenn die Macht der Verbündeten so sehr verschieden ist, den Schwachen niederdrückt. Aerger erging es dem Grafen von St. Paul, welchen Ludwig so lange, als derselbe ihm nachtheilig sein konnte, ruhig zugesehen hatte. St. Paul hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren; sein Bruder verließ ihn und floh zu Ludwig, als dieser Anstalt machte,

sich seiner zu bemächtigen; sein Sohn war von Ludwig in Ketten und Banden geworfen worden und sollte 40,000 Thaler Lösegeld bezahlen, welche er nicht aufbringen konnte; endlich hatten ihn auch seine Getreuen, Genlis und Mouy, verlassen, um nicht in sein Unglück verwickelt zu werden. In dieser Noth wandte sich St. Paul an Karl den Kühnen, obgleich er denselben kurz vorher arg betrogen hatte. Er bat den Herzog von Burgund, ihn gegen die unversöhnliche und grausame Rache des feigen Königs von Frankreich in Schutz zu nehmen, und bot ihm dafür alle seine festen Plätze an. Auch schickte ihm Karl wirklich einen Geleitsbrief und machte Anstalten, St. Quentin zu besetzen; Ludwig kam aber den Burgundern zuvor, indem er mit 20,000 Mann gegen die Städte des Connetable vorrückte und St. Quentin, Ham, Bohain und Beaurevoir besetzte. Der Connetable mußte also zum Herzoge von Burgund fliehen. Dieser hätte ihn gerne gerettet; aber Ludwig forderte die Auslieferung St. Paul's und Karl mußte befürchten, daß Frankreich im Weigerungsfalle den Herzog Renatus II. von Lothringen gegen Burgund unterstützen werde. Karl's tyrannische Minister, Hugonet und d'Himbercourt, waren St. Paul's persönliche Feinde; sie riethen zu dessen Auslieferung und eilten mit derselben, statt, wie Karl wollte, sie zu verzögern. Drei Stunden früher, als des Herzogs Gegenbefehl ankam, war der Connetable an der Grenze dem Admiral von Bourbon und dem Herrn von St. Pierre übergeben worden, welche ihn dann sogleich vor seine Richter, den Kanzler Doriole, den Präsidenten Boulange, den Gouverneur von Paris, Gautier, und mehrere Präsidenten, Räthe, Maitres des Requêtes, Procuratoren und Generaladvocaten stellten, damit ihm der Proceß gemacht werde. Er wurde nachher von St. Pierre in der Bastille bewacht und das Parlament fand keine Schwierigkeit, ihn wegen Hochverraths zu verurtheilen, da sowohl Eduard von England, als der Herzog von Bourbon dem Könige seine verrätherische Correspondenz und die untersiegelten Actenstücke mitgetheilt hatten. Er wurde als Majestätsverbrecher aller seiner Ehren und der Zeichen derselben beraubt und hierauf vor dem Stadthause von Paris hingerichtet (December 1475).

In England fuhr Eduard nach seiner Rückkehr fort, auf jede Weise Geld zu erpressen und dasselbe dann zur Befriedigung von ganz groben und gemeinen Leidenschaften zu verschwenden, welche ihn, vordem den schönsten Mann des Reiches, bereits im Gesicht ganz entstellt und am Körper unförmlich gemacht hatten und ihn nachher schon in seinem 41. Lebensjahre in das Grab brachten. Dabei übte er jedoch große Strenge gegen die damals in allen Ländern sehr zahlreichen Räuber, welche aus entlassenen Soldaten und von Beute

lebenden Rittern gemischt waren. Er reiste selbst mit den Richtern im Lande umher, um rücksichtslose Strenge zu üben und die Richter dazu anzuhalten. Er war übrigens ebenso wie Ludwig XI. bei den unteren Klassen sehr beliebt; denn durch die Güter-Einziehungen und durch die von den Reichen erpreßten Geschenke war er so reich geworden, daß er die Kosten für seine Hofhaltung aus seiner Privatkasse bestreiten konnte und zu diesem Zwecke nichts vom Volke zu fordern brauchte. Dürfen wir den Chroniken trauen, so bettelte er wie andere Bettler auch, und ließ sich sogar mit einer ganz geringen Gabe abfertigen. Dies schließen wir aus einer Anekdote, die wir jedoch nicht verbürgen möchten, obgleich sie sich auch bei Hume findet. Er nahm, heißt es dort, von einer alten reichen Wittwe nicht allein 20 Pfund als Geschenk an, sondern küßte sie auch dafür, als sie ihm dieselben einhändigte, wodurch sie so entzückt ward, daß sie ihm 40 Pfund statt der versprochenen 20 gab. Die Reichen preßte er auf jede Weise aus; denn er erhöhte die Zölle und bestrafte unerbittlich, wenn die Einnehmer sie nicht strenge genug eintrieben. Er betrieb sogar auf eigene Rechnung Waarensendungen ins Ausland, besonders in Wolle und Zinn. Die Geistlichkeit mußte ihm alle Augenblicke einen Zehnten dafür geben, daß er sie aus Gnaden im Besitze ihrer weltlichen Güter ließ. Ebenso mußten die Kronvasallen beständig Bußen bezahlen, da die unzähligen Formen, Formeln und kleinen Bestimmungen des Lehenrechtes es unmöglich machten, sich den Chikanen seiner Vampyre zu entziehen. Das Parlament war ihm zu jeder Gewaltthat behülflich. Es gab namentlich das ungerechte, rückwirkende Gesetz, daß der König seine Schenkungen und Vergabungen, weil sie zu groß gewesen, zurücknehmen dürfe (act of resumption).

Dieses Gesetz machte Eduard, wie gegen Jedermann, so auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Clarence, geltend. Der Herzog wurde dadurch sehr gekränkt, weil er eben so gierig war, als sein königlicher Bruder, und unsäglich Vieles an sich gerissen hatte. Er schmollte, entfernte sich vom Hofe, schimpfte laut und beobachtete im Rathe ein eigensinniges Schweigen. Noch heftiger ward die Zwietracht beider Brüder, als die Gemahlin des Herzogs von Clarence nach ihrer dritten Entbindung allmählich hinschwand und starb (December 14.6) und er hierauf Karl's des Kühnen Tochter, Maria, heirathen wollte. Gleichzeitig ließ er eine Dienerin seiner verstorbenen Gemahlin zu Warwick vor Gericht stellen, unter dem Vorgeben, daß sie die Herzogin vergiftet habe; sie wurde zum Tod am Galgen verurtheilt. Seine Bewerbung wurde von seiner Schwester, der verwittweten Herzogin Margaretha von Burgund, unterstützt, während der Graf von

Rivers, der Schwager Eduard's, als sein Mitbewerber auftrat. Da bei dieser Gelegenheit Eduard für den Bruder seiner Gemahlin gegen seinen eigenen Bruder arbeitete, so kannte Clarence von jetzt an in seiner Heftigkeit keine Schranken mehr. Man betrachtete ihn daher seit dieser Zeit als einen Mann, der nach der Krone strebe, und suchte ihn zu verderben. Daß des Herzogs zweiter Bruder, der teuflische Richard von Glocester, großen Antheil an seinem Untergange hatte, sagen alle Schriftsteller; wir wissen indessen darüber nichts Bestimmtes. Schon früher hatte man Clarence selbst der Vergiftung seiner Gemahlin verdächtig machen wollen; jetzt verwickelte man, um ihm beizukommen, zwei seiner Freunde und Diener in einen ganz abgeschmackten Proceß. Diese Männer waren der Geistliche John Stacey, Schreiber beim Herzoge und deshalb sein Diener genannt, und ein unabhängiger Gutsbesitzer (gentleman), Thomas Burdet, dem der König einen weißen Dammhirsch weggeschossen hatte, und der sich deshalb eine (bereits oben erwähnte) unbesonnene Aeußerung erlaubt hatte. Daß Burdet dieser Aeußerung wegen als Hochverräther hingerichtet worden sei, ist unwahr; vielmehr wurden er und Stacey, welche Beide unter dem Schutze des Herzogs von Clarence standen, beschuldigt, sie hätten des Königs und der Prinzen Nativität berechnet und aufrühreriſche Balladen und Reime verbreitet. Da nun in England, wie überall, die Folter (the rack) im Gebrauche war, so erpreßte man leicht ein Geständniß von ihnen. Das Gericht, welches sie wegen dieses Verbrechens astronomischer oder, wenn man will, astrologischer Berechnungen verurtheilte und hinrichten ließ, bestand aus den Richtern des Landes und aus einem Theile der weltlichen Pairs, die gar keine Rücksicht darauf nahmen, daß Beide ihre erpreßten Geständnisse zurücknahmen und noch auf dem Schaffot ihre Unschuld betheuerten.

Der Herzog befand sich, als jene Männer verurtheilt und hingerichtet wurden, in Irland; nach seiner Rückkehr von dort tadelte er öffentlich und in den stärksten Ausdrücken den an ihnen begangenen Mord, begab sich in Begleitung des würdigen und geachteten Franciskaners Godard, der sie zum Schaffot begleitet hatte, in den Westminster-Saal, wo die Richter gerade versammelt waren, schalt dieselben dort vor allem Volke und betheuerte, daß die Hingerichteten auch in der letzten Beichte auf ihrer Unschuld beharrt hätten. Dies ward dem Könige, der in Windsor war, gemeldet; er eilte herbei, ließ seinen Bruder zu sich rufen und stellte ihn darüber zur Rede, daß er Richter, Gericht und Obrigkeit in Verachtung bringe. Nach einem heftigen Zank beider Brüder ward Clarence in Gegenwart der Sherifs und des Lordmayor in den Tower gebracht. Hierauf (Januar 1477)

klagte der König in eigener Person seinen Bruder vor dem Parlamente an. Er trat zugleich als Ankläger und als Zeuge gegen ihn auf; die Richter aber fragten weder nach Beweis, noch nach Zeugen, und Clarence erbot sich vergebens zu dem Zweikampfe, welcher bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert hinein bei den Engländern als Beweismittel gesetzlich, wenn auch nicht gebräuchlich war. Die von Eduard vorgebrachten Anklagepunkte sind großentheils abgeschmackt, wenn auch der Vorwurf der Undankbarkeit bei dem Herzog, der einst mit Warwick zusammen seinen Bruder bekämpft und Verzeihung erhalten hatte, wohl begründet erscheint; einen einzigen wollen wir besonders anführen, weil Richard von Glocester, ein Teufel in Menschengestalt, sich desselben später gegen Eduard's unglückliche Söhne bediente. Eduard sagte nämlich unter Andern, Clarence habe behauptet, er, der König, sei nicht der Sohn seines Vaters, sondern eines Geliebten seiner Mutter. Die Pairs waren stumm, keiner erkühnte sich, den Angeklagten zu vertheidigen, und Clarence ward zum Tode verurtheilt. Man wagte jedoch nicht eher ihn hinzurichten, als bis auch die Repräsentanten des Volkes sich am Rechte versündigt hatten. Es wurde nämlich von einem Manne, welchem einst auf Veranlassung des Herzogs im Gerichte Unrecht geschehen war, beim Unterhause eine Bittschrift eingereicht, daß Clarence doch bestraft werden möge, und darauf hin ersuchte das Unterhaus den König, das Urtheil der Pairs vollziehen zu lassen. Den Herzog öffentlich hinzurichten wagte man nicht; er ward im Tower getödtet. Daß er in einem Fasse Malvasier ertränkt worden sei, ist eine alberne Geschichte, welche aus Fabian, der für Heinrich's VII. Geschichte ein guter Zeuge ist, zu Eduard's Zeit aber noch ein Kind war und in Betreff derselben nach Hörensagen schrieb, in die späteren Bücher, auch in die Geschichte eines Rapin Thoyras und in die Werke anderer neuerer Geschichtschreiber übergegangen ist. Obwohl auch Comines der Fabel Erwähnung thut, ist doch schon durch Henry die Abgeschmacktheit und Falschheit derselben nachgewiesen worden; Lingard hat mit Recht gar keine Notiz von demselben genommen. Uebrigens setzt man die Ermordung des Herzogs von Clarence auf den 11. März des Jahres 1478. Die Güter des Ermordeten schenkte Eduard zum größten Theile dem verhaßten Grafen Rivers, dem Bruder seiner Gemahlin. Hätte er noch Scham vor den Menschen oder Scheu vor einem Gotte gehabt, welcher, wie die zehn Gebote ihn lehrten, die Vergehungen der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, so würde er aus Furcht vor dem, was später erfolgte, wenigstens dies nicht gethan haben. Der Graf Rivers war nebst allen Verwandten der Königin so verhaßt, daß, als Eduard nach dem Treffen bei Bar-

net ihm die sehr einträgliche Statthalterschaft Calais, welche Warwick gehabt hatte, überlassen wollte, die in Calais liegenden Soldaten sich weigerten, denselben aufzunehmen, so daß der König Howard und Hastings dahin schicken mußte. Die Schenkung war doppelt gehässig, da die Kabalen des Grafen und seiner Schwester Anfang und Ursache von Clarence's Unglück gewesen waren. Gehässig war es auch, daß der König die übermäßige Bereicherung seines Schwagers durch eine schmählich heuchlerische Entschuldigung zu beschönigen suchte. Er sagte nämlich, er wolle durch jene Schenkung dem Grafen Rivers gewissermaaßen im Namen seines Bruders ein Bußgeld zahlen für vieles Böse, welches Clarence demselben gethan habe; dies könne dazu beitragen, daß dem Herzoge auch noch nach seinem Tode Sündenvergebung ertheilt und seiner Seele Seligkeit gefördert werde.

In den letzten Jahren von Eduard's Regierung spielte schon der Würgengel seiner Familie, Richard von Glocester, eine Hauptrolle, weil der König in Folge seines ausschweifenden und schwelgerischen Lebens jeder Anstrengung unfähig geworden war. Gerade in dieser letzten Zeit nahm Eduard durch Unterhandlungen mit Dänemark, den Niederlanden und Spanien, sowie durch seine Streitigkeiten mit Ludwig XI. und mit dem Könige von Schottland an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten sehr großen Antheil, und suchte sich dadurch, daß er seine Töchter legitimen Herrschern verlobte, mit den Letzteren unzertrennlich zu verbinden. Alles, was er in dieser Rücksicht that, brachte seinem Hause Schimpf oder Nachtheil. Weder Elisabeth, die er in dem Vertrage von Amiens dem Dauphin von Frankreich versprochen hatte, noch Cäcilie, welche mit Jakob III. verlobt war und deren Ausstattung bis 1478 in jährlichen Zahlungen nach Schottland geschickt wurde, noch Anna, welche ihr Vater dem Herzog Philipp dem Schönen, Maximilian's Sohne, zur Gemahlin bestimmte, wurden wirklich mit diesen ihren Verlobten vermählt. Ludwig XI. hatte nie Lust gehabt, den Vertrag von Amiens zu erfüllen, so pünktlich er auch dem englischen Könige sein Jahrgeld von 50,000 Kronen zahlte; dem Letzteren ging daher endlich die Geduld aus, obgleich er den Waffenstillstand auf hundert Jahre nach beider Könige Tode verlängert hatte. Der Hauptanstoß war, daß Eduard die Erfüllung der Bedingung verlangte, nach welcher seine Tochter auch noch während ihres Aufenthaltes in England jährlich eine Summe Geldes erhalten sollte. Ludwig benahm sich auch diesmal ganz nach seiner gewöhnlichen Art: er weigerte sich nicht gerade und offen, sondern verzögerte nur die nöthige Erklärung, behauptete, daß die geforderte Summe zu groß sei und ließ die Unterhandlung darüber in die Länge ziehen. Sogar als Eduard zwei Gesandte nach Paris ge-

schickt und sehr ernstlich eine entscheidende Antwort von ihm gefordert hatte, wußte Ludwig neue Ausflüchte zu finden. Er schickte an Eduard zwei Geschäftsleute, Guyot du Chesnay (son maître d'hôtel) und Louis Garnier (maître des requêtes et maire de Poitiers), welche neue Schwierigkeiten machten. Schon im Jahre 1480 war darauf Eduard feindlich gegen Ludwig gesinnt, rüstete ein Heer und schloß mehrere Verträge mit Maximilian. In einem dieser Verträge ward Eduard's Tochter Anna mit Philipp, dem erst ein Jahr alten Sohne Maximilian's, verlobt; in einem anderen wurde festgesetzt, daß, wenn Ludwig wegen der Verbindung Eduard's mit Maximilian aufhören sollte, die 50,000 Kronen zu entrichten, die Niederländer diese Zahlung übernehmen sollten, der König von England aber zum Krieg gegen Frankreich 10,000 Mann stellen werde.

Um dieselbe Zeit gerieth Eduard, welcher seit 1478 die dem schottischen Könige versprochene jährliche Abschlagszahlung für die Mitgift seiner Tochter Cäcilie eingestellt hatte, auch mit Jakob III. von Schottland in Zwist. Wie viel Antheil Ludwig's diplomatische Künste, die Tücke seiner Sendlinge und sein Geld an dem zwischen beiden Königen entstandenen Streite hatten, wagen wir nicht zu bestimmen, obgleich die französischen Schriftsteller behaupten, Ludwig besonders habe den Zwist erregt. Wahrscheinlich kann diese Behauptung dadurch gemacht werden, daß Ludwig vorher Karl den Kühnen durch dieselben Künste zu Grunde gerichtet hatte, durch welche er jetzt dem König Eduard schadete; auch fiel Jakob III. gerade zu der Zeit in England ein, als Eduard ein Heer gegen Ludwig gerüstet und seinem Admiral Befehl gegeben hatte, dem Erzherzog Maximilian gegen denselben beizustehen.

Jakob III. ward von den verschiedenen Menschenklassen in Schottland ganz verschieden beurtheilt, weil er schon in seinem siebenten Jahre den Thron bestiegen hatte und nicht mit schottischer Strenge erzogen worden war, sondern fremde Bildung, fremde Sitten und jugendliche Leichtfertigkeit zeigte, sich durch fremde Künstler, Baumeister und Astrologen, meist Männer von niederer Herkunft leiten ließ und besonders von drei Leuten dieser Art beherrscht ward, welche dadurch den Haß des schottischen Adels auf sich luden. Man sagt, Jakob habe eine gute Erziehung und Bildung gehabt, seine Schotten seien ihm deshalb zu roh und zu rauh erschienen, die von ihm begünstigten Freunde aber Männer von Talent und Geschicklichkeit gewesen. Dies könnte man allenfalls zugeben; Jakob's Betragen gegen seine beiden Brüder bezeichnet ihn aber als einen Mann, dessen Gefühl, so gebildet auch sein Verstand sein mochte, eben so stumpf war, als das seiner rohen schottischen Lairds nur immer sein konnte. Sein älterer

Bruder, Alexander, Herzog von Albany, und der jüngere, Johann, Graf von Mar, machten ihm ebenso, wie nachher auch Eduard von England in seinen Manifesten that, den Vorwurf, daß er, vorgeblich aus Liebe zur Wissenschaft und Kunst Italiens, den Umgang seines schottischen Adels verschmähe und sich mit Leuten gemein mache, welche trotz aller Bildung nicht vornehm genug wären, um mit ihm umgehen zu dürfen. Besonders sprach sich der Graf von Mar sehr heftig gegen seinen Bruder aus. Jakob ließ beide Brüder gefangen setzen, Alexander auf dem Schlosse zu Edinburg, Johann auf der Burg von Craiguillar. Der Letztere ward, um ihn unter dem Vorwande eines Mordversuchs gegen den König aus der Welt schaffen zu können, beschuldigt, er habe durch die bekannten bildlich mordenden Zauberkünste, an welche selbst die alten philosophischen Römer glaubten, seinen Bruder Jakob tödten wollen. Man verurtheilte ihn zum Tode; es wird erzählt, er habe die Art des Sterbens wählen dürfen und sich eine Ader öffnen lassen. Der andere Bruder, Alexander, entkam aus seinem Gefängnisse, gelangte auf einem französischen Schiffe nach Paris und begab sich von dort 1481 nach England.

Hier war im Juni desselben Jahres König Jakob raubend eingefallen, ohne etwas Anderes ausrichten zu können, als daß die wilden Schaaren der Grenzbewohner (the boarderers) in Northumberland Verwüstungen und Räubereien übten. Für das folgende Jahr wurden von beiden Seiten große Rüstungen gemacht. Richard von Glocester war als Stellvertreter seines Bruders in die nördlichen Grafschaften geschickt worden, um für einen großen Zug nach Schottland, den er eigentlich schon 1481 hätte unternehmen sollen, die Barone und Ritter aufzubieten und das ganze Volk zu bewaffnen. Andererseits brachte auch Jakob III. seine Nation in Bewegung. Das schottische Parlament faßte im April die heftigsten Beschlüsse gegen den englischen König, welcher in den Aktenstücken nur der Räuber (Rieffar) genannt wird, und es gelang dem schottischen Könige, ein so ansehnliches Heer an der Grenze zu versammeln, daß die englischen Truppen sich mit der Vertheidigung derselben begnügen mußten. Allein mittlerweile hatte der Herzog Alexander von Albany mit Eduard zu Fotheringhay einen förmlichen Bund gegen seinen Bruder Jakob geschlossen und dies bewirkte, daß Richard's Feldzug im Jahre 1482 glücklicher war, als der frühere; denn Alexander hatte einen mächtigen Anhang unter den Schotten. In dem zwischen Eduard und dem Herzoge von Albany geschlossenen Vertrage verpflichtete sich der Erstere, dem Herzoge, der sich in der Vertragsurkunde König von Schottland nannte, durch ein Heer zum Besitze der schottischen Krone zu verhelfen; dagegen versprach der Herzog, diese von Eduard zu

Lehen zu nehmen und die Stadt Berwick nebst ihrer Burg, sowie andere Grenzgebiete an England zurückzugeben. Eine weitere Bestimmung dieses Vertrages verdient hervorgehoben zu werden; denn wenn es irgend eines besonderen Beweises bedürfte, daß die romantisch poetische Ansicht der Religion, der Moral und der Sitten des Mittelalters, welche uns von Schwärmern, die vom Einzelnen der Geschichte wenig wissen, noch immer sophistisch und declamatorisch empfohlen wird, eben so falsch und verderblich sei, als das Ikarien und Utopien der Socialisten und Communisten, so würde er hier zu finden sein. Der Vertrag enthält nämlich auch die Bestimmung, daß Alexander von Albany, welcher bereits von einer Frau geschieden war und eine zweite zur Ehe hatte, eine von Eduard's Töchtern heirathen solle, wenn die Kirche es zugebe; und zwar dieselbe Cäcilia, die dem Sohne seines Bruders, des Königs Jakob, seit Jahren zugesagt war. Es wird also von zwei äußerlich sehr frommen Königen in ihrem Tractate die Möglichkeit angenommen, daß die Kirche einem Fürsten gestatte, mehrere Weiber zu haben. Das Heer, welches Richard von Glocester 1482 nach Schottland führte, fand keinen Widerstand an der Grenze, sondern drang bis zur Stadt Edinburgh vor und besetzte dieselbe, nachdem ein Theil der Truppen die Festung Berwick umstellt hatte. Das Glück der Engländer war übrigens eine Folge von Alexander's Einverständniß mit den schottischen Lairds, welche vor dem Erscheinen Richard's bei Edinburgh das schottische Heer entlassen hatten. Diese waren mit Jakob's Begünstigung von zum Theil sogar ausländischen Künstlern und Gebildeten unzufrieden und hatten sich gerade in der Kirche von Lauder versammelt, um dem Könige, welcher kurz vorher dem Baumeister Cochrane den Titel des getödteten Grafen von Mar ertheilt hatte, drohende Vorstellungen zu machen, als der nämliche Cochrane unter ihnen erschien. Sie ergriffen ihn sogleich und knüpften ihn nebst einigen anderen Lieblingen Jakob's auf der Brücke auf. Unmittelbar nachher entließen sie das Heer ganz, setzten ihren König in der Burg von Edinburgh gefangen und bedrohten ihn mit ewigem Gefängniß, wenn er nicht eine unbedingte Vergebung des Geschehenen ertheile. Nun wurde auch das viel umstrittene Berwick den Engländern eingeräumt.

Der Urheber dieser Scenen, der König Eduard, welcher Hunderte seiner Unterthanen am Galgen und auf dem Schaffot umbringen ließ und auch seinen eigenen Bruder hatte umbringen lassen, gilt dessen ungeachtet dem Mönch von Croyland, dem wir viele Nachrichten über seine Zeiten verdanken, als ein Gott wohlgefälliger König. So glücklich übrigens auch der Zug gegen Schottland ausging, so war Eduard doch sehr unzufrieden mit demselben, weil der Geldverlust, den er da-

bei erlitt, weit größer war, als der Gewinn. Er rechnete nämlich, daß der Krieg ihm 100,000 Pfund gekostet habe und daß der Gewinn der Stadt Berwick ein schlechter Ersatz dafür sei; denn er mußte in der Folge jährlich 10,000 Mark aufwenden, um die Stadt zu behaupten. Er schloß also bald nach der Besetzung von Edinburgh Frieden. Ueber der Art, wie der schottische Krieg zu Ende ging, schwebt einiges Dunkel. Wir könnten dasselbe zwar vielleicht einigermaaßen aufhellen, müßten dann aber in die Einzelnheiten der schottischen Geschichte tiefer eingehen, als sich mit dem Zwecke dieses Werkes verträgt. Wir wollen daher nur die Hauptsache, sowie das Ende des Herzogs von Albany berichten. Wir finden nicht, daß Alexander, als er mit dem englischen Heere in Edinburgh eingerückt war, auf seinen Anspruch auf das Königthum zurückkam. Im Gegentheil, er unterzeichnete eine Uebereinkunft, welche zwei schottische Pairs und zwei Prälaten im Namen seines Bruders mit ihm abschlossen, als Herzog Albany. In diesem Vertrage wurde ihm völlige Straflosigkeit und die Zurückgabe aller seiner Güter zugesichert und er versprach dagegen seinerseits, sich als treuer Unterthan zu betragen. Für den König von England wurde in demselben Vertrage ausgemacht, daß Jakob III. entweder seinen Sohn mit der Tochter Eduard's verheirathen oder das von diesem auf Abschlag der Mitgabe empfangene Geld zurückzahlen, die Wahl zwischen Beidem aber dem König Eduard überlassen solle. Dieser zog das Letztere vor und das Geld wurde ihm auch nachher zurückerstattet. Alexander war großmüthig genug, seinen Bruder aus der Gewalt der unzufriedenen Lairds, welche ihn noch immer in der Burg von Edinburgh gefangen hielten, mit Gewalt zu befreien und wieder als König einzusetzen. Um dem Volke zu beweisen, daß die Brüder mit einander ganz ausgesöhnt wären, ritten Beide auf Einem Pferde nach Holyroodhouse und schliefen dort in Einem Bett. Gleichwohl ward der Herzog von Albany unmittelbar darauf im schottischen Parlament eines Einverständnisses mit den Engländern, denen er Dunbar übergab, beschuldigt und als Hochverräther verurtheilt. Er hatte, wie es scheint, auf Eduard's IV. Hülfe gerechnet; denn er entfloh bei der Nachricht von dessen Tode nach Frankreich. Hier wurde er in einem Turnier von dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen König Ludwig XII., durch einen Lanzensplitter getödtet.

König Eduard starb am 9. April 1483 zu Westminster; er erlebte noch den Verdruß, daß der Dauphin, wie oben erzählt worden, mit Maximilian's Tochter, Margaretha, vermählt wurde. Starke Aufregungen und Unmäßigkeit in Genüssen hatten den einst schönen Mann entstellt und vor der Zeit aufgerieben. Einen Theil der gesammelten

Schätze bestimmte er vor seinem Hinscheiden, das er mit großer Fassung erwartete, zu wohlthätigen Vermächtnissen. Ueberhaupt hatte seine mitunter wahrhaft ruchlose Grausamkeit mehr den Adel getroffen, während er gegen die Bürger zuvorkommend und in seinem Wesen volksthümlich war. Sein Bruder, Richard von Glocester, dem er in den letzten Jahren alle militärischen Angelegenheiten und besonders die Führung des schottischen Krieges ganz überlassen hatte, befand sich damals noch an der Nordgrenze des Reiches und hatte bereits das ganze Heer für sich. Uebrigens sollen während des schottischen Krieges die ersten Posten in England errichtet worden sein. Man leitet nämlich den ersten Ursprung dieser Posten gewöhnlich von der Nothwendigkeit her, den argwöhnischen König auch über die geringsten Ereignisse beim Heere zu unterrichten. Uns scheint jedoch, als habe es sich mit der damals zwischen Schottland und London errichteten Courier-Post ebenso verhalten, wie mit der Angarie oder der Post der alten Perser, welche nichts Anderes als eine bloße Verwaltungseinrichtung war, vermittelst deren die Depeschen zwischen dem Hofe und einigen wenigen Orten befördert wurden. Man hatte nämlich in England zu dem gleichen Zwecke zwischen Edinburgh und London von 20 zu 20 englischen Meilen Pferde aufgestellt, welche die Depeschen weiter brachten, so daß diese täglich 100 englische Meilen durchlaufen konnten.

2. Eduard V. und Richard III.

Eduard's IV. Tod ward sogleich für seine Familie verderblich. Von seinen sieben Töchtern waren noch fünf, von seinen drei Söhnen noch zwei am Leben. Die Ersteren waren alle fünf schon in ihrer Kindheit mit fremden Prinzen verlobt worden, welche insgesammt sich von der Verbindlichkeit, sie zu heirathen, losmachten; die einzige von ihnen, welche später einen Fürsten zum Manne erhielt, Elisabeth, die Gemahlin des nachherigen Königs Heinrich VII. von England, war in dieser Ehe nicht eben glücklich. Von den zwei Söhnen, Eduard und Richard, war der ältere zum Prinzen von Wales, der jüngere zum Herzog von York ernannt worden; Beide fanden nachher an ihrem Oheim Richard ihren Mörder. Eduard's Wittwe, Elisabeth, und ihre Angehörigen waren schon zu Lebzeiten des Königs in einer feindseligen Spannung mit dessen besten Freunden und Vertrauten, den Lords Hastings, Howard und Stanley, welche den Marquis Dorset, einen Sohn der Elisabeth aus ihrer ersten Ehe, und den Grafen Rivers, ihren Bruder, tödtlich haßten. Der König hatte, weil er die Folgen dieser Spannung im Kabinet voraussah, die fünf

genannten Männer kurz vor seinem Tode an sein Bett rufen lassen und dringend zur Eintracht ermahnt.

Als er gestorben war, wurde sein ältester Sohn, Eduard V., noch an demselben Tage zu Ludlow, wo er sich bei seinem Stiefbruder Lord Grey und dem Grafen Rivers befand, zum Könige ausgerufen. Eduard V. war damals zwölf Jahre alt. Er sollte alsbald zur Krönung nach London geführt werden, aber nur mit einer Begleitung von 2000 Mann, weil Lord Hastings zu verhindern wußte, daß man mehr Truppen aufbot. Als Eduard auf dem Wege nach London in Stony Strafford angelangt war, erhielten seine Begleiter die Nachricht, daß sein Oheim, Richard von Glocester, mit 600 Mann auserlesener Truppen in Northampton eingetroffen sei und daß der Herzog von Buckingham, der reichste und mächtigste Pair, eben dahin kommen werde. Der Letztere konnte allenfalls Ansprüche auf einen Antheil an der Regentschaft machen, weil er in gerader Linie von Thomas Woodstock, Herzog von Glocester, dem jüngsten Sohne des Königs Eduard III., abstammte; die Vormundschaft gebührte aber dem Herzog Richard von Glocester. Dieser war bei der Nachricht von Eduard's IV. Tode eilig aus dem Norden, wo er ein Heer zu einem neuen Kriege mit Schottland gerüstet hatte, nach London aufgebrochen. Rivers und Grey kehrten deshalb augenblicklich um und begaben sich nach Northampton, wo sie fast zu gleicher Zeit mit dem Herzoge von Buckingham ankamen. Dieser und Richard, welche sich mit Hastings verständigt hatten, trennten den König von seinen Begleitern und ließen Rivers und Grey, gerade als sie bei ihrer Rückkehr nach Stony Strafford in die Stadt einreiten wollten, verhaften (30. April). Dann verfügten sie sich in das Quartier des jungen Königs, nahmen auch die beiden Vertrauten desselben, Sir Thomas Vaughan und Sir Richard Hawes, in Verhaft, jagten alle seine übrigen Begleiter und Diener fort und verboten ihnen, sich jemals wieder sehen zu lassen. Als der König dies erfuhr, ahnte er, was ihm bereitet werde, und weinte. Richard tröstete ihn freundlich, führte ihn aber nicht nach London zur Krönung, sondern nach Northampton, und schickte die vier Verhafteten auf seine Burgen in Yorkshire. Die Nachricht von dem, was vorgefallen war, kam noch am Abend desselben Tages (30. April) nach London und die verwittwete Königin flüchtete sich hierauf sogleich mit ihrem zweiten Sohne, Richard, ihren fünf Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Freistätte von Westminster. Die Bürger von London ergriffen die Waffen, ein Theil derselben schloß sich an die Königin in Westminster, ein anderer an Lord Hastings in der Stadt an. Am 4. Mai, demselben Tage, welchen Eduard's V. Freunde zur Krönung desselben bestimmt hatten, brachte Richard den

jungen König unter bewaffnetem Geleite nach London. Hier durfte Eduard in dem bischöflichen Palaste die Huldigung und den Eid der zufällig anwesenden Prälaten, Pairs und Parlaments-Mitglieder annehmen. Soweit sich aus den etwas dunklen Ueberlieferungen erkennen läßt, erhielt Richard die Verwaltung des Reiches als Protector auf gesetzlichem Wege; ihm zur Seite stand ein Staatsrath, auf dessen Beschluß der junge König seine Residenz im Tower erhielt und seine Krönung auf den 22. Juni angesetzt wurde. Eduard V. war vorerst keineswegs Gefangener; einige seiner Erlasse sind von Westminster ausgestellt.

Alles, was damals gleich anfangs geschah, auch der Umstand, daß Richard den Erzbischof von York und Andere, welche nicht zu seiner Partei gehörten, von ihren hohen Stellen entfernte, deutete bereits auf eine drohende Revolution. Auch der von Richard angenommene große Titel (brother and uncle of kings, protectour and defensour, great chamberlayne, constable and lord high admiral of England) erweckte traurige Ahnungen. Lingard hat Alles versucht, um den Herzog von Glocester zu entschuldigen und Henry läßt denselben nur durch den Drang der Umstände zu dem Punkte getrieben werden, zu welchem er bereits im Anfange des Juni kam; auch läßt sich nicht leugnen, daß das ganze Verfahren der Wydeviles und Greys ihn zu energischer Wahrung seiner Rechte bestimmen mußte; wir glauben jedoch schon in den Schritten und Ränken, durch welche der Herzog von Clarence zuerst dem Könige Eduard IV. verdächtig gemacht und dann aus dem Wege geräumt worden war, noch mehr aber in allem dem, was im April, Mai und Juni geschah, die teuflische Schlauheit und Dreistigkeit eines geborenen Bösewichts zu erkennen. Es zeigt sich nämlich, daß Buckingham und Glocester ein und dasselbe Ziel haben und auf gleichem Wege zu diesem Ziele zu gelangen suchen, daß aber Hastings, Howard und Stanley, durch ihren Haß gegen die Wydeviles und deren Anhang anfangs irre geleitet, gleich nach der Verhaftung ihrer Feinde einen anderen Weg einschlagen und ein anderes Ziel verfolgen. Nachdem Hastings am 30. April seinen Freunden hoch und theuer versichert hatte, die beiden Herzoge meinten es mit dem Könige redlich, gab er schon in den Berathungen, welche der große Rath über die in Aussicht genommene Krönung hielt, zu erkennen, daß er gemerkt habe, wie viel für die Söhne seines Schützers und Freundes, Eduard VI., zu fürchten sei. Dort widersetzten Hastings und seine Freunde und Anhänger sich den Vorschlägen der beiden Herzoge mit so großem Erfolge, daß Richard endlich die Berathungen mit den Seinigen gesondert abhielt; Hastings, Stanley, Howard und ihre Anhänger ließ er fortan im Tower be-

rathschlagen, die Freunde Richard's und Buckingham's dagegen trafen sich in des Protectors Wohnung auf dem Crosby-Platze. Dies war dem Lord Stanley verdächtig; Hastings beruhigte ihn aber und Beide fanden sich am 13. Juni zu einer Versammlung im Tower ein, bei welcher der Protector den Vorsitz führte. In dieser Versammlung zeigte Richard seinen von Natur eingeschrumpften linken Arm vor, erklärte diese Verunstaltung für die Wirkung von Zauberkünsten, fing wegen Bestrafung des vorgeblichen Verbrechens einen Zank mit Hastings an und schlug plötzlich mit geballter Faust auf den Tisch, während zugleich eine Stimme an der Thür Verrath! rief. Augenblicklich stürzte hierauf eine Schaar von Bewaffneten, die im Nebenzimmer bereit gehalten war, herein und wandte sich gegen Hastings und Stanley, auf welche es abgesehen war. Der Erstere entging dem Mordstreiche eines der Bewaffneten dadurch, daß er unter den Tisch schlüpfte, Beide wurden aber nebst den Bischöfen von York und Ely verhaftet. Den Lord Hastings ließ hierauf Richard mit solcher Eile enthaupten, daß man bei seiner Hinrichtung ein zufällig im Hofe liegendes Stück Holz als Block anwenden mußte. Die Anderen wurden im Tower eingekerkert. Eine schöne Frau in London, Jane Shore, wurde jener Verzauberung oder überhaupt der Theilnahme an einer Verschwörung angeklagt und mußte am nächsten Sonntag mit Bußhemd und brennender Kerze vor der Kirche stehen; da sie erst Mätresse König Eduard's und sodann des Lord Hastings gewesen war, so diente dieser Hergang dazu, das Andenken der beiden Verstorbenen zu beschimpfen.

Am 15. Juni erschien Ratcliff, einer der rohen und brutalen Dienstleute Richard's, tapfer, geschickt und zu Allem fähig, wie sein Herr, mit Kriegsleuten in Yorkshire, bemächtigte sich der dort festgehaltenen zwei Verwandten und zwei treuen Diener des jungen Königs, und ließ sie ohne Urtheil und Recht hinrichten; wir besitzen noch ein kleines Gedicht, in welchem der feingebildete Lord Rivers seine Empfindungen vor dem Tode ausspricht. Nachher ward freilich diesen Männern ebenso, wie der unglücklichen Königin Elisabeth, allerlei Schuld gegeben; dergleichen anzuführen scheint uns aber nicht der Mühe werth. Um die Zeit des Mordes in Pontefract erließ Richard ein Aufgebot an die nördlichen Grafschaften, aus welchem man ersieht, daß er den an der Nordgrenze wohnenden Engländern mehr traute, als den anderen. In diesem Manifeste heißt es, die sämmtlichen Einwohner jener Grafschaften sollten die Waffen ergreifen, der Graf von Northumberland aber und Lord Nevil sich an ihre Spitze stellen, um dem Protector gegen die Ränke der Familie seines Bruders beizustehen. Die in dem Manifeste gebrauchten Ausdrücke sind der Art, daß man

fast glauben sollte, es werde dem rohen Unrecht noch bitterer Spott zugesellt.*) Richard hatte nicht nur selbst eine bedeutende und auserlesene, ihm ganz ergebene Militärmacht aus dem Norden von England herbeigezogen, sondern auch Buckingham hatte sich mit einem Heere an ihn angeschlossen; endlich erschien nach den Mordthaten in Pontefract auch noch Ratcliff mit 5000 Mann, welche gräßlich aussahen und Straßenräubern glichen, in London, und diese dienten dem Protector, um die Bürger der Stadt in Schrecken zu halten.

Das ganze Verfahren Richard's bildet, sogar trocken dargestellt, einen grausenhaften Roman oder ein Schauder erregendes Drama; seine Handlungen und die mit denselben zusammenhängenden Begebenheiten werden aber von den an die Rhetorik ihrer Schulen gewöhnten Verfassern der Geschichtsquellen, denen wir folgen müssen, so sehr durch einzelne Umstände und durch Reden ausgeschmückt und mit einer solchen Genauigkeit berichtet, daß die Erzählungen verdächtig erscheinen. Diese in alle Geschichtsbücher übergegangene Genauigkeit in Reden und Umständen erweckt um so mehr Mißtrauen, da die Erzählung oft mit den officiellen Actenstücken im Widerspruch steht. Wir überlassen es daher den Lesern, dasjenige, was wir das Dramatische nennen, bei Hume und anderen Schriftstellern nachzulesen und erwähnen nur die Umstände, welche uns zugleich wesentlich und unbezweifelt scheinen. Richard und der Herzog von Buckingham, welche den Erzbischof von Canterbury und den Lordmayor von London ganz für sich gewonnen hatten, bereiteten seit dem 13. Juni das Volk auf die Verdrängung von Eduard's IV. Familie vor und beide verruchte Frevler führten nachher ein Possenspiel auf, bei dem sich die Pairs, der Klerus und alle diejenigen, welche Würden und Ehren suchten, nicht aber die Bürger von London und das englische Volk, ebenso mißbrauchen ließen, wie in unserem Jahrhundert sowohl der Klerus und Adel, als auch das Volk von Frankreich sich zu ähnlichen Komödien hergegeben haben. Richard hatte nicht verhindern können, daß Eduard V. als König ausgerufen werde; er ließ aber die Krönung desselben aufschieben, um Anstalten zu treffen, daß eine lächerliche Erdichtung von der Unechtheit der Geburt Eduard's und seines Bruders in das Publikum gebracht werde. Zunächst mußte er vor allen Dingen Eduard's Bruder, den Herzog von York, aus seiner Freistätte ziehen und den Armen seiner Mutter entreißen. Hierzu bediente

---

*) Sie sollten kommen, to assist, in subduing, correcting and punishing the queene, her blode and other her adherents, who intended to murder and destroy the protector and his cousyn, the duke of Buckingham, and the old royal blode of England.

sich Richard des Erzbischofs von Canterbury. Dieser begab sich in das Asyl von Westminster, wo er, nach den oben erwähnten, bis ins Einzelnste gehenden Erzählungen der Quellenschriftsteller, die Königin Elisabeth auf dem Boden sitzend und von ihren fünf Töchtern umgeben fand und sie durch seine Vorstellungen bewog, sich auch von ihrem jüngsten, erst neun Jahre alten Sohne zu trennen. Der Entschluß der unglücklichen Frau wird begreiflich, wenn man annimmt, daß der Erzbischof ihr sagte, die Rathsversammlung, von welcher er zu ihr gesendet worden sei, wolle von Asylen nichts wissen, der Herzog von Buckingham habe über den Mißbrauch derselben getobt und nur die Geistlichen hätten verhindert, daß man nicht sogleich Bewaffnete geschickt habe. Es erklärt sich daher leicht, daß Elisabeth lieber ihren Sohn ausliefern, als Anlaß zu einer neuen Brutalität geben wollte. Der junge Richard von York wurde zu seinem Bruder, dem König, in den Tower gebracht.

Zu gleicher Zeit erfand und verbreitete man die albernsten Geschichten, um glaublich zu machen, daß Eduard's IV. Ehe mit Elisabeth gleich anfangs nicht rechtlich gültig gewesen sei. Richard bediente sich dazu der Schul-Sophisten eben so, wie sie auch in unserer Zeit oft gebraucht werden, und sprach, als er sich des Thrones bemächtigte, in seiner Proclamation alles das aus, was dieselben in dieser Beziehung erdacht hatten. Uns wundert jedoch, daß gerade der Punkt, den man jetzt am ersten bei den Schriftstellern angeführt findet und welcher dem Charakter Eduard's IV. entsprach, nur ganz zuletzt und im Vorbeigehen erwähnt wird. Wie nämlich Eduard Hunderte von Mädchen durch Eheversprechen getäuscht hatte, so sollte er vor seiner Vermählung mit Elisabeth auch die Wittwe des Lord Butler durch eine wirkliche Trauung betrogen haben, was dann freilich jene Vermählung ungültig gemacht haben würde. Diese Behauptung beruhte übrigens auf dem Zeugnisse Stillington's, des Bischofs von Bath, welcher die erste Trauung vollzogen haben sollte; er hatte unter der vorigen Regierung lange gefangen gesessen und sich jetzt mit großem Eifer an Richard angeschlossen. Zu dieser Angabe fügte man bald noch eine zweite, durch welche man sogar Richard's eigene Mutter ihrer Ehre beraubte, um auch die Nachkommen des Herzogs von Clarence, einen Sohn und eine Tochter, welche als Kinder eines älteren Bruders Eduard's IV. einen näheren Anspruch auf die Krone hatten, als Richard, vom Throne ausschließen zu können. Man sprengte nämlich aus, sowohl Eduard IV. als Clarence seien die Früchte eines verbotenen Umganges ihrer Mutter gewesen. Die ganze scandalöse Geschichte mußte der Pfaffe Ralph Shaw, ein Bruder des Lordmayor, welcher mit Buckingham nnd Richard ein würdiges Kleeblatt

bildete, in eine Predigt bringen und am 22. Juni in der Kirche am Kreuze von St. Pauls vortragen. Dieser Shaw war Doctor der Theologie und muß nach der Predigt, welche er über die Tugenden des Herzogs von Glocester und über die Unechtheit der anderen Thronerben hielt, eine Stirn gehabt haben, deren sich kein Diplomat zu schämen brauchte. Das nicht sophistisirte Volk, welches ihm zuhörte, fand jedoch die Sache zu stark und ließ sich nicht, wie man erwartet hatte, durch die auf einen Knall-Effect berechneten Schlußworte hinreißen. Diese Worte waren: „Aber hier, im Herzoge von Glocester haben wir das wahre Bild jenes Helden (des Herzogs Richard von York, des Vaters von Eduard IV.); hier zeigt jeder Zug das Bild des väterlichen Gesichtes.“ In demselben Augenblicke, in welchem diese Worte gesprochen wurden, erschien verabredeter Maaßen Richard, welcher während der Predigt nicht sichtbar gewesen war, auf dem neben der Kanzel befindlichen Balcon und man erwartete, daß jetzt das Volk rufen würde: Lange lebe König Richard! Allein dieser Ruf erfolgte nicht, sondern ein allgemeines Schweigen setzte einerseits den Protector in Verlegenheit und Zorn und beschämte andererseits den Pfaffen so sehr, daß derselbe nachher nie mehr öffentlich aufgetreten sein soll.

Was dem Doctor Shaw durch geistliche Mittel nicht gelungen war, suchte zwei Tage darauf der Herzog von Buckingham durch weltliche zu erreichen. Er berief die Bürgerschaft in den großen Gemeindesaal (Guildhall) und hielt eine Anrede an sie. Diese eröffnete er mit einem heftigen Tadel Eduard's IV. und seiner Regierung. Dann erinnerte er die Versammlung an das, was sie zwei Tage vorher über die unechte Geburt des Königs Eduard IV. und des Herzogs von Clarence, sowie über die Ungültigkeit der Ehe des Ersteren in der Kirche gehört hätten. Hierauf lobte und pries er Richard, betheuerte, daß dieser der einzige echte Sprößling des tapferen Richard von York sei und schloß mit der Versicherung, die Bewohner der nördlichen Grafschaften würden niemals zugeben, daß ein Anderer als Richard ihr König werde. Die Bürger brachen eben so wenig bei dieser Rede, als vorher bei der Predigt des Doctor Shaw, in den erwarteten Ausruf aus: diesmal war aber für das, was wir jetzt eine Claque nennen, gesorgt worden. Als nämlich beim allgemeinen Schweigen Buckingham eine bestimmte Antwort forderte, ob die Bürger Richard zum Könige haben wollten oder nicht, warfen einige am Ende des Saales aufgestellte Leute ihre Mützen in die Höhe und riefen: König Richard! Buckingham dankte hierauf der Versammlung und bat sie, ihn am folgenden Tage nach Baynard-Castle, wo Richard seine Wohnung genommen hatte, zu begleiten, um denselben zu bitten,

daß er die Krone annehme. Die Komödie ward demnach am nächsten Morgen fortgespielt; es hatte sich auch eine beträchtliche Anzahl von Lords und Unterhausmitgliedern eingefunden. Buckingham überreichte im Namen des Volkes dem Protector eine Schrift, in welcher derselbe gebeten ward, die Krone anzunehmen; der Protector weigerte sich einige Zeit hindurch standhaft; Buckingham drohte, daß man sich anders helfen müsse, und nun fügte sich Richard. Daß dergleichen Scenen Niemanden täuschen, weiß leider in unseren Tagen Jedermann; sie geben nur schändlichen Thaten durch gleißnerische Formeln einen Schein von Recht.

Schon am folgenden Tage nahm der Protector als Richard III. feierlich Besitz vom Königthum. Krönen ließ er sich und seine Gemahlin Anna, die Tochter des bei Barnet gefallenen Grafen von Warwick, erst am 6. Juli. Gleich nachher schenkte er den Bischöfen von York und von Ely, welche ihm jetzt nicht mehr schaden konnten, die Freiheit wieder, und belohnte zwei Günstlinge Eduard's IV., welche die Kinder ihres Wohlthäters verriethen; jeder rechtlich Gesinnte pries aber im Stillen einen dritten Günstling jenes Königs, welcher lieber sein Leben geopfert hatte, als daß er einem Bösewicht diente. Dieser dritte war Lord Hastings. Richard hatte ihn nämlich nur darum so plötzlich und so grausam morden lassen, weil er einsah, daß dieser Mann nicht so leicht zu erkaufen sein werde, als seine beiden Freunde Howard und Stanley. Howard, der sich, als Richard in Westminster Besitz von der Krone nahm, dazu hergegeben hatte, zur Rechten desselben zu stehen, während der Herzog von Suffolk zur Linken stand, ward Graf Marschall und Herzog von Norfolk; Stanley wurde, obgleich er die Gräfin Richmond zur Gemahlin hatte und vielleicht gerade aus dieser Ursache, zum Oberhofmeister (steward of the household) ernannt.

Gleich nach der Krönung machte Richard eine Rundreise in England, empfing in Warwick die Abgesandten Ludwig's XI. und der Königin von Castilien, ließ sich in York unter dem Jubel der Einwohner noch einmal krönen, wobei er seinen 10jährigen Sohn Eduard zum Prinzen von Wales erhob, und übte während seines Aufenthaltes in Glocester neue Frevelthaten. Es wurden nämlich an verschiedenen Theilen des Reiches Vorbereitungen zu einer Empörung getroffen und Richard urtheilte mit Recht, daß man entweder seines Bruders Wittwe und ihre Töchter, welche noch in der kirchlichen Freistätte von Westminster waren, oder die beiden Prinzen, welche seit Richard's Krönung im Tower mit ganz ungewöhnlicher Strenge gefangen gehalten wurden, gegen ihn gebrauchen werde. Er schickte daher einestheils den John Nesfield mit einer Anzahl Bewaffneter ab, damit

derselbe jene Freistätte einschließe und ohne besondere Erlaubniß Niemanden aus- und einlasse, und gab andern Theils den Befehl, beide Söhne Eduard's IV. aus dem Wege zu räumen. An welchem Tage und auf welche Weise die Ermordung der unglücklichen Prinzen vollbracht wurde, ist noch immer ein Geheimniß. Die ausführliche Erzählung More's*), welcher einige Jahrzehnte später schrieb und den Aussagen der Mörder selbst zu folgen versichert, ist zwar von Henry und Andern verworfen worden; da sie aber von allen Schriftstellern aufgenommen worden ist und von Lingard in einer ausführlichen Abhandlung zum fünften Band seiner englischen Geschichte vertheidigt wird, so theilen wir sie hier mit. Zuerst ward auf Richard's Geheiß der Commandant des Tower, Brakenbury, mittelbar ersucht, seinem Herrn den Gefallen zu thun, die Prinzen wegzuräumen; Brakenbury's edle und entschlossene Antwort bewies aber dem Hofe, daß mit diesem ritterlichen Manne nichts anzufangen sei. Richard schickte daher von Warwick aus seinen Oberbefehlshaber der Reiterei (master of the horse), Sir James Tyrrel, welcher unter Eduard IV. als Vice-Constable schon Hunderte von Menschen hatte hinrichten lassen, nach London, um den Mord zu leiten. Dieser brachte eine Weisung mit, nach welcher Brakenbury ihm den Oberbefehl im Tower auf 24 Stunden überlassen mußte. In der Nacht begab sich Tyrrel mit einem seiner Diener, Dighton, und mit dem Gefangenenwärter Miles Forest nach dem Zimmer der Prinzen, und schickte beide Männer in dasselbe, während er selbst außen blieb, um Wache zu halten. Forest und Dighton erstickten die beiden Prinzen unter ihren Decken und riefen dann Tyrrel herein, damit er sähe, daß die von ihnen Getödteten der Prinz von Wales und der Herzog von York seien; sie begruben die Leichen derselben unten an der Treppe.**) Am folgenden Tage übergab Tyrrel die Schlüssel des Tower wieder an Brakenbury und eilte so schnell zurück, daß er bei demselben noch eher eintraf, als Richard sich in York zum zweiten Male hatte krönen lassen. Der Tod der Prinzen würde geheim geblieben sein, wenn nicht der Herzog von Buckingham, ein noch größerer Verbrecher als Richard, von diesem abgefallen wäre und die durch ihn erregten ernsten Unruhen den König bewogen hätten, den Tod seiner beiden Neffen bekannt werden

---

*) Des berühmten Kanzlers Thomas Morus in seiner (englisch geschriebenen), dem Hause York abgeneigten Geschichte Eduard's V. und Richard's III. Eine Rettung Richard's, in welcher derselbe sehr hoch gestellt und vom Morde seiner Neffen gereinigt wird, hat eine gelehrte Dame, Miß Halsted, geschrieben.

**) Im Jahre 1674 bei Gelegenheit von Neubauten im Tower wurden unter der Treppe Schädel und Gerippe zweier Knaben gefunden und auf Befehl Karl's II. in der Westminster-Abtei beigesetzt.

zu lassen. Buckingham's erste Absicht war gewesen, sich der Prinzen, welche als Schwestersöhne seiner Gemahlin ihm nahe verwandt waren, gegen Richard anzunehmen. Die Ermordung der Prinzen vereitelte dies; dagegen verschaffte sie den Ansprüchen des Grafen Heinrich Tudor von Richmond (des nachherigen Königs Heinrich VII.) an die Krone zum ersten Male eine für die regierende Familie gefährliche Bedeutung.

Heinrich Tudor's Großvater, Owen Tudor, ein mächtiger Herr in Wales, hatte des Königs Heinrich V. Wittwe, Katharina, die Tochter Karl's VI. von Frankreich, geheirathet und dadurch seiner Familie eine Bedeutung gegeben; Heinrich's Vater aber, Edmund, Graf von Richmond, war mit der Tochter des Herzogs Johann von Somerset, Margaretha Beaufort, vermählt gewesen, von welcher man sagte, aber nie bewies, daß sie nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Lancaster die Ansprüche, welche das Haus ihres Urgroßvaters Johann von Gent auf den Thron hatte, an ihren Sohn gebracht habe. Dieselben Ansprüche wurden sonderbar genug oft auch darauf gegründet, daß Graf Heinrich von Richmond durch weibliche Abkunft von Mortimer, dem erklärten, nachher aber ausgeschlossenen Erben Eduard's III., herstamme. Alle diese Ansprüche des Walisers und seiner Voreltern scheinen uns zwar ziemlich weit hergeholt zu sein; in England nahm man aber die Sache anders. Indessen würde man vielleicht statt Heinrich Tudor's den Grafen von Warwick, einen Sohn des Herzogs von Clarence, zum Nebenbuhler Richard's III. gewählt haben, wenn dieser nicht noch ein Kind gewesen wäre.

Heinrich Tudor, Graf von Richmond, dessen man sich also in Ermangelung eines anderen Prätendenten gegen Richard bediente, war, 15 Jahre alt, aus dem Treffen bei Tewksbury (1471) glücklich entkommen und, als er über das Meer entfliehen wollte, durch einen Sturm nach der Bretagne verschlagen worden. Hier hatte man ihn festgehalten und Eduard IV., welcher dies erfuhr, hatte sich alle Mühe gegeben, den Herzog der Bretagne, Franz II., zur Auslieferung des Flüchtlings zu bewegen. Diese hätte man auch erwarten sollen, weil Eduard ebenso mit Franz wie mit dem Herzoge von Burgund in enger Verbindung stand und eigentlich die einzige Stütze des Herzogs Franz gegen König Ludwig XI. war, welcher auf dessen Verderben sann; allein Franz war ein edler Charakter und wollte das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen. Er versprach nur, den Grafen von Richmond und seine Freunde so genau beobachten zu lassen, daß sie von der Bretagne aus keine Bewegungen in England erregen könnten. Dabei beruhigte sich Eduard einige Jahre hindurch. Nachher nahm er, um des Grafen habhaft zu werden, seine Zuflucht

zur Hinterlist. Er schrieb dem Herzog Franz, er wünsche die Streitigkeit der Häuser Lancaster und York dadurch zu beendigen, daß er den Grafen von Richmond, auf welchen durch seine Mutter alle Rechte des Hauses Lancaster übergegangen seien, mit seiner ältesten Tochter vermähle. Die Gesandten Eduard's unterstützten dieses abgeschmackte Vorgeben so geschickt und drangen so sehr in den Herzog Franz, daß derselbe ihnen endlich erlaubte, den Grafen, nicht als Gefangenen, sondern als des Königs erklärten Eidam, mitzunehmen. Heinrich wäre verloren gewesen, wenn nicht im Augenblicke seiner Abreise der bretagnische Admiral, Johann von Quelenec, sich seiner angenommen hätte. Die Einkleidung der Geschichte seiner Rettung und die sogleich anzuführenden Worte mögen vielleicht dem Erzähler angehören; aber der Inhalt ist wahr und wir behalten deshalb die Worte bei. Der Admiral, heißt es, stand blaß, bekümmert und niedergeschlagen da. Herzog Franz fragte ihn also: „Was habt ihr? und woher kommt euch die Blässe?" — „Die Blässe", antwortete jener, „ist ein sicherer Vorbote des Todes; denn warum hat er nicht mein Leben geendet, ehe ich Zeuge einer Handlung geworden bin, welche Ihnen alle Ehre rauben wird? Gnädiger Herr, Sie haben sich den Ruf eines Mannes von Ehre erworben; warum haben Sie so wenig Sorge getragen, diesen zu erhalten? Wie konnten Sie, nachdem Sie Ihr Wort gegeben hatten, einwilligen, daß ein Mann, der sich in Ihren Schutz geflüchtet hatte, seinen Henkern und dem Tode hingegeben wird?" — „Herr Admiral", sprach hierauf der Herzog, „so dürfen Sie nicht reden. Es ist nichts für den Grafen von Richmond zu fürchten; Eduard hat ihn von mir nur gefordert, um ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen." — „Rechnen Sie darauf", erwiderte der Admiral, „daß der Graf von Richmond, sobald er den Fuß aus Ihrem Lande setzt, ein verlorener Mann ist." Dem Herzoge gingen plötzlich die Augen auf und er befahl seinem Minister, Peter Landois, nach St. Malo zu eilen, wo der Graf nur durch eine Krankheit abgehalten worden war, sich mit den englischen Abgeordneten einzuschiffen. Landois, ein eben so sehr wegen seiner Ränke, als wegen des übergroßen Vertrauens, welches der Herzog einem Menschen vom niedrigsten Stande und von niedriger Gesinnung schenkte, bekannter Mann, gab den Engländern, von denen der Graf schon förmlich bewacht wurde, eine Reihe von Festen und bewirthete sie täglich, während er dem Kranken insgeheim sagen ließ, er möge sich ihren Händen entziehen. Der Graf flüchtete hierauf in die Kirche von St. Malo und Landois betheuerte, sein Herr dürfe und könne das Heiligthum nicht verletzen und werde daher den Grafen nicht, wie die Engländer verlangten, aus der Kirche holen lassen; doch werde er dafür sorgen, daß Heinrich nichts gegen

England unternehme. Nach Eduard's Tode, erzählen die Geschichten von Bretagne weiter, faßte Landois die Hoffnung, durch Benutzung der Unruhen in England seinen Schützling auf den englischen Thron zu bringen und durch die Vermählung desselben mit der Erbtochter seines Herrn, Anna, seine eigene unbeschränkte Herrschaft in der Bretagne zu erhalten und zu sichern. Der stolze Adel von Bretagne war nämlich höchst erbittert über die Gewalt, welche Landois über den Herzog und im Lande ausübte, weil dieser Adel, welcher mächtiger und auf seinen Vorrang eifersüchtiger war, als der des ganzen übrigen Frankreich, sich von Landois, dem Sohne eines Schneiders aus einer Vorstadt von Vitré, beherrschen lassen mußte. Landois war also dem Flüchtlinge nicht nur behülflich, mit den Unzufriedenen in England durch die bretagnischen Gesandten zu unterhandeln, welche unter dem Vorwande, eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit England zu betreiben, hinüber geschickt wurden, sondern er unterstützte auch die Rüstungen des Grafen von Richmond, obgleich Heinrich's Partei in England, wie wir unten sehen werden, eine ganz andere Vermählung desselben im Sinne hatte, als Landois.

Viele Engländer waren über Richard's Thronbesteigung und über die Niederträchtigkeit ihres Parlaments im Stillen erbittert, verhielten sich aber ganz ruhig, bis Richard seine Rundreise angetreten hatte. Kaum war dieser jedoch im Norden, wo er mehr Freunde hatte, als im Süden, angekommen, als in einigen Grafschaften sich heftige Bewegungen zeigten. In Kent, Essex, Sussex, Berkshire, Hampshire, Wiltshire und Dorsetshire wurden verdächtige Zusammenkünfte gehalten; man faßte auf denselben den Beschluß, sich zu rüsten, und Morton, Bischof von Ely, der verschlagenste Mann in England, zog den Herzog von Buckingham in die Verschwörung. Diesem hatte Richard, als er nach seiner Krönung den Erzbischof von York und den Bischof von Ely aus ihrer Gefangenschaft befreite, die Aufsicht über den Letzteren übertragen und Buckingham, welcher damals schon mit Richard zerfallen war, wurde jetzt wahrscheinlich durch den Bischof von Ely zu der Ueberzeugung gebracht, daß zwei so frevelhafte Verbrecher, wie er und Richard waren, unmöglich lange Freunde bleiben könnten. Es werden zwar verschiedene einzelne Dinge als Ursachen der Unzufriedenheit Buckingham's mit Richard angeführt; diese alle erscheinen aber bei näherer Betrachtung unhaltbar. Der beabsichtigte Aufstand sollte zu Gunsten der gefangenen Prinzen gemacht werden; als jedoch im August die Nachricht von der Ermordung derselben, wahrscheinlich absichtlich, verbreitet wurde, beschloß man, den Grafen von Richmond als Prätendenten gegen Richard aufzustellen. Der Hausarzt seiner Mutter wußte sich in das Asyl der Königin Elisabeth

zu Westminster einzuschleichen und gewann die Einwilligung derselben, sowie des Marquis von Dorset und Anderer. Graf Heinrich sollte übrigens, damit endlich eine vollständige Aussöhnung der Häuser York und Lancaster zu Stande komme, als ein Sprößling von Lancaster mit der ältesten Tochter Eduard's IV. vermählt werden. Man schickte nun Gesandte an Heinrich von Richmond nach der Bretagne und verabredete Alles mit ihm.

Der Aufstand sollte am 18. October 1483 überall ausbrechen, und Heinrich erhielt von Landois 5000 Mann und die nöthigen Schiffe zu einer Landung in England. Das Glück war jedoch dem Unternehmen der Verschworenen nicht günstig. Richard hatte seine Maaßregeln so gut genommen und seine Spione so gut bezahlt, daß er gleich anfangs von Allem unterrichtet wurde. Er begab sich zu seinem Heere in Leicester und traf dort zu derselben Zeit ein, als Heinrich durch den Marquis von Dorset in Exeter zum König ausgerufen und in drei Grafschaften als solcher anerkannt wurde. Der Herzog von Buckingham zog, nachdem er auf seiner Feste Brecknock in Wales sich ebenfalls für Heinrich erklärt hatte, nach dem Severn hin, fand aber alle Brücken dieses Flusses durch eine Ueberschwemmung zerstört und die Gegend weit und breit unter Wasser gesetzt; als er sich darauf nach der anderen Seite wenden wollte, ward er zuerst von seinen Walisern und dann auch von den anderen um ihn vereinigten Truppen verlassen. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber von einem seiner Pächter in Shropshire verrathen und dann auf Richard's Befehl zu Salisbury auf offenem Markt enthauptet (November 1483). Die Truppen des Bischofs von Ely gingen ebenfalls auseinander; dieser selbst entkam jedoch glücklich nach Flandern. Auch die anderen Schaaren der Insurgenten zerstreuten sich und noch ehe Richard in Devonshire einrückte, waren der Marquis von Dorset und der Bischof von Exeter nach der Bretagne entflohen. Der Graf von Richmond kam nicht einmal ans Land. Er war, nachdem er sich im October zu St. Malo eingeschifft hatte, durch widrige Winde lange an der französischen Küste zurückgehalten worden, und als er endlich blos mit seinem eigenen Schiffe die Küste von Devonshire erreichte, fand er nicht rathsam, an das Land zu gehen.

Richard nahm an den Großen, deren er habhaft werden konnte, eine furchtbare Rache, wie man schon daraus sieht, daß er den Herzog von Buckingham gar nicht sehen wollte und seinen eigenen Schwager, Thomas St. Leger, in Exeter enthaupten ließ. Das Parlament, welches er nach der Rückkehr von seinem blutigen Zuge in London versammelte (Januar 1484), kam allen seinen Wünschen zuvor. Es erklärte, er sei der einzige rechtmäßige König von England, sowohl nach

dem Rechte des Blutes und der Erbfolge, als durch gesetzmäßige Wahl, Salbung und Krönung. Es verurtheilte außerdem durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) eine Menge Leute als Hochverräther und noch nie war die unselige Sitte, Menschen vermittelst eines Gesetzes des Hochverraths schuldig zu erklären und ohne Weiteres zu bestrafen, so sehr mißbraucht worden, als damals geschah. Ein Herzog, ein Marquis, drei Grafen, drei Bischöfe, eine große Zahl von Baronen, Rittern und Edelleuten wurden ihrer Rechte, Güter und Ehren durch ein sie verurtheilendes Gesetz beraubt. Nur Stanley, der dritte Gemahl der Gräfin von Richmond, die ebenfalls des Hochverraths schuldig erklärt worden war,*) durfte die Güter derselben, so lange er lebte, behalten. Auffallend ist es, daß ein Mann wie Richard, welchem nichts heilig war und der weder Gott noch Menschen, weder Gesetz noch Sittenlehre, noch auch die öffentliche Meinung scheute, es doch nicht wagte, die verwittwete Königin auf die nämliche Weise aus ihrer Freistätte herauszureißen, wie er den Herzog von York aus derselben geholt hatte, obgleich er wußte, daß des Grafen von Richmond sehr zweifelhaftes und schwaches Recht an die Krone durch dessen Verheirathung mit der ältesten Tochter der Königin erst recht begründet werden solle. Er schloß, um die Königin zu bewegen, daß sie mit ihren Töchtern an seinen Hof komme, im März 1484 förmlich und feierlich einen Vertrag mit ihr.

Um den Grafen von Richmond unschädlich zu machen, hatte Richard längst mit Landois, dem Schneidersohn in der Bretagne, eine Verbindung angeknüpft. Als nämlich alle die vielen englischen Emigranten, unter welchen die angesehensten Herren waren, kurz vor Weihnachten 1483 in der Kirche von Rennes eine Versammlung gehalten und dem Grafen Heinrich unter der Bedingung, daß er die älteste Tochter Eduard's IV. heirathe, Treue und Gehorsam geschworen hatten, bot Richard Alles auf, um sich Heinrich's zu entledigen. Die Umstände schienen ihm dies zu erleichtern; denn der Herzog von Bretagne und sein Liebling, Peter Landois, hofften Vortheile von ihm zu erlangen, welche Heinrich, auch wenn er sich des Reiches bemächtigte, ihnen nicht gewähren konnte. Der Herzog ließ sich durch die Aussicht locken, daß Richard ihm die Grafschaft Richmond in England, welche seinen Vorfahren gehört hatte, wiedergeben werde, und Landois erhielt das Versprechen, daß Richard 1000 Bogenschützen nach der Bretagne schicken wolle, um ihn und den alten, schwachen Herzog gegen den brutalen Adel zu schützen. Landois hatte

*) Ihr erster Gemahl war Edmund Tudor, Heinrich von Richmond's Vater; ihr zweiter Sir Henry Stafford.

jedoch bald die 1000 Bogenschützen nicht mehr nöthig, weil der bretagnische Adel zu früh einen Versuch machte, den Palast des Herzogs zu stürmen und den verhaßten Landois von dessen Seite zu reißen. Richard schloß daher eine andere Uebereinkunft, um den Herzog zu bewegen, daß er Heinrich seinem Schicksale überlasse. Er versprach, dem Herzoge die Grafschaft Richmond zu geben, die früher schon mit der Bretagne verbunden war, an Landois aber die eingezogenen Güter aller der zahlreichen englischen Flüchtlinge, die sich in der Bretagne befänden, zu überlassen und ihm treue Leute zu schicken, mit denen er sich des unruhigen Adels erwehren könne; dagegen sollte der Letztere den Grafen Richmond und die anderen Flüchtlinge plötzlich aufheben lassen. Richard würde seine Absicht vollständig erreicht haben, wenn nicht Morton, der Bischof von Ely, der es in Bezug auf Schlauheit und Spioniren mit Jedermann aufnehmen konnte, die Sache in Flandern erfahren und eilig eine Botschaft an Heinrich geschickt hätte. Dieser war in einer sehr bedenklichen Lage; denn er sollte nebst den anderen Flüchtlingen schon in vier Tagen ergriffen werden und ward bereits aufs genaueste beobachtet. Er mußte also, um entfliehen zu können, seine Hüter täuschen. Er schickte zu diesem Zwecke Pembroke und andere Herren unter dem Vorwande, den Herzog zu besuchen, nach Nantes, gab ihnen jedoch die Weisung, nicht in diese Stadt zu gehen, sondern über die französische Grenze zu eilen und ritt dann selbst, von Wenigen begleitet, Tag und Nacht durch Wald und Sumpf, um nach Anjou zu entkommen. Sein Fluchtversuch gelang, obgleich man Leute zu seiner Verfolgung ausgeschickt und nur eine einzige Stunde fehlte, daß diese ihn erreicht hätten. Der Herzog, welcher von seines Ministers Schlechtigkeit nichts wußte, ließ die 300 zurückgebliebenen Engländer ungekränkt. Diese folgten aber bald dem Grafen Heinrich nach. Sie wurden in Frankreich, wo Ludwig's XI. Tochter, die Herzogin von Bourbon oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, die Dame de Beaujeu, für ihren jüngeren Bruder, Karl VIII., die Regierung führte, freundlich aufgenommen und stellten nun offenkundig von Paris aus Werbungen gegen Richard an.

Richard hatte sich inzwischen der Königin Wittwe freundlich erwiesen, ihr selbst und ihren Töchtern Gehalte ausgesetzt und sie bewogen, ihr Asyl in Westminster zu verlassen. Eine Zeit lang hatte er den Plan, seinen Sohn mit Elisabeth, der ältesten Tochter, zu vermählen; dies wurde aber durch den unerwarteten Tod des Prinzen vereitelt (April 1484). Er mußte also auf etwas Anderes denken; denn die zahlreichen Flüchtlinge hatten viele Verbindungen in England, sowie Unterstützung im Auslande, und Richard traute sogar dem Lord Stanley nicht mehr, sondern behielt, sobald dieser sich ent-

fernte, dessen Sohn als Geisel zurück. Endlich verfiel er, obgleich seine Gemahlin noch lebte, auf den Gedanken, sich selbst mit jener Prinzessin zu vermählen, wodurch er sich nicht nur auf dem Throne befestigen, sondern zugleich auch dem Grafen von Richmond die Gelegenheit rauben wollte, sich durch Verheirathung mit der Prinzessin ein Recht an die Krone zu verschaffen. Die Prinzessin Elisabeth war nämlich, seitdem ihre Brüder nicht mehr lebten, im unbestreitbaren Besitze dieses Rechtes, während dagegen Heinrich's Anspruch noch aus anderen Gründen, als den oben angeführten, unhaltbar war. Wenn man auch nicht fragt, wie es kam, daß Richard's Gemahlin gerade um die Zeit erkrankte und starb, als seine Politik forderte, daß er seine Nichte heirathe: so war doch nach dem Vorgefallenen schon das Anbieten seiner Hand schauderhaft. Noch schauderhafter ist es aber, ja es ist, wie diese Geschichte überhaupt, ganz im Geiste der Pelopiden, daß sowohl die Tochter als auch die Mutter nicht übel Lust hatten, diese Verbindung einzugehen. Die Prinzessin war außer sich vor Freude über die ihr gemachten Andeutungen und bediente sich des Herzogs von Norfolk (Howard), eines ehemaligen Ministers ihres Vaters, um an ihn ein Schreiben zu richten, das ohne Zweifel auch für den König berechnet war und in welchem sie diesen für ihren Abgott erklärte (the king was, sagte sie, her only joy and maker in this world and that she was his in heart and thought). Ja, sie spricht in diesem Briefe sogar ihre Betrübniß darüber aus, daß Richard's Gemahlin gar nicht sterben wolle, und äußert die Besorgniß, dieselbe würde niemals sterben (that she would never die). Da ihr ferner, wie aus demselben Briefe hervorgeht, von dem Könige, der sie schon auf Weihnachten 1484 neben seiner Gemahlin in gleichem Prachtgewand hatte erscheinen lassen, versprochen worden war, daß seine Gemahlin im Februar sterben werde, so schämte sie sich nicht zu schreiben: der größte Theil des Februar sei schon vorüber und die Königin immer noch nicht todt, das sei höchst befremdend. Die Mutter war über die ihr eröffnete Aussicht nicht weniger entzückt, als die Tochter. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, welcher beim Grafen von Richmond in Paris war, zeigte sich bei der Meldung von dem, was Alles Richard für ihn zu thun versprochen habe, sogleich bereit, nach England zurückzukehren; er wurde aber, ehe er sich eingeschifft hatte, von den ihm nacheilenden Emigranten eingeholt und nach Paris zurückgebracht. Im März 1485 starb Richard's Gemahlin und Alles war zur Vollziehung der Heirath fertig, als Richard im April auf einmal von seinem Entschluß abging und die beiden Frauen sich bitter getäuscht sahen. Man sagt, zwei Vertraute Richard's, Ratcliffe und Catesby, hätten ihn durch Zureden

von dem Entschlusse abgebracht; doch ist aber aus der öffentlichen Erklärung, welche er an die Bürger von London erließ, sowie aus einer anderen an seine Getreuen in York zu vermuthen, daß schon die bloße Nachricht von dem neuen unerhörten Scandal großen Lärm unter seinen besten Freunden erregte und daß ein so schlauer Mann wie Richard einsah, er werde sich durch jene Heirath mehr schaden als nützen. Vielleicht dachte er auch, und nicht mit Unrecht, daß ein Mädchen, welches ihm, dem ungestalten Manne und blutigen Mörder, solche Briefe zu schreiben vermöge und ihm aussprechen könne, daß seine kranke Gemahlin ihr zu lange lebe, auch im Stande sein werde, ihm einmal Nachts die Kehle abzuschneiden. In der Mitte des Monats April war von dem gräßlichen Heirathsprojekt keine Rede mehr.

Richard befand sich damals sehr im Gedränge, und wenn wir auch den Uebertreibungen und der declamatorischen Darstellung des Thomas More, welcher unter Heinrich VII. schrieb, kein unbedingtes Vertrauen schenken, so glauben wir doch gern, daß der König weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe hatte. Die Regentin von Frankreich beschützte im Namen ihres Bruders, Karl VIII., ganz öffentlich den Grafen von Richmond und seine Freunde. Die Zahl der englischen Emigranten war auf mehrere hundert gestiegen. Sogar der Commandant der kleinen, den Engländern gehörenden Festung Ham, Sir James Blunt, war zu ihnen übergegangen und hatte den alten Grafen von Oxford, welcher in Verbindung mit Warwick bei Barnet gestritten hatte und zu Ham gefangen gehalten wurde, nach Paris gebracht. In England selbst warteten die Unzufriedenen aller Grafschaften nur auf das Signal des Aufstandes, um loszubrechen. Endlich waren auch die Hülfsmittel, durch welche Richard bis dahin sich Freunde und Anhänger gekauft hatte, ganz erschöpft. Dies scheint unglaublich, wird aber begreiflich, wenn man bedenkt, mit welchem Preis einerseits überall die Barone und Ritter bezahlt werden mußten, wenn sie ihre Leute fortdauernd auf dem Kriegsfuße halten sollten, und welche Reichthümer andererseits dazu gehörten, um Söldner oder Miethstruppen zu ernähren. Alle Schriftsteller bezeugen, daß Richard im Jahre 1485 die Schätze Eduard's ganz ausgegeben hatte, daß die ungeheuren Summen, welche die zahlreichen Gütereinziehungen ihm eingetragen hatten, erschöpft waren und daß er dreimal einen Zehnten von der Geistlichkeit erpreßte, ohne darum in seinen Finanzen besser zu stehen. Eine freie Gabe (benevolence), welche das Parlament ihm gewährte, wollte er nicht so benannt wissen, weil schon der Name von Eduard's Zeiten her verhaßt war; das Volk gab ihr daher höhnend den Namen einer unfreien (male-

volence). Schon im Mai fühlte Richard, der von Allem, was in Frankreich vorging, genau unterrichtet war, große Besorgnisse wegen der Anstalten, welche Heinrich in der Normandie zu einer Landung traf. Heinrich wurde von der Regentin des französischen Reiches mit Geld und mit Truppen unterstützt, nicht nur weil er versprochen hatte, statt des Waffenstillstandes endlich einen Frieden mit Frankreich zu schließen und die Ansprüche an die Normandie und an andere französische Besitzungen ganz aufzugeben, sondern namentlich auch deshalb, weil sein Unternehmen eine Gelegenheit darbot, sich der Räuber, Abenteurer, irrenden Ritter und Söldner, welche ganz Frankreich, besonders aber die Normandie, unsicher machten, zu entledigen. Man sprach aus dem letzteren Grunde eine Amnestie für alle diejenigen aus, die sich zu Heinrich gesellen würden, und dieser hatte bald einige Tausend verzweifelte und jeder Gefahr trotzende, aber auch zuchtlose und der Kriegsordnung ungewohnte Leute bei einander, mit welchen seine 500 Engländer sich vereinigten. Uebrigens erließ Richard schon im Juni, noch ehe Heinrich sich einschiffte, ein wüthendes Manifest gegen die in Frankreich befindlichen Engländer, worin er namentlich Heinrich Tudor beschuldigte, derselbe habe sich verpflichtet, alle Ansprüche auf Besitzungen in Frankreich, auch auf Guyenne und Calais, aufzugeben. (Er sagt in dem Manifest unter Andern: That they had betaken themselves to the kings ancient enemy, Charles, calling himself king of France, and chosen for their captain one Henry Tudor, descended of bastard blood both by the father's and the mother's side and who therefore could never have any claim to the crown of England but by conquest, — that the said Henry Tudor, in order that he might atchieve his false intent by the aid of the kings ancient enemy of France, hat convenanted with him to give up in perpetuity all the right, which the king of England had to the crown of France, to Normandy, Anjou, Maine, Guienne, Calais and the marches etc.)

Heinrich mußte, als er seine Mannschaft in Rouen vereinigt hatte, seinen Plan so schnell als möglich auszuführen suchen; denn er konnte nur, wenn er auf englischem Boden war, seine Leute unterhalten und hatte mit einem tapferen, fähigen und thätigen Gegner zu thun, dessen sich sogar Eduard IV. in den letzten Jahren seines Lebens bei jeder Gelegenheit bedient hatte. Auch zeigte Richard damals große Thätigkeit. Er hatte, sobald ihm der Abfall des Commandanten von Ham und die Flucht des Grafen von Oxford kund geworden war, diese Festung durch den Statthalter von Calais wieder einnehmen lassen und war mit seinem Heere nach Nottingham gezogen,

um von dort aus schnell gegen die gelandeten Anhänger Heinrich's marschiren zu können. Heinrich war diesmal glücklicher als vorher; er lief Ende Juli 1485 von Harfleur aus und landete schon am 1. August im Hafen Milford in Wales. Die kymrische Bevölkerung ehrte in dem Sohne des Hauses Tudor einen Nachkommen der alten, halb fabelhaften Könige; auch sah man den britischen Drachen unter seinen Feldzeichen. Seine Anhänger näherten sich ihm übrigens mit Vorsicht, um den König zu täuschen; als er bis Shrewsbury gelangt war, hatte er nur 4000 Mann um sich. Trotz aller Anstalten, welche Richard getroffen hatte, und trotz der neuen Schöpfung der Eilpost dauerte es doch sieben Tage, bis der König Nachricht von seines Gegners Landung erhielt; dann entbot er aber unter strenger Strafandrohung alle Vasallen und die Milizen aller Grafschaften nach Leicester. Es sammelte sich dort ein sehr zahlreiches Heer um ihn; nichtsdestoweniger suchte ihn Heinrich mit großer Eile und Dreistigkeit auf. Er würde, obgleich sein Heer endlich von den Vasallen der Talbots verstärkt worden war, dies schwerlich gewagt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß nur wenige Engländer geneigt waren, für Richard zu streiten. Obwohl sein Stiefvater, Lord Thomas Stanley, seinen Sohn, Lord Strange, bei Richard als Geisel hatte zurücklassen müssen, schloß sich doch sein Bruder William Stanley, dann Sir John Savage und zuletzt auch Lord Stanley selbst an Heinrich an. Diese Männer blieben übrigens, nach einer mit Heinrich gemachten Uebereinkunft, bis zum Augenblicke der Entscheidung neutral, damit nicht Lord Strange auf Richard's Befehl getödtet werde. Erst in der Nacht vor dem 22. August, als Richard sich eine Viertelstunde von Bosworth gelagert hatte und Heinrich von Tamworth nach Atherstone maschirt war, stieß die bedeutende Macht der sämmtlichen Stanley's und ihrer Verbündeten zum Heere des Grafen von Richmond. Ihr Uebertritt war es besonders, was dem König Richard in der an jenem Tage gelieferten Schlacht bei Bosworth Verderben brachte. Es half ihm nichts, daß er mit der Krone auf dem Haupte ins Treffen gegangen war, er trug diese Krone nur dem Gegner entgegen. Sobald er die Stanley's sich gegenüber erblickte, verzagte er. Gleich darauf mußte er sehen, daß der Graf von Northumberland mit den Männern des Nordens, auf welche er vor allen Anderen vertraute, seine Truppen zurückzog. Unmittelbar nachher wankten alle Reihen in Richard's Heere. Dieser entschloß sich daher, als König zu sterben, wenn er nicht als König leben könne. Er gab, als er seinen Gegner Heinrich wahrnahm, seinem Pferde die Sporen und stürzte mit eingelegter Lanze, indem er dreimal das Wort „Verrath" ausrief, auf ihn los, hieb den Träger der Haupt-Standarte

nieder, schlug Sir John Cheyney zu Boden und führte auch auf Heinrich selbst einen furchtbaren Stoß, wurde aber von der Zahl der Feinde übermannt, zu Boden geworfen und erschlagen. Auf seiner Seite fielen noch, mit Tapferkeit und Treue kämpfend, der Herzog von Norfolk und Brakenbury, der gewissenhafte Befehlshaber des Tower. Heinrich setzte sogleich die ihm dargereichte Krone des Gefallenen auf sein Haupt und wurde noch auf dem Schlachtfelde anerkannt. Lord Strange, dessen Enthauptung Richard beim Anfange des Treffens befohlen hatte, ward seinem Vater wiedergegeben. Der Sieg wurde diesmal nicht durch Hinrichtungen entehrt. Nach der Schlacht schleppte „Blanc Sanglier", der Wappenherold Richard's, vom Sinnbilde des weißen Ebers so genannt, die Leiche zu Pferde nach Bosworth, wo sie von mitleidigen Nonnen in einer Kirche bestattet wurde. Richard hinterließ einen natürlichen Sohn, der sich eine Zeit lang als Maurer ernährte und 66 Jahre nach dieser Schlacht in Dunkelheit verschied.

Wir haben übrigens Richard's Thaten und Charakter geschildert, wie sie nach zuverlässigen Nachrichten gewesen sind; es hat aber nicht an genialen und scharfsinnigen Schriftstellern gefehlt, welche Richard ganz rein gewaschen haben, wie denn überhaupt jeder Tyrann, jeder Despot einen Geschichtschreiber gefunden hat, der sich dadurch auszuzeichnen glaubte, daß er etwas Neues und Rühmliches von ihm sagte.

3. Heinrich's VII. Regierung bis zum Jahre 1489.

Heinrich's VII. Anhänger hatten schon während seines Aufenthaltes in der Bretagne dafür gesorgt, daß die Meinung verbreitet werde, als sei er der Messias der Nation, weil er die Ansprüche der rothen und der weißen Rose in seiner Familie vereinigt habe. Er selbst gehörte zwar dem Hause Lancaster an; es waren aber zwei Flecken unehelicher Geburt in seinem Stammbaume, von welchen der eine durch eine spätere gerichtliche Acte nur unvollkommen übertüncht wurde.*) Dagegen war Eduard's IV. älteste Tochter, Elisabeth, welche Heinrich zur Gemahlin nahm, nach englischem Gesetze ohne allen Streit die Erbin der Rechte ihres Vaters und Heinrich hatte sich deshalb nicht nur zu dem feierlichen Versprechen, sie zu heirathen, verstanden, sondern hielt auch nachher sein Wort. Er nahm sich jedoch wohl in Acht, sein Recht an die Krone auf das ihrige zu stützen,

*) Seine Mutter Margaretha war allerdings eine Urenkelin Johann's von Gent, aber aus dessen dritter Ehe mit Katharina Swynford, deren Nachkommenschaft für bürgerlich legitimirt, aber nicht für thronfähig erklärt war.

sondern trat im Wesentlichen als Lancaster auf. Auch wurde ihm später Gleichgültigkeit und selbst Härte gegen seine Gemahlin zum Vorwurf gemacht, wofür jedoch ausreichende Nachweise fehlen; vielleicht findet man es wahrscheinlich, wenn man das, was wir von der Prinzessin erzählt haben, in Erwägung zieht. Schon Heinrich's Einzug in London (Ende August) deutete darauf, daß er mindestens ebenso sehr seinem Siege über Richard, als seinem ererbten Rechte oder gar seiner Heirath den Thron verdanken wolle; denn er ließ drei Standarten vor sich hertragen und auf den Altar niederlegen. Seine Krönung und folglich auch seine Vermählung verzögerten sich um einige Zeit, wobei eine in London ausgebrochene mörderische Krankheit, der sogenannte englische Schweiß, den Vorwand gab; die Krönung fand erst zwei, die Hochzeit fünf Monate nach seinem Einzuge in London Statt.

Heinrich ward also im Grunde nur deshalb König, weil er durch die von Richard III. vertriebenen Herren gewählt worden war und nachher das Reich mit den Waffen erobert hatte. Er selbst hatte diese Ansicht und war während seines ganzen Lebens darauf bedacht, mit Gewalt zu erhalten, was er mit Gewalt erworben hatte. Derselbe Gedanke liegt in den Worten, mit welchen er den Sprecher des am 7. November von ihm eröffneten Parlaments anredete. Er that zwar auch dabei des Erbrechts Erwähnung, weil er ja dem Geschlechte Johann's von Gaunt oder von Lancaster, des dritten Sohnes Eduard's III., wenigstens einigermaaßen angehörte; eigentlich deutete er aber auf sein Schwert.*) Auch aus der gleich nachher gemachten Anordnung über die Nachfolge im Reiche (settlement of the crown) scheint die Absicht hervorzugehen, zwar alle gesetzlichen Hindernisse, welche ihm als Sprößling des Hauses Lancaster entgegenstehen könnten, hinwegzuräumen, aber weder seiner eigenen Abstammung von Johann von Gaunt, noch der Herkunft seiner künftigen Gemahlin eine entscheidende gesetzliche Bedeutung zuzuschreiben. In ersterer Rücksicht erneuerte er eines Theiles ein von Heinrich IV. erlassenes Statut nicht, durch welches die Nachfolge im Reiche den Nachkommen Johann's von Gaunt ausschließlich zuerkannt worden war; in Betreff des Zweiten aber ist in dem Actenstücke Heinrich's Gemahlin gar nicht erwähnt. Die Bill, durch welche die Kinder Eduard's als Bastarde bezeichnet waren, wurde allerdings nicht blos für ungültig erklärt, sondern sämmtliche vorhandenen Exemplare vernichtet; man

*) He had come to the throne by just title of inheritance and by the sure judgement of God, who had given him the victory over his enemy in the field.

scheint aber gleichwohl gefürchtet zu haben, daß der neue König nicht Willens sei, die Prinzessin Elisabeth zu heirathen, und daß er weder im Rechte des Hauses Lancaster, noch des Hauses York, sondern als Sieger regieren wolle. In Folge davon ersuchte ihn das Unterhaus am 10. December dringend um den Vollzug seines Heirathsversprechens und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze, damit England auf diese Weise wieder eine Reihe legitimer Herrscher erhalte (they hope, God will bless him with a progeny of the race of kings). Heinrich sagte damals den Deputirten die Erfüllung ihrer Bitte zu und vermählte sich auch wirklich im Januar 1486 mit Elisabeth; gekrönt ward aber seine Gemahlin erst zwei Jahre nachher. Wenn das Parlament sich übrigens darauf beschränkt hatte, mit trockener Bestimmtheit zu erklären, daß die Krone bei Heinrich und seinen echten Leibeserben verbleiben solle, so that Papst Innocenz VIII. ein Weiteres: er gab nicht nur zur Vermählung mit Elisabeth seinen Dispens, sondern erklärte in seinen Bullen ausdrücklich, daß der König durch Sieg, durch gutes Erbrecht und einstimmigen Parlamentsbeschluß die Krone habe, daß dieselbe seinen Kindern auch von einer anderen Gemahlin zukommen würde und daß die Kirche jede andere Meinung mit Strafen belege. Heinrich gab auch der Wittwe Eduard's ihre Würde und ihren Titel wieder, war aber zu geizig, um ihr das reiche Witthum zu geben, welches ihr ausgesetzt worden war, obgleich er auch sie ebenso, wie seine anderen Freunde und Helfer, vermittelst der vielen Confiscationen beschenkte, welche er vornehmen mußte, um Belohnungen austheilen zu können. Den Sohn des Herzogs von Clarence, den erst 15 Jahre alten Grafen von Warwick, welcher unter Richard in derselben Burg (Sheriff-Hutton in Yorkshire) bewacht worden war, in der man zuletzt auch die Prinzessin Elisabeth gefangen gehalten hatte, ließ Heinrich gleich nach seinem Siege in den Tower bringen, weil derselbe als einziger männlicher Sprößling des Hauses York ihm Besorgniß einflößte. Dagegen aber würdigte er den Grafen von Lincoln, Johann de la Pole, welchen Richard als einen Sohn seiner dritten Schwester zum Nachfolger erklärt hatte, anfangs keiner Aufmerksamkeit.

Als dem König Heinrich im September 1486 ein Prinz geboren wurde, den er um seines britischen Ursprungs willen Arthur nannte, schien die Rechtmäßigkeit der durch ihn und Elisabeth gestifteten neuen Dynastie festgegründet zu sein. Allein es gab in Irland viele Mißvergnügte und Heinrich selbst fürchtete die Anhänglichkeit der Nation an das Haus York. Auch konnte nach so vielen Unruhen und Staatsumwälzungen, welche durch die mörderischen Kriege der rothen und weißen Rose veranlaßt worden waren, unmöglich sogleich Ruhe er-

folgen. Dies war schon darum nicht zu erwarten, weil in England wie überall wegen des Mangels stehender Truppen nach jedem Krieg unzählige Ritter und Dienstleute sich unbeschäftigt umhertrieben und einem jedem, der ihnen eine Aussicht bieten konnte, zum Dienste bereit waren. Heinrich hielt daher auch die Freundschaft mit Jakob III. von Schottland aufrecht, welcher Gesandte zu seiner Krönung geschickt hatte und mit dem er den Waffenstillstand wenigstens auf drei Jahre verlängerte. England litt zwar stets durch die Räubereien der wilden Schotten, weil die von Krieg, Raub und Beute lebenden Lairds nie auf längere Zeit von Raubzügen abzuhalten waren; allein aus einem Kriege mit ihnen konnte für Heinrich nichts herauskommen. Die Aufstände, welche einige unruhige Köpfe an verschiedenen Theilen des Reiches versuchten, erstickte Heinrich gleich in der Geburt vermittelst einer sehr bedeutenden Zahl tüchtiger Streiter, die er mit sich nahm, als er nach uralter Sitte seine erste Rundreise in England machte. Nichtsdestoweniger veranlaßte die große Abneigung, welche Heinrich gegen alle Angehörigen und Anhänger des Hauses York überall zeigte, besonders aber die verschlossene, keineswegs gewinnende Natur des Königs, von Seiten der Freunde dieses Hauses York bald einen Anschlag. Dieser wurde zwar von einem Priester geleitet, hatte aber gewiß Theilnehmer, die sich hinter den Coulissen hielten; man glaubte sogar, daß die verwittwete Königin dabei die Hand im Spiele gehabt habe.

Dieser Aufstand begann damit, daß zu Ende des Jahres 1486 ein Priester aus Oxford, Richard Simons, den elfjährigen Sohn eines dortigen Tischlers, Lambert Simnel, für den jungen Grafen Warwick ausgab, dessen Vater, der Herzog von Clarence, so lange Jahre hindurch Vice-König von Irland gewesen war. Aus diesem Grunde und weil die damals in Irland herrschende Partei den York's zugethan war, begab sich Simons mit seinem Zögling nach Dublin, um ihn dort zuerst auftreten zu lassen. Er hatte den Knaben, vielleicht durch Vermittelung der Königin Mutter, so sehr in die Geheimnisse des Hauses Lancaster eingeweiht, daß derselbe einem Jeden Rede stehen konnte. Warum gerade ein Tischlerssohn gewählt worden war, um den jungen Grafen zu spielen, der sich in Wirklichkeit im Tower befand und jeden Augenblick gezeigt werden konnte, wissen wir nicht anders zu erklären, als wie Lingard es erklärt hat: daß man nämlich von dem wahren Warwick die Gefahr der Probe abhalten und ihm nachher den reinen Vortheil des Versuches zuwenden wollte. Der Graf von Kildare, Statthalter von Irland, welchen Heinrich trotz des Mißtrauens, das er in ihn setzte und trotz des anfangs gefaßten Beschlusses seiner Abberufung im Besitze seiner Stelle gelassen hatte,

sowie dessen Bruder, Thomas Fitz-Gerald, Kanzler von Irland, und Andere nahmen, wie wenn gar kein Verdacht des Truges möglich sei, die beiden Betrüger in Dublin auf, stellten den vorgeblichen letzten männlichen Sprößling der Plantagenets dem Adel und den Bürgern von Dublin als einen von dem Waliser Tudor verfolgten Flüchtling vor und versprachen ihm Schutz gegen seine und seines Hauses Feinde. Die zahlreichen Anhänger des Hauses York gingen sogar noch weiter; sie riefen ohne Beweise und ohne nähere Prüfung den unbekannten Knaben unter dem Namen Eduard VI. als König von England und Frankreich und Herrn von Irland aus. Heinrich ergriff gegen diesen Aufstand im Februar 1487 zwei Maaßregeln, welche beweisen, daß er Klugheit besaß und zum Herrschen geboren war. Er hob zuerst die Vorbehalte und Beschränkungen, welche er in einer früher ertheilten Amnestie gemacht hatte, insgesammt auf, so daß sich fernerhin kein Freund oder Verwandter des Hauses York den Chikanen ausgesetzt sah, vermöge deren man vorher trotz der Amnestie Verfolgungen ausgeübt hatte. Dann führte er den echten, im Tower gefangen gehaltenen Eduard Warwick, damit alle Bürger ihn sehen möchten, in einem feierlichen Aufzuge nach der Paulskirche und nahm ihn hierauf mit sich in den Palast von Shene, wo der Prinz täglich sich mit dem Adel und mit Allen, welche an den Hof kamen, unterhielt. Wie weit und auf welche Weise Heinrich's Schwiegermutter in die Geschichte des Pseudo-Warwick verwickelt war, wagen wir nicht zu entscheiden; es mag aber doch einiger Grund zu dem strengen Verfahren, welches Heinrich gegen sie einschlug, vorhanden gewesen sein, da dasselbe nicht vermöge eines übereilten königlichen Befehls, sondern nach dem Beschlusse einer langen und reiflichen Berathung der königlichen Räthe erfolgte. Von Gericht und Recht war allerdings keine Rede, die Königin ward plötzlich aufgehoben und in das Kloster von Bermondsey gebracht, wo sie bis zu ihrem einige Jahre später erfolgten Tode von den Mönchen bewacht wurde. Auch ließ Heinrich alle ihre Einkünfte mit Beschlag belegen. Der Grund, welchen man für diese Verfolgung angegeben findet, ist nicht stichhaltig; es hieß nämlich, die Königin werde deswegen bestraft, weil sie sich und ihre Töchter einst in Richard's Hände geliefert habe. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, ward in ihre Schuld verwickelt. Dieser eilte zwar, um die Gefahr von sich abzuwenden, sogleich zum Könige; Heinrich ließ ihn aber nicht vor sich, sondern schickte ihm den Grafen von Oxford entgegen, der ihn in Verhaft nehmen mußte; doch versprach er, ihn anzuhören, wenn die Unruhen gedämpft sein würden.

Der von Heinrich früher unbeachtet gebliebene Neffe der Könige Eduard und Richard, Graf John von Lincoln, nahm sogleich offen

Partei für den angeblichen Grafen von Warwick. Dieser Schritt Lincoln's ist für uns in der Entfernung der Zeiten ganz unerklärlich, da er den echten Warwick in Shene oft gesehen hatte und die Irländer zwar den Simnel als König anerkannten und auch einiges Geld gaben, aber weder Truppen noch Waffen hatten. Lincoln begab sich zunächst in die Niederlande zu Karl's des Kühnen Wittwe, Margaretha, einer Schwester Eduard's IV., welche dort für Maximilian's Sohn, Philipp, die Verwaltung leitete. Diese betrachtete Heinrich VII. als einen geschworenen Feind des Hauses York und versah den Grafen von Lincoln nicht nur mit Geld, sondern überließ ihm auch 2000 Mann vortrefflicher deutscher Truppen unter Martin Schwarz. Mit diesen schiffte sich Lincoln nach Dublin ein. Hier landete er im März 1487 und ließ den vorgeblichen Warwick im Mai als König von England krönen, wozu man sich einer Krone bediente, welche in irgend einer Kirche das Haupt der Jungfrau Maria geschmückt hatte; nach der Krönung wurde der angebliche König, einem alten Brauche gemäß, von einem starken Mann auf den Schultern unter allgemeinem Jubel auf das Schloß getragen. Im Anfange Juni setzte Lincoln mit seinen Deutschen und einer Anzahl Irländer, die sich ihm zugesellt hatten, nach England über. Er landete am 4. Juni in der Grafschaft Lancaster auf der Südspitze von Furneß, Foudray genannt. In England schloß sich jedoch Niemand als Sir Thomas Broughton an ihn an, obgleich man ihm freilich auch nichts in den Weg legte. Lincoln hatte nur 8000 Mann, als Heinrich ihm mit einem überlegenen Heere entgegenzog. Beide Theile wünschten den Streit durch eine einzige Schlacht zu entscheiden. Nichtsdestoweniger verzögerte sich der Kampf bis zum 16. Juni, weil Lincoln erst an diesem Tage das königliche Heer erreichte. Die entscheidende Schlacht wurde bei dem Dorfe Stoke, nicht weit von Nottingham, geliefert. Sie war kurz, aber sehr blutig. Die Deutschen kämpften, bis sie Alle fielen; die Irländer und die in Irland angesiedelten Engländer waren weder den Bogenschützen noch den Geharnischten des Königs Heinrich gewachsen, da sie wie halbwilde gaelische Kämpfer ausgerüstet waren. An Sieg war daher für Lincoln nicht zu denken. Er selbst und die anderen Führer, der Vice-Statthalter von Irland, dessen Bruder, Sir Thomas Broughton und der tapfere Martin Schwarz, blieben in der Schlacht. Lord Lovel, welcher zugleich mit Lincoln England verlassen hatte, wurde nach der Schlacht vermißt und seitdem nie mehr gesehen. Der Priester, welcher die ganze Betrügerei angestiftet hatte, gerieth mit seinem Zöglinge in Gefangenschaft. Er gestand seinen Betrug ein und mußte denselben im Kerker büßen. Der Knabe Simnel wurde zuerst, damit der Trug ganz offenbar werde, einige Zeit in der königlichen Küche

zu niedrigen Diensten gebraucht, später aber zum Falkonier gemacht. Um die Angehörigen des Hauses York zu beruhigen, ließ Heinrich damals endlich seine Gemahlin mit dem gewöhnlichen, in England mehr als irgendwo sonst nöthigen äußeren Gepränge, mit Ceremonieen und mit einer Kleiderpracht, welche in den Geschichtsbüchern aufs genaueste beschrieben wird, als Königin krönen und schenkte gleich darauf auch dem Marquis von Dorset die Freiheit.

Auch Heinrich gebrauchte ebenso, wie seine Vorgänger, das Parlament als das beste und willigste Werkzeug furchtbarer königlicher Gewalt. Zuerst erhielt er von demselben die Bewilligung einer bedeutenden vom Volke zu erhebenden Beisteuer; dann erließ das Parlament ein Verdammungsurtheil wegen Hochverraths (bill of attainder), welches bekanntlich jedes Gericht und jede Vertheidigung abschnitt. Dieses Gesetz gewährte dem Könige das Mittel, sich durch Strafabkaufungs-Gelder und durch Güter-Einziehungen mehr zu bereichern, als die strengsten seiner Vorgänger gewagt hatten. Die Zahl derer, welche als der Theilnahme an dem Aufstande verdächtig (denn mehr konnte man ihnen unmöglich Schuld geben), dabei aber wegen ihres Reichthums verurtheilt wurden, betrug gegen 8000, sank aber doch nachher auf die Hälfte herab. Noch acht Jahre später wurden der Liste derselben neue Namen beigefügt, welche man anfangs vergessen gehabt hatte. Endlich beseitigte Heinrich auch mit Hülfe des Parlaments das Uebel, welchem Ludwig XI. durch seine stehenden Truppen und die sich auf dieselben beziehenden Verordnungen abgeholfen hatte, und das in England fast ärger gewesen zu sein scheint, als in irgend einem anderen Lande. Dieses Uebel, welches dort mit einem eigenen Namen (Maintenance) bezeichnet wurde, bestand darin, daß reiche oder vornehme Herren Dienstleute, welche ihre Livree trugen, oder gar Räuber und Mörder unterhielten, um sie nach Belieben ins Feld zu stellen und sich vermittelst ihrer der Ausführung von Urtheilssprüchen, sowie jeder Art von Polizei mit offener Gewalt zu widersetzen. So lange eine solche gedungene Selbsthülfe im Reiche geduldet wurde, herrschte die rohe Gewalt über das Gesetz und über die Gerichte. Dies beweist am besten der Eid, welchen Heinrich, noch ehe dem Uebel durch ein Gesetz abgeholfen ward, von den Lords und den Gemeinen jeder Grafschaft forderte.*) Schon damals sagte einer der Oberrichter dem Könige voraus, daß ohne die

*) Sie mußten schwören: not to keep in their service men openly cursed, or murderers, or felons, or outlaws, that they would not give liveries contrary to law and that they would not make riots or maintenances, nor oppose the due execution of the king's writs.

gänzliche Abschaffung der Maintenance alle Gerichte unnütz seien und an die Vollziehung von Urtheilen nicht zu denken wäre. Auch unter Eduard IV., setzte der Oberrichter hinzu, sei die Beobachtung der Statuten von den Baronen beschworen worden und doch hätten eine Stunde nachher mehrere derselben in seiner Gegenwart eine Anzahl Leute durch einen Eid verpflichtet, ihnen in jedem Streite und in allen Händeln, die sie hätten, mit den Waffen beizustehen. Man erließ daher endlich unter Heinrich VII. ein förmliches Gesetz gegen das Halten einer Haus-Miliz und errichtete für alle Fälle, in denen dasselbe übertreten würde, eine außerordentliche Gerichts-Commission, welche ohne Zuziehung von Geschworenen und ohne die landesüblichen Formen Gewalt mit Gewalt vernichten sollte. Es wurde nämlich verordnet, daß der Kanzler, der Schatzmeister und der geheime Siegelbewahrer oder auch nur zwei der Genannten nebst einem Bischof und einem weltlichen Pair, verbunden mit den Präsidenten des Kingsbench und des Gerichtshofes für Civilklagen (common-pleas) die Befugniß haben sollten, diejenigen, welche gegen irgend einen Punkt jenes Gesetzes über die Erhaltung der Ordnung gesündigt hätten, vor sich zu rufen und, wo es nöthig wäre, selbst sogleich ebenso strafen zu lassen, als wenn sie von den ordentlichen Gerichten verurtheilt worden wären. Diese unter Heinrich VII. gemachte Einrichtung ist die nachher unter dem Namen der Sternkammer*) berühmt gewordene Art von Gerichtsbarkeit, deren sich die Könige von Heinrich VII. an bis auf Karl I. für ihre Kabinets-Justiz in einer solchen Weise bedienten, daß der Mißbrauch derselben im 17. Jahrhundert eine der Hauptursachen der englischen Revolution geworden ist.

Wir glauben hier die Geschichte des ersten Herrschers aus dem Hause Tudor abbrechen zu müssen, weil Heinrich, nachdem er sich 1488 mit Schottland abgefunden hatte, in die Händel der Könige des Festlandes gemischt wurde. Diese Händel betrafen die Bretagne und Italien, weil eines Theils Maximilian's Tochter, die mit Karl VIII. von Frankreich verlobte Margaretha, nach Hause zurückgeschickt und dieser dagegen mit Anna, der Erbin von Bretagne, verbunden ward, und weil anderes Theils Karl VIII. Neapel, sowie sein Nachfolger, Ludwig XII., Mailand in Anspruch nahm. In die letzteren Streitigkeiten ward Spanien zuerst durch seine Ansprüche auf Neapel und später durch die Vermählung der Erbin von Castilien und Aragonien, Johanna, mit dem Sohne und Erben des Kaisers Maximilian ge-

*) Der Name rührt vielleicht von dem Saale in Westminster her, wo die Sitzungen gehalten wurden und dessen Decke mit Sternen ausgeschmückt gewesen sein soll.

mischt; die englischen Könige Heinrich VII. und Heinrich VIII. aber wurden bald von der einen, bald von der anderen Seite her, sogar vom Papste, in die Streitigkeiten der spanischen, burgundischen, deutschen und französischen Monarchen gezogen. Schon aus diesem Grunde muß daher vom letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts an die Geschichte der Hauptstaaten des mittleren, westlichen und südlichen Europa vereinigt behandelt werden. Wir wollen jedoch, ehe wir auf die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel übergehen, noch einen Blick auf die Cultur- und Litteratur-Geschichte der letzten Hälfte des 15. und der ersten Jahre des 16. Jahrhunderts werfen. Diese Zeit hat bekanntlich für die ganze neuere Civilisation dieselbe Bedeutung, wie die Zeit der Perserkriege für die altgriechische.

VIII. Cultur und Litteratur der Deutschen, Italiener und Franzosen in der letzten Hälfte des 15. und in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts.

Einleitung; die Buchdruckerkunst.

Die Erfindung und reißend schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrhundert ist für die ganze Civilisation der neueren Zeit, im Vergleich mit der Bildung der Völker des Alterthums, des Orients und des Mittelalters, so wichtig geworden, daß wir der Erwähnung der Schriften und Schriftsteller eigentlich die Geschichte der Druckereien vorausschicken sollten; dies möchte aber einen zu großen Raum erfordern und wir wollen daher nur einige wenige Andeutungen darüber mittheilen. Hätten wir nicht in diesen Abschnitten über Litteratur mehr den Geist und die Richtung der Schriftsteller, als ihre und ihrer Schriften äußere Geschichte im Auge, so müßten wir über die Art der Vervielfältigung und Verbreitung der Bücher schon aus dem Grunde sehr ausführlich sein, weil die Bewegung, welche die Reformation in Deutschland veranlaßte, mit der Verbreitung der Buchdruckerkunst genau zusammenhängt. Wir wollen uns in den wenigen Bemerkungen, welche wir über die schnelle Ausbreitung der neuen deutschen Erfindung und über die dadurch möglich gewordene Vervielfältigung der Schriften des klassischen Alterthums und Verbreitung der Gedanken einzelner guter Köpfe zu machen gedenken, auf Deutschland, Frankreich und Italien beschränken, weil wir vorerst auch nur des Bildungsganges in diesen drei Ländern erwähnen werden. Dies

scheint uns um so passender zu sein, als Italien vom 14. Jahrhundert an bis zum 17. den Kreislauf menschlicher Bildung schon ganz durchlaufen hatte, ehe noch die übrigen Nationen eine nach der anderen es thun konnten. Wir müssen dabei zunächst darauf aufmerksam machen, daß um dieselbe Zeit, als die Deutschen die Kenntniß des klassischen Alterthums, die Künste, Gewerbe und Wissenschaften des civilisirten Lebens über die Alpen herüber brachten, die Italiener von ihnen das Mittel und Werkzeug entlehnten, vermöge dessen sie im Stande waren, das Licht der Aufklärung, welches bei ihnen leuchtete, schnell in allen Gegenden zu verbreiten.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts setzte man den Gedanken ins Werk, die Bücher, deren Vervielfältigung vorher das Geschäft der Mönche war, durch ein mechanisches Verfahren schneller und leichter in die Hände des Publikums zu bringen. Dies ist die erfolgreichste unter den großen Erfindungen, welche im Mittelalter aus dem Schoße der Gewerbe, besonders in Deutschland, hervorgingen und ebenso das Wissen und die Künste, wie die Annehmlichkeit des Lebens förderten. Für die Verbreitung von Büchern war bereits das Aufkommen eines besseren Materials von Nutzen, indem das Linnenpapier in Deutschland vom Anfang des 14. Jahrhunderts an nachweisbar ist. Von höherer Bedeutung ist die Holzschneidekunst, die im 15. Jahrhundert geübt wurde und um die Mitte desselben in Deutschland und den Niederlanden eine rühmenswerthe Feinheit und Vollendung erlangte. Hier geht sie uns nur in soweit an, als man sich der Holztafeln bediente, um Spielkarten, Heiligenbilder mit kurzen Sprüchen, endlich auch um kleine Bücher von wenigen Blättern durch Abdruck zu vervielfältigen; zu letzteren gehört wohl eine kurzgefaßte lateinische Grammatik (ein Donatus). Dies Verfahren läßt nur eine eingeschränkte Anwendung zu; der Gedanke, die Herstellung ganzer Bücher vermittelst beweglicher Lettern in ausgedehntem Umfang zu betreiben, gehört dem Mainzer Patricier Johannes oder Henne Gutenberg an, dessen Familie von einem Grundstück auch den Namen Gensfleisch führte. Damit wollen wir nicht etwa die Streitfrage entscheiden, ob Laurenz Jansson Coster (Küster) von Harlem schon vor Gutenberg bewegliche Lettern angewandt habe. Die in Holland geübte Kunst behielt eine Zeit lang viel Eigenthümliches, doch war sie schwerlich von der Idee getragen, das Abschreiben der Bücher überflüssig zu machen und hat sicher nicht diese Idee durchgeführt, was der Mainzer Erfindung gelang. Gutenberg wanderte von seiner Vaterstadt Mainz nach Straßburg, wo er 1436 mit Andreas Dryzehn einen Vertrag zur Ausbeutung seiner geheimen Künste schloß; insbesondere hatten sie den Abdruck eines sogenannten Heilsspiegels im Sinne. Die Ver-

bindung mit Dryzehn führte nach des Letzteren Tode zu einem Proceß, aus dessen Akten Einiges noch erhalten ist. Später kam Gutenberg nach Mainz und verband sich um 1450 mit dem reichen Goldarbeiter Johann Fust (Faust), der zu neuen Unternehmungen die Mittel hergab.*) Der Streit um diese geleisteten Vorschüsse führte im November 1455 zur Auflösung des Vertrags zwischen beiden; das Material kam an Fust allein und Gutenberg wurde aus seiner Werkstätte ganz verdrängt. Um diese Zeit sind einzelne Blätter im Druck erschienen; so wahrscheinlich ein Aufruf zum Kampf gegen die Türken und Ablaßbriefe, die im Namen des Papstes Nikolaus V. ausgingen. Das erste eigentliche Buch, jedenfalls noch unter Gutenberg's Mitwirkung unternommen, war die lateinische Bibel; die Erfinder verdienen Bewunderung, daß sie sich alsbald an ein so umfassendes Unternehmen wagten. Man nennt diese Bibel die 42zeilige, manchmal auch die Mazarin-Bibel, weil ein Exemplar derselben in der Bibliothek des Kardinals Mazarin aufgefunden wurde. Was das Jahr anbetrifft, in welchem dieselbe im Druck erschien, schwanken die Meinungen zwischen 1452 und (was wir für wahrscheinlicher halten) 1456. Die Angabe, daß die ersten Bücher von Fust in Paris und anderwärts als kostbare Handschriften verkauft worden seien, wird vielfach bestritten. Fust wurde im Betrieb der neuen Kunst vorzugsweise von Peter Schöffer aus Gernsheim (Petrus Opilio, d. i. Schäfer, nennt ihn der Abt Trithemius), einem sinnreichen Manne, unterstützt. Alles deutet darauf hin, daß man dem Letzteren den Guß der Typen, also denjenigen Theil der Erfindung verdankt, durch welchen allein es möglich wurde, eine gleichmäßige Schrift herzustellen und Billigkeit der Preise zu erzielen. Aus der nunmehr von Fust und Schöffer allein geleiteten Werkstatt ging im Jahre 1457 ein Psalter hervor, der die Kunst auf einer hohen Stufe der Vollendung zeigt und auch dadurch merkwürdig ist, daß hier zuerst, in einer Notiz am Schlusse des Buches, die Namen der Drucker und das Datum der Vollendung des Werkes angegeben sind. Wir fügen daher diese Notiz unverkürzt bei: „Dies Buch der Psalmen, mit schönen Anfängen geschmückt und durch hervorgehobene Abschnitte hinlänglich eingetheilt, ist durch eine kunstreiche Erfindung des Druckens und Zeichnens ohne irgend eine Führung der Schreibfeder so gebildet und zur Verehrung

*) Das erste Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerei wurde 1510 auf Anregung der Werkstätten von Wittenberg begangen; man bezog sich darauf, daß eine kölnische Chronik das Jahr 1440 als dasjenige bezeichnet, in welchem die ersten Versuche gemacht worden seien. Den Johannistag wählte man als Namenstag des Erfinders.

Gottes sorgfältig vollendet worden. Durch Johann Fust, Bürger von Mainz, und Peter Schöffer von Gernsheim im Jahre des Herrn 1457, am Vorabend von Mariä Himmelfahrt."*)

Gutenberg war durch einen Rathsherren von Mainz, Konrad Hummer, in den Stand gesetzt worden, selbstständig eine Werkstatt anzulegen. Es ist wahrscheinlich, daß in dieser die oben angeführten Einzelblätter, der Aufruf gegen die Türken und die Ablaßbriefe, gedruckt worden sind; jedenfalls ging aus ihr die Ausgabe des Katholikon hervor, die 1460 erschien. Dieses Werk enthält eine gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Johann Balbus aus Genua (meist Januensis genannt) verfaßte lateinische Grammatik nebst einem weitläuftigen, für das Mittelalter sehr lehrreichen Glossarium.

Damals wurde bereits auch an anderen Orten gedruckt; hervorzuheben ist die Presse von Pfister in Bamberg, der, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, im Jahre 1461 Boner's Edelstein herausgab, das erste gedruckte Buch in deutscher Sprache.**) Entscheidend aber für die Ausbreitung der Kunst wurde die oben erzählte Eroberung von Mainz durch seinen Erzbischof Adolf von Nassau im Jahre 1462; in der Verwirrung, welche sie hervorbrachte, zerstreuten sich die Gehülfen Fust's und Schöffer's und hielten sich, wie es scheint, an das Geheimniß, das sie den beiden hatten geloben müssen, nicht länger gebunden. So wurde die Buchdruckerei in anderen Städten Deutschlands wie des Auslandes geübt und keine Leistung des deutschen Fleißes und Erfindungsgeistes hat in der Fremde so einstimmige Lobsprüche erhalten; es ließen sich solche aus den nächsten Jahrhunderten überaus zahlreich zusammenstellen. So bemerkt noch Naudé († 1653) in Bezug auf die Harlemer Ansprüche: „L'imprimerie a commencé en Allemagne; on ne doit frustrer cette grande et ingenieuse nation de ce que la raison et l'authorité de tous les grands personnages, qui vivoient du temps qu'elle nous a donné cette belle invention, lui accordent.“ ***)

---

*) Psalmorum codex, venustate capitalium decoratus rubricationibusque sufficienter distinctus, adinventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi, absque calami ulla exaratione sic effigiatus et ad eusebiam Dei industrie est summatus. Als Tag der Vollendung: in vigilia Assumptionis (14. August).

**) Die bis zum Jahre 1500 erschienenen Bücher werden Incunabeln genannt, d. h. Drucke aus der Zeit, wo die Kunst in der Wiege lag (von incunabula, d. i. Windeln, Wiege).

***) Ein dem Sebastian Brant zugeschriebenes Epigramm nähert sich im Wortlaute der von Otfried Müller (dem es unbekannt war) für das Denkmal in Mainz verfaßten Inschrift:

Quae doctos latuit Graecos Italosque peritos,
Ars nova Germano surgit ab ingenio.

Zwei Pariser Professoren der Theologie, Wilhelm Fichet und Johann de la Pierre, setzten es im Jahre 1469 bei ihrer Facultät durch, daß man Ulrich Gering, Martin Kranz und Michael Freyburger aus Mainz nach Paris berief, um daselbst eine Druckerei einzurichten. Die Universität gab diesen Männern eine bequeme Wohnung in der Sorbonne. Hier hatten sie ihre Werkstätte bis zum Jahre 1483, wo Gering sich in einem eigenen Hause einrichtete. Dieser deutsche Gründer des französischen Buchdrucker-Wesens erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er vermachte nachher, um sich denen, die ihn berufen hatten, dankbar zu bezeigen, der Sorbonne sein halbes Vermögen, welches die damals sehr bedeutende Summe von 8500 Livres betrug. Mit diesem Gelde wurden bei der Pariser Universität zwei neue Lehrstühle gegründet, welche, weil ihre Errichtung mit dem Drucke von Reuchlin's, Hutten's und Luther's Schriften gleichzeitig ist, am besten beweisen, daß Gutenberg's Erfindung mehr als irgend etwas Anderes dazu beitrug, das Dunkel des Mittelalters zu erhellen. Es waren nämlich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts auf jener Universität, welche in Europa einen so hohen Rang einnahm, zwar für die Dogmatik und für die Decretalen, sowie für Aristoteles und dessen mönchische Erklärer und Verderber ganze Schaaren von Professoren bestellt; für die Erklärung der heiligen Schrift aber hatte sie keinen Lehrstuhl, sondern erst nach Gering's Tode wurde vermittelst seines Legats ein Professor des alten und einer des neuen Testaments besoldet. Im 18. Jahrhundert vereinigte man beide Stellen in eine einzige.

Wir dürfen, indem wir von der Entstehung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst reden, nicht verschweigen, daß bei dieser Gelegenheit ebenso, wie bei der Erfindung des Maschinen-, Fabrik- und Manufactur-Wesens überhaupt, Tausende von Menschen, welche vorher ein unabhängiges einträgliches Gewerbe hatten, zu Proletariern gemacht wurden, während einige Hunderte auf Unkosten derselben große Reichthümer erwarben. Dies ist jedoch der natürliche und nothwendige Gang der Dinge, was man ebenso wenig leugnen wird, als daß der Wallfisch Tausende von Häringen frißt und daß der Mensch schon jetzt die Wallfische aus vielen Theilen des Oceans vertilgt hat. Auch die Kunst des Vergoldens und Ausmalens der Buchstaben, von welcher in Paris Hunderte lebten, ging, in Betreff des Glanzes und der Dauerhaftigkeit der Vergoldung, sowie in Hinsicht auf die Lebhaftigkeit und Haltbarkeit der Farben, damals verloren, von dem Fleiße und der kalligraphischen Fertigkeit der Copisten gar nicht zu reden. Dies Alles näher zu prüfen, würde uns zu weit führen. Ausgemacht bleibt, daß seit 1450 die Bildung und Litteratur, so weit sie durch die

Schrift verbreitet werden, an das Volk gelangten, statt daß sie vorher gleich dem Landbesitze ausschließend der adeligen und geistlichen Aristokratie angehört hatten. Dies würde sich am leichtesten dadurch deutlich machen und beweisen lassen, daß wir die Preise solcher geschriebenen Bücher, die nicht gerade mit Miniaturen besonders ausgeschmückt oder von berühmten Schönschreibern gefertigt waren, mit den Preisen der gedruckten Werke verglichen, welche aus den musterhaften Aldinischen Druckereien oder aus denen der Junta hervorgegangen sind. Wir wollen jedoch statt dessen nur die erste Wirkung andeuten, welche die deutsche Erfindung auf die Verbreitung des in Italien erwachten neuen geistigen Lebens hatte. In dieser Beziehung rühmten die beiden Deutschen, Konrad Schweinheim und Arnold Pannarz,*) welche in Rom Buchdruckereien errichtet hatten, schon im Jahre 1475, daß sie 12,475 Abdrücke von verschiedenen Werken gemacht hätten; zu den frühesten derselben gehören Cicero's Bücher von den Pflichten und Augustin's Gottesstaat. Beide Männer beklagten sich jedoch in einer Bittschrift an Papst Sixtus IV., daß sie arm geworden seien, weil sie so viele Bücher gedruckt hätten, welche nachher nicht hätten verkauft werden können. Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß damals jener Enthusiasmus für die Fortschritte der Bildung und Wissenschaft, welcher alle edeln Männer in allen Ländern, besonders aber in Italien, zu Aufopferungen jeder Art bewog, auch sehr viele Buchdrucker, welche selbst ausgezeichnete, aber bescheidene Gelehrte waren, beseelte und sie antrieb, ihre Mühe und ihr Vermögen der Verbreitung der klassischen Litteratur zu widmen. Unter den Büchern, welche Pannarz und Schweinheim in Rom druckten, befanden sich zwar 500 theologische Bücher, deren schlechte Auswahl ihnen wahrscheinlich vielen Verlust verursachte, da man, wie Luther's Aufzeichnungen über die römische Curie und Burkard's berüchtigte Annalen derselben bezeugen, in Rom zwei Jahrhunderte hindurch am wenigsten theologisch war; dagegen druckten beide Männer auch außer den obengenannten Schriften 275 Exemplare von Virgil's Werken. Neben Schweinheim und Pannarz hatte gleich anfangs ein anderer Deutscher, Hahn, ebenfalls eine Buchdruckerei in Rom errichtet, und unmittelbar nachher geschah dasselbe sowohl dort als auch in Mailand, in Venedig und bald in fast allen übrigen italienischen Städten durch andere Deutsche und durch Italiener. In Venedig wirkten unter Andern Johann und sein Bruder Wendelin von Speyer, bei welchem Letzteren Dante's göttliche Komödie gedruckt

---

*) Der barbarische Klang der Namen blieb nicht unvermerkt: „Aspera ridebis cognomina Teutona forsan" heißt es in einem Epigramm.

wurde (1477), nachdem schon fünf Jahre früher ein anderer Deutscher, Numister, sie zu Foligno herausgegeben hatte. Daß unter den Buchdruckern jener Zeit Aldus Manutius sich durch seine Gelehrsamkeit, durch sein unermüdetes Streben, den reinen Text der Alten wiederherzustellen, und durch seine großen Aufopferungen für das Beste der Litteratur mehr als irgend ein Anderer auszeichnete, ist bereits früher gesagt worden. Wer übrigens die lebhafte und freie Bewegung des wissenschaftlichen Lebens der Italiener im 15. Jahrhundert klar erkennen will, der kann sich aus Maittaire's großem und gelehrtem Werke (Annales typographici) mit den Namen der Buchdrucker und der Orte, an welchen diese ihre Werkstätten errichteten, bekannt machen.

I. Italien.

1. Einleitende Bemerkungen.

Wir haben über den Gang der italienischen Bildung und über die Art, wie die Italiener durch die Wiederbelebung der alten römischen Litteratur ein neues geistiges Leben und eine neue, der freien Entwickelung jeder Kunst, jedes Gewerbes und des dadurch begründeten Wohlstandes ihrer Heimath angemessene Bildung schufen, im vorigen Bande so ausführlich gehandelt, daß wir hier nur noch einige Ergänzungen in Betreff des 15. Jahrhunderts und der ersten Jahre des 16. beifügen wollen. Wir können uns um so mehr kurz fassen, als wir später noch einmal auf Italien zurückkommen werden, welches erst im 17. Jahrhundert anfing, stille zu stehen oder, was in Bezug auf Civilisation gleichbedeutend ist, zurückzugehen. Schon im 15. Jahrhundert schien bei der italienischen Geschichtschreibung unter den Händen der Latinisten statt des Wesens die Form allein zu gewinnen. Dagegen erhielt sie ebenso, wie die Poesie in der Muttersprache, und durch diese die Bedeutung wieder, welche das zierliche Latein ihr entzogen hatte, obgleich ihr, wie der Poesie, die gar zu große Sorge für die Glätte der Form schadete. Wir haben übrigens schon in der alten Geschichte darauf aufmerksam gemacht, wie man bei den Griechen und Römern in ihrer besten Periode und an den besten Schriftstellern, einem Euripides und Virgil, den Uebergang von reiner Begeisterung und gediegenem Wesen zur Künstelei und Rhetorik wahrnehmen kann, wenn man dieselben auch nicht tadeln mag. In solchen Zeiten, wie auch die unserigen sind, wagt der Kritiker kaum eine Bemerkung zu machen, weil der Kenner zu wenige sind, und weil ihn das Abweichen vom Urtheile der durch die Rhetorik Bezauberten, durch die Declamation Getäuschten in den Augen der Menge als einen

Sonderling oder als einen Gelehrten voller Anmaaßung lächerlich machen würde. Auf diese Weise vermochte eines Theils Aristophanes mit gründlichem Urtheile nichts; anderes Theils ward trotz der Lehren und Urtheile der vortrefflichen Kritiker in Alexandria nicht nur die griechische Poesie zur Rhetorik und zur Gelehrsamkeit, sondern auch die Geschichte verschwand völlig, weil sie ohne Wahrheit durch die bloße Form und in derselben untergeht. Der nämliche Fall trat in Rom zur Kaiserzeit ein und wir werden im 16. Jahrhundert sehen, daß auch in Italien sogar ein Tasso seine Landsleute dahin leiten mußte, wohin Euripides die Griechen führte. In allen diesen Fällen gewann aber das praktische Leben durch den Fortschritt der Litteratur zu derselben Zeit, als alles Ideelle und wahrhaft Göttliche eine leere Form, die Litteratur ein bloßer Zeitvertreib ward. Wir werden daher auch schon in diesem Abschnitte der italienischen Bildungsgeschichte darauf aufmerksam machen, wie die Italiener, nachdem sie die Schöpfer aller ideellen Bildung Europas gewesen waren, auch den Grund zu allen realen Wissenschaften legten.

2. Poesie in der Nationalsprache.

Wir haben vermieden, die lyrische Dichtkunst der Italiener im Einzelnen zu berühren, und in Betreff derselben nur so viel gesagt, als nöthig war, um zu zeigen, daß auch in diesem Fache, wie einst bei den Griechen, die ganze Nation Sinn für hohe Begeisterung hatte und daß mitten in grausiger Barbarei, gräßlicher Tyrannei und wilder Zerstörung Form und Materie der Poesie die höchste Vollendung erhielten. Die klassische Bildung des 15. Jahrhunderts ward vorzüglich auch dadurch verbreitet und empfohlen, daß Männer wie Angelus Politianus und Lorenzo von Medicis sich zugleich durch klassische Bildung auszeichneten und durch Gedichte, die in Aller Mund waren, berühmt machten. Wir dürfen hier nicht auf den Inhalt der Gedichte Lorenzo's von Medicis eingehen; es mag genug sein, aufmerksam darauf zu machen, daß Nardini und Buonajuti*) noch in unserem Jahrhundert alle die Gedichte gesammelt haben, welche beweisen, daß in Italiens guter Zeit die höhere Poesie und die schönen Künste als Bedürfniß jedes gebildeten Lebens und als die edelste Beschäftigung der Leute von Stande betrachtet wurden; in dieser Sammlung gehören einige italienische Sonette Lorenzo's zu den werthvollsten Stücken. Auch seine komischen Gedichte wurden mit denen mehrerer Zeitgenossen schon 1558 zusammengestellt.

*) Poësie del Magnifico Lorenzo e di altri suoi amici e contemporanei, Londra, 1801. 4.

Wir fügen den Titel dieser Sammlung bei, weil er den Namen der Gattungen aufzählt. (Raccolta di Trionfi, Carri, Mascherate e Canti carnevaleschi del tempo di Lorenzo di Medici.)

Sogar das weibliche Geschlecht suchte und fand Auszeichnung durch die Dichtung. Schon Lorenzo's Mutter, Lucrezia Tornabuoni, glänzte durch ihre Fähigkeiten, und ihre Gedichte sind im 16. Jahrhundert einige Male mit denen ihres Sohnes herausgegeben worden. Wenn die Bildung der Damen dieses Jahrhunderts sich auf ein oberflächliches Versemachen, auf das Lesen und Schreiben von Romanen, auf leeres Stilisiren und auf ausführliches Schildern von Scenen des Lebens oder der Natur beschränkt hätte, so würden wir dies nicht als einen jener Zeit eigenthümlichen Zug bezeichnen dürfen, da es in unseren Tagen etwas Alltägliches ist; es hat aber damit eine ganz andere Bewandtniß. Die großen Damen, von denen wir reden, waren nicht blos Dichterinnen, sondern mehrentheils gründliche Kennerinnen der alten Sprachen und ihrer Litteratur, sowie der durch nichts, am wenigsten durch Uebertragungen, zu ersetzenden Bedeutung Beider für die Ausbildung des wahrhaft menschlichen Wesens in uns, welches zugleich, da alles Andere dem Gesetze der Natur gehorcht, das einzige Göttliche und Freie im Menschen ist. Wir führen daher auch jene Damen nicht wegen ihrer Dichtungen an, deren die Welt, so artig und fein dieselben auch waren, doch ohne Nachtheil hätte entbehren können, sondern weil sie bei ihrem Rang und Einfluß durch den begeisterten Antheil, den sie an den Bestrebungen ihrer zu einem neuen Leben erwachenden Zeitgenossen nahmen, als Schützerinnen jeder Kunst und jeder Wissenschaft mächtig wirkten. Des Beispiels wegen wollen wir neben der Mutter Lorenzo's von Medicis nur einige der ausgezeichnetsten Damen jener Zeit nennen. Unter diesen nehmen Isabella von Aragonien, Hippolyta Sforza, Serafina Colonna, Anna Spina und Alessandra Scala den ersten Platz ein, weil sie den Unterricht der berühmtesten Männer ihrer Zeit genossen hatten und durch ihre Arbeiten in der Nationalsprache ebenso bekannt und ausgezeichnet waren, als durch ihre gründliche Kenntniß der Alten. Außer ihnen nennt man uns noch zwei Isotta's, die Eine aus dem Hause, welches ehemals in Rimini herrschte, die Andere aus dem ersten Geschlechte von Verona, Beide durch ihre Dichtungen in ganz Italien bekannt. Neben diesen glänzten die Fürstin Bianca von Este und Domitilla Trivulzia aus derjenigen Familie, welche in Mailand der herzoglichen am nächsten stand. Keine stand aber höher in der Achtung ihrer Zeitgenossen, als Cassandra Fedele. Von ihren Poesien hat sich, soviel wir wissen, nichts erhalten. Dagegen haben wir Briefe und Reden von ihr und

diese entsprechen ganz dem Lobe, durch welches Politianus, dem die Kunst mehr ist als die Natur, die Form mehr als das Wesen, die Cassandra verherrlicht hat. Sie sind durch Politian's Lob in ganz Europa bekannt geworden und ihnen verdankte es Cassandra, daß im folgenden Jahrhundert die Königin von Spanien, König Ludwig XII. von Frankreich und Papst Leo X. sie fast zu gleicher Zeit einluden, an ihren Hof zu kommen. Cassandra war auch wirklich im Begriff, sich an den spanischen Hof zu begeben, als sie von ihren Landsleuten, den Venetianern, bewogen wurde, bei ihnen zu bleiben.

Die merkwürdigste Erscheinung des 15. Jahrhunderts ist die in demselben versuchte Verbindung der heidnischen und christlichen Poesie, der epischen Dichtung der Germanen und Skandinavier mit der griechischen und römischen, der Lobpreisung der Helden des Mittelalters und der alten Zeit vermöge eines originellen Volksgesanges, oder mit anderen Worten die Entstehung der sogenannten romantischen Poesie aus italienischer Bänkelsängerei. Es ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß die Sagenkreise von Karl dem Großen und von Arthur in Italien etwas später Aufnahme fanden, als in anderen Ländern. Bereits auf einer hohen Stufe geselliger und litterarischer Bildung stehend, nahmen die Italiener von diesen Stoffen mehr das Conventionelle als das Mystische und Sinnbildliche an und traten zu den Wundergeschichten leicht in ein ironisches Verhältniß. Die britische Sage war ihnen minder willkommen als die Erzählungen von Roland und Rainald mit ihren menschlich belebten Abenteuern. Die im 15. Jahrhundert auf diese Weise entstandene episch-komische Dichtung ward im folgenden Jahrhundert durch Berni für Ariosto vorbereitet, welcher das Possenhafte entfernte und in den Anfangs-Strophen der Gesänge seines Orlando den hohen Ernst der alterthümlichen Poesie mit dem Abenteuerlichen der Ritter-Poesie zauberisch verband, während Tasso nach Virgil's Muster ein christliches episches Gedicht schuf. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß Tasso schon darum allein zum Rhetorischen und Sentimentalen herüberführen mußte, weil er den eigentlichen Ton der romantischen Gattung ganz aufgab, während Ariosto das Nationale der Gattung, d. h. den komischen Anstrich, beibehielt. Das Weitere gehört in die Geschichte der Litteratur des 16. Jahrhunderts. Die vorhergehenden Bemerkungen sollen unsere Leser blos im Voraus darauf aufmerksam machen, daß die possenhafte Mischung des Höchsten und Gemeinsten in der hier erwähnten Art von Gedichten auf die beiden Gattungen epischer Ritter-Poesie, welche im 16. Jahrhundert entstanden, theils positiv, theils negativ einwirkte. Uebrigens sind die italienischen Kritiker nicht darüber einig, ob man diejenige Art von komischer oder vielmehr ironischer Trave-

stirung des Romantischen, welche in Luigi Pulci's Morgante Maggiore ihre Vollendung fand, burlesk nennen dürfe (von burla, Possen); diese Benennung wird unterschieden von dem Namen der allerniedrigsten Gattung des Komischen, welcher daraus entstanden sein soll, daß ein lustiger florentinischer Barbier, der im Jahre 1448 zu Rom starb, sich von seiner Art, auf gut Glück, d. h. alla burchia, zu reimen und zu travestiren, Burchiello nannte. Die zuletzt bezeichnete Gattung müßte also eigentlich burchiellesk heißen.

Im schärfsten Gegensatze zu dieser Manier stehen die Schriften des Grafen Baldassare Castiglione (geboren 1478 im Gebiet von Mantua), der in Diensten der Sforza in Mailand, der Gonzaga in Mantua und zweier Herzoge von Urbino stand; von den letzteren zum Grafen ernannt, erschien er als Gesandter am englischen, französischen und päpstlichen Hofe; er starb 1529 zu Toledo. In seinem Hauptwerke, dem Cortegiano,*) stellt er ein Musterbild feiner weltmännischer Bildung und Sitte auf, das sich freilich in angenommenen Formen bewegt, aber doch den Hintergrund einer klaren und wohlwollenden Denkweise hat, dabei im Ausdruck eine Anmuth zeigt, welche von Affectation noch kaum berührt ist. Dieses Werk ist für die Kenntniß des Ideals von Stil und Bildung, das die höfischen Kreise anderer Länder von Italien annahmen, ungemein wichtig.

In Rücksicht der Entstehung der neuen romantisch-epischen Dichtung glauben wir mit dem, was Ginguenée im 4. Kapitel des 4. Bandes seiner Litteraturgeschichte von Italien gesagt hat, übereinstimmen zu können; was er aber im vorhergehenden Kapitel über romantische Poesie überhaupt vorbringt, scheint uns unhaltbar. Ginguenée weist an der ersteren Stelle im Einzelnen nach, daß sich aus dem Reste der früheren erzählenden Poesie der Troubadours, Trouvères und Provenzalen, welche fast durchaus dem Lande Italien angehört, im späteren Mittelalter dort eine Art Volksgesang bildete, wie bei uns die Melusine, das Büchlein vom Kaiser Oktavianus und andere entstanden sind. Diese italienische Bänkelsängerei wandernder Rhapsoden nahm ihren Stoff vorzugsweise aus der Geschichte Karl's des Großen und schuf ein ungeheures Material, welches man in dem 1491 zu Modena gedruckten Buche J Reali di Franzia di Christoforo Altissimo beisammen findet. Wir halten nicht für passend, uns auf diese in der Manier der Büchlein „gedruckt in diesem Jahre" abgefaßte Masse von Geschichten für das Volk einzulassen. Einzelne aus denselben ausgehobene und in Prosa oder in Versen niedergeschriebene Stücke erlangten schon in dem Jahrhundert, dessen Geschichte wir

*) Il libro del Cortegiano, Venedig 1528.

hier behandeln, ein bedeutendes Publikum und wurden auch in dem nächstfolgenden mehrmals gedruckt. Dahin gehört ein 1489 zu Venedig gedrucktes und nachher öfters wieder aufgelegtes Buch, dessen Verfasser (Francesco Bello) sich einen Blinden nennt; der Titel heißt: Buch von Waffen und Liebe, genannt Mambriano (libro d'arme e d'amore nomato Mambriano, composto per Francesco Cieco di Ferrara.) Doch schließt sich diese Dichtung gewissermaaßen schon an Pulci und seinen Morgante an. Ferner Buova d'Antona, Canti XXII. in ottave rime, Venedig 1489, und die 1519 zu Mailand gedruckte Spagna historiata (Roland's Geschichten). Die Verfasser dieser Volks-Poesieen dichteten für Italiener, welche an einer Mischung des Ernsten mit dem Possenhaften weniger Anstoß nehmen, als wir; sie mischten daher ganz unbefangen und ohne Arges zu denken, Ernst und Posse, Religiöses und höchst Profanes unter einander.

Dasselbe that Luigi Pulci, der Dichter des Morgante Maggiore, absichtlich, um eine neue Gattung von Poesie zu erschaffen. Luigi Pulci hatte zwei Brüder und diese waren, wie er, Schriftsteller. Der Eine, Bernardo Pulci, gab in Verbindung mit einigen anderen Dichtern, unter welchen Girolamo Benevieni der bekannteste ist, eine Sammlung Idyllen heraus, die im Jahre 1484 erschien, und ließ außerdem 1494 eine Uebersetzung von Virgil's Hirtengedichten nebst einigen anderen Poesieen drucken; auch hat man von ihm ein elegisches Gedicht auf den Tod des Kosmus von Medicis. Der zweite Bruder, Luca Pulci, verfertigte, als Lorenzo von Medicis sein großes Turnier mit orientalischem Glanze halten ließ, die Stanzen, welche ihn in ganz Italien berühmt machten, und gab 1491 zu Florenz poetische Episteln in terze rime heraus. Der dritte der Brüder, Luigi Pulci, ein genauer Freund und Gesellschafter Lorenzo's von Medicis und seines Politianus, ward der Erfinder der neuen, den Romantismus absichtlich travestirenden Gattung von erzählender Poesie. Als ein munterer und gebildeter Mann hörte er ebenso, wie seine Freunde, gern die mit komischen Einfällen untermischten Erzählungen von den wunderlichen Heldenthaten der Paladine Karl's des Großen an, welche auf Straßen und Plätzen an das Volk gerichtet wurden. Es entstand daher auf ganz natürliche Weise in ihm der Gedanke eines tragisch-komischen Heldengedichts, des Morgante Maggiore; die erste Ausführung desselben scheint jedoch ein bloßer geselliger Scherz gewesen zu sein. Wir wissen nämlich, daß Pulci dem Lorenzo und seinen Freunden, welche sich durch Litteratur und Kunst ebenso erheiterten, wie dies später in den berühmten Salons der Pariser geschah, zuerst einen Gesang, dann noch einen und so endlich ein ganzes Epos vorlas, nachdem er gesehen hatte, daß unter seinen Händen ihm unbe-

wußt ein eigenthümlich toscanisches Werk entstanden sei. Pulci besingt, gleich den Bänkelsängern, über deren hohen Ernst sein Werk sich lustig macht, die Thaten Roland's; eigentlich verspottet er aber, um es gerade herauszusagen, sowohl das Göttliche als das Menschliche dadurch, daß das Spöttische und Ironische in seinem Gedichte ebenso meisterhaft ist, als das eingemischte Große, Erhabene und Ernste. Pulci bedient sich der achtzeiligen Stanze oder Ottave rime in der regelrechten Form, wie Boccaccio sie durch seine Teseide in die toscanische Litteratur eingeführt hatte und wie sie vor Allem seit Pulci das stehende Versmaaß der italienischen Epopöe blieb. Da wir indessen mit der ästhetischen Beurtheilung der von uns angeführten Werke nichts zu thun haben, so müssen wir in Beziehung auf das Verhältniß der Litteratur zum Leben und zu der Moral des Lebens, worauf es hier allein ankommt, bemerken, daß der große und allerdings verdiente Ruhm, welchen Pulci's Originalwerk fand, das Wesen und den Geist der Bildung seines Zeitalters bezeichnet. Es war der Charakter der hochgebildeten aristokratischen Zeit eines Papstes Leo X., daß Pulci gepriesen ward, gerade wie der Beifall, welchen Voltaire's Pucelle und Diderot's Nonne fanden, die aristokratischen Kreise der Pariser des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Pulci erlaubt sich jedoch keinen gemeinen, obscönen Schmutz, wie das beim Patriarchen von Ferney der Fall ist. Nur in Italien, wo man überall durch die Volkssänger und durch die Fastenprediger an einen Ton gewöhnt war, der unseren Ernst empören würde, nur in einer Zeit des Muthwillens der höheren Stände, welche ebenso wenig als Voltaire daran dachten, daß das Volk einmal den Witz, der ihre geselligen Zusammenkünfte erheiterte, gegen sie und ihre Vorrechte richten würde, konnte ein Werk wie Pulci's Morgante Maggiore klassisch werden. Durfte man damals doch sogar an der Tafel des geistreichen Papstes Leo X. nicht allein das Geistliche und Kirchliche, sondern auch das Heilige verspotten!

Pulci's Zeit war eine nach Außen hin ganz religiöse, auf Dogmen und Ceremonien höchst eifersüchtige, die eingebildeten Verbrechen der Ketzerei und Zauberei an Tausenden ärger als Mord und Todtschlag rächende Zeit; für diese lag der Reiz des Morgante in dem Contrast, der die Stanzen desselben erheitert. Der eigentliche Held des Gedichtes ist Roland; derselbe kämpft gegen drei Riesen, von welchen er zwei tödtet und den dritten, Morgante, zum Christenthum bekehrt; nach dem Letzteren hat das Epos den Namen. Pulci macht es wie die Sänger, welchen er folgte: er mischt die heiligsten Gesänge der Kirche, die Anrufungen des Altars, die schönsten Stellen der heiligen Schrift unter die profansten Verse und schließt jeden Ge-

sang mit einer Art von Gebet oder mit dem Missa est, welches auch die Sänger auf den Straßen gebrauchten, wenn sie den um sie versammelten Kreis entließen. Wir wollen dies durch einige Beispiele erläutern, überlassen es aber unseren Lesern, zu den anzuführenden Versen die ganzen Stanzen aufzusuchen und nachzulesen. Der erste Gesang beginnt mit den Worten:

In principio era il Verbo appresso a Dio
Ed era Iddio il Verbo e il Verbo lui*) etc.

Hierauf wird Gott angerufen und zu ihm gebetet:

Mandami solo un degli angeli tuoi,
Che m'accompagui e rechimi a memoria
Una famosa antica e degna storia!

Dann wird in der zweiten Stanze auch die Vergine santa, figlia e madre e sposa di quel signor (die heilige Jungfrau, Tochter, Mutter und Braut dieses Herrn) angerufen, und die 81. Stanze schließt den Gesang mit einem Di mal vi guardi il re dell' alta gloria. Der zweite Gesang beginnt:

O giusto, o santo, o eterno monarca,
O sommo Giove per noi crucifisso etc.**)

Er schließt mit den Worten:

Or tu signor, a cui servir sol godo,
Per cui la terra e l'aria rabuffo,
Guardaci e salva, e sino al fine insegna
Tanto ch'io canti questa storia degna!

Der vierte Gesang fängt an:

Gloria in excelsis deo e in terra pace,
Padre, figlolo e spirito santo etc.

Der 7. Gesang beginnt, wie der 4. und andere, mit dem feierlichen Kirchengesang Hosanna, der 10. mit dem Te deum laudamus, der 15. mit dem Magnificat, der 19. mit dem Laudate, der 23. mit dem Deus in adjutorium nostrum intende. Auch die Schlußverse sind entweder Gebete oder Dimissorien in Bänkelsänger-Form. Wie sehr für uns, die wir an diese Art des Komischen nicht gewöhnt sind, Pulci's Manier oft anstößig ist, sieht man besonders am 12. Gesange, dessen Schlußvers lautet: L'angel di dio vi tenga pel ciuffetto (der Engel Gottes halte euch am Schopfe). Das Buch ist übrigens im Geist und in der Sprache ganz und gar Florentinisch (Toscanissimo);

---

*) Die Anfangsworte des Evangeliums Johannis.

**) „O höchster Jupiter, für uns gekreuzigt!" Da man diese Stelle wegen der Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen so sehr anstößig gefunden hat, wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß sie sich wörtlich, und in hoch ernstem Sinne, schon in der göttlichen Komödie findet: „Oh sommo Giove, Che fosti 'n terra per noi crocifisso!" (Purg., VI, 118.)

es hat also Reize, die man nicht einmal diesseits der Apenninen, geschweige denn diesseits der Alpen richtig beurtheilen kann. Die Eingeborenen werden durch die toscanischen Redensarten und durch toscanische Sprichwörter reichlich dafür entschädigt, daß der Vers nach dem Urtheile der Kritiker oft hart ist und die Niedrigkeit des Ausdruckes nicht selten sehr weit geht. Der Morgante Maggiore ist daher durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch in den Händen der Nation geblieben und wird auch jetzt noch zu den klassischen Volksgedichten gezählt.

Dieses erzählende Gedicht war durchaus genial und gehörte dem neueren Italien und dem Mittelalter an; die Zeit verlangte aber ein episches Gedicht in alter Manier. Die Gelehrten Italiens waren in demselben Irrthum begriffen, welcher allen Nationen Europas, die auf der Grundlage des klassischen Alterthums eine neue Litteratur bauen wollten, eigen gewesen ist, daß nämlich diese nicht fertig werden könne, wenn man nicht überall einen Homer, einen Sophokles, einen Pindar u. s. w. gehabt habe. Man wollte also in Italien ein eigentliches Epos nach alter Regel. Ein sehr gelehrter Mann, Matthias Maria Bojardo, Graf von Scandiano, suchte hierauf dadurch, daß er alle Rolands-Sagen in ein einziges Gedicht vereinigte, ein italienisches Epos zu schaffen; er war aber unserer Ansicht nach im Wesentlichen nicht glücklicher damit, als später Chapelain mit seiner epischen Verherrlichung der Jungfrau von Orleans in Frankreich. Bojardo war ein guter Grieche, schrieb vortrefflich Latein und hatte den Herodot, den goldenen Esel des Apulejus und die Chronik der römischen Kaiser von Ricobaldus in seine Muttersprache übersetzt, auch den Timon des Lucian dramatisch bearbeitet; als Heldendichter aber ist er uns dadurch am wichtigsten, daß er für Ariost die Materialien gesammelt hat. Er schöpfte aus denselben Quellen, welche Luigi Pulci benutzt hatte, aber im vollen Ernst, nicht, wie dieser, um des Ernsten zu spotten; in der That gelingt es ihm, den Charakteren, sowohl den aus der Sage übernommenen, als den von ihm neu geschaffenen, Kraft und Leben zu verleihen. Auch gab er durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit dem Stoff, den er wählte, Ansehen; er war nicht blos ein genauer Freund der gelehrten Herzoge Borso und Herkules I. aus dem Haus Este in Ferrara, sondern auch Statthalter von Reggio, als welcher er 1494 starb. Er ermüdet jedoch durch die Masse der Erzählungen, also durch Ueberfülle. Er nahm nämlich aus seinen reichen Quellen, d. h. aus den Volksdichtungen und Erzählungen von Karl's des Großen Paladinen, ein so reiches Material für sein Heldengedicht, den verliebten Roland (Orlando inamorato), daß ein Menschenleben zur Vollendung

desselben nicht hinreichte. Bajardo brachte seinen Orlando nur bis zum 9. Gesange des 3. Buches und erst im Anfange des 16. Jahrhunderts wurden durch Nicolo degli Agostini noch drei Bücher oder 33 Gesänge hinzugefügt. In dieser seiner ursprünglichen Form ist der erste Versuch eines Heldengedichtes nach alter Manier wenig oder gar nicht bekannt; denn wer dasselbe kennen lernen wollte, der mußte sich an die gleich nach seiner Erscheinung verfertigten spanischen und französischen Uebersetzungen halten, weil das italienische Original den Ueberarbeitungen hatte weichen müssen. Selbst Ginguené in seiner Litteraturgeschichte Italiens scheint das eigentliche Werk Bojardo's nicht gekannt zu haben; denn obgleich er behauptet, daß er auch die vor Dominichi's Bearbeitung 1539 erschienene Ausgabe gesehen habe, so citirt er doch nur die venetianische von 1745. Der Orlando inamorato ist, in so fern er den Uebergang zu Ariost's Meisterwerk, dem rasenden Roland, bildet, vorzugsweise für das 16. Jahrhundert wichtig, bei dessen Geschichte wir mit wenigen Worten auf dasselbe zurückkommen werden. In der Mitte dieses Jahrhunderts arbeitete nämlich zuerst Lodovico Dominichi und dann Francesco Berni an der gänzlichen Umgestaltung von Bojardo's Werk. Mit der Arbeit des Ersteren war man nicht zufrieden; Francesco Berni aber war glücklicher. Sein Orlando inamorato wird immer noch gelesen und als Einleitung zum rasenden Roland betrachtet. Das echte Werk des Bojardo ist erst seit 1830 wieder bekannt und nach Verdienst gewürdigt worden, wo Panizzi es in London mit Einleitung und Erklärungen herausgab; später hat Gries dasselbe ins Deutsche übersetzt. Wie groß übrigens die Masse war, welche Bojardo und Nicolo degli Agostini zusammengebracht hatten, wird man aus dem Umfange des kürzeren Werkes von Berni sehen. Man sollte denken, es müßte Mühe kosten, sich durch dasselbe durchzuarbeiten. Das erste Buch hat 29 Gesänge, jeden zu 50 Stanzen von je 8 Versen, das zweite 31 Gesänge. Das dritte brachte Bojardo bis zum 9. Gesange; da nun nachher die Zahl der Bücher bedeutend angewachsen ist, so wird man auf den Umfang des Ganzen schließen können.

3. Studium der Naturwissenschaften, gegründet auf Erklärung der Alten; Erweiterung und Umgestaltung der Erfahrungswissenschaften des Mittelalters.

Wir berühren die Erfahrungswissenschaften, welche im Alterthum weniger sorgfältig betrieben wurden, als in der neueren Zeit, nur im Vorbeigehen und blos, um anschaulich zu machen, wie das Leben und die Wissenschaft der neueren Zeit im 15. Jahrhunderte in Italien entstanden sind; denn eine genaue Geschichte der Naturwissenschaften

erfordert eine Kenntniß des Besonderen und Studien, deren wir uns nicht rühmen können. Wir beschränken uns daher auch, weil wir im Folgenden nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkommen, nicht auf das 15. Jahrhundert, sondern werfen zugleich den Blick auf die beiden folgenden Jahrhunderte.

Unter den Schriftstellern des Alterthums, die man in Italien im 15. Jahrhundert hervorzog und für die Wiedergeburt der alten Wissenschaft benutzte, waren auch Plinius und der ärztliche Schriftsteller Dioscorides, der in Bezug auf Botanik und Heilmittellehre als erste Autorität galt. Mattioli, der Uebersetzer des Letzteren, faßte seine Aufgabe so, daß er durch die Uebersetzung den Grund zu der neueren Botanik legte. Er gab dieselbe zuerst (1544) in italienischer, später in lateinischer Sprache heraus. Es erwachte in Italien, welches im 15. Jahrhundert noch allen Handel, alle Gewerbe, allen Reichthum von Europa in sich vereinigte, ein allgemeines Interesse für die Botanik. Die Städte suchten eine Ehre darin, große botanische Anstalten zu haben, und reiche Privatleute und Fürsten gründeten eigene botanische Gärten. Später wurde der Garten von Padua der erste von ganz Europa, nachdem ihn Prosper Alpinus und Guillandino verwaltet hatten. Prosper Alpinus, welcher der großartigen Pflanzen-Cultur zu Padua von 1599 bis 1616 vorstand, durchreiste in den Jahren 1580 bis 1586 ausdrücklich dieses Gartens wegen den ganzen Orient und seine Schriften beweisen, daß er die Pflanzenkunde von Palästina und Aegypten zu seinem Hauptstudium machte. Zu derselben Zeit ward Andreas Cesalpini in Pisa als Lehrer der Botanik von allen Gegenden her besucht, und schrieb sein Pflanzensystem (de plantis, 1583. 4.).

Ein Zeitgenosse dieser Männer, Aldrovandi, der zu Bologna lehrte, umfaßte die gesammte Naturgeschichte und behandelte sie zu der nämlichen Zeit in geistreicher Weise, als man diesseits der Alpen sich über die Dogmatik zankte. Seine überaus weitläuftig angelegte Naturgeschichte, in welcher er die Vögel und die Insekten behandelte, wurde nach seinem Tode (1605) in einer Reihe von Bänden fortgesetzt. Büffon spendet ihm großes Lob, während Cuvier urtheilt, er habe das Beste von dem durch seine universelle Gelehrsamkeit berühmten Konrad Geßner aus Zürich († 1565) entlehnt. Ferner lehrte Battista Porta, welcher um 1550 geboren war, gegen das Ende des Jahrhunderts in Neapel nicht blos Naturgeschichte und Anatomie auf eine geniale Weise, sondern er schrieb auch über alle mit den Naturwissenschaften verwandten Gegenstände Bücher, von welchen die viel gelesene Schrift über Magie (de secretis) ihn sogar der Hexerei und des Irrglaubens verdächtig machte. Er schrieb außer-

dem über Physiognomik (Physiognomica), über Refraction, über die Theorie der krummen Linien, über Perspective und über das Wesen der Luft (Pneumatica). Was die Anatomie betrifft, so hatte im 15. Jahrhundert Mondini den Weg gebahnt, auf welchem nachher Jakob Berengar von Carpi fortwandelte. Dieser gab 1522 zu Bologna ein ausführliches Werk über Anatomie, also über eine bis dahin fast unmögliche Wissenschaft, heraus und setzte nachher die Entdeckungen und Versuche, die er in seiner Vaterstadt begonnen hatte, in Ferrara fort. Die bedeutendsten Anatomen des folgenden Jahrhunderts gehören alle dem Lande Italien an. Der größte von allen, der unsterbliche Andreas Vesalius, war freilich zu Brüssel geboren (sein Name soll von der Stadt Wesel stammen, wo seine Familie zu Hause war), und hielt seine wissenschaftlichen Vorträge anfangs in Löwen, Paris und Montpellier; die letzten 16 Jahre seines Lebens aber lehrte er zu Padua, wo er 1564 starb. Er begeisterte zuerst eine Anzahl von Schülern für die Zerlegung des menschlichen Körpers zu wissenschaftlichen Zwecken, welcher damals noch eingewurzelte Vorurtheile entgegenstanden. Sein Epoche machendes Werk „Einrichtung des menschlichen Körpers" (corporis humani fabrica) erschien zu Basel 1543, im Todesjahr des Copernicus. Obwohl er bei Karl V. und Philipp II. als Leibarzt angestellt war, entging er doch der Verfolgung nicht; ja er wurde von der Inquisition zum Tode verurtheilt, doch verwandelte man den Spruch in das Gebot, er solle eine Wallfahrt zum heiligen Grabe machen. Auf der Heimkehr von derselben starb er in den dürftigsten Umständen (1564). Ein anderer großer Anatom, Gabriele Falloppia, war in Modena geboren. Er reiste sehr viel in seinem Leben, kam auch nach Griechenland, lehrte in Ferrara, in Pisa, in Padua und schrieb das bedeutendste unter seinen Werken (Observationes anatomicae, Venetiae, 1561. 8.) schon im 24. Lebensjahre. Seinen berühmtesten Zeitgenossen, dem Sicilianer Ingrassias und dem Conani aus Ferrara, welche neben ihm genannt werden, wagen wir keinen Rang anzuweisen, weil die Anatomie uns zu fern liegt; aber die meisterhaften anatomischen Tafeln des Bartolomeo Eustachio gehören nach sachverständigem Urtheil zu den bedeutendsten Kunstwerken der neuen Zeit, ganz abgesehen von dem Gebrauche, welchen Boerhave und seine medicinische Schule im 18. Jahrhundert von denselben gemacht haben. Eustachio vollendete seine unsterblichen Zeichnungen in Rom, wo er 1574 starb; er konnte sie selbst nicht stechen lassen, weil sein Vermögen dazu nicht ausreichte; erst 1714 ließ Papst Clemens XI. sie durch Lancisci stechen und herausgeben. Boerhave, welcher sie 1744 in Ley-

den von neuem herausgab, fügte Erläuterungen und alle neueren Entdeckungen bei.

4. Allgemeine Bemerkung über die mathematischen Wissenschaften.

Da die Mathematik und die mit dem Studium derselben zusammenhängenden Wissenschaften dem Kreise der Leser dieses Werkes noch ferner liegen, als die vorher genannten realen Wissenschaften, deren Schöpfer jeder Gebildete wenigstens dem Namen nach kennen muß, so wagen wir nicht, auch nur Namen und einzelne Werke anzuführen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, einige Winke zu geben, wie diese in unserer Zeit zu einer von den Alten auch nicht im Traume geahnten Höhe gebrachten Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert aus dem erneuerten Studium der Alten entsprangen, wie in Italien die Vorarbeiten der gegenwärtigen Wissenschaften vollendet wurden und wie der Grund ganz neuer Wissenschaften des Wägens und Messens, des Rechnens und der genauen Kenntniß von Himmel und Erde gelegt ward. Der ganz vergessene oder nur aus dem arabischen Text bekannt gewordene Euklid wurde dort schon im 14. Jahrhundert neu hervorgezogen, am Ende des 15. durch Zamberti in Venedig zum ersten Male aus dem griechischen Text übersetzt; im Druck erschien diese Arbeit 1505. Es war aber schon 1482, ebenfalls in Venedig, eine ältere italienische Uebersetzung aus dem Arabischen abgedruckt und mit sehr guten Kupferplatten ausgestattet worden. Euklid wurde in Italien auf eine solche Weise commentirt und erweitert, daß schon durch Behandlung desselben allein die Geometrie den anderen Völkern Europas neu geschaffen überliefert ward. Die Algebra wurde, selbst nach dem Geständnisse der Franzosen neuerer Zeit, welche Meister in derselben waren, so weit gebracht, daß alles, was man nachher hinzugefügt hat, leichter zu erfinden war. Ferner rief das große Bedürfniß der Seefahrer der italienischen Seestädte, welche damals von der Straße von Gibraltar an bis zum äußersten Winkel des schwarzen Meeres Handel und Schifffahrt trieben, aus der Astrologie des Mittelalters die Astronomie hervor. Was endlich die Perspective, die Optik und die Akustik betrifft, so erreichten eines Theiles die Baukunst und die Malerei damals den höchsten Gipfel und anderes Theiles waren Musik und Schauspielkunst selbst am päpstlichen Hofe, besonders aber zu Venedig und Florenz, so begünstigt, daß jene Wissenschaften in gleichem Maaße mit der Baukunst theoretisch und praktisch betrieben wurden. Um Letzteres zu beweisen, brauchen wir nur anzuführen, daß Rusconi 1500 das große und berühmte Kupfer-

werk der 160 Zeichnungen zum Vitruvius herausgab.*) Sarlo, dessen Werk über die Baukunst (sette libri d'architectura) Epoche machte, lebte freilich in Frankreich, wo er arm und elend starb.

II. Erste Anfänge der neueren Litteratur in Frankreich.

1. Einleitung.

Wir werden bei den Franzosen erst im 16. Jahrhundert unter Franz I. eine Blüthe des in Italien neu erwachten Studiums der alten klassischen Litteratur, sowie die Entstehung einer auf dem Studium derselben beruhenden gallo-römischen Geistesbildung nachweisen können, glauben aber doch des historischen Zusammenhanges wegen die dunkeln Spuren des Fortschreitens im 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts nicht ganz übersehen zu dürfen. Auf diese Weise werden wir auch einiger wichtigen Erscheinungen in Deutschland kurz gedenken, obgleich dort eigentlich erst Luther Epoche machte. Die Bemühungen der deutschen Gelehrten, deren wir später erwähnen werden, scheinen uns um so mehr des Andenkens würdig, als die Bildung unserer Nation kurz vor und kurz nach Luther durchaus von keiner Protection abhängig und nicht, wie in Frankreich, an einen Hof und an dessen Schutz gebunden war.

In Frankreich erlitten schon im 13. Jahrhundert die Sitten eine Veränderung; es wurde auch in der Litteratur verspürt, daß französische Herren lange Zeit Beherrscher von Constantinopel gewesen waren und daß im eigentlichen Griechenland, zu Athen und im Peloponnes, französische Fürstenthümer bestanden, welche stets mit ihrem Vaterlande in Verbindung blieben. In gleicher Weise wirkte nachher der Kreuzzug, welchen Ludwig IX., der Heilige, unternahm; denn man sagt uns ausdrücklich, daß die kleine Bibliothek, welche Ludwig stiftete, und Alles, was er für gelehrte Anstalten that, eine Nachahmung dessen gewesen sei, was er im Orient gesehen hatte. Auf der anderen Seite weckte freilich derselbe Ludwig dadurch, daß er durchaus seine Dominikaner und Franziskaner und deren Schulgelehrsamkeit den Franzosen, die eine ganz vollständige Litteratur in der romanischen Sprache hatten, aufdringen wollte, eine Oppositions-Litteratur, welche anfangs sowohl das Klassische, als das Mönchische verschmähte. Den Einfluß dieser originellen romanischen Litteratur

*) Vitruvius Pollio (Bd. III, S. 445); sein Werk über Architectur fand Poggio in St. Gallen; die fehlenden Zeichnungen mußten auf dem Wege des Studiums hergestellt werden.

können wir bis auf Rabelais und im Rabelais nachweisen. Sie verleiht nachher mitten unter dem Pomp der späteren rhetorischen, akademischen, schulmäßigen Hof-Litteratur einzelnen Werken den Reiz der Naivetät und man hat sie in unseren Tagen mit Glück benutzt, um der französischen Sprache ihre alte Kraft und der Litteratur ihre Natur wiederzugeben. Ja diese Richtung ist es eigentlich, die das französische Wesen in voller Eigenthümlichkeit erscheinen läßt, und man hat in ihr nicht mit Unrecht den wahren esprit gaulois zu erkennen geglaubt.

2. Opposition der Volksdichter und Schriftsteller gegen Schul-Litteratur, Mönchslehre und Mönchsleben; Schulbücher in Versen.

Weil wir uns darauf beschränken müssen, nur den Gang der französischen Litteratur bis auf Franz I. anzudeuten, so übergehen wir die in dieser Zeit gemachten neuen Bearbeitungen des schon früher erwähnten, ganz gegen den Aberglauben, die Verfolgungssucht und den mechanischen Gottesdienst des frommen Königs Ludwig IX. und seiner Bettelmönche gerichteten Buches vom Fuchse (le Renard) und reden nur von anderen satirischen Arbeiten der Zeit. Unter ihnen sind besonders die Gedichte des Rutebeuf, der der späteren Zeit Ludwig's des Heiligen angehört, hervorzuheben; denn obwohl der Poet, der ein fröhlicher armer Schlucker war, für die Eroberung des heiligen Grabes begeistert ist, singt er doch Lieder, in welchen das ganze Verhältniß der Bettelorden und ihrer Theologie und Philosophie zu Ludwig IX. und seiner Reichsverwaltung verspottet und mit der bitteren Lauge des Volkswitzes überschüttet wird. Wenn wir auch in denselben vielleicht einige Bosheit des Verfassers erkennen können, so müssen wir doch im Allgemeinen eingestehen, daß aus Rutebeuf der praktische und gesunde Sinn des Volkes, der auch im Mittelalter sich gleich blieb, hervorleuchtet. Während nämlich wir Anderen und besonders die sophistisirenden rhetorisirenden Geschichtschreiber nur die rühmliche Seite von Ludwig's IX. Regierungsweise und seine unstreitig ganz vortrefflichen Absichten zu berücksichtigen pflegen, hebt dagegen Rutebeuf auch die Schattenseiten und die nachtheiligen Folgen eines ascetisch-dogmatischen Regierungs-Systems hervor. Auch sonst lehrt uns eine Menge von satirisch-allegorischen Dichtungen, Fabeln und Erzählungen die Zeit von der Rückseite her betrachten, indem dieselben die nachtheiligen Wirkungen des geistlichen Druckes, der Heuchelei und der Anfeindung der Natur, welche das herrschende geistliche System der weltlichen Regierung veranlaßte, satirisch schildern. Ein großer Theil von ihnen ist noch ungedruckt;

viele sind aber in unserem Jahrhundert endlich aus den Handschriftensammlungen hervorgesucht und veröffentlicht worden. Unter ihnen werden von den Kennern besonders die „Schlacht der Laster gegen die Tugenden" (la bataille des vices contre les vertus) und die Satire über die Mönchsorden (sur les ordres religieux) hervorgehoben. Die letztere scheint eine Art von Vaudeville oder Volksgesang zu sein, nur in einem besseren Tone gehalten, als die Gassenhauer sonst gehalten zu sein pflegen.*) Daß in ihr die Mönche und Nonnen und das, was von ihnen ausging, nicht besser wegkommen, als in allen deutschen Meistergesängen des 15. Jahrhunderts, wird man aus dem stets wiederkehrenden Refrain: „Der schändliche Pfaff' und die heuchelnde Nonne verderben die Sitten der Zeit" (Papelart et beguine ont le siècle honni) ersehen können.

In vornehmen Kreisen wurde noch immer die Denkweise der höfischen Trouvères gepflegt, während unter dem Volke der Geist der Opposition und des kecken Spottes überhand nahm. In der schärfsten Weise zeigt sich dieser Gegensatz, wenn wir unter den Dichtern des 15. Jahrhunderts den Herzog Karl von Orleans und den Wirthshaus- und Straßenpoeten Villon ins Auge fassen. Der erstere, der in der Geschichtserzählung oft genannte erlauchte Gefangene von Azincourt und Vater eines Königs von Frankreich, hat in seinen Liedern mehr Anmuth und Wohllaut als die meisten Zeitgenossen; aber der Geist dieser Poesie ist durchaus conventionell, so daß dieselbe als Nachblüthe der Ritterdichtung erscheint. Villon dagegen ist durchweg kräftig und originell; sein Leben ist das eines Abenteurers, der mehrmals mit dem Galgen bedroht war und der einmal seine Rettung dem „guten König" Ludwig XI. verdankte. Er selbst entschuldigt sich: „Necessité fait gens méprendre Et faim saillir le loup des bois" (Der Hunger macht die Leute sünd'gen, Aus Noth entspringt der Wolf dem Wald). In diesem echten Dichter gibt sich der französische Volksgeist kund, scharf, klar, neckisch und

---

*) Es wird gewöhnlich angenommen, daß der Walkmüller Olivier Basselin einer der ersten war, dessen leicht sangbare Lieder fröhlichen und satirischen Inhaltes volksthümliche Verbreitung fanden. Da derselbe im Thal Vire (Vau de Vire) in der Normandie lebte, so nannte man seine Chansons Vaudevires, später Vaudevilles, welcher Name seit 1790 auf eine Gattung von Lustspielen überging, in welche man Gelegenheitslieder verflocht. Für den französischen Volksgeist sind solche gesungene oder geträllerte, von Mund zu Mund gehende kleine Gesänge sehr bezeichnend; in ihnen regte sich der gesunde Menschenverstand und der heitere Spott; sie dienten zur Ausgleichung gegenüber dem geschraubt ritterlichen und allegorischen Wesen, wie zum Troste unter dem Geistesdrucke und in der materiellen Noth der Zeit.

liebenswürdig, obwohl es ihm an ergreifenden Wendungen nicht fehlt, besonders wo er an die Vergänglichkeit des Irdischen mahnt.*)

Wir übergehen die gegen die Regierung gerichteten Dichtungen, weil uns der Raum kaum erlaubt, die Spuren des Fortschreitens anzudeuten, wir also nicht wagen, die Fortschritte selbst genauer zu prüfen. Uebrigens rechnen wir zu diesen dämmernden Spuren des Lichtes der neueren Tage auch die vielen Bemühungen und Versuche jener Zeit, den Unterricht und die Lehrweise zu verbessern. Selbst die Dominikaner suchten den Unterricht methodischer und fruchtbarer zu machen, wie das Beispiel des Vincent von Beauvais, welcher diesem Orden angehörte, beweist (s. Bd. VI, S. 103). Man schrieb daher auch, weil man auf die alten Schriftsteller und auf die Hülfsmittel zum Verständniß und zur Erklärung derselben aufmerksam ward, eine Anzahl von Schul- oder vielmehr Hülfsbüchern des Unterrichts, durch welche die älteren verdrängt wurden. Der Dominikaner Alexander von Villedieu, den man nach seiner Vaterstadt Dole gewöhnlich Alexander Dolensis nennt, schrieb zuerst eine Grammatik, welche im Anfange des 14. Jahrhunderts den Priscianus aus den französischen Schulen verdrängte, weil Alexander zu Paris lehrte. Im Anfange des 16. Jahrhunderts genügte diese Grammatik nicht mehr und das Lehrbuch von Despautères wurde damals zuerst in den flandrischen und dann in allen französischen Schulen eingeführt und ausschließend gebraucht. In dem Lehrbuche oder Doctrinale des Alexander Dolensis wird die ganze Grammatik in Alexandrinischen Versen behandelt. Wir wollen, weil das Buch in Frankreich lange Zeit hindurch Schulbuch geblieben ist, die Abtheilungen desselben kurz angeben. Zuerst wird das Decliniren gelehrt, dann ist die Rede von Heteroclitis und irregulären Wörtern; hierauf handelt das Buch drittens von den Vergleichungsstufen (gradus comparationis), viertens vom Geschlechte der Wörter, fünftens von der regulären Conjugation, sechstens von den irregulären und anomalen Zeitwörtern, siebentens von der Conjugation bestimmter

---

*) Höchst charakteristisch für das veränderte Verhältniß zum Frauendienst ist Villon's Ballade über die Damen von ehemals, worin es heißt:

La reine Blanche comme un lys
Qui chantait à voix de Sirène,
Berthe aux grandspieds, Biatrix, Allis
Et Jeanne, la bonne Lorraine,
Ou sont elles, Vierge souveraine?
Mai ou sont les neiges d'antan?

Jeanne ist die Jungfrau von Orleans; neige d'antan (ante annum) ist der Schnee vom vorigen Jahre.

Verben, achtens von der Rection, neuntens von der Construction, zehntens von den Regeln über die Quantität der Sylben, elftens von dem Accent und endlich zwölftens von den grammatischen Figuren. Dieses Buch fand so großen Beifall, daß eine ganze Anzahl solcher Doctrinale in Reimen geschrieben wurden. Unter ihnen ward am berühmtesten das Doctrinale des Sauvage, welches nicht blos die grammatischen Regeln, sondern auch die Moral in gereimten Denkversen vorträgt.

Von dem Augenblicke der Verbesserung der Unterrichts-Methode an erscheint die Spaltung, welche in Deutschland die Briefe der Dunkelmänner hervorrief, in der satirischen Volks-Poesie der Franzosen als ein Kampf witziger Freunde der allgemeinen Bildung mit den Mönchsschulen und deren Dialektik. Dahin zielen die scharfen Verse Teinturier's in seinem Gedichte, welches die Hochzeit der sieben freien Künste betitelt ist, da Teinturier durchweg klar zu machen sucht, wie verderblich es sei, den ganzen Unterricht ausschließlich den Geistlichen und Mönchen zu überlassen. Am deutlichsten erkennt man aber das Vorspiel des furchtbaren Kampfes zwischen den Humanisten und den Dialektikern alten Schlags, welcher in Frankreich weit früher als in Deutschland den letzteren verderblich ward, in dem Streite der Schule von Orleans, in welcher hauptsächlich humanistische Studien getrieben wurden, mit der Pariser Universität, die sich ausschließend mit Scholastik beschäftigte. Man belegte sich wechselseitig mit höhnenden Beinamen, wie dies auch heutiges Tages geschieht. Die Lehrer und Schüler von Orleans heißen, weil sie sich nicht der spitzen und künstlichen Schlüsse des Pariser Scholasticismus, sondern gleich den Juristen der Autorität der Alten und der aus ihnen angeführten Stellen bedienten, Glomeriaux oder Autoriaten; die Pariser Spitzfindigkeiten dagegen wurden in Orleans Quiquelique genannt. Dies ersieht man aus der Stelle des Renard, in welcher es heißt:

Sais tu rien de dialectique?
Qui, je sais toute quiquelique.

Dieser Zank der Schulen hat dem Henry d'Andeli Anlaß zu einem Gedichte von der Schlacht der sieben freien Künste (bataille des sept arts) gegeben. Der Dichter läßt (und dies ist charakteristisch für den Zweck, für welchen wir sein Werk anführen) Grammatiker Dichter, Redner und Historiker der Alten für Orleans fechten; die Philosophen dagegen, besonders die logischen Klopffechter und großen Disputanten, ziehen für Paris ins Feld. Die Sache ist nicht übel aufgefaßt und wir wollen den Inhalt näher bezeichnen, weil sich die Zwiste vieler über Politik und Philosophie heftig streitenden Professoren unserer Zeit vielleicht auf ähnliche Weise durchziehen ließen.

Als die Pariser Dialektiker ins Treffen ziehen, war der tapferste Verfechter der Quiquelique, Raoul von Bailli, nicht mehr am Leben; sie müssen also aus Tournay Hülfe holen. Die von hier gesendeten komischen Personen nehmen die niederen und höheren Mönchsschulen, das Trivium und das Quadrivium, auf ihren Kriegswagen und spannen die Pedellen vor denselben; Robert der Zwerg aber und Cleron der Alte halten Zügel und Peitsche (die uns unbekannten, den Zeitgenossen aber wohl bekannten Persönlichkeiten, welche von der Satire getroffen wurden, gaben solchen Gedichten das Salz eines Charivari oder eines Punch unserer Zeit). Nur dieser Theil der Kämpfenden bringt Feldmusik mit in die Schlacht; doch müssen die Kehlen der Theologen genetzt werden und ganz Paris muß den Wein dazu hergeben. Beim Angriffe stürzt Donatus auf Plato, Aristoteles auf Priscianus; dieser ist durch die mächtige Lanze seines Gegners schon aus dem Sattel gehoben, als Doctrinale und Gräcismus (ein ähnliches Werk für das Griechische, wie das Doctrinale für das Latein war) dem armen Priscianus zu Hülfe eilen und das Pferd des Aristoteles so verwunden, daß er zu Fuße fechten muß. Gleich darauf kommen der Grammatik alle lateinischen Dichter zu Hülfe; nur Dom Barbarismus hält es mit der Philosophie, weil er eigentlich ein Vasall der Grammatik ist, aber, wie es mit bitterem Spott auf alte und neue Scholastiker heißt, auch im Lande der Philosophie Lehensgüter hat, und weil er überdies aus Poitou und folglich ein Schelm ist. Indessen nützt derselbe wenig; denn er schlägt sich schlecht. Die Dialektik muß endlich den Rückzug antreten und wird in Montlhery eingeschlossen. Hier versucht sie zu capituliren, ihr Abgeordneter macht aber so arge Verstöße gegen die Regeln der Sprache, daß man ihn fortschickt. Endlich erscheint der Engländer Gautier mit Hülfstruppen von der Astronomie; diese gibt den Blitz her und die Grammatik muß sich zurückziehen. Hier läßt uns der Dichter einen Blick in die Art von Bildung thun, welche in den verschiedenen Gegenden von Europa herrschte. Er sagt nämlich, seit jener Schlacht habe Poësie la courtoise ihren Sitz zwischen Blois und Orleans aufgeschlagen, in Frankreich triumphire haute science, in England und Deutschland sei daneben doch noch die Poesie in Ehren, den Lombarden aber sei dieselbe ein Aergerniß.

3. Geschichte eigenthümlicher Art und naive Prosa.

Wir haben schon früher (Bd. VI, S. 96—98) erwähnt, daß die Franzosen bereits im 13. und 14. Jahrhundert durch die unter Gottfried's von Villehardouin Namen verbreitete Geschichte der Eroberung von Constantinopel und durch Joinville's Geschichte

Ludwig's des Heiligen historische Werke in ihrer Muttersprache erhielten, welche noch gegenwärtig mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden können. Wir haben ferner (Bd. VI, S. 442—447) darauf aufmerksam gemacht, daß Froissart's Chronik zwar von jenen beiden Büchern, welche als Muster und Anfang der den Franzosen eigenthümlichen Denkwürdigkeiten-Litteratur angesehen werden müssen, sehr verschieden ist, gleichwohl aber nur die bei Villehardouin und Joinville herrschende, dem französischen Nationalcharakter und den Bedürfnissen angepaßte Methode, den Verfasser der Geschichte selbst redend und handelnd einzuführen, auf die Geschichte des 14. Jahrhunderts anwandte. Von Froissart's Zeit an hat es den Franzosen nicht mehr an Männern und Frauen gefehlt, welche die Begebenheiten ihrer Zeit nach ihrer individuellen Auffassung in der Muttersprache niederschrieben. Dies hat auf der einen Seite der philosophischen Auffassung sehr geschadet, auf der anderen aber die Nationalität und das Interesse am Traditionellen, an dem für wahr Geltenden, wenn es auch nicht wahr ist, sehr gefördert. Die Franzosen haben freilich durch diese Reihe von Denkwürdigkeiten gar zu viel Anekdoten, witzige Einfälle, Reden und Antworten, geheime Geschichten, Charakteristiken, Klatschereien und ganz offenbare Erdichtungen erhalten; sie besitzen aber in denselben auch ein Mittel, Leben, Bewegung und Volksthümlichkeit in ihre Geschichte zu bringen, welches uns Deutschen ganz mangelt, weil wir meist nur corpulente lateinische Chroniken und Staatsgeschichte nebst unendlichen Regesten haben. Uebrigens spüren wir nach Froissart's Zeit in der Litteratur der naiven und romantischen, an das Individuelle und Anekdotische geknüpften Geschichtserzählung dieselbe Veränderung, welche damals im Leben der höheren Klassen und in der Politik vorging. Die unbefangene und natürliche Weise hört auf, die Schriftsteller sind aus der italienischen Schule und suchen überall italienische Ränke auf, welche fortan als wissenschaftliche Politik, als Bildung des Staatsmannes und Diplomaten betrachtet werden, weil jede Wahrheit und Offenheit des Lebens als Einfältigkeit verlacht wird. Die Schriftsteller finden fortan die Triebfedern aller Handlungen und die Ursachen aller Geschichten ganz allein in den Ränken und Privatzwecken Einzelner. Die Selbstsucht ist bei ihnen die Quelle alles menschlichen Handelns und das Lesen der Denkwürdigkeiten rief daher auch bei denen, welche den Staat regierten, nothwendig wieder Selbstsucht hervor. Diese Denkwürdigkeiten, welche, weil sie unterhaltend sind und sein sollen, scheinbar die Ursachen und den Zusammenhang aller Dinge enthüllen, welche alle Worte und sogar alle Gedanken der handelnden Personen wiedergeben, haben die französische Geschicht-

schreibung mitunter in eine Anekdotensammlung, ja sogar in eine Chronik von Anstößigkeiten verwandelt. Wir beginnen die Reihe derselben mit dem Werke, welches Christine de Pisan unter dem Titel Mémoires sur le règne de Charles V. verfaßte. Der Vater der Verfasserin, Thomas Pisano, war ein gelehrter Italiener, welchen König Karl V. seiner astronomischen oder vielmehr seiner astrologischen Kenntnisse wegen aus Bologna kommen ließ, weil bis in das 17. Jahrhundert ein europäischer Hof eben so wenig, als noch heutiges Tages ein persischer ohne Astrolog sein konnte und alle solche Stellen damals mit Italienern besetzt wurden. Die Tochter, geboren 1363 zu Venedig, kam mit ihrem Vater an Karl's Hof, vermählte sich in Frankreich, verlor aber schon im 25. Lebensjahre ihren Mann und gerieth dadurch in traurige Umstände. Sie war Dichterin und es glückte ihr seit 1399, sich durch ihre kleinen Gedichte (dictiées, rondeaux, ballades, laix u. a.) in Frankreich, in England, in Mailand, also überall, wo das Altfranzösische Hofsprache war, so bekannt zu machen, daß sie von dem Herzoge von Mailand eingeladen wurde, an seinen Hof zu kommen. Sie folgte jedoch dieser Einladung nicht. Nachher begab sie sich an den Hof Philipp's des Guten von Burgund. Hier schrieb sie 1405 auf des Herzogs Begehren das erste Buch der Biographie Karl's des Weisen, dem sie erst später die übrigen beifügte. Sie lebte fortwährend in trübseligen Umständen, schrieb aber in französischer Sprache 15 Bücher, von welchen einige besonders dadurch wichtig sind, daß sie zu einer Zeit, wo es noch keine Litteratur oder Journalistik für Damen gab, eine solche bildeten. Besonders war die Schrift Cité des dames ein Lesebuch aller vornehmen und gebildeten Damen des 15. Jahrhunderts. Gern würden wir von einer anderen Schrift der Christina, de la police Française, welche Mabillon auf seiner gelehrten Reise in Besançon fand, ausführlicher reden, wenn sie uns bekannt wäre. Das Leben Karl's V. oder die Denkwürdigkeiten der Christina, welche man in der großen Sammlung der Denkwürdigkeiten zur französischen Geschichte findet, sind ganz unbedeutend. Sie bestehen aus einer Sammlung von zusammengerafften Anekdoten zur Lebensbeschreibung und zum Lobe Karl's V., des Beschützers von Christina's Vater, sowie gelegentlich zum Lobe ihres Vaters selbst. Da der guten Frau, welche die Dinge nur weiblich und aus weiter Ferne erblickte, alle tiefere Einsicht in das Wesen der Menschen, in den Gang der Begebenheiten und in den inneren Zusammenhang derselben mangelte, so kann der Geschichtschreiber von ihr wenig lernen. Dem Geschichtsforscher mag sie für eine Zeit, in welcher sichere Zeugen fehlen, manches Datum liefern;

nur muß er ihr Zeugniß, wenn es von keinem anderen unterstützt wird, sehr vorsichtig gebrauchen.

Drei andere Verfasser von Denkwürdigkeiten des 15. Jahrhunderts, Peter Fenin, Olivier de la Marche und Philipp von Comines, gehören zu den besten Quellenschriftstellern über die Geschichte der letzten Jahre des Mittelalters. Wer die Schriften dieser drei Männer, besonders aber die des Comines, aufmerksam liest, wird einsehen, wie viel glücklicher die Franzosen waren als die Deutschen, weil sie in den Denkwürdigkeiten derselben eine Geschichte der merkwürdigsten Männer und Begebenheiten in der Nationalsprache hatten, während bei uns noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts kaum lesbare Geschichtsbücher in deutscher Sprache vorhanden waren. Der erste der drei Männer, denen die Franzosen die genauere Kenntniß ihrer Landesgeschichte im 15. Jahrhundert verdanken, Peter Fenin, war Prevot von Arras und starb im Jahre 1433. Seine Aufzeichnungen, welche später Gerard de Tieulaine und Graincourt lez Duisans sammelten, sind in Beziehung auf ihren historischen Gehalt weit bedeutender, als die der Christine de Pisan. Fenin war nämlich im Gefolge des Hofes und stand an demselben in bedeutendem Ansehen. Seine Denkwürdigkeiten enthalten einen einfachen, nicht auffallend parteiischen Bericht über die unglückliche Zeit des Zwistes der Familie Orleans oder der Armagnac's mit dem Hause Burgund und seinen Anhängern. Der Verfasser ist zwar der burgundischen Partei günstiger, als den Armagnac's, doch wird auch diesen nicht eigentlich Unrecht gethan.

Der zweite der erwähnten Mémoiren-Schreiber, Olivier de la Marche, hat schon etwas mehr Sorge für die Form getragen, als Peter Fenin. Dieser Mann, welcher bis 1501 lebte, war grandmaître d'hôtel von Burgund und stand zuerst bei Philipp dem Guten und bei Karl dem Kühnen, sowie nachher bei Maximilian und bei dessen Sohn Philipp in Dienst. Er war ein wissenschaftlich ganz ungebildeter Rittersmann, aber zugleich auch ein Hofmann. Als solcher mußte er in Frankreich wie in Burgund, wenn er etwas gelten wollte, an den Bestrebungen derer, welche in der Landessprache schrieben, dichteten und redeten, Theil nehmen; in Deutschland achtete man vor Luther nur diejenigen Gelehrten, welche im Küchenlatein der Klöster oder in der barbarischen Schulsprache schrieben, weshalb Italiener und Franzosen sich immer einer höheren geselligen Bildung rühmten, als die Deutschen. Olivier's Verdienste um die Litteratur in der Muttersprache schienen so bedeutend, daß ihrer in seiner Grabschrift erwähnt wird (qui fit, heißt es von ihm, maints beaux dits en belle rhétorique). Von den kleinen Schriften, welche er schrieb, seinem guten Rath über Zweikampf (avis sur les duels), seiner kurzen Astro-

logie und seiner Anweisung für Rittersleute, haben wir hier nicht zu reden, sondern nur von seinen Denkwürdigkeiten; denn diese allein sind das, was wir ein Buch nennen, die anderen dagegen Flugschriften.

Den Denkwürdigkeiten Olivier's sieht man auf den ersten Blick an, daß sie nicht, wie die des Comines und wie die meisten historischen Werke unserer Zeit, einen doctrinären Zweck haben und politische oder diplomatische Weisheit lehren sollen, sondern daß der Verfasser es blos auf unterhaltende Erzählung abgesehen hat. Dieses Buch bildet den Uebergang von Froissart's romantischer, nach Abenteuern haschender Manier zur italienischen, künstlichen, politisch-diplomatischen Auffassung der Geschichte. Man darf daher auch keinen höheren Maaßstab an den Erzähler legen, als den er selbst gibt. Die französischen Herausgeber der Sammlung alter Denkwürdigkeiten scheinen uns aus diesem Grunde auch Unrecht daran gethan zu haben, daß sie die ersten 112 Seiten, welche die ältere Geschichte in Form einer Einleitung enthalten, weggelassen haben. Man kann nämlich zwar den dort behandelten Theil der Geschichte nicht von Olivier lernen, weil er in demselben die Thatsachen oft ungenau angibt und sich überall leichtgläubig zeigt; allein gerade aus der Manier, wie er die uns aus anderen Quellen wohl bekannten Geschichten erzählt, kann man lernen, wie er in demjenigen Theile seiner Geschichte beurtheilt werden muß, wo er zugleich Erzähler und Quelle ist. Einen einzigen großen Vorzug haben Olivier's Nachrichten unstreitig sowohl vor den romantischen, als vor den diplomatischen und politischen Geschichten seiner Zeitgenossen. Diese letzteren erzählen uns nämlich zwar von Schlachten, Kriegen und Unterhandlungen und beschreiben die Prachtzüge, die Feste und den Glanz der Fürsten, lassen uns aber über den Bestand ihres Einkommens, sowie über die Verwendung der einzelnen Zweige desselben im Dunkeln; Olivier dagegen hat auf das Letztere ein besonderes Augenmerk gerichtet. Durch ihn allein wissen wir, daß die Einkünfte des burgundischen Reiches zwei Millionen Gulden damaliger Währung betrugen. Diese Summe ist eben so viel, als gegenwärtig zehn Millionen, und setzte, verglichen mit den Bedürfnissen der Zeit, mit der Masse des im Umlauf befindlichen Geldes und mit anderen Verhältnissen, einen Fürsten in den Stand, das Zehnfache von dem zu leisten, was jetzt damit geleistet werden kann; denn die Zahl der Beamten und ihre Besoldung war gering, man hatte keine stehenden Heere, durch geworbene aber richtete Karl der Kühne sich zu Grunde; Staatsschulden endlich waren unerhört und es gab also auch weder Zinszahlung noch Amortissement. Wie arm erscheint, im Vergleich mit den Herzogen von Burgund, des Kaisers

Karl V. Nachkomme, Karl VI., der Vater der Maria Theresia, welcher im 18. Jahrhundert über Belgien, Ungarn, Böhmen, Oestreich, Neapel, Sicilien, die Lombardei und das deutsche Reich herrschte und doch nur 40 Millionen Einkünfte hatte! Auch eine Art Budget von Burgund, freilich mehrentheils nur Hofausgaben (état de la maison du duc Charles), hat Olivier in einem Anhange zu seinem Buche uns aufbewahrt. Philosophie des Lebens und der Geschichte sucht man freilich bei Olivier vergebens und ihm mangelt der feine Blick wie die Aal-Glätte des Philipp von Comines, welcher sich treuherzig, naiv und einfach gibt, aber einem durch die Hand schlüpft, ehe man sich es versieht. Olivier ist überall Hofmann, er schenkt uns keine Festlichkeit und kein Turnier und ist sehr genau und scharf in Betreff des Ceremoniels. Er stellt z. B. ganz ernste Betrachtungen darüber an, warum doch wohl Philipp der Gute von Burgund, obgleich er ein Vasall des deutschen Reiches war, bei seiner ersten Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III., welche 1442 zu Besançon statt hatte, nicht vom Pferde gestiegen sei. Eben so hat es für ihn große Bedeutung, daß jener Kaiser den Herzog dringend aufforderte, mit ihm unter dem Baldachin zu reiten, und daß Philipp dies standhaft ausschlug. Auch weiß Olivier fast bis auf eine Linie anzugeben, in welcher Entfernung vom Kaiser der Herzog geritten ist. Dagegen ist Olivier über die wichtigen Folgen von Karl's des Kühnen Tod und über die Geschichten Maximilian's eben so kurz, als Comines hierüber mit Recht ausführlich ist.

Die erst im 18. Jahrhundert hervorgesuchten und gedruckten Denkwürdigkeiten des Jacques du Clercq, welche den Zeitraum von 1448 bis 1467 umfassen, haben als Erzählung und in Rücksicht auf Sprache und Vortrag keinen Anspruch auf eine Auszeichnung vor anderen chronologischen Notizen; wir gehen daher sogleich zu den Denkwürdigkeiten des Philipp von Comines über. Diese sind das erste ganz eigentlich historische Werk, welches in der neueren Zeit diesseits der Alpen in der Landessprache erschienen und im 16. und 17. Jahrhundert viel gelesen und oft abgedruckt worden ist. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts ward es zuerst 1735 in fünf Octavbänden zu Brüssel gedruckt und dann 1747 von Lenglet du Fresnoy mit berichtigenden Noten und mit einem Anhange von 424 Actenstücken herausgegeben, welche letztere Ausgabe für die große Sammlung der Denkwürdigkeiten benutzt worden ist. Der gute Lenglet ist indessen zwar ein sehr fleißiger Sammler und ein gelehrter Kenner der Chronologie und der Thatsachen, Urtheil scheint er uns aber wenig zu haben. Er sagt nämlich, Comines sei weder ein Diodor noch ein Livius, wohl aber bald Thucydides oder Polybius, bald

Tacitus oder Salluſt. Man ſieht, daß Comines, wenn dies wirklich der Fall wäre, ganz und gar nichts ſein würde. Es iſt dem aber nicht ſo, Comines iſt ein ganz origineller Schriftſteller (ein Hiſtoricus sui generis), deſſen alterthümliche Sprache und naiver Ton ganz vortrefflich als Maske für die durchtriebene Schlauheit und Weltklugheit, welche er predigt, dient. Kaiſer Karl V. hatte daher auch ganz Recht, wenn er, der Meiſter in Verſtellung und in politiſchen und diplomatiſchen Kniffen und Lügen, das Buch des Comines, welches mit des Verfaſſers Eintritt in die Dienſte ſeines Urgroßvaters, Karl's des Kühnen, beginnt, zu ſeinem täglichen Leſe- und Lehrbuche machte. Comines' Denkwürdigkeiten, welche ganz beſonders dazu dienten, die egoiſtiſche und verderbliche italieniſche Politik in einem reizenden Gewande überall zu verbreiten, haben gleich in den erſten Zeiten an allen Ecken und Enden das größte Aufſehen erregt. Dies beweiſen allein ſchon die vielen Ueberſetzungen, welche wir ſowohl in allen neueren, als auch in der lateiniſchen Sprache von Comines' Werke haben. Ein bloße Anzeige derſelben würde dies näher darthun, wir dürfen aber eine ſolche hier nicht einrücken, weil wir nicht für Gelehrte ſchreiben. Wir werden ſpäter (in der Geſchichte der litterariſchen Bildung des 16. Jahrhunderts) nachweiſen, daß Montaigne die Philoſophie auf ähnliche Weiſe behandelt hat, wie Comines die Geſchichte. Beide Schriftſteller werden bis auf unſere Zeiten in Frankreich als Muſter und Meiſter in ihrem Fache betrachtet. Sie trafen den Nationalgeſchmack, waren reich an Anekdoten, durchaus praktiſch und ſchelmiſch, ärgerten Niemand durch Keckheit, redeten eine herzliche und natürliche Sprache und ließen doch überall den Schelm durchſcheinen. Man wird ſich daher auch nicht wundern, daß Montaigne den Comines ſo ganz beſonders anpreiſt.

Comines, geboren 1445 in Poitou, aber aus einer reichen flandriſchen Familie ſtammend, verdankte die Vollendung der politiſchen Ausbildung ſeines großen angeborenen Talents den Umſtänden der Zeit, in der er lebte, und den Verhältniſſen, in welche das Schickſal und ſeine eigene Schlauheit ihn brachten. Seine Bildung verdankte er unſtreitig, ohne daß wir im Stande ſind, das Nähere anzugeben, mittelbar oder unmittelbar dem in ſeinem Jahrhundert unter den Italienern herrſchenden Geiſte; er ſelbſt ſpricht ſein Bedauern aus, nicht mehr gelehrte Bildung erworben zu haben. Er lebte ſowohl in Burgund als bei Ludwig XI. gerade in den Kreiſen, in welchen ohne Rückſicht auf Herkunft und Geburt jeder politiſch ſchlaue, jeder im Staate brauchbare Mann ſeinen Platz fand und alle europäiſchen Angelegenheiten verhandelt wurden. Comines' Perſönlichkeit gibt ſeinen Geſchichten einen ganz eigenthümlichen Charakter, da er die

wichtigsten geheimen Geschäfte zu besorgen hatte, uns aber von seiner Thätigkeit immer nur so viel sagt, als man von den ihm aufgetragenen Geschäften mit Ehren sagen konnte. Ganz offen gesteht er übrigens, was ihm auch als Geschäftsmann große Ehre macht, daß er, obgleich er die schon seit der Flucht Ludwig's XI. nach Burgund bestehende Todfeindschaft zwischen diesem und Karl dem Kühnen kannte, doch mit Ludwig anknüpfte, während er noch in Karl's Diensten war, und daß er nachher in des Ersteren Dienste trat, weil sein geübter historischer-politischer Blick längst vorausgesehen hatte, daß Karl durch seine Politik sich selbst zu Grunde richten werde. Comines behauptete sich während der ganzen Regierung Ludwig's XI. und wurde mit demselben so vertraut, daß er oft mit ihm in einem Zimmer schlief; der König ernannte ihn zum Fürsten von Talmont und zum Seneschall von Poitou; „Sieur d'Argenton", wie er sich später gern schrieb, hieß er von den Gütern seiner Frau. Nach Ludwig's Tode wurde Comines hart behandelt, bis ihn Karl VIII., welcher ganz allein auf Italien bedacht war, und später Ludwig XII. in den italienischen Angelegenheiten brauchte. In diesen ward dann Comines durch seine italienische Bildung und durch seine ganz und gar italienische Art, die Menschen und das Staatswesen zu betrachten, sehr nützlich und leistete bis zu seinem Tode (1509) wichtige Dienste.

Die Art, wie Comines Geschichte schreibt, wird zu allen Zeiten für die große Menge, welche das Entschiedene nicht liebt, das Kluge und Praktische dem Edeln und Idealen vorzieht und, wenn man es nur nicht gar zu arg macht, lebt und leben läßt, sowie für die Männer der Kabinette sehr passend bleiben. Dies könnten wir leicht auch durch Beispiele unserer Zeit beweisen oder wenigstens erläutern. Comines hält es mit dem Satze, den der Quacksalber gebraucht, um eingebildete Krankheiten zu heilen (Mundus vult decipi). Die Welt geht nach seiner Meinung so, wie man es treibt; er tadelt daher auch an allen Stellen das übertrieben Grausame und Harte nur allein aus dem Grunde als unpolitisch, weil es sich nicht halten kann, sowie das Tollkühne, Uebereilte und Heftige, dem er von Natur noch abgeneigter ist, weil es unmöglich zu dem gewünschten Ziele führt. Er berichtet die schrecklichsten Dinge, welche Ludwig XI. zur Ausführung seiner Zwecke für nöthig hielt, mit der größten Ruhe und ereifert sich weder über den eisernen Käfig, in welchem Ludwig XI. den Kardinal de la Balüe und Andere Jahre lang quälte, noch über die unsäglichen Verfolgungen, die er verhängte, noch über die Grausamkeiten, welche er verüben ließ. Comines berichtet uns ganz genau den Gang der Verhandlungen Ludwig's, die Treulosigkeit, den Meineid, die Bestechungen, den Verrath und andere Verbrechen, deren sich der König

als politischer Mittel bediente, ohne einen besonderen Unwillen an den Tag zu legen, oder auch die Maaßregeln sophistisch zu vertheidigen. Er ist eiskalt, wie ein Diplomat sein muß; sein Zweck scheint mitunter blos, sich selbst wegen der Theilnahme an den schlechten Geschäften, zu welchen er gebraucht wurde, zu rechtfertigen, damit er schuldlos dastehe. Er will uns zeigen, welche politische Fehler begangen und wo in der That politisch klug gehandelt wurde. Die Naivetät, welche wir in ihm finden, gehört nicht ihm, sondern seiner Zeit an, er selbst zeigt überall die kalte und praktische Bildung der genialen Italiener, welche über ihrer Zeit standen und alle weniger Gebildeten als Werkzeuge betrachteten. Er selbst meint: bêtes ni simples gens ne s'amuseront point à lire ces mémoires. Er bewegt sich in der Sphäre der Höfe und Geschäftsleute seiner Zeit, welche keine Mittel für ihren Zweck scheuten und kleinliche Schlauheit für Klugheit nahmen; dieser Sphäre sind seine Bemerkungen und Regeln vollkommen angepaßt. Ein Geschichtschreiber ganz eigener Art ist Comines unstreitig. Er deutet oft auf eine göttliche Weltregierung hin, die den Fürsten und Großen gefährlicher sei, als dem Volke, dessen Klagen über mitleidlose Unterdrückung und verschwendetes Blut zum Himmel steige; er ist so wenig wie sein Meister der Ausdehnung der Volksrechte abgeneigt, ja bei seinem hellen Blicke erklärt er geradezu, daß bei Besteuerungen unbedingt die Landesvertretung zu befragen sei, indem ein Fürst, welcher sich auf diese stützt, dadurch mächtiger und seinen Feinden furchtbarer werde. Er, der die Zeit, in welcher er lebte, besser begriff, als irgend einer der Mitlebenden, hat auch die Ereignisse besser und vollständiger beschrieben, nicht für das Volk, welches auch Guicciardini und Machiavelli nicht im Auge haben, sondern für den Hof und für Staatsmänner. Er gibt die historische Erläuterung zu den zahlreichen Theorieen für Hofleute, Regenten und Männer der Kabinette, welche damals von Italienern geschrieben und in italienischer oder lateinischer Sprache diesseits der Alpen verbreitet wurden.

Sleidanus, dem wir treffliche historische Arbeiten verdanken, hat im 16. Jahrhundert (1548) des Comines Denkwürdigkeiten als allgemeine Geschichte seiner Zeit ins Lateinische übersetzt und bei dieser Gelegenheit über das Werk des gleich dem Guicciardini vorzugsweise diplomatischen Geschichtschreibers der Zeit Ludwig's XI. und Karl's VIII. Bemerkungen gemacht, aus denen wir, der Bedeutung der Denkwürdigkeiten wegen, einige ausheben wollen. Dies geschieht nicht sowohl, um ein allgemeines Urtheil zu begründen, als vielmehr um zu zeigen, wie Comines im 16. Jahrhundert betrachtet wurde und wie man seine Denkwürdigkeiten neben die Commentarien Cä-

sar's und die historischen Gemälde Sallust's stellte. Wir übergehen daher auch, weil es nicht hierher gehört, dasjenige, was Sleidanus, welcher nach der Sitte seiner Zeit sehr weit ausholt, von den Pflichten des Geschichtschreibers überhaupt und von der Pflicht derjenigen, welche das, was sie selbst gesehen haben und wobei sie thätig gewesen sind, beschreiben, insbesondere sagt, sowie auch seine Bemerkungen über Cäsar und Sallust. Sleidanus gesteht ein, daß Comines eine sehr geringe Kenntniß der lateinischen Sprache und der in derselben geschriebenen Bücher gehabt habe, dafür sei er aber ein sehr feiner Kopf gewesen und in den wichtigsten Geschäften einer unruhigen Zeit sehr viel als Gesandter und als Rathgeber bei den geheimsten Berathschlagungen gebraucht worden. Man finde daher, sagt Sleidanus weiter, bei Comines nur diejenigen Rathschläge und Unternehmungen, welche von Bedeutung gewesen seien. Von diesen rede Comines aus eigner Erfahrung sehr ausführlich und ohne alle Sophistik für oder gegen irgend eine Sache. Darin stimmen wir aus eigner Kenntniß ganz mit Sleidanus überein. Comines lobt, wie Sleidanus fortfährt, nirgends seine Landsleute oder diejenigen, welche seines Geschlechtes sind, vor Anderen, eben so wenig die Könige, die ihn zu hohen Ehren erhoben, außer wo sie es wirklich verdient haben. Er zeigt im Gegentheil weit häufiger die Fälle an, wo diese gesündigt und ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Auch mischt er in seine Erzählung eine große Zahl weiser Aussprüche (Sentenzen; er gibt diese jedoch nicht etwa in der gedrängt abgerundeten Weise des Tacitus, sondern als unbefangen eingeflochtene Betrachtungen). Comines habe, meint Sleidanus, als er nach Ludwig's XI. Tode als Staatsgefangener in harter Haft gewesen, in der Rede, mit der er sich in seinem Kriminalproceß vor dem Parlamente vertheidigte und während der drei Jahre, als er nach dem Tode seiner Schützer, Ludwig's XI. und Karl's VIII., in Ungnade gewesen, hinreichend bewiesen, daß er früher seine moralisch durchaus nicht zu billigenden Rathschläge blos aus Pflicht und wegen der politischen Nothwendigkeit ertheilt habe.

Das 16. Jahrhundert, nicht blos Kaiser Karl V., betrachtete Comines so sehr als den Inbegriff der praktischen Politik Italiens, die sich im 16. und 17. Jahrhundert über ganz Europa verbreitete, daß man den Ausgaben von Comines sehr oft auch die Theorie der Politik, die aus seinen Denkwürdigkeiten hervorgeht und auf welcher die ganze Erzählung beruht, beizugeben pflegte. Um dies an einem Beispiele anschaulich zu machen, wollen wir nur eine von den theoretischen Schriften anführen, welche wir oft dem Comines beigefügt gefunden haben, nämlich die 362 aus alten und neuen politischen Schriftstellern gezogenen, in lateinischer Sprache sehr kurz abgefaßten Re-

geln für Hofleute und Politiker von Duri de Pascolo (Aulicus Politicus, diversis regulis etc.). Wir dürfen nicht wagen, aus dieser kurzen Theorie, welche, wie der Verfasser sagt, durch die Geschichte von Guicciardini, Sansovini und Comines mit Regeln der Erfahrung unterstützt werden kann, viele Sätze auszuheben, so vortrefflich in derselben auch die Theorie der Hofpolitik und des Hoflebens zusammengedrängt wird. Sie entspricht bis auf den heutigen Tag der Wahrheit. Wir wollen daher nur einige Sätze anführen, um den Unterschied philosophischer und politischer Geschichtschreibung einleuchtend zu machen. In der 13. von jenen 362 Maximen politischer Hofklugheit wird man z. B. deutlich sehen, was Comines bewog, schon zu der Zeit, als er noch im besten Verhältniß zu Karl dem Kühnen stand, sich einen Hafen bei Ludwig XI. zu suchen. „Weil", sagt die Theorie, „die Lage der Hofleute darin ganz kläglich ist, daß sie, nachdem sie am Hofe und von demselben entfernt (domi et foris) für ihren Herrn alle möglichen Mühseligkeiten und Arbeiten übernommen hatten, doch endlich durch die Ränke und Verläumdungen der schlechtesten Leute (impudico rabulae et canis curiarum ore) fallen müssen, so muß jeder Hofmann sich wohl vorsehen, daß er gleich im Anfange seiner Laufbahn mit anderen Fürsten in Verbindung trete und sich viele einflußreiche Leute in anderen Gegenden durch Dienste verbindlich mache, um sich der bei ihnen niedergelegten Actenstücke im Nothfalle bedienen zu können." Die 20. Maxime heißt: „Ein kluger Rathgeber des Fürsten wird (wie man auch bei Comines sieht, so gefährlich dies bei Ludwig XI. war) in offenbar gefährlichen und wichtigen Angelegenheiten ganz offen seine Meinung heraussagen und nicht für beide Seiten der Frage Gründe suchen (huc vel illuc interpretationem trahere) oder einen bestimmten Ausdruck scheuen, sondern jedes Ding sogleich beim rechten Namen nennen." Die 34. Satz, welchen Comines ebenfalls getreu befolgte, lautet: „Ein kluger politischer Geschäftsmann muß dafür sorgen, daß er niemals ohne irgend einen Geschäftsauftrag sei; denn der Ruf, daß er mancherlei Arten von Geschäften unter Händen gehabt habe, wird ihm großes Ansehen verschaffen."

III. Deutschland; Kaiser Maximilian I. und seine Freunde und Diener als dichtende Historiker.

(Ergänzung des in diesem Bande enthaltenen Abschnitts über deutsche Litteratur im 15. Jahrhundert.)

Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian I. waren Beide gelehrt, hatten den besten Willen, die Wissenschaft zu beschützen, und

waren auch manchmal glücklich in der Wahl der von ihnen beschützten Männer, indem Beide sich Reuchlin's sehr annahmen und Maximilian noch 1517 Ulrich von Hutten zum Dichter krönte; Geschmack aber hatte weder der Eine noch der Andere. Wenn dies nicht aus allem, was sie trieben, hervorleuchtete, so würde man es doch aus dem Weißkunig sehen oder aus dem abenteuerlichen Werke, welches der sehr gelehrte und auch in den alten Klassikern belesene Kaiser Maximilian in deutscher Sprache über seine Erziehung, seine Schicksale und seine Thaten geschrieben oder vielmehr dictirt hat. Ganz einfach geschrieben würde der dicke Foliant des Weißkunig einzig und unschätzbar für die deutsche Geschichte sein; mit den kaiserlichen Grillen ausgestopft, ist es eine Laterne ohne Licht (monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum). Dies war für unsere Geschichte um so schlimmer, als bekanntlich in Deutschland königliche und kaiserliche Grillen sehr ansteckend sind. Für die deutsche Litteratur hatte daher Maximilian's Unternehmen, sein eigenes Leben und das seines Vaters zu schreiben und dafür Materialien zu sammeln, kein anderes Resultat, als daß die Nation ein unlesbares Machwerk in Reimen und einen dicken Folianten in Prosa, ausgeschmückt mit einer Anzahl meisterhafter Holzschnitte und angefüllt mit pedantischen, geschmacklosen historischen oder vielmehr allegorischen Räthseln erhielt. Wir können aus diesem Grunde auch nur einige litterarische Notizen über den Weißkunig geben, weil es überflüssig sein würde, in einen Inhalt einzugehen, welcher nie den geringsten Einfluß auf die Nation gehabt hat. Maximilian, heißt es, hatte, als er den Entwurf zu dem Weißkunig machte, zu seines Vaters Geschichte, in welche ein Bericht über seine eigene Jugend verflochten ist, Materialien gesammelt, und dictirte seinem Secretär, Marcus Treitzsauerwein von Ehrentreitz, einzelne Aufsätze über seine eigene Geschichte in die Feder. Diese Aufsätze betrafen seine Jugendbildung, seine Uebungen, Feste, Jagden, Züge u. dgl. m. In ihnen ward jedoch kein Name genannt, sondern eine geschmacklose Allegorie und Symbolik machte das, was historisch hätte sein sollen, zu einem pedantischen, ganz abgeschmackten Räthsel. Es ist die Rede vom alten und jungen Weißkunig, von dem blauen, dem rothen und grünen Könige, mit welchen die Weißkunige zu thun haben, von der braunen Gesellschaft u. s. w., so daß man gar nicht weiß, wo man ist; doch ist so viel klar, daß unter der braunen Gesellschaft die Niederländer gemeint sind, unter dem blauen König der französische; Friedrich III. und Maximilian selbst aber heißen der alte und junge Weißkunig, theils um der Farbe willen, theils von ihrer Weisheit. Das Dictiren und Schreiben dauerte mit großen Pausen Jahre lang, ohne daß

etwas zu Stande kam, und dies ist wenigstens ein Zug, welchen das Buch mit allen deutschen Verhandlungen gemein hatte. Im Jahre 1514 war jedoch endlich der größte Theil der einzelnen Aufsätze beisammen und Treitzsauerwein sollte sie zu einem Ganzen verbinden, während Hans Burgkmair der Aeltere, einer berühmten Augsburger Künstlerfamilie angehörig und im Holzschnitt einer der größten Meister, gegen 240 zum Theil wunderbar schöne Holztafeln dazu schnitt, weil das Buch mit kaiserlicher Pracht ausgestattet werden sollte.*) Es fand sich indessen bald, daß ohne ausführliche Erläuterungen kein Mensch das wunderliche Buch werde verstehen können. Selbst der mitverfassende Secretär war nicht im Stande, die von ihm niedergeschriebenen Räthsel sämmtlich zu lösen und mußte den Kaiser befragen, welcher oft selbst nicht mehr wußte, was er eigentlich gewollt hatte. Treitzsauerwein machte sich daher ein förmliches Fragebuch, damit der Kaiser gelegentlich die Antworten niederschreiben könne. Darüber verfloß wieder eine lange Zeit. Der Kaiser selbst starb, noch ehe das Buch erscheinen konnte, sein Enkel aber, Kaiser Karl V., hatte an ganz andere Dinge zu denken, als an die Herausgabe des Weißkunig; die Sache blieb also liegen. Die beste Handschrift des Folianten kam nach Ambras in Tyrol und später auf die kaiserliche Bibliothek zu Wien, die köstlichen Holzschnitte Burgkmair's aber waren lange Zeit ganz verloren, bis man sie endlich zu Gratz in Steiermark wiederfand. Sie wurden alsdann 1775 nebst dem vollständigen, durch gelehrte Anmerkungen erläuterten Texte bei Kurzböck in Wien gedruckt. Eines der Kapitel dieses Buches handelt von dem großen Geschick Maximilian's im Gebrauch der Wurfgeschosse („wie der Jung Weiß kunig künstlich was mit der Artalarey"); es wird darin viel Rühmens gemacht von der „Nachtigall" und anderen nach seiner Anweisung gefertigten Kanonen, noch mehr aber von wichtigen Erfindungen, die er im Geschützwesen gemacht, jedoch geheim gehalten habe.

Neben dem unerträglichen Weißkunig erschien schon zu Maximilian's Lebzeiten und gleich nach seinem Tode eine poetische Darstellung seines Lebens, der Theuerdank, in prachtvollen Ausgaben. Melchior Pfinzing nämlich, ein Nürnberger Patricier († 1535 als Propst zu St. Victor in Mainz), war Maximilian's Secretär und dichtete nach des Kaisers Entwurf einen allegorischen Roman in furchtbaren Knittelversen, welcher unter dem Titel: „Die Geverlichkeiten und eines Theils der Geschichten des löblichen streitbaren und

*) Auch der „Triumphzug Maximilian's" in 135 Holzschnittplatten ist ein ausgezeichnetes Werk desselben Künstlers.

hochberümbten Helds und Ritters Tewrdannks" 1517 in Nürnberg sehr prächtig gedruckt wurde. Von dieser Ausgabe (in klein Folio) lassen sich etwa 40 Exemplare auf Pergament nachweisen; sie enthält 118 zum Theil von Hans Schäuffelin angefertigte Holzschnitte. Neben derselben finden wir auf der Heidelberger Bibliothek ein Exemplar der Quartausgabe von 1519, welche in Augsburg erschien und so sauber gedruckt ist, daß man lange geglaubt hat und auch wir nicht anders glauben würden, sie sei ganz in Holz geschnitten, und zwar so fein, als wenn Schrift und Bilder in Kupfer gestochen wären. Auf jeden Fall beweisen diese Ausgaben des Theuerdank, daß das Zeichnen und die Maler- und Holzschneidekunst in Nürnberg und Augsburg die höchste Vollendung erreicht hatten, während aus der Poesie eine ganz gewöhnliche Nürnberger Waare geworden war. Der Theuerdank selbst ist in unseren Tagen dem großen Publikum so zugänglich gemacht worden, daß wir uns über ihn sehr kurz fassen können; denn dieses Machwerk Melchior Pfinzing's ist 1836 als zweiter Theil einer Bibliothek der gesammten deutschen Nationallitteratur mit einer historisch-kritischen Einleitung von Karl Haltaus neu herausgegeben worden und die Einleitung enthält alles, was sich über das Buch sagen läßt und darüber schon gesagt und geschrieben worden ist. Wir wollen die Reime einrücken, mit welchen das Buch anfängt, und nachher die Eintheilung desselben anzeigen, um zu beweisen, daß diese Schrift gleich vielen Menschen berühmter geworden ist, als sie verdient hatte. Das Buch beginnt mit der Geburt der Maria von Burgund (Ehrenreich), deren Vater der König Ruhmreich heißt. Die Anfangs-Reime lauten:

Als Hymel und erd beschaffen warn
Vor sechstausend vierhundert jarn,
Darzu auch noch virzig und vier,
Was ein Künig umb die refier
Gen den niedergang der Sunnen,
Der het manches landt gewunnen
Mit seiner ritterlichen Handt,
Rumreich was derselb Künig genanndt.
An Landen, Leuten und Gelt reich,
Derselben Zeit lebt nit sein gleich.
Dem gab got bey dem gemahel sein
Ein einige Tochter hübsch und fein,
Die Sy Ernreich nennten, darumb
Dann Sy was gar erlich und frumb.

In der Folge wird gleichsam in einer Vorrede in ebenso herzbrechenden Reimen erzählt, wie König Ruhmreich stirbt und die Königin Ehrenreich nach vielen Berathschlagungen und Schwierigkeiten dem

edeln Theuerdank verlobt wird; Letzterer führt seinen Namen davon, daß er nur auf theure, herrliche Dinge seine Gedanken richtet. Diese Geschichten werden in einer Reihe von Figuren dargestellt, welche eben so viele Abtheilungen bilden. Das erste Buch erzählt, wie der Held den Hauptmann Fürwittig antrifft, dessen Feindseligkeit vorzugsweise dem jugendlichen Sinne Schaden bringt und welcher den Theuerdank zu gefahrvollen, verwegenen Unternehmungen reizt. Dann berichtet das zweite Buch, wie ein anderer Hauptmann, Unfall, welcher sich mehr dem Mannesalter als schädlicher Begleiter zugesellt, denselben edlen Ritter in große und wichtige Händel gebracht, dieser aber sie mit hohem Sinn und freudigem Gemüth bestanden habe. Im dritten Buch spielt Hauptmann Neidelhart die Hauptrolle, in welchem Verrath, Neid, Ränkesucht und politische Feindschaft personificirt sind, welche auch dem reiferen Alter gefährlich werden. Die letzten 20 Figuren enthalten, wie sich Pfinzing ausdrückt, des theuren Ritters (Maximilian's) Alter, seine Siege, seinen Tugendwandel und seinen Ausgang. An einem Buch von so kostbarer Ausstattung und so erlauchtem Ursprung nahm sowohl die vornehme, wie die wißbegierige Gesellschaft Interesse; die allegorisch moralisirende Einkleidung entsprach bei all ihrer Dürftigkeit und Langweiligkeit dem Zeitgeschmack. Noch Sebastian Frank mühte sich mit Lösung der im Theuerdank niedergelegten Geheimnisse ab; man verfertigte Uebersetzungen in lateinischer und französischer Sprache, und wenn auch diese ungedruckt blieben, so erlebte doch eine Umarbeitung in deutschen Versen, die Burkard Waldis veranstaltete, nicht weniger als vier Auflagen (1553 bis 1596).

IX. Spanische und italienische Geschichte von 1430 bis auf Ferdinand den Katholischen.

1. Aragonien, Catalonien und Navarra.

Die ganze Nation der Spanier ward von der Zeit an, bis zu welcher wir im VII. Bande (S. 458—479) ihre Geschichte geführt haben, 60 Jahre lang durch innere Kriege in Anspruch genommen. Durch diese Streitigkeiten litt das eine der beiden Hauptreiche, Castilien, weit mehr als das andere, Aragonien, weil der Beherrscher des Ersteren nicht im Stande war, seinen eigenen Hof zu regieren, geschweige denn die streitbare Ritterschaft und deren Führer, die

Großen, in Schranken zu halten. Mitten in den Bürgerkriegen aber, welche jeden der beiden Staaten verwirrten, bewies die Nation ihren Muth, ihre Freiheitsliebe und ihre Betriebsamkeit auf glänzende Weise. Besonders in Catalonien hatte die reich entwickelte Thätigkeit zur See den Gemeinsinn gehoben und den politischen Fortschritt gefördert; Barcelona verkehrte mit dem Orient und hatte schon im 13. Jahrhundert ein ausgebildetes Handelsrecht. Aber auch in den castilischen Städten war jeder Bürger Soldat, spanische Flotten bedeckten die Küsten, die Ungläubigen wurden aus einer Gegend des Landes nach der anderen getrieben und endlich in Afrika aufgesucht. Man brauchte daher nur die Ordnung herzustellen und der unruhigen Thätigkeit der Einzelnen Einheit, sowie den ungeheuren Kräften, die sich gesammelt hatten, eine Richtung nach Außen zu geben, um Aragonien und Castilien groß zu machen. Dies that am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts Ferdinand der Katholische zuerst in Aragonien und dann in Castilien, dem Erbreiche seiner Gemahlin Isabella. Um die Größe, welche Spanien durch die von Ferdinand hergestellte Einheit und durch die Energie und Kraft seiner Herrscher im 16. Jahrhundert erlangte, später leichter begreiflich machen zu können, müssen wir des Contrastes wegen die beiden schwachen Regierungen, welche sowohl in Aragonien als in Castilien der kräftigen Regierung Ferdinand's und Isabella's vorangingen, kurz berühren.

Wir haben im IX. Bande die Geschichte Aragoniens, Cataloniens und Navarras bis zu der Zeit erzählt, in welcher Alfons V., König von Aragonien 1416—1458, sich aufs neue in die italienischen Angelegenheiten mischte und zum Besitze des Reiches Neapel gelangte. Während seiner Abwesenheit wurde das von seiner Gemahlin Maria beherrschte aragonische Reich durch die Händel in Anspruch genommen, welche der Infant Johann, der Bruder und künftige Nachfolger des Königs Alfons, wegen seiner Verhältnisse zu Castilien und zu Navarra hatte. Johann, der im Nachbarlande Castilien Güter besaß und ein mächtiger Vasall war, mischte sich aufs neue in den Streit der castilianischen Großen mit ihrem König Johann II. (1406 bis 1454), welcher die Geschäfte des Friedens und die Leitung des Krieges einem ausgezeichneten Manne, dem Alvaro de Luna, überlassen hatte. Das Nähere gehört in die Geschichte von Castilien; wir bemerken daher nur, daß seit dem Jahre 1447 die Aragonier sehr ungern Antheil an einem Kriege nahmen, welcher nur das Privatinteresse ihres Königs und der nächsten Verwandten desselben, seines Bruders Johann und des Sohnes seines anderen, damals schon gestorbenen Bruders Heinrich, anging. Das Reich Navarra hatte der Infant

Johann durch seine Vermählung mit **Blanca** von Evreux, einer Tochter Karl's des Bösen (Bd. VII, S. 475), an sich gebracht und, auch als seine Gemahlin 1441 gestorben war, als König behauptet. Die Stände von Navarra hatten zwar gefordert, daß er das Reich dem Prinzen **Karl von Viana**, seinem mit Blanca erzeugten Sohne, überlassen solle; aber Blanca hatte vor ihrem Tode (1441) diesem, durch seine gelehrten Arbeiten und wissenschaftlichen Bemühungen bekannten Prinzen zur Pflicht gemacht, die Regierung nur mit Erlaubniß des Vaters zu übernehmen. Im Jahre 1447 gerieth Johann dadurch, daß er sich in zweiter Ehe mit **Johanna**, einer Tochter Don Friedrich's, des Großadmirals von Castilien, vermählte, in eine fast unversöhnliche Zwietracht mit seinem Sohne. Karl wollte nicht zugeben, daß seine Stiefmutter den Titel Königin von Navarra annehme, und sein heftig erbitterter Vater ließ ihn deshalb gefangen setzen. Zwar gab Johann seinem Sohne auf Ersuchen des castilianischen Königs Johann II. die Freiheit wieder, er führte aber fortan einen Krieg mit ihm, an welchem auch Castilien Theil nahm, und rächte sich dadurch, daß er Karl von der Nachfolge in Aragonien auszuschließen und dieselbe seinem Sohne zweiter Ehe, dem nachherigen König Ferdinand dem Katholischen, zuzuwenden suchte.

Im Jahre 1453 trat die aragonische Regentin Maria, während ihr Gemahl Alfons V. in Italien war, mit Castilien wegen eines Friedens in Unterhandlung und dies brachte den Prinzen von Viana in Bedrängniß. Als nun gar im folgenden Jahre beim Tode Johann's II. der an Geist und Körper schwache Sohn desselben, Heinrich IV., Na König von Castilien geworden war und Maria die das
Reich beend a betreffenden Unterhandlungen mit demselben fortsetzen
un Italien Rat ließ, mußte Karl bei seinem Oheim Alfons V. in
Punkt bei die d richterliche Entscheidung suchen. Der schwierigste
varra, weil Ka Unterhandlungen betraf nicht den Besitz von Na-
behauptete, sonde Vater, Johann, denselben schon 13 Jahre lang
der Sohn ihres V die großen Güter, welche Johann, Alfons V. und
castilianischen Reich ers Heinrich als Infanten von Castilien in dem
Johann II. verloren esessen und während des langen Krieges mit
in andere Hände gekom tten. Diese Besitzungen waren schon längst
noch Johann von Navar en, denen sie weder Alfons von Aragonien,
der haben entreißen könne , noch Heinrich von Castilien würde wie-
gefährlich es bei den ewige Auch hatte die Erfahrung gezeigt, wie
und dem Trotze der Große inneren Streitigkeiten und bei der Macht
stilien besäßen. Man kam da sei, wenn fremde Fürsten. Güter in Ca-
bestimmte Geldsummen übere er am 8. October 1454 einstweilen über
, welche dem König Johann von Na-

varra jährlich, dem König Alfons von Aragonien aber und dem Neffen desselben ein für alle Male als Entschädigung gezahlt werden sollten. Der Abschluß dieses Vertrages wurde auf einen 1455 in Agreda zu haltenden Kongreß verschoben, auf welchem auch der Streit über das theils für Johann, theils für seinen Sohn Karl besetzte Reich Navarra beigelegt werden sollte. Auf diesem Kongreß wurde jedoch nur die Sache wegen der Güter der genannten drei Infanten auf die früher festgesetzte Weise zum Schluß gebracht. Dagegen konnte man sich wegen der Angelegenheiten Navarra's nicht einigen. In Betreff dieser wurde nur eine diplomatische Auskunft gefunden, und zwar durch den Marquis von Villena, welcher an der Spitze der zahlreichen und glänzenden castilianischen Gesandtschaft stand. Es sollte nämlich bis zum April 1455 ein Waffenstillstand bestehen und die aragonischen Truppen der Maria einstweilen die dem Prinzen von Viana gehörigen Plätze in Navarra für diesen besetzt halten.

Auch nachher konnte man über den Besitz von Navarra nicht einig werden, weil Johann ganz von seiner zweiten Gemahlin beherrscht wurde und nach dem Wiederbeginne des Krieges noch viel weiter ging als früher. Johann schloß nämlich durch eine in Barcelona mit der größten Heimlichkeit ausgefertigte Urkunde sowohl seinen Sohn Karl, als auch seine ältere Tochter erster Ehe, Blanca, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV. von Castilien, welche ihres Bruders Sache leidenschaftlich verfocht, vom Erbe ihrer Mutter ganz aus und ernannte dagegen eine jüngere Tochter erster Ehe, Eleonore, welche mit dem Grafen Gaston de Foix vermählt war, zur Erbin von Navarra. Durch diesen Schritt wurde König Karl VII. von Frankreich, der Lehensherr des Grafen von Foix, sowie nachher dessen Sohn, Ludwig XI., in die spanischen Angelegenheiten gezogen. Schon im Jahre 1456 unterstützte Karl VII. seinen Vasallen mit Geld und Truppen in dem Kriege, welchen Johann und das ihm ergebene Haus Grammont gegen Karl und dessen Anhänger, die Beaumonts, in Navarra führten. Karl überließ darauf einem der Beaumonts die Vertheidigung der ihm noch angehörenden Plätze und suchte zuerst in Frankreich bei Karl VII. und dann in Italien bei seinem Oheim Alfons V. Trost und Gerechtigkeit gegen den eigenen Vater. Bei dem Ersteren fand er, wie wir glauben, nicht einmal Gehör, geschweige denn Trost. Dagegen nahmen ihn in Neapel sein Oheim Alfons und dessen natürlicher Sohn, Ferdinand, freundlich auf und gaben ihm nicht unbedeutende Summen. Allein zu seinem Unglücke starb Alfons 1458, noch ehe eine Aussöhnung zwischen Don Johann, der nun König von Aragonien, Sicilien und Sardinien wurde, und seinem Sohne zu Stande gebracht worden war. Karl fand in Sicilien

Freunde und Anhänger, ließ sich aber durch Bevollmächtigte, welche sein Vater an ihn sandte, nach Majorca locken. Von hier aus knüpfte er mit allen Feinden seines Vaters und des französischen Königs, mit dem damaligen Dauphin Ludwig XI., den Herzogen von Burgund und Bretagne, mit Heinrich IV. von Castilien und Anderen, Unterhandlungen an. Johann wagte nicht, ihn mit Gewalt aus Majorca zu entfernen, weil die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia, welche mehr Macht als der König besaßen, dem von seiner Stiefmutter verfolgten und von deren Vater, dem Admiral von Castilien, verläumdeten Prinzen gewogen waren. Er schloß vielmehr im Anfange des Jahres 1460 einen Vertrag mit ihm, in welchem er seinem Vater Verzeihung zusicherte, wogegen dieser sich verpflichtete, die noch für ihn besetzt gehaltenen Plätze in Navarra seinem Vater zu überlassen. Karl vollzog diesen Vertrag pünktlich und seine Freunde und Anhänger mußten, so sehr sie sich auch dagegen sträubten, jene Plätze räumen lassen. Vater und Sohn schienen also vollständig ausgesöhnt zu sein und der Letztere wurde, als er nach Barcelona kam, sogar von seiner Stiefmutter sehr freundschaftlich behandelt; allein nicht lange nachher brach der Streit von neuem aus.

Zwei Umstände waren es, welche die Zwietracht zwischen Vater und Sohn wieder erweckten. Zuerst machten sowohl die Stände von Aragonien, welche in Fraga versammelt worden waren, als auch die in das nahe gelegene Lerida berufenen Stände von Catalonien, nachdem mit ihrer Einwilligung die ewige Verbindung Sardiniens und Siciliens mit dem aragonischen Reiche festgesetzt worden war, die Forderung, daß Johann seinen Sohn Karl für den Erben dieses Reiches erklären solle, und der König wich ihrem Verlangen auf hinterlistige Weise aus. Dann hatten die Castilianer eine Vermählung Karl's mit Isabella, der Schwester ihres damals noch kinderlosen Königs Heinrich IV., welche nach dessen und seines Bruders Alfons Tode Erbin von Castilien wurde, zu Stande zu bringen gesucht und Karl war auf den Vorschlag derselben eingegangen; der Vater seiner Stiefmutter aber hatte diese Sache dem König Johann als eine auf sein Verderben hinzielende Verbindung vorstellen lassen, weil Karl seinen Vater von Castilien aus vertreiben werde. Johann entbot daher den Prinzen zu sich nach Lerida und Karl, welcher glaubte, sein Vater wolle, dem Wunsche der dort versammelten Stände gemäß, ihn endlich zum Nachfolger erklären, nahm die Einladung an. In Lerida angekommen, wurde er aber nebst seinen Freunden Johann de Beaumont und Gomez de Frias verhaftet (December 1460) und Johann ließ einen Proceß gegen ihn eröffnen, ohne auf die lebhaften Verwendungen, welche die Stände von Aragonien und Catalonien,

sowie alle Gerichtshöfe beider Reiche für Karl eintreten lassen, Rücksicht zu nehmen. Der König widerstand allen Bitten, obgleich sogar die Castilianer in Navarra einfielen. Ja, er gab seinen Haß gegen den Sohn selbst dann nicht auf, als im Februar 1461 die Bewohner von Barcelona alle Catalonier zur gewaltsamen Befreiung des Prinzen aufforderten und eine Sturm-Deputation von 60 Mitgliedern an den König schickten. Ihre Vorstellungen blieben fruchtlos. Es brach daher endlich in einem großen Theile von Catalonien eine offene Empörung aus und in Barcelona wurde sogar ein Insurrections-Ausschuß errichtet. Dadurch gerieth die Königin, welche ihren Gemahl beherrschte und von ihm zur Generalstatthalterin des Landes ernannt worden war, in solchen Schrecken, daß sie ihren Gemahl im März 1461 bewog, den Prinzen in Freiheit zu setzen. Karl begab sich hierauf nach Barcelona und die Königin sah sich am Ende genöthigt, mit den Cataloniern einen für Johann keineswegs ehrenvollen Vertrag zu schließen. Nach diesem Vertrage sollte Karl nicht nur als Thronfolger ausgerufen werden, sondern auch beständig und unwiderruflich der Stellvertreter des Königs im Reiche Catalonien sein und die Stände desselben zusammenrufen dürfen; der König selbst sollte bei den Versammlungen der Stände nur dann, wenn diese es zufrieden wären, gegenwärtig sein dürfen; außerdem sollten die Befehlshaberstellen in Catalonien nur von Eingeborenen bekleidet werden, alle Anhänger des Prinzen ungekränkt bleiben, die Gräfin Eleonore von Foix und alle Gasconier das Reich Navarra verlassen und die Regierung desselben nebst den festen Plätzen an Aragonier übergeben werden. Der König fügte sich zwar in diese Bedingungen, zeigte aber bald, daß es ihm damit nicht ernst sei. Nicht lange nachher (September 1461) starb Karl eines plötzlichen Todes. Der Verdacht, daß er Gift erhalten habe, ist etwas wahrscheinlicher, als in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, obgleich derselbe auch diesmal nicht durch ein ausdrückliches Zeugniß bestätigt wird; denn Mariana's zuversichtliche Behauptung kann nicht als ein solches gelten.

Die Catalonier tobten über Karl's Tod wie über einen Mord. Barcelona, damals eine der größten und reichsten Städte Europas, richtete sich sogar republikanisch ein, riß einen beträchtlichen Theil des Landes mit sich fort und verschloß der Königin, welche von ihrem Gemahle mit der Beruhigung von Catalonien beauftragt worden war, die Thore. Die Königin mußte mit ihrem zehnjährigen Sohne, Ferdinand dem Katholischen (geboren 1452), welchen sie bei sich hatte, die Flucht ergreifen. Sie floh nach Girona und rettete sich, als diese Stadt von den Cataloniern erstürmt wurde, nur mit genauer Noth in die Burg Gironela, in welcher sie eingeschlossen und

sehr bedrängt ward. Die Republikaner erhielten sowohl von dem castilianischen König Heinrich IV., als von dem Beherrscher Frankreichs, Ludwig XI., Unterstützung; doch war diese Hülfe nur gering und scheinbar. Heinrich drang zwar in Navarra ein, gab aber sein Unternehmen bald wieder auf. Ludwig befolgte auch bei dieser Gelegenheit dieselbe schändliche und treulose Politik, welche er überall anwandte; er ermunterte und unterstützte die Rebellen durch Geld und Versprechungen, bis der König von Aragonien verzagte, dann verkaufte er diesem seine Hülfe gegen einen Landstrich, welcher das französische Gebiet an den Pyrenäen abrundete. Er schloß im Mai 1462 zu Salvatierra (Sauveterre) ein Bündniß mit Johann, gab das Versprechen, ihm nicht nur 350,000 Dukaten zu leihen, sondern auch ein Hülfs-Corps von 700 Gleven oder Lanzen (zu je drei Mann) sammt Bogenschützen und Artillerie gegen Barcelona zu schicken, und erhielt dafür als Unterpfand die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, welche so lange, bis ihm 200,000 Goldthaler gezahlt worden wären, bei Frankreich bleiben sollten, deren Einkünfte aber nicht von dieser Summe abgezogen werden dürften. Der ganze Vertrag war ein Trug von Seiten Ludwig's, welcher vom ersten Augenblick an entschlossen war, die beiden Grafschaften niemals zurückzugeben. Dies zeigt sich schon darin, daß Ludwig dieselben sogleich den Kron-Domänen einverleibte und zwar als eine Abschlagszahlung für die Summe, welche er als das Erbtheil seiner Mutter, Maria von Anjou, einer Tochter der Jolantha von Aragonien, noch zu fordern hatte. In den Vertrag von Salvatierra wurde auch die Gräfin Eleonore von Foix mit eingeschlossen, welche König Johann mit Uebergehung seines Sohnes Karl und seiner Tochter Blanca förmlich als Regentin von Navarra eingesetzt hatte. Außerdem war in demselben noch festgesetzt, daß Blanca von ihrem Vater dem Grafen Gaston von Foix übergeben werden solle. Der Letztere hatte daher auch das größte Interesse an dem Entsatz von Gironela und an der Rettung der Königin und ihres Sohnes Ferdinand. Er und d'Albret drangen mit 6000 Reitern und einem starken Fußvolke durch die Grafschaft Roussillon und die Pyrenäen-Pässe in Spanien ein und nöthigten die catalonischen Rebellen, nicht nur die Einschließung jener Burg aufzuheben, sondern auch sogar Girona zu verlassen. Johann lieferte hierauf seine Tochter Blanca dem Grafen von Foix aus. Dieser ließ sie durch den Captal von Buch auf die Burg Orthès in Bearn bringen, wo sie zwei Jahre nachher als Gefangene starb. Wie bei fast allen Todesfällen, welche unter ähnlichen Umständen Statt fanden, so hat man auch bei dieser Gelegenheit nicht ermangelt, zu behaupten, Blanca sei vergiftet worden, und zwar durch ihre Schwester Eleonore. Die

unglückliche Prinzessin hatte übrigens, als man sie nach Bearn schleppte, eine Urkunde aufsetzen lassen, in welcher sie alle ihre Rechte an Navarra dem König Heinrich IV. von Castilien überließ, weil derselbe ihrem Bruder Karl stets Freundschaft bewiesen habe. Wir besitzen noch einen rührenden Brief von ihr, den sie an Heinrich über ihr und ihres Bruders Schicksal geschrieben hat. Was die Nachfolge in Navarra betrifft, so war der Sohn des Grafen Gaston von Foix, dessen Gemahlin das Reich Navarra erhalten hatte, mit Ludwig's XI. Schwester, Magdalena, vermählt. Der französische König hatte also den Vortheil, daß einer seiner Vasallen und nächsten Verwandten einst König von Navarra werden sollte. Sein Schwager starb zwar (1470) zwei Jahre vor dem Vater desselben; er hinterließ aber einen Sohn, Gaston Phöbus, und eine Tochter, Katharina, und als der Erstere kinderlos gestorben war, heirathete die Letztere den französischen Edelmann Johann d'Albret, welcher auf diese Weise eine neue Königslinie in Navarra gründete.

Ganz Catalonien und besonders Barcelona dem König Johann wieder zu unterwerfen, war durchaus unmöglich, so lange Heinrich IV. von Castilien bald durch einen Streifzug gegen Navarra, bald durch einen Einfall in Aragonien den Beherrscher beider Reiche nöthigte, seine Truppen von Zeit zu Zeit aus Catalonien herauszuziehen. Dies gab dem Könige von Frankreich Gelegenheit, auch Heinrich von Castilien mit dem Netze seiner arglistigen Politik zu umstricken. Nachdem nämlich der Krieg das ganze Jahr 1462 fortgedauert hatte, ließ der schwache König von Castilien sich bewegen, gegen Ostern 1463 eine Zusammenkunft mit Ludwig zu halten und demselben die schiedsrichterliche Entscheidung zu überlassen. Auf diese Weise ward der schlechteste, treuloseste, von jedem Grundsatze und jeder religiösen Empfindung weit mehr als alle anderen Regenten entfernte Fürst Richter über die stolzesten Monarchen von Europa.

Ludwig gebrauchte auch hier dieselben Mittel des Truges, welche ihn überall zum Ziele führten, Bestechung und gleißnerische Freundlichkeit. Der getroffenen Uebereinkunft gemäß trugen von castilianischer Seite der Erzbischof von Toledo und der zum Marquis von Villena ernannte Günstling Heinrich's, Pacheco, von aragonischer der Großmeister von Montesa und der Connetable von Navarra dem König Ludwig in Bayonne die Streitpunkte vor. Die beiden Ersteren waren bereits bestochen, die Anderen wurden in Bayonne gewonnen. Sie unterwarfen sich also dem Ausspruche der französischen Juristen. Die Verhandlungen hier anzuführen, scheint uns unnöthig; das Wesentlichste der Entscheidung bestand darin, daß Heinrich Catalonien aufgeben, auch Aragonien und Valencia räumen und die Stadt

Estrella mit ihrem Gebiet (merindado) als Entschädigung erhalten sollte. Heinrich von Castilien erkannte den Schiedsspruch an, als er am Ufer der Bidassao jene berühmte Zusammenkunft mit Ludwig XI. hatte, bei welcher dieser einen beleidigenden Sansculotismus affectirte. Während nämlich Heinrich und seine Leute in großer Pracht erschienen, kam Ludwig in schmutzigem Aufzuge mit einer Kappe, welche vorn ein zinnernes Marienbildchen hatte, und auch seine Umgebung sah ebenso bettelhaft aus, wie er. Auch die Vermittelung des französischen Königs war leerer Trug; denn der Spruch befriedigte am Ende weder einen der beiden Könige, noch auch den Grafen von Foix, während dagegen Ludwig die Freude hatte, seinen Zweck erreicht zu haben. Dieser bestand darin, daß Heinrich die Catalonier ihrem Schicksale überließ und den Grafen von Foix als rechtmäßigen Herrn von Navarra anerkannte. Ludwig war dabei ganz sicher, daß die Könige von Castilien und Aragonien nach einem Jahre noch mehr als vorher mit einander entzweit sein würden.

Die Catalonier waren die Ersten, die sich dem Spruche nicht fügten, obgleich Heinrich IV. sie dringend ermahnte, sich ihrem Könige wieder zu unterwerfen. Gleich darauf weigerten sich die Navarresen, Estrella jenem Spruche gemäß an die Castilianer zu übergeben. Endlich fielen auch die castilianischen und aragonischen Herren, die sich von Ludwig hatten bestechen lassen, in Ungnade. Die Republik Barcelona fühlte, daß sie, um sich behaupten zu können, eines monarchischen Aussehens und eines scheinbar legitimen Bodens bedürfe. Sie wandte sich daher an den portugiesischen Prinzen Don Pedro, welcher nicht nur durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichnet war, sondern auch von seinem Großvater, einem Grafen von Urgel, Ansprüche an Aragonien herleitete. Dieser Prinz hielt sich in Ceuta auf, von wo aus die damals vor allen anderen Europäern durch Thätigkeit, Tapferkeit und Unternehmungsgeist ausgezeichneten Portugiesen häufige Einfälle in das Land der Mauren machten, während ihre Flotten durch Entdeckungen im atlantischen Ocean die beschränkten geographischen Kenntnisse des Alterthums erweiterten und dem Handel wie der Betriebsamkeit der Neueren ein unbegrenztes Feld eröffneten. Don Pedro war der Vetter des damaligen Königs von Portugal, Alfons' V. (1438—1481), und befand sich als portugiesischer Prinz in einer sonderbaren Lage, weil sein Vater der Vormund dieses Königs gewesen und nicht ohne dessen Mitwissen getödtet worden war, obgleich Alfons nachher selbst eingesehen hatte, daß er seinen Oheim fälschlich im Verdacht gehabt habe. Pedro nahm daher auch, ohne seinen König zu fragen, den Antrag der Catalonier an. Er kam im Januar 1464 mit allen den Leuten, die ihm bei seinen

Streifzügen gegen die Ungläubigen gedient hatten, nach Barcelona, und wurde hier sogleich als König von Aragonien und Sicilien ausgerufen. Seine kriegerische Thätigkeit gegen den König Johann beschränkte sich auf die Eroberung und Vertheidigung einzelner Städte und Burgen und auf Gefechte, welche wir Scharmützel nennen würden. Auch starb er schon nach zwei Jahren (Juni 1466). Der Krieg dauerte nachher noch eine Reihe von Jahren hindurch fort und gab dem aragonischen Prinzen Ferdinand, welcher später als König Ferdinand der Katholische Spanien zur Hauptmacht der ganzen Welt erhob, zuerst Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, weil sein Vater ihm Alles überlassen hatte. Ferdinand würde den Krieg früher beendigt haben, wenn er nicht oft gerade im günstigsten Augenblicke durch die in Castilien ausgebrochenen Unruhen, welche wir unten darstellen werden, abgerufen worden wäre, und wenn nicht Barcelona wegen der Größe seines Handels und seiner Kriegsflotte einen Platz neben Venedig und Genua eingenommen hätte, während der König Johann bis auf Pedro's Tod keinen Hafen außer in Majorca besaß. Ueberdies betrachteten die aragonischen Stände den Krieg mit den Cataloniern nur als eine Privatsache ihres Königs; sie rechneten es demselben als eine besondere Wohlthat an, daß sie einst in einer großen Verlegenheit des Königs den Beschluß faßten, ihm 500 geharnischte Ritter zu stellen und dieselben neun Monate lang zu unterhalten.

Als Pedro gestorben war, suchten Johann und Ferdinand eine Aussöhnung mit den Cataloniern zu Stande zu bringen; allein diese, d. h. nicht blos die Stadt Barcelona, sondern auch andere Städte und besonders die drei Ritterorden, verschmähten die freundlichen Anerbietungen ihres Königs und seines erklärten Nachfolgers und sahen sich nach einem anderen abenteuernden Könige um, der an Pedro's Stelle ihren Krieg führe. Ihre Wahl fiel auf den von uns schon oft genannten Titularkönig von Sicilien, Rainer oder Renatus, und auf dessen Sohn Johann, welcher Herzog von Lothringen oder als Thronerbe von Neapel Herzog von Calabrien genannt wurde. Die Catalonier bedienten sich in Bezug auf beide Herren zwar des genealogischen Zusammenhanges, in welchem dieselben mit der catalonischen Königsfamilie standen; dieser scheint uns aber ein schlechter Stützpunkt gewesen zu sein. Auch ließen sich die Catalonier wohl hauptsächlich von der Hoffnung leiten, daß Rainer und sein Sohn von ihrem Anverwandten, dem französischen Könige, Unterstützung erhalten würden. In der That gewährte Ludwig IX. diesen seinen Beistand. Der Herzog von Calabrien kam im Jahre 1467 nach Catalonien und stand bald an der Spitze einer beträchtlichen Kriegsmacht; denn da eines Theils sein Vater unter dem Adel und der Ritterschaft

Frankreichs viele Freunde und Verwandte hatte und anderes Theils die Stadt Barcelona die Mittel besaß, um ganze Schaaren von Abenteurern bezahlen zu können, so strömten Leute genug herbei. Dagegen konnte Ferdinand von Aragonien, welcher damals, obgleich erst 14 Jahre alt, von seinem Vater zum Vice-König ernannt worden war, nur eine geringe Macht aufstellen, weil er und sein Vater unaufhörlich in Castilien beschäftigt waren und das Land wie die Städte sehr schonen mußten. Nichtsdestoweniger erfocht Ferdinand, von seiner rüstigen Mutter begleitet und geleitet, an der Spitze kleiner Heere bald in Catalonien, bald in Castilien Vortheile. Auf diese Weise wurde eine Stadt und Grafschaft nach der anderen theils durch Gewalt der Waffen, theils durch freundliche Uebereinkunft von dem republikanisch-monarchischen Bunde Barcelonas getrennt und endlich 1471, nachdem im December des vorhergehenden Jahres der Herzog von Calabrien gestorben war, Barcelona selbst enge eingeschlossen. Diese Stadt vertheidigte sich jedoch mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie lehnte unter der Führung des Herrn de Lou, welcher für den Sohn und Erben des Herzogs von Calabrien, Rainer oder Renatus II., commandirte, alle Vorschläge des Königs sogar dann noch ab, als jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war. Karl der Kühne von Burgund verabredete durch Gesandte, die er nach Spanien schickte, mit Ferdinand Maaßregeln gegen die Lothringer; die königliche Flotte schloß unter dem Admiral Bernhard de Villamarin den Hafen von Barcelona so enge ein, daß die vom alten Rainer aus der Provence gesandten Truppen nicht in die Stadt gelangen konnten; auch die Franzosen suchten vergebens von Roussillon her vorzudringen: nichtsdestoweniger wies Barcelona alle Aufforderungen zur Unterwerfung zurück. Vergebens versprach der König in einem rührenden, liebevollen und väterlichen Briefe, den uns Zurita aufbewahrt hat, den Bürgern der Stadt völlige Verzeihung, sowie die Erhaltung ihrer Vorrechte und die Zurückgabe aller ihr früher angehörenden Städte, Flecken und Gerichtsbarkeiten, und beschwor sie, ihn um Gotteswillen nicht dahin zu treiben, daß er eine der ersten Städte von Europa*) mit Sturm einnehmen und so ihres Glanzes berauben müsse; seine Vorstellungen und Bitten machten keinen Eindruck. Endlich gelang es einem würdigen Geistlichen von Barcelona, seine Mitbürger dazu zu bewegen, daß sie (10. October) dem

*) Recibimos gran dolor, en ver essa ciudad, que era la mas principal de nuestros reynos y tierras, y tan famosa y gloriosa entre las otras ciudades del mundo, y que aya llegado al punto y angustia en que esta; y assi deveys con suma prudencia y cuydado entender en poner en obra vuestra reducion.

Könige die Bedingungen vorlegten, unter welchen sie zum Gehorsam zurückkehren wollten.

Der König gestand nicht allein diese Bedingungen zu und hielt nachher sein Wort, sondern er befriedigte auch noch andere sehr weit gehende Wünsche der empörten Stadt. Wenn man dies bedenkt und dabei den Inhalt der eingegangenen Bedingungen in Erwägung zieht, so wird man erkennen, daß eines Theils der König auf Barcelona den höchsten Werth legte und daß anderes Theils jene edle Philosophie, jene reine Religiosität, jene moralische Bildung und jene richtige Einsicht in das zwischen Regierung und Volk bestehende Verhältniß, die sich in Zurita's Annalen*) aussprechen, bei den Aragoniern und Cataloniern in das Leben eingedrungen waren. Die von Barcelona gemachten Forderungen waren: 1. daß eine unbedingte Vergebung und Vergessenheit zugesichert werde; 2. daß des Herzogs von Lothringen Sohn sicheres Geleit erhalte und nebst seinen Kriegsleuten und allen fremden Officieren sich mit Waffen und Schießbedarf zu Wasser oder zu Lande hinbegeben dürfe, wohin er wolle; 3. daß der König die Privilegien, Freiheiten, Gebräuche und Einrichtungen der Stadt, sowie die Beschlüsse ihres Rathes, die Abgaben und die Zolleinrichtungen neu bestätige; 4. daß die Stadt Barcelona alle Orte und Schlösser, die sie vor des Prinzen Karl von Navarra Tode besessen habe, wieder erhalte und daß auch alle Privatpersonen wieder in ihr Eigenthum eingesetzt würden. Diese Punkte beschwor nicht allein der König, sondern auch sein Sohn Ferdinand und alle übrigen aragonischen Infanten, sowie die Stände von Aragonien, Valencia und Majorca und eine Anzahl namentlich angeführter Prälaten und weltlicher Großen. Allen denen, welche nicht wieder unter des Königs Gehorsam treten wollten, wurde erlaubt, sich mit ihrer Habe anderswohin zu begeben und dazu ein Jahr Frist gewährt.

2. Castilien.

In Castilien herrschte zu der Zeit, bis zu welcher wir früher die Geschichte dieses Reiches geführt haben, Johann II. (seit 1416). Die ganze Geschichte dieses schwachen Königs dreht sich darum, daß derselbe in dem Connetable Alvaro de Luna, den er schon in den Kinderjahren lieb gewann, einen Mann gefunden hatte, welcher die Großen des Reiches in Furcht zu halten vermochte. Johann über-

*) Anales de la corona de Aragon, von Geronimo Zurita († 1580), der unter Karl V. und noch unter Philipp II. in Aragonien als Historiograph des Landes angestellt war.

schüttete deshalb diesen Mann so sehr mit Stellen, Reichthümern und Gütern, daß Alvaro de Luna einen königlichen Hof hielt und unerträglichen Stolz bewies. Zu den castilianischen Großen gehörten, wie oben bemerkt, auch die Infanten von Aragonien und selbst der König dieses Reiches (Alfons V.), Johann's nächste Anverwandte, weil dieselben bedeutende Besitzungen in Castilien hatten. Diese Infanten, besonders die beiden Brüder Johann und Heinrich, von welchen der Erstere König von Navarra war und später auch von Aragonien ward, der Andere die Schwester des castilianischen Königs zur Gemahlin hatte, waren unversöhnliche Feinde Alvaro's und standen an der Spitze der Großen, die sich gegen denselben verbunden hatten. Ihre aragonischen Landsleute hatten zwar wenig Lust, für die Privatsache des Königs und seiner herrschsüchtigen Brüder zu kämpfen; Maria aber, welche während der Abwesenheit des Königs Alfons V. das aragonische Reich verwaltete, konnte doch nicht vermeiden, den beiden Brüdern ihres Gemahles von Zeit zu Zeit Hülfe zu gewähren. Schon 1427 hatten die Infanten die Entfernung Alvaro's vom Hofe durchgesetzt, jedoch nur für kurze Zeit; auf den Wunsch des Volkes wurde er zurückberufen.

Während der Zeit des Waffenstillstandes, welcher 1439 mit Alfons und seinen Brüdern geschlossen worden war, steigerte sich die Macht und der Reichthum Alvaro's bis ins Unglaubliche. Er erhielt, als die Besitzungen der Infanten eingezogen wurden, den besten Theil derselben, erschien daher mit einem königlichen Glanze umgeben und übte im Kabinet wie im Felde eine königliche Gewalt. Er wurde dadurch sowohl den Großen als dem Thronfolger (Heinrich IV.) und dem Lieblinge desselben, Johann Pacheco, unerträglich, und auch die Königin, welche wegen ihres Lebenswandels nicht den besten Ruf hatte, stand mit Alvaro's Feinden in Verbindung. Dieser erwarb aber 1431 sich und seinem Könige den Ruhm eines Ueberwinders der Mauren, welche von Granada aus noch immer Castilien beunruhigten; denn man schrieb es seiner Leitung zu, daß die Castilianer damals einen großen Sieg bei Cabo de las Ginetas erfochten, bis zur maurischen Hauptstadt Granada vordrangen und einen mohammedanischen Prinzen, welcher zu Johann II. geflüchtet war, als Beherrscher einsetzten. Alvaro's Feinde behaupteten freilich auch, man würde das ganze maurische Reich haben nehmen können, wenn sich nicht Alvaro von jenem Prinzen hätte bestechen lassen. In den folgenden Jahren wußte Alvaro trotz des allgemeinen Hasses der Ritterschaft, welche er niederbeugte, und trotz des Wiedererscheinens der aragonischen Infanten seine Stellung und das Ansehen des Königs zu behaupten. Er sah sich freilich, um den unaufhörlichen

Fehden und Verschwörungen zu begegnen, oft zu Mitteln und Treulosigkeiten genöthigt, wie Ludwig XI. sie anwandte, um der Vielherrschaft in Frankreich ein Ende zu machen. Weder Ludwig noch Alvaro handelten gerecht und gut; aber ihre Verbrechen wurden durch die Zeit und die Umstände hervorgerufen und Alvaro hatte Recht, wenn er, wie aus seinen letzten Worten hervorgeht, bis zu seinem Tode die Ueberzeugung hegte, daß unter Leuten, wie die Großen von Castilien waren, das königliche Ansehen, die Ordnung und Ruhe nur durch ein orientalisches oder russisches Regierungs-System erhalten werden könnten. Dies zeigte sich, sobald er einmal für einige Zeit vom Ruder entfernt worden war.

Bis zum Jahre 1437 wurde Alvaro immer höher gehoben; der König schenkte ihm ganze Städte, hielt an seinem Krankenbette Kriegsrath, erlaubte ihm zu Escalona einen Hof und Truppen zu halten und ließ diejenigen, welche gegen ihn Kabalen anspannen, ebenso bestrafen, als wenn sie sich gegen den König selbst verschworen hätten. Das letztere gab aufs neue Veranlassung zum Ausbruch des Bürgerkrieges und zur Verdrängung Alvaro's. Einer der angesehensten Großen des Reiches, Pedro Manriquez, welcher wegen einer Verschwörung gegen Alvaro in Haft war, wurde 1438 von seinen Freunden heimlich befreit und dann sogleich von allen Seiten her mit bewaffneter Macht unterstützt. Auch die aragonischen Infanten Heinrich und Johann eilten hierauf nach Castilien, um sich an die empörten Großen anzuschließen, und der schwache König war genöthigt, Alvaro nebst seinen Freunden auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen, dagegen alle Mißvergnügten an denselben kommen zu lassen. Er verpflichtete sich durch einen förmlichen Vertrag, den er im October 1439 mit den Infanten schloß, diesen ihre Güter zurückzugeben, Alvaro auf sechs Monate vom Hofe zu verbannen und weder mittelbar noch unmittelbar eine Verbindung mit ihm zu unterhalten. Man betrachtete also den König als eine willenlose Maschine, welche ebenso für das anarchische System der Ritterschaft gebraucht werden sollte, wie sie vorher für das monarchische des Alvaro gebraucht worden war. Der König unterhielt jedoch durch den bei ihm zurückgelassenen Großadmiral Friedrich, welcher später einer der ärgsten Feinde des Connetable ward, eine Verbindung mit diesem, und obgleich er selbst durch die andere Partei wie ein Gefangener bewacht wurde, so gelang es ihm doch im Anfange des Jahres 1440, sich durch heimliche Flucht zuerst nach Salamanca und dann nach der zwar kleinen, aber stark bevölkerten und gut befestigten Stadt Bonilla zu retten. Von hier aus trat Johann mit den Leuten, welche das Reich zerrissen und einander um Aemter, Pfründen und Würden bekriegten, wie mit einer rech-

mäßigen Macht in Unterhandlung und man ward endlich einig, daß der Streit auf einer in Valladolid zu haltenden Ständeversammlung entschieden werden sollte; bis dahin durften beide Theile unter den Waffen bleiben. In Valladolid wurde nur eine scheinbare Aussöhnung zu Stande gebracht, in Folge deren Alvaro noch immer nicht an den Hof zurückkehren durfte und der König bald von einzelnen Infanten oder Großen, bald auch von seinem wüsten Sohne Heinrich und dessen Günstling Pacheco gepeinigt und geplündert wurde. Die Parteien fuhren fort, einander zu bekriegen, und der König, welcher der Preis des Streites war, unterhandelte mit Beiden. Nachher kehrte Alvaro zu ihm zurück und Johann war wieder in der Gewalt desselben, bis es im Mai 1441 den Gegnern gelang, die Stadt Medina del Campo, in welcher Johann sich befand, zu überrumpeln und den König selbst aufzuheben. Doch retteten sich bei diesem Ueberfall Alvaro, sein Bruder, der Erzbischof von Toledo, der Großmeister von Alcantara und andere Anhänger desselben, auf welche es ebenfalls abgesehen war.

Der König fügte sich durch einen förmlichen Vertrag in alles, was ihm vorgeschrieben wurde, und berief nicht allein 1442 eine Ständeversammlung, um das Geld, welches die habsüchtigen Infanten und Großen von ihm erpreßten, von der Nation zu erhalten, sondern ließ sich auch willig gebrauchen, um dem Connetable, obgleich dieser ihm noch immer unentbehrlich war, jede Gelegenheit zum Verkehr mit sich abzuschneiden. Dagegen erwiesen ihm die Männer, in deren Gewalt er war, eine tiefe orientalische Ehrerbietigkeit, damit sie nicht die Geistlichkeit und die Bürger gegen sich erbitterten. Die eigentlichen Herren im Reiche waren jetzt die aragonischen Infanten Johann und Heinrich. Beide verbanden sich damals durch Heirath mit den Häuptern der dem königlichen Ansehen feindlichen Aristokratie von Castilien: Johann nahm Johanna, die Tochter des Großadmirals Friedrich, Heinrich die des Grafen von Benavente zur Gemahlin. Dem Connetable gelang es erst im Jahre 1444, eine Gelegenheit zur Herstellung seines früheren Ansehens zu finden. Er wußte nämlich durch den Bischof von Avila den Günstling des Kronprinzen, Pacheco, und durch diesen den Kronprinzen zu gewinnen und verabredete dann mit dem Letzteren einen Plan zur Befreiung des Königs. Bei der Unterhandlung, welche Alvaro und der Kronprinz hierüber führten, ist es für den Zustand der Sittlichkeit und den Geist des castilianischen Adels bezeichnend, daß selbst der Kronprinz sich nicht eher entschloß, seinen Vater aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, als bis Alvaro ihm im Namen desselben eine Bereicherung auf Unkosten des Landes zugesagt hatte. Es wurden ihm die Städte Jaen, Ciudad

Rodrigo und Logrogno versprochen. Auch sein Günstling Pacheco, welcher schon Herrschaften und reiche Marquisate besaß, durfte nicht leer ausgehen: er sollte Villa nueva de Varcarrota, Salvatierra und Salvacon erhalten. Uebrigens war die Unterhandlung sehr schwierig gewesen; denn Alvaro konnte dem Kronprinzen nicht trauen und dieser war nur dann im Stande zu handeln, wenn Pacheco und der Bischof von Avila bei ihm waren und ihm Rath gaben. Zur Ausführung kam die Sache erst dann, als diese beiden Männer so viele Herren für den König gewonnen hatten, daß sie es mit den Gegnern im Felde aufnehmen zu können glaubten. Sobald dies möglich schien, forderte der Kronprinz alle Städte und Herren des Reiches durch ein Rundschreiben auf, sich bei ihm einzufinden und den König befreien zu helfen. Beide Theile sammelten jetzt im Namen des Königs Heere; zu entscheidenden Gefechten kam es aber nicht. Dagegen gelang es dem Könige, sich aus der Gewalt des Grafen von Castro, der ihn zu bewachen hatte, zu befreien. Er schickte nämlich, als er einst von Portillo aus einen Besuch in Valladolid machte, im Vertrauen auf die zu seinem Dienste bereiten Ritter und Bürger, die sich hier um ihn sammelten, seine Begleiter plötzlich zurück und blieb in Valladolid.

Auf die Nachricht, daß der König frei sei, verließen die Infanten das Reich und die mit ihnen verbündeten Großen zogen sich auf ihre Güter zurück. Die Ersteren, denen der König alle ihre Besitzungen in Castilien nahm, erschienen jedoch noch im Jahre 1444 mit einem neuen Heere und Alvaro's Feinde schlossen sich wieder an sie an. Die Infanten waren den Truppen des Königs gewachsen, da nicht nur ihre Schwägerin Maria, die Regentin von Aragonien, sie unterstützt hatte, sondern auch viele Vasallen aus Navarra ihnen gefolgt waren. Nichtsdestoweniger boten sie dem Könige eine friedliche Ausgleichung an. Diese war aber nicht möglich, weil man die Entlassung Alvaro's, welcher doch Johann's einzige Stütze war, verlangte. Die Gewalt der Waffen mußte also entscheiden. Am 19. Mai 1445 ward bei Olmedo ein Treffen geliefert, welches mit einem Siege des königlichen Heeres oder vielmehr des Connetable endigte. So wenig blutig dasselbe auch war, da keine 50 Mann blieben, so bedeutend waren die Folgen des Sieges; denn der Infant Heinrich fiel im Kampfe und sein Bruder Johann kehrte besiegt nach Navarra zurück.

Von diesem Augenblicke an herrschte Alvaro ganz unbeschränkt und der König selbst fügte sich, wie wenn er ein Kind oder ein Blödsinniger wäre, freiwillig den Anordnungen desselben. Alvaro's Gegner wurden verfolgt und der beste Theil ihrer Güter ihm gegeben.

Selbst als der Kronprinz oder Prinz von Asturien, Heinrich, nachher wieder mehrmals die Waffen gegen seinen Vater ergriff, betrachtete der König den Connetable als seine einzige Stütze gegen den eigenen Sohn. Ja, die Vormundschaft, welche Alvaro über den König ausübte, ging so weit, daß er seinen König, als derselbe Wittwer geworden war, mit einer portugiesischen Prinzessin zu verloben wagte, ohne ihm auch nur Nachricht davon gegeben zu haben, obgleich Johann damals im Begriff stand, durch Gesandte um die Hand einer Tochter Karl's VII. von Frankreich anzuhalten. Der König von Portugal wünschte nämlich seine Verwandte Isabella, eine Enkelin Johann's des Unechten, auf den castilianischen Thron zu bringen; Alvaro ging auf diesen Wunsch ein, weil er dadurch ebenso eine Stütze an Portugal zu erhalten hoffte, wie die Infanten sie an Aragonien, Navarra und Frankreich hatten. Eine zahlreiche und glänzende Gesandtschaft, bei welcher sich auch der Connetable von Portugal befand, kam 1445 nach Spanien. Alvaro zog ihr an der Spitze einer castilianischen Gesandtschaft, welche eine Bedeckung von 1000 auserwählten Geharnischten hatte, entgegen, und die beiden Connetables machten unterwegs die ganze Sache mit einander aus. Der arme König Johann erfuhr erst, als die Gesandten nach Toro kamen, daß er von der französischen Prinzessin abstehen und eine Portugiesin zur Gemahlin nehmen solle. Diesen Schritt Alvaro's pflegt man mit seinem später erfolgten Sturze in Verbindung zu bringen, weil man nicht begreifen kann, warum Johann seinen Günstling so plötzlich fallen ließ; allein da zwischen beiden Ereignissen so viele Jahre verflossen und Johann nicht nur mit Isabella zufrieden war, sondern sich derselben später sogar zur Befreiung von seinem übermächtigen Günstlinge bediente, so ist ein solcher Zusammenhang höchst unwahrscheinlich. Bis zum Jahre 1448 zeigt sich keine Spur einer Ungunst Alvaro's. Im Gegentheil, der König bewog die Comthuren des Ordens von St. Jago, den Connetable zu ihrem Großmeister zu wählen, und verschaffte demselben also eine Stelle, welche ihn ganz unabhängig machte; denn die Macht der Großmeister aller spanischen Ritterorden war so bedeutend, daß später Ferdinand der Katholische, um dem anarchischen Treiben der Ritterschaft ein Ende zu machen und die Monarchie neu gründen zu können, alle Großmeisterschaften in seiner Person vereinigte. Gleich darauf schenkte König Johann, als die Stadt Albuquerque dem Grafen, der sie für den Sohn des bei Olmedo gefallenen Infanten Heinrich vertheidigte, entrissen wurde, auch diese bedeutende Feste mit ihrem großen Gebiete dem Alvaro.

Wir wagen nicht, uns in das Labyrinth der Kriege, welche Alvaro de Luna von 1447 bis 1451 stets glücklich mit den immer aufs neue

gegen ihn ziehenden Großen von Castilien führte, oder der von ihm vereitelten Kabalen des Hofes einzulassen. Ausgemacht ist, daß der Connetable bis zum Jahre 1452 alle seine vielen Feinde und unter ihnen auch die Königin, ja den König selbst in Schrecken hielt und daß er jeden Versuch, seine unumschränkte Regierung zu beschränken, verhinderte. Dies ist um so mehr zu verwundern, da Ferreras nachgewiesen hat, daß schon seit 1447 der König und die Königin mit den Gliedern der Familie Zuniga und dem mächtigen Anhange derselben eine Verschwörung gegen ihren übermächtigen Premier-Minister gestiftet und vermittelst einer Hofdame eine Correspondenz gegen ihn unterhalten hatten. Im Jahre 1451 schien es sogar, als wenn Alvaro seinen furchtbarsten Feind, den König Johann von Navarra, unschädlich machen würde; denn des Letzteren Streit mit seinem Sohne Karl gab den Castilianern Gelegenheit, tief in Navarra einzudringen. Die mit Johann verbündeten Großen und Infanten verzagten und schickten den Admiral von Castilien nach Italien, um den aragonischen König Alfons V. zu bitten, nach Spanien zu kommen. Gerade in diesem Augenblicke aber wendete sich das Glück vom Connetable ab. Die Unterhandlungen mit Alfons V., an denen auch der Kronprinz und die Königin Theil nahmen und welche vorgeblich die Herstellung des Friedens mit Aragonien betrafen, endigten 1452 damit, daß Alfons eine Gesandtschaft nach Spanien schickte und einen großen Bund gegen Alvaro vermittelte. Der König von Navarra, der Sohn des bei Olmedo gefallenen Infanten Heinrich, der König von Castilien, sein ältester Sohn Heinrich oder vielmehr dessen Liebling, der zum Marquis von Villena erhobene Pacheco, welcher ebenso den Kronprinzen Heinrich beherrschte, wie Alvaro den König, schlossen unter einander und mit den castilianischen Großen einen förmlichen Vertrag gegen Alvaro, aus welchem Zurita uns im 9. Kapitel des 16. Buches seiner Annalen einen Auszug mittheilt. Auch der Reichsschatzmeister, Alfons de Vivero, ein Mann, der dem Connetable seine Stelle verdankte, nahm an der Verschwörung Theil, welche drei Könige und eine bedeutende Anzahl angesehener Herren gegen den zum allmächtigen Majordomus gewordenen Minister gemacht hatten, und die von Pacheco geleitet wurde.*) Obgleich aber Vivero die Beweise geliefert hatte, daß Alvaro mit dem Vermögen des Königs und mit der Staatskasse wie mit seinem Eigenthum umgehe, so wagte Johann

---

*) Ave ainduzido (nämlich Pacheco), sagt Zurita, al principe don Enrique, que se confederasse con el re de Aragon, non solo para esto, peró para tomar el regimento de la persona del rey su padre y de sus reynos.

doch lange nicht, den allmächtigen Minister aufheben zu lassen; so stark war seine Furcht vor einem Manne, den er allein groß gemacht hatte. Erst im Anfange des Jahres 1453 entschloß man sich, im Namen des Königs einen Handstreich gegen den Minister zu unternehmen.

Die königliche Familie heuchelte, nachdem sie bereits den Untergang des Connetable beschlossen hatte, die größte Freundschaft für ihn; Alvaro selbst aber wähnte sich unter dem Schutze seiner eigenen Garde, die sein natürlicher Sohn, Don Pedro, commandirte, vollkommen sicher. Er belustigte die königliche Familie noch im Anfange des Jahres 1453 mit Festlichkeiten christlicher und maurischer Art und vernichtete noch im letzten Augenblicke seine Gegner auf maurische Weise. Er ließ beständig neben den christlichen Turnieren das orientalische Ritterspiel des Stabwerfens ausführen, welches bekanntlich darin besteht, daß geschickte und schnelle Reiter einer auf den andern einen Dscherid oder Rohrstab werfen, dem der Gegner durch rasche Wendungen seines Pferdes und Körpers auszuweichen sucht. Er ließ ferner nach jener orientalischen Regierungsweise, welche als Consequenz gegen den Uebermuth der Großen gepriesen wird, noch wenige Tage vor seinem Sturze, am Char-Mittwoch 1453, den Reichsschatzmeister Alfons de Vivero von den Zinnen einer Burg herabstürzen, indem er nachher vorgab, derselbe sei herabgefallen. Ebenso wurde noch am Char-Freitag der Staats-Secretär, Alfons Vinnera, auf Alvaro's Veranstalten durch Dolchstiche ermordet und dann in einen Fluß geworfen. Zurita gesteht übrigens offen, daß König Johann den Alvaro hauptsächlich aus dem Grunde habe stürzen wollen, weil er ihn ebenso betrachtet habe, wie in alter Zeit die türkischen Sultane ihre Groß-Veziere betrachteten, nämlich als einen Mann, dem er erlaubt habe, Andere zu plündern, damit er selbst nachher den Raub in seine Privatkasse bringen könne.*)

Trotz des mächtigen Bundes gegen Alvaro wagte weder der König noch einer aus der zahlreichen Familie Zuniga, welche schon seit mehreren Jahren von dem Wunsche des Königs, seines Ministers entledigt zu werden, unterrichtet war, öffentlich gegen Alvaro aufzutreten; immer war nur von Mord und Ueberfall die Rede. Anzeichen des Sturmes hatte der Connetable genug. Unter diese rechnen wir namentlich, daß, als Alvaro den König zu Tordesillas wieder mit

---

*) El rey de Castilla desseava al condestabile sua perdicion, non tanto per la indignazion de aver se le assi sojuzgado y rendido, quanto per codicia de su thesoro, y concurriendo in esta volundad la reyna de Castilla los enemigos del condestabile se animaron.

dem Spiele des Dscherid-Werfens ergötzte, ein Stab mit solcher Gewalt auf seinen jungen Sohn, Johann de Luna, gerichtet wurde, daß dessen natürlicher Bruder, Don Pedro, als er ihn mit eigener Gefahr durch Vorhaltung seines Schildes zu decken suchte, nicht unbedeutend am Arme verwundet ward. Der König redete damals dem Connetable sogar zu, nicht mit ihm von Tordesillas nach Valladolid zurückzukehren; Alvaro achtete aber nicht auf die Warnung, weil er sich in Valladolid durch seine Garden und durch die Bürger vollkommen gesichert glaubte. Dies fühlte auch der König. Er begab sich deshalb unter dem Vorwande einer wegen der Streitigkeiten mit Navarra zu haltenden Versammlung des Adels nach Burgos. Alvaro wollte anfangs ihm nicht dahin folgen, weil es ihn befremdete, daß seine ärgsten Feinde, der Graf von Haro und der Marquis von Santillana, dem Könige 500 Reiter, vorgeblich zur Unterstützung gegen Navarra, nach Valladolid geschickt hatten, sowie daß der Marschall Inigo von Zuniga mit einer kleinen Anzahl von Leuten in der Burg von Burgos lag. Er reiste deshalb nicht eher nach Burgos, als bis der König ihm schriftlich versprochen hatte, daß ihm die dortige Burg eingeräumt werden solle. Dieses Versprechen wurde nicht gehalten und Alvaro blieb zu Burgos im Hause des Pedro von Carthagena, in welchem er bis zur Uebergabe der Burg seine Wohnung genommen hatte. Uebrigens stimmt Mariana's Bericht in Rücksicht der letzten Tage des Connetable nicht ganz mit dem der Chronik Zurita's.

Das Haupt der Familie Zuniga war der Graf von Plazencia, der sich, weil er dem Connetable nicht traute, mit seinen Dienstleuten in Bejar eingeschlossen hatte. Alvaro's Feinde ließen den Grafen durch Inigo's von Zuniga Sohn, Diego, im Namen des Königs auffordern, nach Burgos zu ziehen, um den Connetable von außen her anzugreifen, während Inigo von der Burg aus in die Stadt einrücke; der Graf weigerte sich aber, es zu thun, weil er glaubte, man wolle ihn in eine Schlinge locken. Erst als seine Nichte, die Gräfin von Ribadeo, welche seit 1447 im Namen der Königin die Unterhändlerin gemacht hatte, mit einem Briefe des Königs zu ihm geschickt wurde, ließ er (12. März) seinen Sohn Alvaro von Zuniga, mit Schaaren von Bewaffneten von Bejar nach dem Schlosse Curial ziehen, damit derselbe von hier aus den Connetable in Burgos unerwartet überfalle, ehe die außerhalb der Stadt liegenden Truppen desselben herbeikommen könnten. Alle Maaßregeln waren bereits getroffen, als der König in seine Zaghaftigkeit zurückfiel und plötzlich dem Alvaro von Zuniga Gegenbefehl ertheilen ließ. Dieser war jedoch schon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können, und schritt deshalb trotz des Gegenbefehles zur Ausführung. Am entscheidenden Tage

(5. April) ließ dann der König die Bürgerschaft von Burgos zu den Waffen rufen und die öffentlichen Plätze nebst den Thoren durch sie besetzen; Alvaro von Zuniga aber zog mit einigen hundert Mann herbei und schloß den Connetable in seiner Wohnung enge ein. Dieser machte jedoch aus dem Hause, in welchem er wohnte, eine Burg und leistete heftigen Widerstand, so daß sehr viele von den Leuten Alvaro's von Zuniga getödtet oder verwundet wurden und selbst Inigo von Zuniga eine Pfeilwunde erhielt. Man mußte sich daher zu einer Capitulation mit dem Connetable entschließen. Lange wurden zwischen diesem und dem Könige Botschaften gewechselt, bis der Connetable endlich anbot, sich unter folgender Bedingung gefangen zu geben: man solle ihm eine schriftliche Versicherung des Königs zustellen, daß er weder das Leben verliere, noch an seiner Ehre verletzt werde, und daß man eben so wenig die ihm angehörigen Personen verletzen oder ihrer Güter berauben wolle. Der König gab ohne Bedenken diese eigenhändige Zusicherung und untersiegelte sie mit dem Reichssiegel: denn er mußte jeden Augenblick fürchten, daß die Truppen und Garden des Connetable, welche bei dessen Einzug in die Stadt vor den Thoren geblieben waren, mit Gewalt hereinbrechen würden. Dies hatte auch Alvaro de Luna gehofft und er gab sich erst dann in die Hände des Königs, als er lange vergebens auf seine Soldaten gewartet hatte; weil er aber den elenden König Johann besser kannte, als irgend Jemand, so wird er schwerlich gehofft haben, daß dieser sich durch Brief und Siegel gebunden glauben werde. Seinem Sohne Johann de Luna gelang es, aus Burgos zu entfliehen. Ueber die wahrhaft königlichen Güter und Reichthümer des Connetable fiel man gleich nach seiner Gefangennehmung gierig her. Diese waren auch, wie man bei Zurita lesen kann, schon acht Monate vorher, als der obenerwähnte Vertrag zu seinem Verderben geschlossen wurde, der Gegenstand langer Verhandlungen gewesen.

Der gefangene Connetable wurde von Burgos nach Portillo gebracht, wo man ihm aufs schleunigste den Proceß machte. Die gerichtliche Verhandlung war eine ganz leere Förmlichkeit, da man ihm, der stets für den König und auf dessen Befehl gehandelt hatte und der nur wegen der Erbärmlichkeit desselben tyrannisch geworden war, streng gesetzlich nichts vorwerfen konnte. Das Gericht bestand aus einigen servilen Rechtsgelehrten und aus den geheimen Räthen des Königs. Das Verhör war sehr kurz und unvollständig, die Beschuldigungen, welche der Fiskal-Procurator vorbrachte, im Ganzen allgemein, unbestimmt und unwichtig, zum Theil sogar lächerlich. Gleichwohl wurde Alvaro zum Tode verurtheilt und im Juli 1453 wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. Er war bis zum letzten Augenblicke

überzeugt, daß er sich um das königliche Ansehen ausgezeichnete Verdienste erworben habe, daß er gegen die das Volk und den König unterdrückenden Großen so habe handeln müssen, wie er gehandelt habe, und daß er ein Opfer seines Eifers für die Erhaltung der Rechte des Volkes und des Königs gegen die Großen und Raubritter geworden sei. Es heißt nämlich, er sei auf dem Wege zum Richtplatze dem Stallmeister des Prinzen von Asturien, Barasa, begegnet und habe diesem zugerufen: „Sage deinem Herrn, daß er einmal seine getreuen Diener auf andere Weise belohne, als sein Vater mich belohnt hat!“ Seine Hinrichtung fand auf dem öffentlichen Platze von Valladolid statt. Sie ward ganz der damals herrschenden Sitte gemäß vollzogen, nach welcher der Henker den Staatsverbrechern auf dem Schaffot zuerst das Messer in die Kehle stieß und dann den Kopf abschnitt. Alvaro bewies bis zum letzten Augenblicke eine solche Standhaftigkeit, Fassung und Haltung, daß sein grausamer Tod die über ihn vorher höchst erbitterte Menge nicht blos mit ihm aussöhnte, sondern auch zur innigen Theilnahme an seinem Loose hinriß. — Da der Spanier Ascargorta, dessen kurzer Inbegriff spanischer Geschichten im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts herausgekommen ist, in Beziehung auf Alvaro's Verdienste ganz mit Spittler übereinstimmt, so wollen wir unseren Lesern seine Worte mittheilen. Man hat, sagt er, durch gehässige Anklagen Alvaro bei der Nachwelt anzuschwärzen versucht; nichtsdestoweniger hat er aber wahrscheinlich kein anderes Verbrechen begangen, als daß er der tüchtige und fähige Minister eines untüchtigen und unfähigen Königs war. Ausgemacht ist, fährt Ascargorta fort, daß Johann II. von Castilien es dem Alvaro de Luna schlecht lohnte, daß derselbe ihm mit so vielem Eifer gedient und ihn bei mehreren Gelegenheiten nicht blos aus den Händen der Infanten von Aragonien befreit, sondern auch gegen die Großen seines eigenen Landes geschützt hatte.

Wie unentbehrlich ein Vezier von Alvaro's Art einem Könige wie Johann und einem Volke wie die Castilianer war, zeigte sich gleich nach seiner Hinrichtung; denn die Leute, welche Johann II. gegen den Connetable gebraucht hatte und diejenigen, die ihn sein ganzes Leben hindurch geplagt hatten, traten sogleich frecher und kühner auf, als je zuvor. Der König selbst hatte nicht blos Escalona und andere Städte und Herrschaften Alvaro's besetzt, sondern auch die großen Schätze desselben an sich gerissen und wollte künftig 8000 Mann Truppen besolden oder gar 8000 Lanzen unterhalten, also ein förmliches stehendes Heer einrichten; er blieb aber bis an sein Ende ein Spielzeug der Umstände und scheint dies selbst empfunden zu haben: denn vor seinem Tode sprach er: „Hätte mich doch Gott zum

Sohne eines einfachen Edelmanns oder zu einem Mönch im Kloster Abrojo werden lassen!" Glücklicherweise überlebte er den Mord Alvaro's nur ein einziges Jahr. Er starb im Juli 1454, nachdem ihm kurz vorher seine zweite Gemahlin, von welcher er schon eine Tochter (Isabella) hatte, auch einen Sohn geboren hatte, den er Alfons nannte.

Sein Sohn, Heinrich IV., folgte ihm in der Regierung nach und verschwendete in ganz kurzer Zeit die Reichthümer, welche er und sein Vater aus dem Vermögen des Alvaro de Luna an sich gebracht und mit einander getheilt hatten, auf eine sehr thörichte und für das Reich höchst verderbliche Weise. Er war in Folge früherer Ausschweifungen körperlich und geistig entnervt, vergeudete den reichen Schatz an Leute, die der Zufall oder ein ihm zugeschriebenes orientalisches Laster ihm zuführte, und gab für eine prächtige Leibgarde von 3600 Mann Summen aus, mit denen er ein Heer hätte unterhalten können. Er prahlte ferner mit Zügen gegen die Ungläubigen, welche auszuführen er nachher den Muth nicht hatte. Er nahm den Granatzweig als Symbol der bevorstehenden Eroberung von Granada in sein Wappen auf und machte sich durch seine leeren Drohungen dem Könige von Granada, der ihn anfangs sehr gefürchtet hatte, bald lächerlich. Er berief nämlich in der ersten Zeit seiner Regierung die Ritterschaft der entferntesten Gegenden Spaniens fast jedes Jahr zu sich und fiel raubend und verheerend in Granada ein, konnte aber durchaus nicht bewogen werden, einen regelmäßigen Krieg zu führen. Es wurden daher jährlich 20- bis 30,000 Mann ebenso gebraucht, wie man etwa eine Schwadron Husaren gebrauchen würde. Pacheco, Marquis von Villena, spielte unter ihm dieselbe Rolle, welche unter seinem Vater Alvaro de Luna gespielt hatte; Pacheco war aber ein Intriguant ohne alles Verdienst und ward nachher, als der König sich einen anderen Günstling wählte, Heinrich's ärgster Feind. Auch besetzte Heinrich die ersten Stellen des Reiches, welche von den adeligen Familien als ihr Erbe und Eigenthum angesehen wurden, mit Leuten, denen nicht blos hohe Geburt, sondern auch jede Fähigkeit mangelte; er beleidigte also die Großen, ohne, wie sein Vater, dem Lande Ruhe zu schaffen. Um zu beweisen, daß die Glieder der hohen Familien, welche gegen Alvaro de Luna gekämpft hatten, sich nothwendiger Weise gegen einen Intriguanten wie Pacheco und gegen einen Schwächling und Wüstling wie König Heinrich IV. erheben mußten, führt man gewöhnlich die ganz gemeinen Menschen an, welche durch Pacheco die ersten Aemter und Würden erhielten. Es wurden unter Andern die beiden Stellen des Kanzlers und des Connetable Leuten gegeben, welche in Pacheco's Hausdiensten gewesen waren;

Don Gomez de Solis, ein armer Edelmann, sollte Großmeister des Ordens von Alcantara*), Johann von Valensuela Groß-Prior von St. Johann werden; Don Bertrand de la Cueva, der sich bald mit Verdrängung Pacheco's in die Gunst des Königs einzuschmeicheln wußte, ward plötzlich aus einem Pagen, welcher hinten auf dem Wagen stand, Oberhofmeister. Der Letztere lebte mit des Königs zweiter Gemahlin, Johanna, einer Tochter des Königs Eduard von Portugal, welche Heinrich 1455 nach seiner Scheidung von Blanca geheirathet hatte, in einer sehr verdächtigen Vertraulichkeit. Die ersten Herren des Reiches mußten diesem Manne nachstehen; sie glaubten sich zurückgesetzt und gekränkt und waren angelegentlich darauf bedacht, in Castilien ein System nicht aufkommen zu lassen, welches Ludwig XI. in Frankreich sein ganzes Leben hindurch befolgte. Mit diesem System verhielt es sich bei Ludwig XI. ganz anders, als bei Heinrich IV. Ludwig wählte, wenn er es vermeiden konnte, für die Aemter und Geschäfte nie die Glieder der großen Familien, welche durch ihre Geburt ein Recht auf die ersten Stellen zu haben glaubten, sondern vielmehr Leute ohne Herkunft und oft auch ohne Grundsätze und Ehre, die aber dabei geschickt, gewandt und brauchbar waren und ihm als Werkzeuge dienten, welche er jeden Augenblick wieder hinwegwerfen konnte. Sein Blick entdeckte solche Leute unter dem Haufen und er verstand sie zu gebrauchen. Heinrich von Castilien dagegen nahm Leute, denen außer der Herkunft und Erziehung auch Fähigkeiten, Talente und Sitten mangelten, in seinen Dienst und wurde nachher von denselben mißbraucht. Das nämliche System war daher in Frankreich nützlich, in Castilien verderblich.

Gegen dieses System erhoben sich die Großen. Dieselben Herren, welche früher den Connetable Alvaro de Luna in Zügel gehalten hatten, der Erzbischof von Toledo, der Großadmiral Don Friedrich, der Großmeister von Calatrava, Don Pedro Giron, der Marquis von Santillana und die Grafen von Haro, Alba und Benavente, versagten auch dem König Heinrich zuerst den Gehorsam. Ein Glück war es für diesen, daß nach dem Tode des aragonischen Königs Alfons V. (1458) dessen Nachfolger, Johann II., in Navarra und in Catalonien genug zu thun fand, um nicht an Castilien denken zu können, und daß bereits durch den oben erwähnten Vertrag auf dem Kongresse von Agreda (1455) die Infanten abgefunden worden

*) Dieser Orden, früher zum Schutze der gegen die Mauren errichteten Grenzfestung San Julian de Peral gestiftet, hatte seit 1218 seine Residenz nach der Stadt Alcantara verlegt; der letztere Name (im Arabischen Brücke) rührt von einer großartigen, zu Trajan's Zeit über den Tajo geführten Brücke her.

waren. Dieser Vertrag entschädigte den aragonischen König und die anderen Infanten für ihre unter der vorigen Regierung in Castilien verlorenen Güter gerade zu derselben Zeit, als am Hofe Heinrich's IV. die ärgerlichsten Scenen vorfielen und in verschiedenen Theilen des Reiches Unruhen ausbrachen. Im Jahre 1457 schickten die oben genannten großen Herren eine Deputation an den König, um wegen seines Aufwandes, wegen des Mißbrauches kostspieliger Rüstungen zur Belustigung der Königin, wegen des ärgerlichen Umganges derselben mit Bertrand de la Cueva, sowie wegen der bis ins Lächerliche getriebenen Begünstigung dieses sehr schönen, sehr glänzenden und in Waffenspielen geübten Ritters Vorstellungen zu machen. Der König hatte versprochen, eine Ständeversammlung zu berufen und den Beschwerden abzuhelfen; es blieb aber Alles ganz so, wie es gewesen war. Im Jahre 1458 wurden sogar durch Heinrich's Leichtsinn und durch die heftige Natur der Königin Scenen am Hofe herbeigeführt, welche bei einer so ernsten Nation, wie die Spanier, alle Achtung gegen den König zerstören mußten. Heinrich hinderte nämlich zu Madrid nicht im geringsten, daß seine Gemahlin für Bertrand de la Cueva und dieser für sie mit großem Aufwande Feste, Turniere und Wettrennen mit und ohne Rohrstab-Werfen feierte; er wollte aber auch für Donna Guiomar de Castro, eine Hofdame seiner Gemahlin, das Gleiche thun und hierbei zeigte sich die Königin nicht so duldsam als ihr Gemahl. Nun geschah es einst, daß die Königin bei einem Stiergefechte, welches ihr Gemahl seiner Donna Guiomar zu Gefallen auf dem kleinen Schloßplatze halten ließ, allen ihren Hofdamen, zu denen auch die Geliebte des Königs gehörte, verbot, dabei zu erscheinen oder auch nur an das Fenster zu treten, daß aber Donna Guiomar sich an dieses Verbot nicht kehrte, sondern sogar im prächtigsten Anzuge und ganz mit Juwelen bedeckt dem Gefechte aus dem Fenster zuschaute. Die darüber aufs höchste erbitterte Königin wartete auf der Treppe des Palastes, bis Donna Guiomar herabkam, um das ihr zugedachte Ehrenamt beim Stiergefechte zu verrichten, ergriff dieselbe dann bei den Haaren, warf sie zu Boden und trat sie mit ihren spitzigen Absätzen. Das Geschrei der Hofdame zog eine Menge Menschen, sowie den König selbst herbei, und dieser gab dann seiner Gemahlin einen solchen Stoß, daß sie über eine Stunde in Ohnmacht blieb.

Im folgenden Jahre (1459) zeigte sich die Unzufriedenheit der Großen wieder auf eine sehr bedenkliche Weise. Sie ließen dem Könige aufs neue ihre Beschwerden überreichen und verlangten drohend die Abstellung derselben. Der Inhalt dieser Beschwerden beweist hinreichend, daß Heinrich IV. in den fünf ersten Jahren seiner Regierung

viele Ursache zu Mißvergnügen gegeben hatte. Die Großen stellten nämlich damals folgende Forderungen an ihn: Er solle erstens die bei seinem Regierungsantritt beschworenen Gesetze und Privilegien beobachten und die Rechte, die Freiheiten und das Herkommen erhalten und schützen. Er solle zweitens Gerechtigkeit üben (er pflegte das ihm Vorgelegte zu unterschreiben, ohne es auch nur zu lesen). Er solle drittens alle Granadischen Mohammedaner von sich entfernen, seinen Hof besser einrichten und mehr Zucht halten. Er solle viertens das Geld, welches er den ihm gewährten päpstlichen Bullen gemäß erhoben habe, auch wirklich zur Führung des Krieges mit Granada anwenden. Er solle fünftens nur Personen, welche die von der Kirche geforderten Verdienste hätten, zu den kirchlichen Würden erheben. Er solle endlich sechstens seine Geschwister Isabella und Alfons ihrer Mutter Isabella zur Erziehung übergeben und, da er keine Erben habe, die Stände versammeln, um seinen Bruder Alfons zum Thronerben zu erklären. Diese Vorstellungen wurden auf Veranstalten des Admirals von Castilien und des Grafen von Haro, welche mit einer Vollmacht der übrigen unzufriedenen Herren versehen waren, durch Diego de Quignones dem Könige schriftlich übergeben, und Diego trug dabei mündlich noch andere Beschwerden und Wünsche vor. Der König vertröstete die Herren, welche im Namen der Stände handelten, nach seiner gewohnten Weise, indem er alles Mögliche versprach, die verlangte Einsetzung seines Bruders Alfons zum Thronerben jedoch zu umgehen wußte. Eine Besserung der Verhältnisse trat nicht ein, im Gegentheil, die Lebensweise und Verschwendung am Hofe ward immer anstößiger; wir müßten aber zu tief in die Einzelnheiten eingehen, wenn wir dies näher nachweisen wollten. Heinrich nahm zur Münzverfälschung seine Zuflucht und die großen Herren fischten im Trüben.

Wir finden die Letzteren bald einmal, wenn sie ihren Vortheil dabei fanden, mit dem Könige ausgesöhnt, bald wieder in offener Fehde mit ihm, bis nach der Niederkunft der Königin im Jahre 1462 der Zwist ganz ernstlich ward. Jedermann hatte schon vorher behauptet, nicht der König, sondern Bertrand de la Cueva sei der Vater des von der Königin zu gebärenden Kindes; Heinrich hatte aber auf einmal eine große Zärtlichkeit für seine Gemahlin affectirt. Er hatte sie von Aranda bis in die Nähe von Madrid unter glänzender Begleitung in einer Sänfte bringen lassen und war dann, indem er sie hinter sich auf das Maulthier nahm, mit ihr durch die Straßen der Stadt Madrid bis in das Alkazar geritten, in welchem Beide abstiegen. Dies Alles wurde als eine feindselige Demonstration gegen seinen Bruder Alfons und gegen seine Schwester Isabella angesehen.

Auch erkannte er, als seine Gemahlin im Anfange des Jahres 1462 mit einer Tochter niederkam, diese nicht nur als sein Kind an, sondern er erklärte sie sogar für seine Nachfolgerin im Reiche. Dieses Kind, welches den Namen Johanna erhielt, ward durch den Erzbischof von Toledo mit großer Feierlichkeit getauft und Heinrich's Schwester, Isabella, hob dasselbe aus der Taufe. Man nannte es aber im ganzen Reiche nicht Johanna, sondern Bertrandeja, weil es allgemein für eine Tochter Bertrand's de la Cueva galt. Die Geschwister des Königs und sogar alle Großen erkannten es als Heinrich's Nachfolgerin an; die Letzteren protestirten jedoch insgeheim und beriefen sich nachher auf diese Protestation, als sie dem Könige noch einmal harte Vorwürfe machten und auf Abhülfe ihrer Beschwerden drangen. Heinrich wußte von 1462 bis 1464 bald auf die eine, bald auf die andere Weise auszuweichen und machte mit Hülfe des Papstes den Bertrand de la Cueva sogar zum Großmeister von St. Jago.

Schon ehe dies geschehen war, hatte sich auch Johann Pacheco, Marquis von Villena, welcher von Bertrand ganz verdunkelt wurde, mit den anderen Großen zur Protestation gegen die Echtheit der Johanna vereinigt. Im Jahre 1464 verlangten endlich die Geistlichkeit und die Ritterschaft in einer Versammlung zu Burgos mit drohenden Worten, daß der König seinen Bruder Alfons als Nachfolger anerkennen, Bertrand de la Cueva von seinem Hofe entfernen, ihm die Großmeister-Würde von St. Jago entziehen und dieselbe seinem Bruder, dem sie früher bestimmt gewesen war, übertragen solle. Auch König Johann II. von Aragonien, der freilich wegen des Krieges in Catalonien und wegen der Empörung in Barcelona sich bis zum Jahre 1473 nicht viel um Castilien bekümmern konnte, trat mit den verbündeten Großen in Unterhandlung, sobald er hörte, daß Heinrich mit dem Könige von Portugal eine Besprechung wegen der Verheirathung seiner Schwester Isabella gehabt habe. Johann II. suchte die damals dreizehnjährige Isabella für seinen um ein Jahr jüngeren Sohn Ferdinand den Katholischen zu erhalten. Da nun auch die Stände von Castilien sie diesem gewähren wollten, so kam nach langen Berathungen und Unterhandlungen, welche vom Juli bis Ende September dauerten, zwischen Johann von Aragonien und den unzufriedenen Großen Castiliens ein förmlicher und fester Vertrag zu Stande, dessen wesentlichen Inhalt Zurita uns wörtlich mittheilt. Nach seinem Bericht erklärten alle Theilnehmer unter feierlichen Schwüren, diesen Vertrag streng geheim halten zu wollen; König Johann leistete den Eid nach spanischem Herkommen in die Hände des Pero Nunez Cabeça de Vaca, Prinz Ferdinand in die Hände

eines anderen Ritters. Die Nachricht von diesem Schritte seiner Großen bewog den König Heinrich, sich dem Verlangen derselben zu fügen und mit dem von ihnen gesandten Johann Pacheco, seinem früheren Lieblinge, eine förmliche Uebereinkunft abzuschließen. Er versprach, nicht nur seinen Bruder Alfons dem Johann Pacheco als Bevollmächtigten der Großen zu übergeben und in die Anerkennung desselben als seines Erben und Thronfolgers einzuwilligen, sondern auch den Bertrand de la Cueva als Geisel des Vertrages dem Gonzalez de Saavedra, welcher in der Festung Portillo commandirte, zu überliefern, ihm die Großmeisterschaft von St. Jago zu entziehen und dagegen eine päpstliche Bulle auszuwirken, durch welche dieselbe seinem Bruder übertragen werde. Ueber alle übrigen Punkte sollte eine aus vier Herren bestehende gemischte Commission entscheiden, welche zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Mißvergnügten zu ernennen wäre und bei der, im Falle sie nicht einig werden könnten, Alfons d'Oropesa, General-Prior des Hieronymiten-Ordens, als Obmann den Ausschlag geben sollte.

Da Johann von Aragonien immer noch mit dem Kriege gegen Barcelona beschäftigt war, so bedachte sich Heinrich sehr lange, ehe er Anstalt machte, sein Versprechen zu erfüllen. Erst im Anfange des Jahres 1465 lieferte er endlich seinen Bruder Alfons aus und verschaffte ihm das Großmeisterthum von St. Jago, entschädigte aber zugleich Bertrand de la Cueva dadurch, daß er ihn zum Herzog von Albuquerque ernannte. Auch die schiedsrichterliche Commission ward in Medina del Campo versammelt; es war aber vorauszusehen, daß der schwache König sich dem Spruche derselben nicht unterwerfen werde. In der That faßte er im Vertrauen darauf, daß einige der Verschworenen zu ihm kamen und Pacheco mit ihm unterhandelte, plötzlich den Entschluß, sich dem Spruche zu entziehen, weil man ihm gesagt habe, es werde ihm nichts als der leere Königstitel übrig bleiben. Er war nach Olmedo gegangen und hatte tausend Lanzen zu sich entboten. Dies benutzten die Schiedsrichter, um zu erklären, Heinrich wolle sie aufheben lassen, obgleich der Ungrund ihrer angeblichen Befürchtung schon daraus hervorging, daß die Führer der von Heinrich aufgebotenen Truppen sich nicht zu ihm, sondern zu den Mißvergnügten begaben. Sie beschlossen, nachdem sie Rechtsgelehrte befragt hatten, den König förmlich und feierlich abzusetzen und seinen Bruder Alfons, welcher noch ein Knabe war, als Herrscher auszurufen. Das Volk wurde dabei gar nicht gefragt. Die unzufriedenen Herren bildeten mit ihren Vasallen, ihrer Begleitung und ihren Söldnern eine Art von Volksversammlung und in dieser nahm dann der

Erzbischof von Toledo die lächerliche Ceremonie der Absetzung des einen Königs und der Einsetzung des anderen vor. Die Versammlung wurde bei der Stadt Avila auf einer Ebene gehalten, wo man auf einem hohen Gerüste einen Thron errichtet und auf denselben eine mit Krone, Scepter, Schwert und allen anderen Insignien der Königswürde versehene Figur gesetzt hatte, welche Heinrich IV. vorstellen sollte. Zuerst wurde der Versammlung eine ausführliche Erklärung vorgelesen, in welcher alle Fehler Heinrich's angegeben waren und zugleich vermittelst mehrerer Beispiele aus der Geschichte zu beweisen gesucht wurde, daß man nach altem Herkommen (more majorum) das Recht habe, den König wegen solcher Fehler abzusetzen. Dann stieg der Erzbischof von Toledo auf das Gerüst, um der Figur die Krone vom Haupte zu nehmen und hierauf wurden dieser durch Pacheco, durch den Grafen von Palencia, durch den Großmeister von Alcantara und durch die Grafen von Benavente und Paredes die anderen Zeichen der königlichen Würde entrissen. Nachdem dies geschehen war, wurde die des Schmuckes beraubte Figur unter dem Geschrei und Geheul der versammelten Menge mit Fußtritten herabgestürzt. Unmittelbar darauf setzte man den elf Jahre alten Prinzen Alfons auf den Thron und hier wurde derselbe zuerst von den versammelten geistlichen und weltlichen Großen und dann vom Volke als König begrüßt. Der päpstliche Legat hatte, bevor diese theatralische Ceremonie stattfand, seine Vermittelung angeboten und bedrohete die Großen, welche sich an der anstößigen Handlung betheiligt hatten, mit dem Bann. Daneben gingen fortwährende Heirathspläne; von Aragonien aus hielt man an dem Plane fest, um Isabella zu werben. Heinrich wußte sich nicht zu helfen, obgleich das spanische Volk mit dem Benehmen der Herren nicht zufrieden war und überall zwei Parteien entstanden. Die Seele der ganzen Verbindung gegen ihn war die Familie Pacheco, besonders die beiden Brüder, der Marquis von Villena und der Großmeister von Calatrava, Don Pedro de Giron, sowie der Erzbischof von Toledo; für Heinrich waffneten sich der Graf von Haro und Don Diego de Mendoza, Marquis von Santillana. Die beiden Letzteren führten eine bedeutende Macht ins Feld und waren Herren im Norden. Auch die meisten Städte erklärten sich für Heinrich; nur Sevilla, Cordova, Burgos und Toledo, sowie das volkreiche Valladolid hielten zu seinen Gegnern. Doch verließ die letztere Stadt später die Partei der Unzufriedenen. Heinrich wagte nicht seine Sache mit den Waffen auszumachen und ärgerte die Ritter, welche für ihn ins Feld zogen, dadurch, daß er sich mit seinem ehemaligen Lieblinge, dem Marquis von Villena, stets in Unterhand-

lungen einließ und jedes Mal, wenn das Glück ihm günstig war, lange Waffenstillstände abschloß.

Castilien hatte damals zwei Könige, einen Knaben und einen halb blödsinnigen Wüstling. Am Hofe des Letzteren befand sich noch immer Bertrand de la Cueva, jetzt Herzog von Albuquerque, sowie die Infantin Isabella nebst ihrer Mutter. Isabella war bekanntlich dem Erben von Aragonien zur Gemahlin versprochen worden und die Familie Pacheco fürchtete nichts mehr, als daß man sie mit demselben vermählen möchte. Um dies zu verhindern, erbat sich Johann Pacheco die Erlaubniß einer persönlichen Unterredung mit Heinrich und beredete ihn (1466) zu einer lächerlichen Uebereinkunft, welche der Erzbischof von Sevilla in Segovia vorbereitet hatte, die aber der Erzbischof von Toledo zu Stande bringen half. Die drei Herren versprachen, den neuen König Alfons aufzugeben, wenn Heinrich seine Schwester Isabella mit dem Großmeister des Ordens von Calatrava, Don Pedro de Giron, vermählen wolle. Dieser Plan war abenteuerlich und lächerlich, weil Don Pedro ein bejahrter Mann war, bereits aus einer früheren Ehe mehrere Söhne hatte und durch die Annahme der Großmeister-Würde geistlich geworden war, weil er also, um Isabella heirathen zu können, nicht nur sein Großmeisterthum niederlegen, sondern auch sich eine besondere Erlaubniß vom Papste auswirken mußte. Indessen wäre dadurch die Ausführung des Planes nicht verhindert worden; denn der Papst ertheilte jene Erlaubniß und Don Pedro legte seine Großmeister-Würde nieder. Auch entfernte der König seine bisherigen Rathgeber, den Bischof von Calahorra und den Herzog von Albuquerque, von sich; nun sollte noch Isabella selbst gezwungen werden, ihre Einwilligung zu geben. Der ganze Plan zerrann jedoch, weil Don Pedro gleich nachher starb. Von diesem Augenblicke an wendete sich die Familie Pacheco und Alles, was ihr anhing, wieder zu Alfons zurück; Heinrich aber suchte das Erbrecht seiner Tochter Johanna zu sichern, deren echte Geburt er aufs Neue behauptete.

Jetzt wurde Spanien wieder durch einen schrecklichen Bürgerkrieg verheert, in welchem Heinrich und seine Anhänger nicht blos die Mißvergnügten, sondern auch die Aragonier, welche den Anspruch ihres Infanten Ferdinand an die Hand der Isabella verfochten, zu bekämpfen hatten. Jeder Ritter zog auf Raub aus, jeder Besitzer eines Dorfes oder einer Stadt regierte als souveräner Herr; die Städte aber erneuerten, um sich gegen Räuber zu wehren und den Verkehr zu sichern, die schon früher bestandene Einrichtung bezahlter Milizen und gaben denselben bald eine feste Organisation, durch welche sie

dem König Ferdinand, sowie der Inquisition als heilige Brüderschaft (santa hermandad) treffliche Dienste leistete. Erst nach der Mitte des Jahres 1467 entschlossen sich beide Parteien, den Streit zwischen Heinrich und seinem Bruder Alfons durch einen Kampf auf offenem Felde zu entscheiden. Diese Schlacht ward am 20. August 1467 bei Olmedo geliefert, wo einst Alvaro de Luno einen glänzenden Sieg erfochten hatte. Auf Seiten Heinrich's hatte Bertrand de la Cueva die Hauptrolle im Heere, bei seinen Gegnern aber der Erzbischof von Toledo, und zwar dieser nicht blos als Anführer, was sich allenfalls noch mit seinem Stande und Amte vereinigen ließe, sondern auch als fechtender Ritter des jungen Alfons. Heinrich selbst zeigte sich in der Schlacht nach seiner gewöhnlichen Art erbärmlich und feige und verließ gleich anfangs den Kampfplatz; Bertrand de la Cueva dagegen wird von den Spaniern, welche überhaupt die Schönheit, die Gewandtheit, die Ritterlichkeit und die Großmuth desselben nicht genug preisen können, als das Ideal eines Generals und Ritters geschildert. Beide Theile zogen sich nach einem mehrstündigen Kampfe zurück, ohne daß sich einer des Sieges rühmen konnte. Gleich darauf wollte der Papst Paul II. sich des abgesetzten Königs annehmen und schleuderte einen Bannfluch gegen die empörten Großen; diese gaben ihm aber eine Antwort, welche Prescott*) in seine Geschichte Ferdinand's und Isabella's aufgenommen hat und die uns zeigt, daß die Castilianer trotz des Rufes von Aberglauben, in welchem sie stehen, doch das Geistliche und Weltliche besser auseinander zu halten verstanden, als die Deutschen. Sie erwiderten nämlich dem päpstlichen Gesandten: der Papst werde durch die Leute irre geleitet, welche ihn glauben machten, daß er befugt sei, sich in die weltlichen Angelegenheiten Castiliens zu mischen; sie hätten ein vollkommenes Recht, ihren Monarchen abzusetzen, wenn sie Grund dazu zu haben glaubten und sie würden dasselbe auch ausüben.

Die Verwirrung, welche damals in ganz Spanien herrschte, die Spaltungen, das Rauben und Morden, die zerstörenden Folgen der Zwietracht, welche nicht nur zwischen Städten und Dörfern, sondern sogar auch zwischen einzelnen Straßen und Familien waltete, werden uns mit den grellsten Farben geschildert. Im Juli 1468 starb Alfons in dem einige Stunden von Avila entfernten Dorfe Cardenosa eines

---

*) William Prescott, † 1859 zu Boston; einige seiner Hauptwerke beziehen sich auf die Geschichte Spaniens. Die angeführte Stelle findet sich in der 1842 zu Leipzig erschienenen deutschen Uebersetzung seiner „History of Ferdinand and Isabella“, I, 149.

plötzlichen Todes; er wurde morgens todt im Bette gefunden. Die Anarchie nahm nach seinem Tode noch mehr zu. In Sevilla und Cordova herrschte Bürgerkrieg; die Kirchen wurden wie Festungen erstürmt; in Toledo gingen 4000 Häuser in Flammen auf; alle Familienparteiungen erwachten wieder. Die Herren, welche im Namen des Infanten Alfons regiert hatten, mußten des Volkes wegen sich ein anderes Glied der königlichen Familie aussuchen, welches sie an ihre Spitze stellen könnten. Sie warfen ihr Auge auf die Infantin Isabella. Diese war nebst ihrer Mutter lange in Heinrich's Gewalt und von Zeit zu Zeit auch an dessen Hofe gewesen, hatte sich aber nach der Schlacht bei Olmedo in ein Kloster zu Avila zurückgezogen. Hier erschien plötzlich der Erzbischof von Toledo bei ihr, um ihr im Namen der Empörten die Krone anzubieten. Die Prinzessin weigerte sich standhaft, bei Lebzeiten ihres Bruders die Regierung zu übernehmen; sie ließ sich aber gefallen, daß Heinrich's Gegner ihre Rechte gegen dessen angebliche Tochter Johanna verfochten, welche der König noch immer als sein Kind anerkannte, obgleich die Aufführung seiner Gemahlin fortdauernd so anstößig war, daß man laut forderte, er solle sie aus dem Reiche schicken. Es wurde eine persönliche Zusammenkunft zwischen Heinrich und Isabella veranstaltet und ein Vertrag geschlossen, welchen Beide am 5. September 1468 zu Toros de Guisando feierlich anerkannten, den aber Heinrich so wenig zu halten gedachte, daß er zum Bruche des Vertrages schon bei der Unterzeichnung desselben mit Pacheco insgeheim in Verbindung getreten war. Der Vertrag von Toros de Guisando setzte fest: der König solle eine allgemeine Verzeihung verkünden, sich von der Königin, deren Untreue als notorisch angenommen ward, scheiden lassen und sie in ihr Vaterland zurückschicken; Isabella solle in Asturien, der den Thronfolgern angewiesenen Provinz, ihren Sitz nehmen, ein standesmäßiges Einkommen erhalten und sogleich als rechtmäßige Erbin von Castilien und Leon anerkannt werden; ferner solle, um ihr diesen Titel zu ertheilen, innerhalb 40 Tagen eine Ständeversammlung gehalten werden, welche zugleich die Mißbräuche in der Verwaltung des Reiches abzuschaffen habe; und endlich dürfe Isabella zu keiner Ehe gezwungen werden, sich aber auch nicht ohne Erlaubniß ihres Bruders vermählen. Die in Folge dieses Vertrages zusammengerufenen Stände bestätigten denselben in Ocagna und erklärten Isabella zur Nachfolgerin ihres Bruders.

Die öffentliche Verkündigung, daß Isabella die Erbin von Castilien sei, vermehrte noch die Zahl von Werbungen um ihre Hand. Wir wollen die verschiedenen Bewerber und ihre Ansprüche oder

Verdienste hier nicht aufzählen, da wir schon in der Geschichte von Aragonien erwähnt haben, daß der aragonische Infant Ferdinand nicht nur Erbe der Reiche seines Vaters Johann II. und seines Oheims Alfons V. war (nur Neapel war an einen anderen Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfons' V., gekommen), sondern zugleich auch die ausgezeichnetsten Vorzüge des Letzteren besaß und in jeder Beziehung als der Würdigste gelten konnte. Dieser Prinz, welcher um jene Zeit mit dem Kriege in Catalonien beschäftigt war, vereinigte alle Eigenschaften eines glänzenden Ritters und eines schlauen Regenten mit einer schönen Gestalt. Seine muthige und kluge Mutter Johanna hatte ihn von Kindheit an ganz anders erzogen, als man die spanischen Könige zu erziehen pflegte; er hatte unter ihrer Leitung schon im Knabenalter alle Gefahren des Krieges bestanden und die Feldzüge in Catalonien, sowie die Belagerung von Barcelona mitgemacht. Er war ferner, als seine Vermählung mit Isabella zur Sprache kam, von seinem Vater bereits zum König von Sicilien erklärt und zu dessen Stellvertreter in Aragonien ernannt. Isabella konnte daher keinen Prinzen wählen, der geeigneter gewesen wäre, die Monarchie, die Ordnung und die Ruhe in Castilien wieder herzustellen; gerade deshalb aber mußten Pacheco und seine Genossen wünschen, daß Ferdinand nicht der Gemahl ihrer künftigen Herrscherin werde. Auch die Familie Mendoza, die sich zur Zeit der Unruhen große Verdienste um Heinrich IV. erworben hatte, war gegen eine Verbindung, welche das castilianische Reich mit aragonischer Herrschaft bedrohte. Diese Familie und die Partei Pacheco's nahmen sich daher jetzt der Johanna an, welche in Folge der nicht aufgelösten Ehe Heinrich's für dessen Tochter galt (filia est, quam nuptiae declarant), und suchten ihr dadurch eine Stütze zu verschaffen, daß sie den schwachen König bewogen, Unterhandlungen wegen einer Vermählung seiner Schwester Isabella mit dem Erben des portugiesischen Reiches anzuknüpfen. Auch erschien wirklich eine glänzende portugiesische Gesandtschaft bei Isabella zur Werbung; diese weigerte sich aber standhaft, obgleich man sie heftig ängstigte und bestürmte, und das Volk erklärte sich laut für sie. Alles dies hätte freilich die Sache nicht hintertreiben können; allein zum Glück für Isabella waren diesmal Pacheco und der Erzbischof von Toledo verschiedener Meinung. Der Letztere und seine Partei waren für Ferdinand und ließen sich im Auftrage der Isabella auf dieselbe Weise mit Aragonien ein, wie die Gegenpartei, auf König Heinrich gestützt, mit Portugal in Unterhandlung getreten war. So geschah es denn, daß Isabella dem Erben von Aragonien ihre Hand versprach und daß hierauf König Johann II. einen Ge-

sandten mit unbeschränkter Vollmacht nach Ocagna schickte, um mit den Großen, welche Isabella's Sache zu vertheidigen übernommen hatten, einen Heiraths-Vertrag zu schließen. Dieser Vertrag wurde am 7. Januar 1469 von Ferdinand zu Corvera unterzeichnet. Ferdinand gab in demselben das Versprechen, die Gesetze des Reiches Castilien zu beobachten, seine Residenz in dasselbe zu verlegen und es ohne Einwilligung seiner Gemahlin nicht zu verlassen; ferner kein Eigenthum der Krone zu veräußern, keinen Ausländer bei Besetzung der Gemeindeämter vorzuziehen und überhaupt keine Civil- oder Militär-Stelle ohne Bewilligung und Bestätigung seiner Gemahlin zu vergeben, die Ernennung zu geistlichen Pfründen aber ihr ganz allein zu überlassen. Außerdem verpflichtete sich Ferdinand, den Krieg gegen die Mauren zu führen, den König Heinrich IV. in Ehren zu halten, jeden Adeligen in seinem Besitze und seinen Würden zu schützen und die Güter, die sein Vater zur Zeit des Alvaro de Luna in Castilien verloren hatte, nicht zurückzufordern.

Dieser Schritt der Partei des Erzbischofs von Toledo veranlaßte im Laufe des Jahres 1469 neue Bewegungen in Castilien; beide Theile griffen wieder zu den Waffen und jede Verbindung zwischen Aragonien und Castilien wurde gehemmt. Isabella ward auf der Burg Madrigal, in welche sie sich begeben hatte, von Pacheco's Anhängern eine Zeit lang eingeschlossen und gleichsam gefangen gehalten; ihre Freunde befreiten sie aber mit Gewalt und brachten sie dann nach Valladolid, wo sie unter dem Schutze der sehr zahlreichen Bürgerschaft ganz sicher war. Hierauf ließen sie sogleich (October 1469) den Infanten Ferdinand durch Eilboten nach Castilien rufen, damit seine Vermählung mit Isabella so schnell als möglich vollzogen werde. Ferdinand, welcher damals im 18. Lebensjahre stand, machte sich alsbald von vier Personen begleitet auf den Weg, gelangte aber nur unter den größten Gefahren und manchen Abenteuern von Saragossa nach Valladolid, weil den Gegnern Alles daran lag, die Heirath zu verhindern. Die Spanier lieben, wie die Araber, das Wunderbare und schmücken ihre Geschichte mit demselben aus; wir wagen daher nicht ganz unbedingt, dem einem Roman gleichenden Bericht von der Verbindung zweier königlichen Verlobten wörtlich zu folgen, weil wir so viel als möglich jede Poesie und Rhetorik vermeiden. Gewiß ist, daß Isabella gleich beim ersten Anblicke des Bräutigams eine heiße spanische Zuneigung zu demselben faßte und daß sie ihr ganzes Leben hindurch dieser Leidenschaft treu blieb. Beide, Braut und Bräutigam, waren übrigens echte Repräsentanten des castilianischen und aragonischen Volks-Charakters: Beide waren eifrig für den rechten Glauben

oder vielmehr für den Kirchenglauben, Beide waren im Unglück gereift, Beide waren schon als Kinder in politische Händel verwickelt und auch in diejenige Art von Klugheit eingeweiht, die, soweit sie sich auch oft von der Moral entfernt, doch in Zeiten der Unruhen und Parteiungen die einzige ist, durch welche die revolutionäre Politik der dem Regenten feindlichen Parteien bekämpft werden kann. Diese Politik befolgte man auch bei der Vermählung Ferdinand's und Isabella's, welche am 19. October 1469 in der Wohnung der Isabella unter den Augen von mehreren tausend Menschen gefeiert ward; denn Ferdinand's mütterlicher Großvater Friedrich, Admiral von Castilien, und der Erzbischof von Toledo, welche die Verbindung eingeleitet hatten, bedienten sich bei der Vollziehung derselben eines Kniffes. Der Erzbischof zeigte nämlich, da man zu der Trauung einer päpstlichen Dispensation bedurfte, eine Urkunde vor, in welcher dieselbe ertheilt war; dieses Document war aber, wie später bewiesen wurde, untergeschoben, und erst einige Jahre nachher ertheilte Papst Sixtus IV. eine echte Dispensations-Urkunde. Nachdem die Vermählung vollzogen war, zeigte man sie dem König Heinrich an. Dieser nahm keine Notiz davon, sondern bestand auf dem Vorsatze, Johanna als seine Tochter geltend zu machen. Er verlobte dieselbe am 8. October 1470 mit Ludwig's XI. Bruder, dem Herzoge von Guyenne. Dies war jedoch ein bloßes Possenspiel, da Ludwig XI., obgleich er die Sache mit betrieb, durchaus nicht Willens war, die Vermählung seines Bruders mit Johanna zuzugeben. Uebrigens starb auch der Herzog von Guyenne, noch ehe an den Vollzug seiner Heirath gedacht werden konnte. Eine spätere Verlobung der damals neun Jahre alten Prinzessin mit einem Neffen des Königs von Aragonien war eben so lächerlich und wurde ebenfalls wieder aufgegeben.

Die Verwirrung und die gegenseitigen Befehdungen dauerten fort und sowohl der Hof Ferdinand's und der Isabella, als auch König Heinrich und seine Leute litten oft am Nöthigsten Mangel, während die Großen durch Verschwendung und Luxus die Sitten verdarben. Der aragonische König Johann II. war unterdessen mit dem Kriege gegen Barcelona so sehr beschäftigt, daß er seinen Sohn zweimal nach Catalonien rufen mußte. Das erste Mal (1473) war Ferdinand kaum nach Castilien zurückgekehrt, als er durch einen Krieg, welcher wegen der Grafschaft Roussillon zwischen Aragonien und Frankreich ausbrach, schon wieder genöthigt wurde, seinem Vater zu Hülfe zu eilen. Diesmal leisteten ihm die Castilianer wesentliche Dienste; denn er fiel, als sein Vater von einem sehr bedeutenden Heere in Perpignan belagert wurde und bereits aufs Aeußerste gebracht war, mit 9000

Castilianern den Franzosen in den Rücken und nöthigte sie zu einer schnellen, schimpflichen Flucht. Hierauf kam zwar (im September 1473) eine Uebereinkunft zwischen Johann II. und Ludwig zu Stande; diese wurde aber nicht beobachtet und der Krieg begann im folgenden Jahre aufs Neue. Die Franzosen drangen in Roussillon und Cerdagne ein, besetzten die früher verlorenen Plätze wieder und rächten den im vorhergehenden Jahre erlittenen Schimpf, weil Ferdinand in Castilien verweilen mußte. Hier hoffte man endlich eine Aussöhnung zwischen ihm und König Heinrich zu Stande zu bringen. Im December des vorigen Jahres (1473) hatte nämlich die Gemahlin des Commandanten der Burg von Segovia, Andres de Cabrera, während der Abwesenheit Ferdinand's eine Zusammenkunft der Isabella mit ihrem Bruder Heinrich in Segovia vermittelt, um den Letzteren zu einer förmlichen Billigung der mit Ferdinand geschlossenen Ehe zu bewegen. Auch Ferdinand begab sich, sobald er zurückgekehrt war, nach Segovia zu seinem Schwager. Er wurde sehr freundlich empfangen und der Weg zur Aussöhnung schien gebahnt; allein gleich darauf zeigte sich, daß bei einem Fürsten von Heinrich's Charakter durchaus auf nichts zu rechnen sei. Heinrich ließ sich von einem der Leute, die den Zwist zu unterhalten wünschten, einflüstern, daß der Commandant der Burg von Segovia, auf welcher die königlichen Schätze aufbewahrt wurden, üble Absichten gegen ihn habe; er wollte sich deshalb der Person seiner Schwester bemächtigen und obgleich dies vereitelt wurde, so kam es doch auch nicht zu einer Aussöhnung; ja, er erklärte vor seinem Hinscheiden nochmals die Prinzessin Johanna, die man Bertrandilla nannte, zur Thronfolgerin. Aber sein am 11. December 1474 erfolgter Tod machte endlich dem langen Streit ein Ende; denn schon zwei Tage nachher wurde Isabella als Königin von Castilien ausgerufen.

Mit der Regierung von Ferdinand und Isabella über Castilien, sowie nachher über Aragonien und später über Neapel beginnt eine ganz neue Periode nicht blos der spanischen, sondern der ganzen europäischen Geschichte. Wir brechen daher hier ab, um im folgenden Bande, ehe wir mit Fortsetzung der spanischen Geschichte entschieden das Gebiet der Neuzeit betreten, noch die Geschichte Italiens bis auf Karl's VIII. Zug nach Neapel einzuschieben. Wir verbinden auch absichtlich die Geschichte der letzten Jahre des 15. Jahrhunderts mit der des 16., damit ohne weitläufige Erörterungen, durch bloße Zu-

sammenstellung der Thatsachen anschaulich gemacht werde, auf welche Weise sich im Anfange des 16. Jahrhunderts dasjenige bildete, was man, Gott weiß mit welchem Rechte, europäisches Staaten-System nennt. Schon im 15. Jahrhundert führte Ludwig XI. italienische Politik und diplomatische Künste in das Leben ein; sein Sohn, Karl VIII., folgte in den auswärtigen Angelegenheiten seinen Spuren, und Beider Geschichtschreiber, Comines, erfand eine ganz neue Art von pragmatischer Geschichtschreibung, durch welche die neuere Politik und italienische Staatsweisheit in Theorie und Praxis handgreiflich gemacht wurden. Was die Franzosen und Italiener gesäet hatten, ernteten unter Ferdinand und Isabella und später unter Karl V. die Spanier. Die Deutschen allein standen überall zurück, weil sie verhältnißmäßig ehrlich, einfach und treu blieben, weil sie also, wie ihr Kaiser Maximilian I. wiederholt laut klagte, stets die Betrogenen waren. Italien blieb im 16. Jahrhundert der Tummelplatz der drei Hauptnationen; Rom und der Papst waren in alle Händel gemischt, so daß durch den Letzteren auch England eine Rolle in den Continentalhändeln erhielt. Wir werden deshalb, ehe wir vom 16. Jahrhundert und von der Veränderung handeln, welche durch die Reformation und durch die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen und Spanier in beiden Indien herbeigeführt ward, noch einen Blick auf den Zustand Italiens in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts werfen. Es wird sich zeigen, daß dieses Land damals den höchsten Glanz erreicht hatte und den größten Reichthum besaß. Es wird sich aber auch zugleich ergeben, daß die Zeit des höchsten Wohlstandes, sowie der Blüthe der Künste, der Wissenschaften und der ganzen Civilisation dort ebenso, wie überall in der Geschichte, eine Zeit des Sophistisirens, der Zerstörung der Sitten und des Unterganges der wahren Religiosität, also eine Zeit der Auflösung der inneren Bande der Gesellschaft war, welche durch kein äußeres Band ersetzt werden können.

Berichtigung.

Die Note S. 33 bezieht sich nicht auf das Buch **de reformatione animae** (S. 32, Z. 1 v. u.), sondern auf das 9 Zeilen weiter oben genannte de imitatione Christi; für letzteres wird die Autorschaft Gerson's noch sehr eifrig verfochten von Geruzez in der vierten Ausgabe seiner preisgekrönten **Histoire de la littérature française**, Paris, bei Didier, 1863, S. 229.

Inhalt des achten Bandes.

Geschichte des Mittelalters.

Schlosser, Friedrich Christoph, / Jäger, Oskar, / Kriegk, Georg Ludwig,

Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk mit Zugrundelegung der Bearbeitung ; mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart

Bd.: 8

Oberhausen [u.a.] 1872